DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.



DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE WOCHE

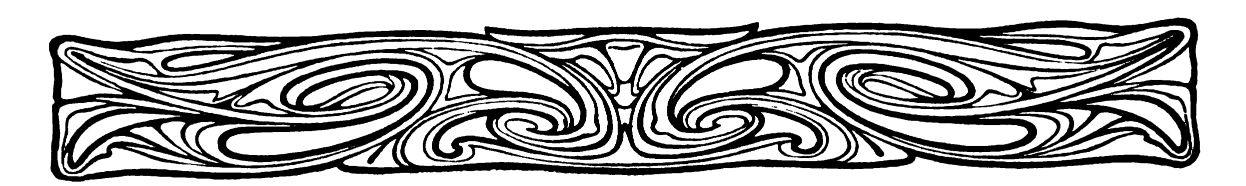
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1915.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Musik.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B









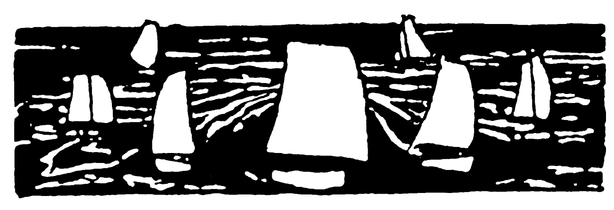




DIE WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 2. Oktober 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

21. September.

Im Abschnitt Souchez—Arras unterhält die französische Artillerie fast ununterbrochen starkes Feuer; in der Gegend von Neuville kommt es zu Handgranatenkämpfen.

22. September.

Die Zeichnungen auf die dritte deutsche Kriegsanleihe haben eine Summe von 12,060 Millionen (zwölf Milliarden 60 Millionen) erbracht.

Zwischen Souchez und Neuville sowie östlich von Roclincourt greifen die Franzosen an. Die Angriffe brechen im Feuer vor unseren Hindernissen zusammen.

Oestlich von Smelina (südwestlich von Dünaburg) brechen unsere Truppen in die feindliche Stellung in einer Breite von 3 Kilometer ein.

Vor einer Anzahl von Anhängern der Regierung erklärt Radoslawow, daß Bulgarien nunmehr eine bewaffnete Neutralität annehmen werde.

23. September.

Westlich von Dünaburg gelingt es, in die russische vorgeschobene Stellung einzudringen.

24. September.

Die Artillerie- und Fliegertätigkeit auf der ganzen Westfront steigerte sich im Laufe des gestrigen Tages. Ein südlich von La Bassée angesetzter Angriff weißer und farbiger Engländer scheitert bereits in unserem Artilleriefeuer.

Der König von Griechenland ordnet die Mobilisierung von 20 Jahrgängen an. Eine amtliche Mitteilung betont, daß die Mobilisierung nur als Sicherheitsmaßnahme zu betrachten ist.

25. September.

Auf der ganzen Front vom Meere bis an die Vogesen nimmt das feindliche Feuer an Stärke zu und steigert sich östlich von Ypern, zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras sowie in der Champagne von Prosnes bis zu den Argonnen zu äußerster Heftigkeit. Die nach der zum Teil fünfzigstündigen stärksten Feuervorbereitung erwarteten Angriffe haben begonnen. Zwischen den Bahnen von Ypern und Roulers und nach Comines stießen die Engländer heute früh vor. Ihr Angriff ist auf dem Nordflügel abgeschlagen. Ferner greifen sie nordöstlich und südöstlich von Armentières und nördlich des Kanals von La Bassée an. Die Franzosen werden bei Souchez und beiderseits von Neuville zurückgeschlagen.

In der Champagne, von Prosnes bis zu den Argonnen, erfolgen französische Angriffe, die an den meisten Stellen abgewiesen werden.

26. September.

Die Kämpfe im Westen nehmen ihren Fortgang, ohne die Angreifer ihrem Ziele in nennenswerter Weise näher zu bringen. Im Ypern-Abschnitt erleidet der Feind große Verluste. Südwestlich von Lille gelingt es dem Gegner, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zurückzudrücken. Der im Gange befindliche Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Zahlreiche andere Angriffe auf dieser Front werden glatt abgeschlagen, an vielen Stellen mit schwersten Verlusten für den Gegner.

Auch bei dem Ringen zwischen Reims und Argonnen muß nördlich von Perthes eine deutsche Division ihre durch nahezu siebzigstündige, ununterbrochene Beschießung zerstörte vorderste Stellung räumen und die zweite, 2 bis 3 Kilometer dahintergelegene einnehmen. Im übrigen aber scheitern auch hier alle feindlichen Durchbruchsversuche.

27. September.

Im Ypernabschnitt wiederholt der Feind seine Angriffe nicht. Südwestlich von Lille ist die große feindliche Offensive durch Gegenangriff zum Stillstand gebracht. Die Offensive zwischen Reims und Argonnen macht keinerlei Fortschritte, sämtliche Angriffe des Feindes scheitern unter schwersten Verlusten für ihn.

Im Rigaischen Meerbusen werden russische Kriegschiffe, darunter ein Linienschiff, durch deutsche Flieger angegriffen.

Auf der Südwestfront von Dünaburg wird dem Feind eine weitere Stellung entrissen.

○ ○ ○

Ortelsburg und andere Patenstädte.

Von Wirkl. Geh. Rat Wermuth,
Oberbürgermeister der Stadt Berlin.

Die Hilfe für die von den russischen Verwüstungen am härtesten betroffenen Gegenden Ostpreußens ist jetzt von allen Seiten kräftig und planvoll in die Wege geleitet. Der Staat hat begonnen, in großem Stile zu arbeiten. Wenn er auch noch nicht genügend Unterlagen besitzt, um seiner peinlichen Genauigkeit gemäß die Unterstützungen von Anfang bis zu Ende auszurechnen, so hilft er doch in kluger und, soviel ich sehe, zureichender Art durch vorläufige Unterstützungen, die es den ihres Obdachs beraubten Bewohnern ermöglichen, sich durch den Winter durchzuhelfen und vor allem schon jetzt Hand anzulegen zum Wiederaufbau ihres Heims. Vorsicht auf seiten des Staates ist durchaus am Platze und dringend anzuraten. Denn nichts wäre bedenklicher, als wenn sich ein Unterstützungsystem bildete, das nicht auf strengster Prüfung des tatsächlich eingetretenen und unmittelbar nachweisbaren Schadens beruhte. Genug wird sicher gegeben werden; die Sorge ist nur, daß die Gabe stets und ausschließlich an den rechten Mann kommt.

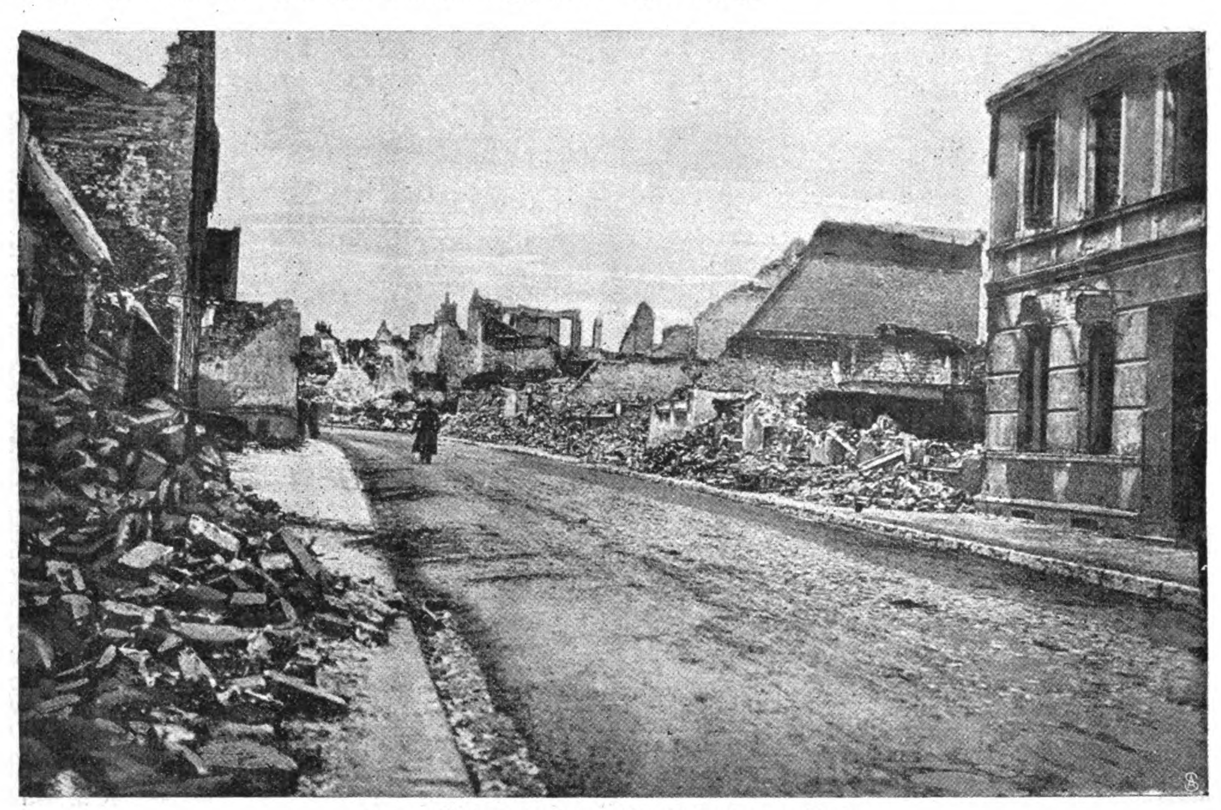
Man könnte nun fragen, was es noch für einen Zweck habe, daß neben dem staatlichen Apparat auch die nicht amtliche Anteilnahme und Wohltätigkeit sich regt. Daß insonderheit Patenstädte erstanden sind, die je einen

kleineren Bezirk Ostpreußens unter ihre besondere Obhut nehmen möchten.

Der Ausdruck Patenstadt trifft vielleicht nicht ganz zu. Nicht Berlin ist Patenstadt des Kreises Ortelsburg, nicht Köln Neidenburgs usw. In den großen Städten Deutschlands haben sich Vereine gebildet, welche unter dem Fittich ihrer Stadt stehen und deren Spenden mit Beiträgen der Vereinsmitglieder vereinigen, um alles zusammen dem „bevatterten" Bezirke für genau umgrenzte Aufgaben zuzuwenden. Diese Vereine finden ein reiches Feld der Tätigkeit vor. Ja, ihr Wirken wird sogar noch durch das der allgemeinen Kriegshilfsvereine ergänzt. Massenhaft strömen von Berlin Gebrauchsgegenstände, Gerätschaften und Kleidungstücke nach Ostpreußen, um dort für den Winter zur Aushilfe zu dienen und zum Handanlegen anzufeuern.

Flecke schnellstens unter Beobachtung milder Bauvorschriften der Kreisbehörde wieder aufbauen. Und das geschieht in bewundernswerter Weise zu einer Zeit, in der auch noch die Ernte alle Kraft erforderte. Aber in der Stadt will und muß man planvoller vorgehen.

Ortelsburgs Mittelpunkt und Markt bestand bisher aus einer langen gewundenen Straße, die bis an das verschont gebliebene hübsche kleine Rathaus führt. Unmöglich können die Bewohner sich jetzt darauf beschränken, schematisch jedes Haus an den alten Fleck zu stellen und dadurch die alte unpraktische und wenig reizvolle Gestalt neu zu beleben. Es wäre geradezu eine Sünde, wenn die Bürgerschaft nicht die Gelegenheit benutzte, um durch bescheidene Verbesserungen sich einen ordentlichen Stadtmittelpunkt und ein leidliches Städtebild zu verschaffen.



Das zerstörte Ortelsburg: Die Rastenburger Straße.

Aber die Patenstadtvereine wollen Größeres leisten, und zwar mit barem Gelde.

Man stelle sich vor, daß die Stadt Ortelsburg bis auf ein geringes Bruchstück, jedenfalls aber ihrem wichtigsten Bestandteile nach, vollkommen verwüstet und niedergelegt ist. Die nach und nach zurückgeströmten Bewohner hausen enggedrängt zusammen. Einer räumt dem andern soviel Platz ein, wie er irgend übrighat. Die Ladeninhaber, Handwerker, Gastwirte der ehemaligen Hauptgeschäftsstraßen errichten sich entweder an den Trümmern ihrer Häuser notdürftige Bretterräume oder zwängen sich in die wenigen verschont gebliebenen Straßen hinein. Daß dieser Zustand noch fortdauert und fortdauern wird, ist ganz natürlich. Eben hier liegt ein Hauptunterschied zwischen der Stadt Ortelsburg und den Dörfern des Kreises. In den Dörfern kann sich der zurückgekehrte Bauer, wenn all die Seinen mit anfassen, sein Haus und seine Stallungen am alten

Das wollen die Ortelsburger tun. Sie wollen die Fluchtlinien ändern durch eine kleine Ausbuchtung der Marktstraße, so daß sie in der Nähe des Rathauses einem wirklichen Markte wenigstens ähnlich sieht; dann durch einen Durchbruch zu dem unmittelbar an der Hinterfront der Marktgebäude sich hinziehenden See, dessen neue, durch die Verwüstungen bedingte Anschüttungen mit Leichtigkeit zu einer Uferpromenade gestaltet werden können.

An solchen Punkten nun eben ist es, wo die Patenstädte eingreifen und nützen können. Der Staat muß und wird zufrieden sein, wenn er den einzelnen Einwohnern die unmittelbaren nachweislichen Schäden vergütet, mit denen jeder sein eigenes Gebäude wieder herstellen kann. Aber die rege Sympathie der Reichshauptstadt kann es dahin bringen, daß Ortelsburg künftig den Krieg nicht nur als eine schreckliche Erinnerung, sondern als einen freundlichen Helfer betrachtet, der ihm



Ortelsburg: Der Markt nach der Zerstörung.

das brachte, was seine Entwicklung als Stadt unbedingt fordert. Und würde es nicht auch für uns Berliner eine Genugtuung sein, wenn wir dazu beigetragen haben, daß Ortelsburg mit einfachsten und billigsten Mitteln eine Gestalt bekommt, die den dringendsten Anforderungen des Verkehrs und der Schönheit entspricht? Auch dem Kreise Ortelsburg wird man, wenn gleich auf etwas anderem Wege, einen praktischen Trost spenden können für die Heimsuchung, die er um des Vaterlandes willen erlitten hat.

Ich habe das Beispiel Ortelsburgs etwas näher beleuchtet, um auf Grund eigener Beobachtung den Patenstädten ihren Weg deuten zu helfen. Meine Mitbürger bitte ich um recht entschlossene und nachdrückliche Hilfe für Stadt und Kreis Ortelsburg selbst. Wir wollen nicht mit den vielen Millionen des Staates in Wettbewerb treten. Wir wollen auch nicht blindlings, sondern nach festem, geschäftlich durchdachtem Plane geben. Dafür möchten wir das vielgeprüfte, aber immer von neuem auf dem rechten Flecke befundene Herz der Reichshauptstadt wieder einmal erwärmen. Die anderen Großstädte werden es für die Bezirke, denen sie treue Gevattern zu sein gelobt haben, sicher auch nicht an sich fehlen lassen.



Ortelsburg nach der Zerstörung durch die Russen.

Verlag Moslehner.

Mein Bataillon.

Von Walter Bloem.

Heut ist es just einen Monat her, seit ich russischen Boden betreten habe. Und dieser Monat hat uns in Kampf und Sieg weit, weit gen Osten geführt. Pultusk war grade gefallen, als ich bei der Truppe eintraf — und heute stehen wir ein ganzes Stück östlich von Bialystok. . . . Auf der Landkarte nimmt sich das noch gar nicht einmal so sehr weit aus — aber wenn man jeden Schritt Bodens einem zähen, mit verbissener Verzweiflung sich wehrenden Feind abringen muß, so weiß man nach solch einem Monat, was man getan hat.

Von den dreißig Tagen, die verflossen sind, waren wir an dreien nicht im Gefecht. Alle andern Tage waren Kampftage: an allen andern haben wir in der Feuerzone gelegen, haben die kleinen, spitzen, braunen Käferchen uns um die Ohren schwirren gehört und das scheußliche Höllengrunzen der schweren Granaten vernommen rund um uns herum und mitten zwischen uns. Und wie ein Kamerad es ausdrückte: „man gewöhnt sich ja an die schwarzen Säue, aber zum eigentlichen Lebensbedürfnis werden sie einem doch nicht." Rechnet man hinzu, daß in diesen Zeitabschnitt sechs Sturmangriffe gefallen sind, so darf man sagen, daß wir uns im vergangenen Monat unsere Löhnung einigermaßen sauer verdient haben.

Es ist festzustellen, daß in der Heimat und auf dem westlichen Kriegschauplatz einigermaßen falsche Vorstellungen über den Russen als Gegner bestehen. Es ist allbekannt, daß der Russe mehr für die Verteidigung als für den Angriff geschaffen ist. In der Defensive leistet er Erstaunliches, und ich bezweifle, daß Engländer und Franzosen eine solche wochenlange Gegenwehr, bei der es trotz aller hingebungsvollen Verteidigung von Tag zu Tag weiter rückwärts geht, zu leisten imstande wären, ohne zusammenzubrechen. Und zusammengebrochen ist der Russe noch nicht. Kaum haben wir nach gründlicher Artillerievorbereitung eine seiner vortrefflich ausgewählten und sorgfältig ausgebauten Deckungen gestürmt, da hält er zwei Kilometer weiter rückwärts aufs neue stand — und wieder beginnt das gleiche Spiel. Wenn wir dennoch mächtig vorwärts gekommen sind, so ist das der überlegenen Ruhe unserer Führung und der unbeschreiblichen Hingabe unserer Truppen zu verdanken.

Die Führung! Es ist nur natürlich, daß ich in diesen Tagen beständig rückwärts denken muß an die herrlich grausigen Wochen des Kriegsbeginns.

Und diese Ruhe der Oberleitung durchdringt das ganze östliche Kriegsleben. Es ist staunenswert, zu beobachten, wie diese ungeheure Maschinerie des Krieges sich eingespielt hat. Von all den Lügenmärchen unserer Feinde ist eins der kindischsten dies: Wir hätten uns totgesiegt, ständen am Ende unserer Kraft und Leistungsfähigkeit, die Armee sei erschöpft und kriegsmüde. Genau das Gegenteil ist der Fall. Wir alle haben uns an den Krieg gewöhnt . . . und es ist weit eher zu besorgen, daß mancher dieser harten Landsknechte, die nun zwölf Monate lang die Feuer- und Wasserprobe bestanden haben, aus dem erregenden Tausenderlei des Kriegslebens später zur stillen Nüchternheit des Alltagslebens den Rückweg nicht finden wird. Man muß sie sehen, diese rund- und braunwangigen Kriegsgesellen in ihren zerschlissenen, ausgebleichten, lehmdurchtränkten Röcken und über und über geflickten Hosen, wie sie mitten im Gefecht sich um die Feldküche drängen und mit dem Heißhunger gesunder Reckenjugend über ihre Suppe herfallen, um dann, wenn es in die vordere Linie geht, gelassen schmauchend — vorausgesetzt, sie haben was zu schmauchen — dem Russen zu Leibe zu gehen. Man muß diese Offiziere sehen — auch sie zuzeiten mehr abgerissenen Wegelagerern oder Zigeunerhäuptlingen denn Angehörigen der obersten Kaste deutscher Gesellschaftsabstufung gleichend — auch sie voll breit behaglichen Humors und völlig aufgehend in ihrem Kriegertum.

An der Spitze eines Bataillons solcher schlachterprobten Gesellen zu stehen — tausend solcher kampfgehärteten deutschen Männer zur Schlacht und zum Siege zu führen — ist das nicht ein stattlicher Gipfelpunkt für ein fünfundzwanzigjähriges Reserveoffiziersleben, wie ich's hinter mir habe? Begreift ihr, Freunde, daß ich sehr stolz und sehr glücklich bin als Führer des zweiten Bataillons Infanterieregiments . . .?!

Jawohl! Das aktive Infanterieregiment . . .! Eine verdammt „hohe Hausnummer" und leuchtender Beweis deutscher Kraft und trotzigen deutschen Siegeswillens! Und dabei hat dieses junge Regiment, dieses Kriegsgebilde, diese Improvisation bereits eine Regimentsgeschichte, um welche die ältesten historischen Regimenter — wie sie vor dem Weltkriege dastanden — das noch nicht ein Jahr alte hätten beneiden müssen. Gegenüber dem Ringen unserer Tage schrumpfen eben die Kriege der Vergangenheit zur Winzigkeit zusammen. Das wichtigste Kapitel dieser Regimentsgeschichte aber sind die Geschehnisse, die uns unter der strammen und allbeseelenden Führung unseres hochverehrten Regimentskommandeurs der letzt vergangene Monat gebracht hat — und an denen Anteil gehabt zu haben der größte Stolz meines Lebens ist. Was diese Kämpfe freilich gekostet haben — unsere Verlustliste legt davon Zeugnis ab, die endlose Reihe weißer Lattenkreuze mit Bleistiftinschrift, die unseren Siegesweg bezeichnet, in bunter Reihe mit den Feindeshügeln, welche am russischen Kreuz erkennbar sind, das neben dem geraden Balken des Welterlösers den Schrägbalken des heiligen Andreas trägt. Und von all den lieben Toten beklage ich keinen tiefer als meinen prachtvollen Hauptmann K., den Kompagnieführer meiner Achten, der, beim Sturmangriff auf die formidable russische Stellung östlich Woronje seiner vorwärts stürzenden Schützenlinie weit vorauseilend, von Schrapnells zerrissen wurde. Nun liegt er am Saume des niedergebrannten Dorfes, „wie das Gesetz es befahl". Nie starb ein Krieger schöneren Heldentod.

Doch keine Weichheit, kein Rückwärtsschauen! Denn viel Arbeit liegt noch vor uns. Was unsere nächste Bestimmung ist, ich dürfte es nicht sagen — wenn ich's selber wüßte. Vorläufig haben wir ein paar wohlverdiente Rasttage. Erst war das Wetter prachtvoll, und mein Bataillon biwakierte fröhlich auf einer trockenen Wiese südlich eines unfaßbar schmutzigen Dorfes, in dessen Mitte sich pompös, mit weißem Gemäuer und von fünf grünen Zwiebelkuppeln mit frisch vergoldeten



Kreuzen überragt, der Neubau einer Kathedrale erhebt. Dann kam Nässe und Wind, und wir mußten „unterziehen“, das Bataillon in Scheunen und Hütten, ich mit meinem Stabe in den Rohbau der Kirche. Diese kuriose Niederlassung müßtet ihr sehen! Der Wind pfeift durch die glaslosen Fenster. Wo sich einmal der Hochaltar erheben soll, stehen nun auf roher Holzempore ein paar Schutzwände aus Zeltleinwand, die unser Strohlager kümmerlich genug vor den Unbilden des russischen Frühherbstes abschließen. Hier essen wir an einem herbeigeschleppten Tisch, in grausamem Zugwind, hier schlafen wir nachts wie die Götter, gestiefelt und gespornt — wir, das heißt mein Adjutant, mein Stabsarzt nebst seinem Assistenzarzt und ich, betreut vom „Unterstabe“, unseren Burschen und Gefechtsordonnanzen. Nebenan im Stalle des verlassenen Pfarrhauses scharren unsere Pferde, ungeduldig, daß es noch immer nicht weitergeht . . .

Es wird weitergehen, zu neuen Kämpfen, zu neuen Siegen. Soviel ist gewiß — wohin aber? Wer kann's ahnen?!

Kriegerlos . . .

„'s ist ein elend, erbärmlich Leben —
möcht es doch für kein anderes geben!“

Die Verwertung weniger gebräuchlicher Fleischteile.

Von Greta Warneyer.

Unser hauptsächlichstes Nahrungsmittel, das Fleisch, ist stark im Preise gestiegen und wird auch auf absehbare Zeit vorläufig nicht sinken, weil die Mastverhältnisse zu ungünstig sind. Da möchte man sich mit gutem Recht fragen: Wäre nicht auch beim Fleisch eine Streckung möglich, wie sie beim Brotgetreide mit so großem Erfolg angewandt wurde? Die Lösung dieser Frage ist gar nicht so unmöglich, wie sie auf den ersten Blick erscheint, wenn sie auch etwas anders ausfallen muß als bei der Brotmehlfrage, denn hier wurde einfach eine umfassendere Ausmahlung des Kornes vorgenommen, durch welche zunächst nur die Kleie, die als Viehfutter dient, stark vermindert wurde, außerdem setzte man dem Brotmehl auch Kartoffelprodukte zu. Beides ist beim Fleisch schlecht anzuwenden. Aber es könnten sehr wohl dadurch, daß die Wurstfabrikation eingeschränkt wird, eine Anzahl Fleischteile frei werden, die in frischem Zustand dem kaufenden Publikum zugänglich gemacht werden, denn in der Ernährungsfrage kommt alle Aufschnittware erst in zweiter Linie; in erster Linie soll an die Versorgung der Hauptmahlzeit, des Mittagessens, welches uns ohne Fleisch stark vermindert vorkommt, gedacht werden. Außerdem ließe sich gleichzeitig eine bessere Ausnutzung der Knochen, namentlich der Kopf- und Beinknochen unserer Schlachttiere, vornehmen. Wie wir nun nach kurzer Zeit der Gewöhnung unser Kriegsbrot als gutes und vortreffliches Nahrungsmittel schätzen gelernt haben, so werden wir auch in der Verwendung gedachter Fleischteile, wie Herz, Lunge, Gekröse, Kopf usw., zu einem gleichen Urteil kommen und einsehen, daß das Vorurteil, das bei uns Norddeutschen diesen Gerichten gegenüber herrscht, durchaus ungerechtfertigt ist. Die süddeutsche Küche kennt die Verwendung dieser Fleischteile nicht allein längst, sondern sieht in einigen dieser Gerichte direkt Spezialitäten. Ich erinnere da nur an Wiener Lungenbratel, Nierenschnitterl, faschierte Schweinsfüß, Hirnschöberl, gebacknes Kalbsohr, gebratenes Rindsherz, Milzsuppe, Kuttelfleckerln, Ochsenmaulsalat und so weiter. Abgesehen davon, daß gerade die inneren Fleischteile, wie Herz, Lunge und Gekröse, an Nährwert noch über dem Fleisch stehen, welches wir bisher als erstklassig zu bezeichnen gewöhnt waren, so haben wir beim Einkauf auch noch den von keiner Hausfrau zu unterschätzenden Vorteil, daß wir keine Knochen mitbekommen, also bis auf einige Sehnen und Hautteilchen überhaupt keinen Abfall haben.

Prüfen wir zum Beispiel ein Rinderherz auf seine Verwendung hin, und sehen wir dabei von der süddeutschen Kochweise ab, um es uns mundgerechter zu machen. Je nach Größe wiegt es drei Pfund und darüber. Zunächst schneidet man das Herz seitlich auf, entfernt aus den Herzkammern Blutreste und die hineinmündenden Adern und legt es dann 3—4 Tage in eine Marinade aus Weinkräutern, Zwiebelscheiben, Lorbeerblättern und etwas Essig. Mit einer Farce aus durchgedrehtem Rauchspeck, Reibbrot und aufgelösten Trockeneiern gefüllt, spickt man das Herz und brät es mit grobgewürfeltem Sellerie und Karotten, einer Brotrinde und einigen Wacholderbeeren gar; die sehr kräftige Sauce wird mit Marinade abgeschmeckt und durch ein Sieb gegossen. Oder man legt das Herz drei Tage in Halb- oder Buttermilch, spickt es und brät es mit Sahne, welche man von der täglichen Gebrauchsmilch abfüllt. Wie Rinderherz kann man auch Kalbs- und Hammelherz verwenden.

Wenig begehrt ist bisher auch Rinderleber gewesen, und doch läßt sie sich zu äußerst kräftigen und wohlschmeckenden Gerichten verwerten, wie Leberpudding, Leberklöße, Leberfarce usw. Aber auch in Scheiben geschnitten und gebraten schmeckt sie sehr gut. Da sie gröber im Geschmack ist als Schweineleber, brüht man sie vorher mit heißem Wasser und legt sie einige Stunden in Milch. Sie wird mit Zwiebeln, einigen Zitronenscheiben und Gewürz in Butter gebraten, dann gießt man dunkles Bier darunter, legt ein Stück Honigkuchen und ein Lorbeerblatt hinein und schmort sie fertig. Ein Stiefkind der norddeutschen Küche sind ebenfalls alle Gerichte aus Lunge. Unsere Kochbücher geben zur Verwendung dieses Fleischteiles fast überhaupt keine Kochvorschriften. Das ist sehr zu unserem Schaden, denn in jetziger Zeit müssen wir darin eine Beschränkung in der Verwendung von Fleisch erkennen. Gespickte und mit Wein und Pilzen gebratene Schweine- oder Kalbslunge schmeckt ausgezeichnet. Diese Überzeugung zu gewinnen, braucht man durchaus nicht erst nach Wien oder München zu reisen. Aber auch zu Gulasch läßt sich Lunge verwenden. Grob gewürfelt brät man sie in Butter, setzt wie beim Rindsgulasch Zwiebeln, Speck und Paprika hinzu und brät sie fertig. Oder aber man kocht die Lunge mit Suppenkraut in Wasser gar, würfelt sie und richtet sie in einer mit Curry, Schalotten und Petersilie abgeschmeckten holländischen Sauce an. Rinderlunge, die an sich gröber ist, dreht man roh durch die Maschine und verwertet sie zu falschem Hasen oder Bratklopsen



sowie zu Haschee. Zu letzterem Gericht wird die durchgedrehte Lunge in Fett angebraten und in etwas hinzugegossenem Wasser gar gemacht. Mit einer Mehlschwitze fertiggestellt, schmeckt man das Haschee mit Zitronensaft, Zwiebeln und Gewürz ab.

Mit einem linden Nasenrümpfen begrüßt sind bei uns Kaldaunen, die für manchen Süddeutschen „an Leibspeis" bedeuten. Hat man sich nur einmal entschlossen, dies Gericht überhaupt zu kosten, wird man ihm nur Beifall spenden können. Die bereits vom Schlächter gründlich gereinigten Kaldaunen werden nochmals einer eingehenden Säuberung unterzogen und mehrmals in frisches Wasser gelegt. Dann setzt man sie in Wasser mit Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Suppenkraut und Gewürz auf und kocht sie gar, was zirka 3—4 Stunden dauert. Die Kaldaunen müssen so weich gekocht sein, daß sie sich mit einem Löffel durchstechen lassen. Grobgewürfelt richtet man sie in einer Mehlschwitze, die man aus der äußerst kräftigen Kochbrühe bereitet und mit Zitronensaft abschmeckt, an. Oder aber man kocht Sülze daraus. Hierzu wird die Kochbrühe, nur geklärt und mit Essig abgeschmeckt, über die gewürfelten Kaldaunen gegossen. Zumeist hat die Kochbrühe Stand genug, sonst hilft man mit aufgelöster Gelatine nach. Gekochte und durchgedrehte Kaldaunen lassen sich zu Panhas verwerten. — Einem ebenso großen Vorurteil pflegt die Verwertung eines Kuheuters zu begegnen, das gekocht doch im Geschmack an das sehr teure Kalbsmidder erinnert und auch geräuchert sehr gut mundet. Auch in Scheiben geschnitten, paniert und gebraten gibt Kuheuter eine gute Beilage zu allen Gemüsen. — Zu den bisher wenig gewerteten Fleischteilen zählen auch Milz und Nieren. Beide liefern ganz vorzügliche Suppen, namentlich gilt dies von jeder Art Nieren. Außerdem verwenden wir die in der Suppe gekochten, in Scheiben geschnittenen und panierten Nieren gleich zu Bratbeilagen für Salate oder geben sie durch die Fleischmaschine und machen Fleischpolster oder Klöße davon. Auf diese Weise haben wir einen größeren Vorteil, als wenn wir Suppenfleisch kaufen und das bestimmte Gewicht Knochen mitbekommen.

Doch nun zu einer Verwertung der Köpfe und Beinenden unsrer Schlachttiere. Außer einem gelegentlichen Ragout aus einem Kalbs- oder Hammelkopf oder einmal Eisbein mit Sauerkraut wissen wir für gewöhnlich nichts damit anzufangen. Und doch liefert ein Rinderkopf außer dem bekannten und vorzüglichen Ochsenmaulsalat äußerst kräftige Fleischsuppen, die es mit jeder Kraftbrühe aufnehmen. Glatte Fleischschnitten kann man von einem Rinderkopf nicht schneiden, das ist auch dem Preise nach nicht zu verlangen. Dafür aber lösen wir alles Fleisch vor dem Kochen ab und verwenden es gehackt zu deutschem Beefsteak, oder zu braunem Ragout, Frikandellen, Klops usw. Auch kann man das Fleisch mit bestem Erfolg einsalzen und später mit Grünkohl oder Hülsenfrüchten kochen; ebenfalls werden nicht gleich verwendbare Knochen eingepökelt und später mit Gemüse gekocht. Sitzt doch gerade in den Knochen fast mehr Kraft als in dem Fleisch. Es ist geradezu erstaunlich, wie vorteilhaft die Verwertung eines Rinderkopfes ist, und wie viele Pfund Fleisch man davon ablöst. Fast dasselbe gilt von einem Schweinekopf, den man, halbgeteilt, zum Beispiel vorzüglich räuchern kann, um ihn dann mit Hülsenfrüchten zu kochen. Will man die Schweineschnauze nicht gern als solche auf den Tisch bringen, so löst man schnell in der Küche das Fleisch ab, schneidet es in Würfel oder Streifen und richtet es kranzartig um das Gemüse an. — Auch die Verwertung der Beinenden kann in einer Weise geschehen, daß das Gericht vor den Augen jedes Gastes des täglichen Tisches einwandfrei dasteht. Tadellos gesäubert werden Kalbs- und Schweinefüße mit Suppenkraut, Zwiebeln und Salz zunächst als Suppe aufgesetzt und so weich gekocht, daß sie sich leicht ausbeinen lassen. Dann bestreut man das Fleisch mit Salz und Gewürz, rollt es auf und bäckt die Fleischrollen, die man vorher mit aufgelöstem Trockenei und Reibbrot paniert, in Fett kroß. Das sieht netter aus als eine Schüssel voll Beinknochen, ja die meisten werden gar nicht wissen, was vor ihnen steht. Die Kochbrühe der Kalbsfüße gibt eine außerordentlich kräftige Suppe, ebenfalls die der Rinderfüße; die Kochbrühe der Schweinefüße benutzt man zum Schmoren von Sauerkraut usw. Rinderfüße werden vor dem Kochen aufgeschlagen und das Mark später zu Klößen oder erkaltet zu Bratfett verwandt; das abgelöste Fleisch wird feingewiegt mit in die Suppe gegeben oder zu Klops verarbeitet; zum Braten ist es zu zähe.

Der Pfadfinder Erntedank.

Von Else von Boetticher.

Ein sommerlich warmer Wind zieht über den Griebnitzsee und die schöngepflegten Gärten von Neubabelsberg, in denen späte Rosen und bunte Herbstblumen blühen. Schon raschelt es welk unter den Füßen des Wandernden. Ahorn und wilder Wein leuchten in flammendem Purpurrot. Die Wipfel der Kastanien strahlen in lichtem Goldgelb, das sich scharf vom herbstlich stumpfen Grün der Tannen abhebt.

Die Berliner Pfadfinderinnen feiern Erntedank. Seit einem halben Jahr haben sie mit Fleiß und Liebe den Garten bebaut, der ihnen in Neubabelsberg zur Verfügung gestellt wurde. Sie haben gesät, gepflanzt, Beeren und Gemüse gepflückt und manch freien Nachmittag jätend und harkend auf ihrem Grundstück verbracht, um auch teilzunehmen an dem großen vaterländischen Werk, das in diesem Sommer so viele Hände in Bewegung setzte: Der Bebauung der heimischen Erde, der gesteigerten Nutzbarmachung des nährenden Bodens.

Treue Helfer haben ihnen dabei zur Seite gestanden. Die Potsdamer Pfadpfinder, die ihnen die schweren Erdarbeiten abnahmen und an zwei Nachmittagen der Woche statt ihrer den Garten hegten. So hat er reiche Ernte gebracht und mit freudigem Stolz konnten sie zur Erntedankfeier rüsten.

Noch prangt der Garten in buntem Blumenschmuck. Sonnenblumen nicken auf hohen Stengeln und schwanke Malven schimmern in dichten, bläulich getönten Büscheln. In den Treibbeeten duften zarte Teerosen und rötliche Tomaten reihen sich zu schweren Dolden.

Eine festliche Menge wogt ab und zu. Flinke Pfadfinder, mit Ranzen und Rüstzeug beladen. Pfadfinderinnen in der Wandertracht aus grünem Loden oder im bunten Bauerngewand. Die Feldgrauen aus dem nahen Kurhause, von sorgenden Schwestern geleitet. Für sie

werden bei den Aufführungen die ersten Stuhlreihen frei gehalten. Man bewirtet sie mit Zigarren und erweist ihnen alle Ehre. Viele Gäste tragen Blumensträuße in den Händen, die sie von den Gärtnerinnen erstanden haben. Postkarten und Programme werden feilgeboten. Eine Verlosung bringt mannigfachen Gewinn.

Schon frühmorgens hat die Feier begonnen. Mit Choralgesang und einer Predigt wurde sie eingeleitet. Dann sangen der Pfadfinderinnen helle Stimmen Wanderlieder und schlossen feierlich überzeugungsvoll mit: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Nun ruft der kräftige Baß eines Pfadfinders zur Gemüseauktion. Schnell hat sich ein dichter Kreis von Käufern um ihn geschart. Vorsichtige Hausfrauen sind schon mit Körben versehen und mit unheimlicher Geschwindigkeit wird der Gemüsestand verkauft. Der kräftige Grünkohl mit den prächtigen krausen Blättern, die stattlichen Wirsingköpfe, die leuchtenden Tomaten und die zarten Frühkartoffeln. Flott werden die Preise in die Höhe getrieben. Eine gute Einnahme scheint gesichert.

Pfadfinder und Pfadfinderinnen wechseln ab in Darbietungen zur Unterhaltung der Gäste, so daß der bunte Strom der Geladenen sich bald hierhin, bald dorthin zieht.

Auf dem freien Platz vor dem weinumrankten Gartenhäuschen erscheinen zierliche Elfen als Gemüse und Blumen. Sie sprechen kunstvoll gebaute Verse, in denen sie die Freuden und Leiden ihres Pflanzendaseins schildern. Auf grünem Rasen schlingen anmutige bayrische Bäuerinnen einen deutschen Reigen. An den Turngeräten wird eifrig geturnt. Hoch schweben die leichten Gestalten am Rundlauf empor, oder sie erklettern das Reck mit kühnem Schwunge. Auf dem Barren hat sich eine Gruppe von Sängerinnen mit Gitarren niedergelassen. Mit weichen hohen Stimmen singen sie dreistimmig Schnadahüpferln und Soldatenlieder und zupfen dazu die Saiten mit spitzen Fingern. Unten im Gemüsegarten aber wird Kartoffelernte gehalten und die Schaulustigen ergötzen sich am Kartoffelkochen.

Unterdessen sind die Pfadfinder rastlos tätig. Sie eilen auf Rädern hin und her, immer bis zur Bahnstation und wieder zurück. Sie steigen in die Kronen der Bäume, wo sie zwischen den gelben Blättern lange Drähte befestigen, um eine Telephonleitung herzustellen. Über eine Sandgrube, die als Fluß gedacht ist, errichten sie eine Brücke aus starken Seilen, an denen sie geschmeidig hin und her klettern. Wie Eichkatzen klimmen sie an den Baumstämmen empor, um die Tauenden oben im Astwerk zu befestigen. Sie breiten die braune Leinwand ihrer Lagerzelte auf den Sandboden und knöpfen die Zeltteile aneinander. Pflöcke werden in den Boden gerammt, kleine Fahnen gehißt und bald erheben sich wie braune Pilze an den Straßenecken die „Telephonfeldstationen". Neben dem Pfadfinderinnengarten ist ein ganzes Zeltlager errichtet: Große und kleine Zelte nebeneinander. Auch das Sanitätzelt mit dem Wimpel des Roten Kreuzes.

Nach der Erntedankfeier führt das Pfadfinderkorps Potsdam seine Geländespiele vor. Ihnen liegt ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan zugrunde, der mit militärischer Pünktlichkeit ausgeführt wird. Der Pfadfinderinnengarten soll gegen einen gedachten Feind verteidigt werden, der aus der Richtung Berlin anmarschiert und schon am jenseitigen Ufer des Griebnitzsees angelangt ist. Die Telephonzentrale befindet sich im Lager, die Feldstationen an allen Straßenecken zwischen dem Griebnitzsee, dem Bahnhof und dem Lager. Die Aufklärer fahren auf ihren Rädern die umliegenden Straße ab und melden jeden Vorübergehenden, jeden Wagen und jedes Auto bei den Telephonfeldstationen. Von hier werden die Meldungen sofort der Zentrale weitergegeben.

Da es nur ein gedachter Feind ist, begnügt der Hilfsfeldmeister sich mit einem Rundgang zu den Telephonstationen. Er nimmt hier noch einmal die Meldungen der Aufklärer entgegen. Er zeigt den Gästen die Telephonfeldapparate, die den Schülern zweier Schulen gehören und von diesen in Tätigkeit gesetzt werden. Mit strah-



Phot. Sennecke.

Generalgouverneur v. Beseler überschreitet mit seinem Gefolge die neue Brücke.

Einweihung der neuen „von-Beseler"-Brücke über die Weichsel zwischen Warschau und Praga.



lenden Augen erfüllt ein jeder seine Aufgabe. Als der Befehl zum Abrüsten gegeben wird, sind im Nu die Zelte zusammengelegt, die Apparate auseinandergenommen.

Als Kräfte stählendes, für die Aufgaben der Zukunft vorbereitendes Spiel sind die Übungen der Pfadfinder ursprünglich gedacht. Der blutige Ernst der Kriegszeit hat ihnen jedoch erhöhte Bedeutung verliehen. Jeder Mitwirkende weiß, daß das Spiel für ihn bald Wirklichkeit werden kann und erfüllt seine Aufgaben darum mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit fürs Vaterland.

Der Parademarsch, mit dem die junge Schar Abschied nimmt, wird mit solch einem Ernst ausgeführt, als stünde sie vor dem Kaiser selbst. Brausend erschallt das Hoch auf unsere braven Truppen im Felde. Mancher wäre gern selbst dabei, denn in ihm regt sich vielleicht schon der zukünftige Stratege. Herzhaft erklingt beim Scheiden der Gruß, mit dem Pfadfinder und Pfadfinderinnen einander grüßen und den alle ihre Freunde ihnen zurufen: „Gut Pfad!"

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Aufgabe unserer siegreichen Armeen im Osten, den geschlagenen Feind vor sich herzutreiben, immer aufs neue zu schlagen und immer weiter zu verfolgen, Bewegungen auszuführen, die neue unvermeidliche Niederlagen des Gegners bewirken, ist bis in die verflossene Woche hinein mit größter Tatkraft durchgeführt worden. Mit zäher Hartnäckigkeit, zu der sich die Russen aufrafften, haben sie versucht, stellenweise Widerstand zu leisten. In der alten Weise, wie sie es in blutigen Karpathenkämpfen getan haben, werfen sie, wo es ihnen aussichtsvoll erschien, um die Freiheit eines einigermaßen geordneten Rückzuges zu erkämpfen, starke Kräfte unsern verfolgenden Truppen entgegen, die ohne Rücksicht auf die schwersten Blutopfer in vielfachen Reihen hintereinander anfluteten.

Die Anstrengungen der russischen Hauptarmee konnten jedoch nicht verhindern, daß unsere Offensive auf diesem nördlichen Teil des östlichen Kriegsschauplatzes uns neue Fortschritte brachte.

Als wichtigen Erfolg haben wir die Einnahme des stark befestigten Wilna zu verzeichnen. Die Einnahme Wilnas vereitelte russische Verteidigungspläne, die wohl geeignet waren, einen Aufenthalt unserer Vorwärtsbewegung zu bewirken.

Welchen hohen Wert die russische Verteidigung auf die Durchführung dieses Gedankens legte, geht aus den starken Gegenstößen hervor, die von ihr versucht wurden, die aber vor dem unaufhaltsamen Vordringen der Armeen Scholtz und Gallwitz nicht standhielten. Die ganze russische Front mußte also weiter zurückweichen. Der Angriff auf Dünaburg nahm seinen Fortgang, und wir blieben dem aus der Gegend von Wilna abziehenden Gegner auf den Fersen und in gleichem Schritt mit den an der übrigen Front vordringenden Heeresgruppen. Vor der Front des Prinzen Leopold von Bayern konnten die Russen nur vorübergehend Widerstand leisten. Die außerordentlichen Marschleistungen unserer verfolgenden Truppen gönnten ihnen nur dann Ruhe, wenn wir für einige Zeit haltmachten, um dann mit erneuten Kräften und stets erfolgreich weiter vorzudringen. Unsere Heeresleitung meldete die Erreichung des Gawia-Abschnittes, den Übergang über den Molczadz-Abschnitt. Dort kam es bei der Verteidigung zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie Brest-Litowsk—Minsk zu Kämpfen, in denen unsere Truppen ihre Überlegenheit aufs neue bewiesen.

Diese in ihrem Zusammenhang sehr bedeutungsvollen Operationen sind im Fluß.

Gegen die russische Südarmee haben die österreichischen Truppen schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Eine starke russische Gegenoffensive von Rowno her erreichte einen räumlichen Erfolg, der allerdings in keiner Weise eine ernsthafte Bedeutung hat. Denn trotz großer Anstrengungen der Russen, die mit überlegenen Kräften vorgingen, können sie sich eines Einflusses auf die Lage in Ostgalizien und Wolhynien nicht rühmen.

Serbien wurde angegriffen. Die Stadt Semendria, südöstlich Belgrad, war der Schauplatz deutscher Angriffe, während an der unteren Drina und an der Sawe österreichisch-ungarische Truppen vorgingen.

Gleichzeitig mit diesen Angriffen erfolgte die Mobilmachung Bulgariens. Auch Griechenland mobilisiert seine Streitkräfte.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz ist die erwartete neue große Offensive mit einem allgemeinen Angriff auf der ganzen Front vom Meer bis zu den Vogesen eingetreten. Ein einziger ungeheurer Angriff setzte auf der ganzen Linie ein. Das feindliche Feuer schwoll zur höchsten Stärke an, ein orkanartiger Granatenschlag trommelte nicht stunden-, sondern tagelang auf unsere Verteidigungstellungen nieder und leitete den gemeinsamen Angriff der französischen und englischen Streitkräfte ein. Aber schon im ersten Anprall zeigte sich, wie stark unsere Heeresleitung dagegen gewappnet und gerüstet ist. An welchen Stellen die feindliche Offensive ihre schwersten Durchbruchsversuche zu unternehmen sich eingerichtet hat, ist aus den bisher gemeldeten Ereignissen noch nicht zu ersehen. Soviel aber ist aus den Berichten unserer obersten Heeresleitung zu entnehmen, daß wir an keinem Punkte der ganzen Verteidigungslinie überrascht worden sind. Wo die Angreifer besonders heftig vorstießen, stellte sich ihnen hinter unserer ersten Stellung sogleich eine zweite entgegen, und kräftige Gegenvorstöße vereitelten ihre Absichten. Der heftige Anprall gegen unseren Verteidigungsgürtel brachte die Gegner von vornherein nirgends in nennenswerter Weise ihrem Ziele näher.

Die ersten Tage brachten ein Bild, aus dem zunächst ersichtlich war, daß die seit Monaten vorbereitete große Offensive einen Überraschungserfolg nicht zu erreichen vermocht hat.

Im Ypern-Abschnitt erlitten die Engländer, die ihren Angriff durch erstickende Gase zu fördern versuchten, schwere Verluste. Ihr Versuch, an der Küste von See aus den Angriff zu unterstützen, endete mit dem Verlust mehrerer Schiffe und dem Rückzug der übrigen.

Südwestlich von Lille zogen wir uns zunächst auf die zweite Verteidigungslinie zurück, gleichzeitig aber wurde gemeldet, daß unser Gegenangriff im Fortschreiten sei.

Auch zwischen Reims und den Argonnen, nördlich von Perthes, erreichte der Feind durch eine 70stündige ununterbrochene Beschießung nur, daß wir die zweite Verteidigungslinie einnahmen.

Im übrigen aber scheiterten alle feindlichen Durchbruchsversuche.

Besonders ausgezeichnet haben sich bei sehr hartnäckigen Kämpfen hessische und norddeutsche Landwehr.



Nummer 40.

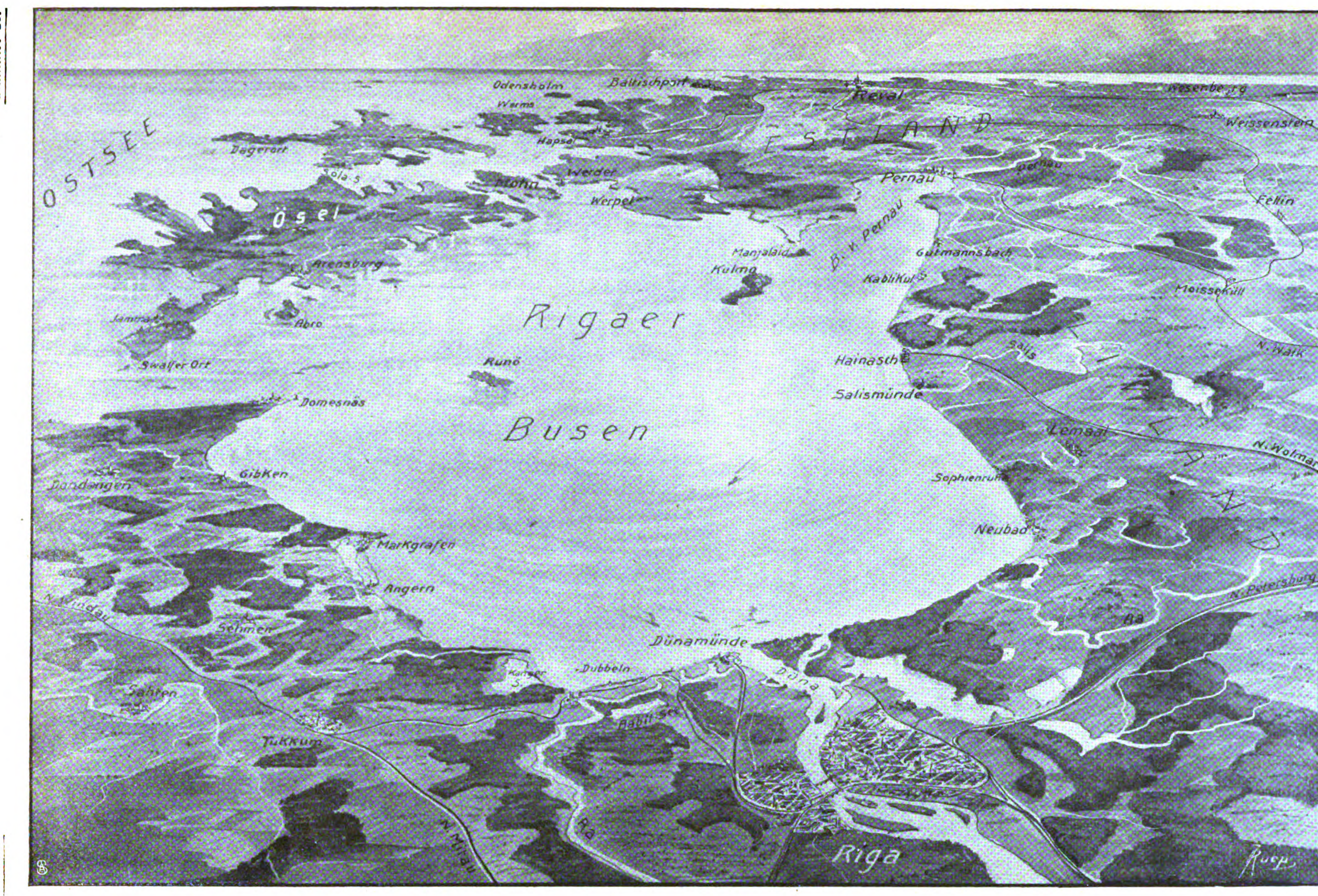
DIE·WOCHE Bilder vom Tage



Seite 1413.

Kaiserin Auguste Viktoria, Kronprinzessin Cecilie und die Prinzen Wilhelm, Louis Ferdinand, Hubertus und Friedrich.

Neueste Aufnahme von Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

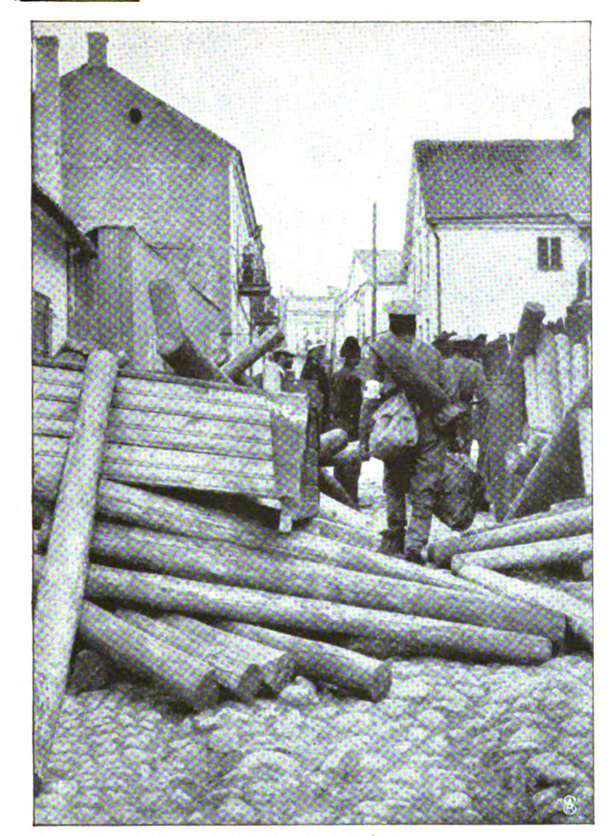


Blick auf Riga und den Rigaischen Meerbusen aus der Vogelschau.

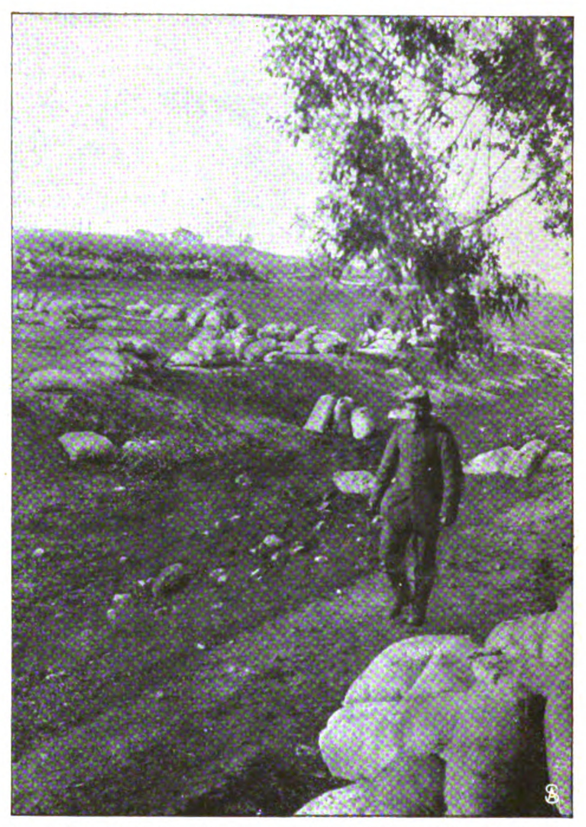
Originalzeichnung von Prof. K. Ziegler.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Zu seinem Geburtstag am 2. Oktober.



Eine Barrikade nach dem Kampf.



Gerettete Mehlvorräte aus einem abgebrannten Magazin.



Gefechtsstand während des Straßenkampfes.

Die Eroberung von Grodno.



Kavallerie-Patrouille in Grodno nach dem Straßenkampf.



Maschinengewehrabteilung in den Straßen Grodnos.



Infanterie auf dem Marsch gegen Fort 7.



Die ersten Soldaten gehen die menschenleeren Straßen ab.

Die Eroberung von Grodno.





Hauptmann Dr. Scholz, Ob.-Bürgermstr. — Hauptmann Hans Leitlof. — Hauptmann Kurt Graebe. — Hauptmann Walter v. Minckwitz.

Hofphot. Uhlenhuth. Hauptmann Gustav Stelzer. — Hauptmann v. Selasinsky. — Leutnant Gebhart. — Hofphot. Elvira. Major Otto Füger.

Hauptmann Franz Grämer. — Oberleutnant Eugen Kuhlow. — Phot. Fröhlich. Hauptmann Gürtler. — Hauptmann Otto Riebes.

Leutnant Firsbach. — Phot. für Kunst und Gewerbe. Leutnant Louis Herrmann. — Vizefeldwebel Middendorf. — Hofphot. Kögel. Leutnant Epner.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kilophot.

Ueberschiffung österreichisch-ungarischer Truppen über einen Fluß in Russisch-Polen.



Blick auf den Narew. Eine Munitionskolonne passiert die Notbrücke.



Phot. Groß.

Eine Proviantkolonne begibt sich durch eine gänzlich zerstörte russische Ortschaft zur Front, um den kämpfenden Truppen neue Lebensmittel zu bringen.

Bilder vom Narew.

Aus der nordeuropäischen Frauenwelt.

Von Dr. Cajus Moeller.

Verfassungsgemäß tritt am ersten Oktobermontag der dänische Reichstag zusammen. Die demnach am 4. des Winzermonats am Oeresund beginnende parlamentarische Session wird ungewöhnliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Einmal wegen der fortgesetzten Debattierung jener Verfassungsrevision, die grundsätzlich das dänische Königtum auf den bloßen Namen herabbringen will, zunächst aber noch die Feuerprobe mehrerer Wahlperioden zu bestehen haben wird. Ganz besonders aber dadurch, daß an jenem 4. Oktober zum erstenmal Frauen in der dänischen Volksvertretung Einlaß finden werden. Die Gesetzgebung der jüngsten Sessionen hat ihnen zu dem politischen Wahlrecht jetzt auch die Wählbarkeit verliehen.

Der Vorgang ist übrigens in der nordeuropäischen Politik nicht völlig neu; Norwegen ist mit denselben Änderungen vorangegangen. Vor einigen Jahren erschien zu Christiania im Großthing als erste Frau eine hauptstädtische Lehrerin; die männlichen Gesetzgeber erwiesen ihr die ausgesuchteste Aufmerksamkeit. Das sanfte Geschlecht hatte dort diese Rücksicht vollauf verdient. Vor gerade einem Jahrzehnt hatte das norwegische Volk über die eben vom Großthing beschlossene Auflösung der 1814 mit Schweden vereinbarten Personalunion nachträglich durch schriftliche Massenabstimmung zu entscheiden. Neben den Hunderttausenden männlicher Jazettel befanden sich immerhin etwa zehn Dutzend „Nein", von weiblichen nicht eines. Entsprechend werden sich künftig jetzt auch in Dänemark die weiblichen Gesetzgeber sicher auf der Seite des entschiedenen Fortschritts befinden. Die gesamte Entwicklung des dänischen Geisteslebens hat ständig auf dieses Ziel hingesteuert. Schweden hat keine weiblichen Gesetzgeber, auch das politische Wahlrecht besitzen dort die Frauen nicht. Dafür sind sie in den Gemeinden wahlberechtigt und wählbar, und auf dem Stockholmer Rathaus tagen seit längerem mehrere Vertreterinnen des schönen Geschlechts.

Man hat häufig den nordeuropäischen Völkern, im Unterschied von den südgermanischen Vettern, einen besonders männlichen Charakter nachgesagt. Allenfalls könnte das auf Schweden zutreffen, obgleich dort die zum Weltruhm emporgestiegene Dichterin Selma Lagerlöf ihren Namen (Lorbeerblatt) mit vollstem Recht führt. Weit ältere, aber noch heute frische Lorbeeren hat dort die heilige Brigitta geerntet, eine Verwandte des alten Königshauses, dessen Geschichte sie in ihrem Kloster schrieb, sie reihte politische Prophezeiungen an, die zum guten Teil eingetroffen sind. In Norwegen aber und ganz besonders in Dänemark hat von alters her das weibliche Geschlecht einen hervorragenden Anteil an der Öffentlichkeit besessen. Auch abgesehen von dem höfischen, der freilich am Christianiafjord erst vor zehn Jahren wieder den länger als fünf Jahrhunderte leer gelassenen Platz eingenommen hat.

Auch ohne die Beeinflussung der Herrscher durch körperliche Schönheit haben die nordischen Frauen politisch seit ältester Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. Was Tacitus von den alten Germanen berichtet: daß für sie die Frau etwas Heiliges sei — die Gestalt der Velleda bestätigt ja die Angabe — gilt in erhöhtem Maß von der nordischen Frau. Eine ganz besondere Stellung behauptete dabei Island. Als gegen den Schluß des neunten Jahrhunderts der viel besungene Harald Schönhaar sich die „Talkönige" unterwarf, rettete ein großer Teil dieser Bauernaristokratie sich die Freiheit durch Übersiedlung auf der Sagainsel. Dort hat sie dann noch Jahrhunderte hindurch das bisherige Dasein weitergeführt. Aus ihrer Weltentlegenheit heraus ist sie für die gesamte europäische Dichtung sehr bedeutend geworden, natürlich an erster Stelle für die germanische. Sir Walter Scott war von ihr wesentlich beeinflußt, und auch sonst lassen sich die Spuren ihrer Wirksamkeit weit verfolgen. Ihre „Söger" (Sagas) sind in der Hauptsache geschichtliche Familienromane, und in ihnen tut sich ein sehr eigentümliches Dasein auf. Die geistige Bildung dieser Geschlechter stand augenscheinlich hoch über der sittlichen, was für die herrschenden Schichten der nordischen Völker überhaupt lange Geltung behielt, besonders deutlich aber im früheren Mittelalter hervortrat. Die durch das Meer aufrechterhaltene Verbindung mit dem festländischen Westeuropa hob diese Aristokratie geistig über die innergermanischen Standesgenossen, ließ aber dafür die Sitten früher und stärker von dem Hauch der sinkenden romanischen Kultur angeweht werden und entsprechend früher verwittern. Eine Frauengestalt wie die Halgerdis der isländischen Gunnarsage könnte in einem Pariser Sittenroman Platz finden. Die herrschsüchtige Schönheit hat ihren Gemahl in blutige Fehde mit den bisherigen Freunden verwickelt. Ein unvergleichlicher Bogenschütze, erlegt er mehrere im Kampf, schließlich gelangt der Streit vor den Gerichtshof der Insel, und dieser erkennt auf mehrjährige Verbannung des Gunnar. Für die Reise nach Norwegen liegt das Schiff am Strand, und Gunnar reitet mit seinen Freunden dahin. Da sieht er seinen Hof im Morgenlicht auf dem Hügel liegen. Trotz der Bitten der Freunde reitet er zurück und verwirkt damit sein Leben. Nach dem insularen Gesetz ist er fortan vogelfrei und kann straflos getötet werden. Die Feinde lassen auch nicht auf sich warten. Aber wieder handhabt er den Bogen und erlegt abermals mehrere der Angreifer, bereits sind diese es müde und beraten über den Abzug, da zerreißt ihm die Bogensehne. Gib mir eine Locke von deinem Haar, sagt er zu Halgerdis, ich will mir daraus eine neue Sehne machen. Hängt viel davon ab? fragt sie kaltblütig. Nichts als mein Leben, lautet die Antwort. Dann wirst du dich wohl erinnern, daß du mich neulich in das Gesicht geschlagen hast, freiwillig gebe ich dir die Locke nicht; aber du kannst sie ja mit Gewalt nehmen. Nun, jeder hat seine Art, auf die Nachwelt zu kommen, versetzt der Gemahl spöttisch, öffnet die Tür des verrammelten Hauses, tritt hinaus und läßt sich ruhig niedermachen. Dabei war die Ohrfeige nichts gewesen als die Strafe für die Anzettelung jener Feindschaft, welcher der friedliebende Mann erliegen sollte. Dann wieder das ergreifende Gegenbild in der Frau des alten Njal, des Helden der Njalsage. Durch die Bluttaten seiner wilden Söhne ist der friedliebende alte Mann gleichfalls mit den Seinen Gegenstand der insularen Ächtung geworden. Auch die Söhne verteidigen sich großartig, und die Angreifer stehen vor



der Wahl des Rückzuges oder der Brandlegung. Ungern entschließen sie sich zu der letzteren, wollen aber ihr Gewissen retten, indem sie dem greisen Hausherrn und den Frauen des belagerten Hofes den freien Abzug anbieten. Sie erzielen nichts als die kühle Ablehnung. Ich bin alt und kann meine Söhne nicht rächen, in Schande leben aber kann ich nicht, erwidert der Vater: Jung wurde ich an Njal gegeben und bin mit ihm alt geworden, ohne ihn leben will ich nicht, sagt die Hausherrin. Eine Poesie, deren Wirkung jedes weitere Wort nur abschwächen würde.

Gegenüber solchen Gestalten treten die männlichen durchweg in die zweite Reihe. Ein höchst bezeichnender Typus in dieser Hinsicht ist der berühmteste aller Isländer, der Geschichtschreiber und Dichter Snorre Sturluson (1179—1241). Sein langes Leben war vom Jünglings- bis zum Greisenalter durch gemeine Leidenschaften zerrissen. Aber als Wiederbeleber der heimischen alten Dichtung und als Geschichtschreiber des norwegischen Königshauses ist er gleich vortrefflich. Die Verbindung mit dem letzteren wurde ihm verhängnisvoll. Er wollte die Insel unter die norwegische Hoheit bringen und sich dabei zugleich über die heimatlichen Widersacher erheben. Aber der Lohn war eine Verschwörung, zu deren Leitern Snorres eigener außerehelicher Sohn gehörte. Auf dem befestigten heimatlichen Hofe wurde Snorre nachts überfallen und getötet.

„Von einer langen Wanderung in der Vergangenheit kehre ich zu jüngerer Zeit zurück“, schreibt in seiner dänisch-norwegischen Geschichte F. C. Dahlmann und schreibe heute ich. Die Teilnahme der dänischen Frauen an den Arbeiten der heimischen Volksvertretung wird dieser hoffentlich ein erfrischendes Element zuführen und die friedlich reformierende Tätigkeit dieser Körperschaft kräftig fördern. Trotz allem, was uns früher getrennt hat, sind wir nahe verwandten Stammes und haben jetzt auch durchaus gleiche weltpolitische Interessen. Daß eine Niederlage der deutschen Mächte Schweden unter russische, noch weit stärker aber Dänemark und Norwegen unter englische Bevormundung bringen würde, sieht jedes Kind und wird auch den Frauen der hochgebildeten dänischen Nation nichts Neues sein. Und somit hier ein herzliches Glückauf den Kulturträgerinnen, die künftig am Oeresund mit am Webstuhl der Gesetzgebung weben und wirken werden.

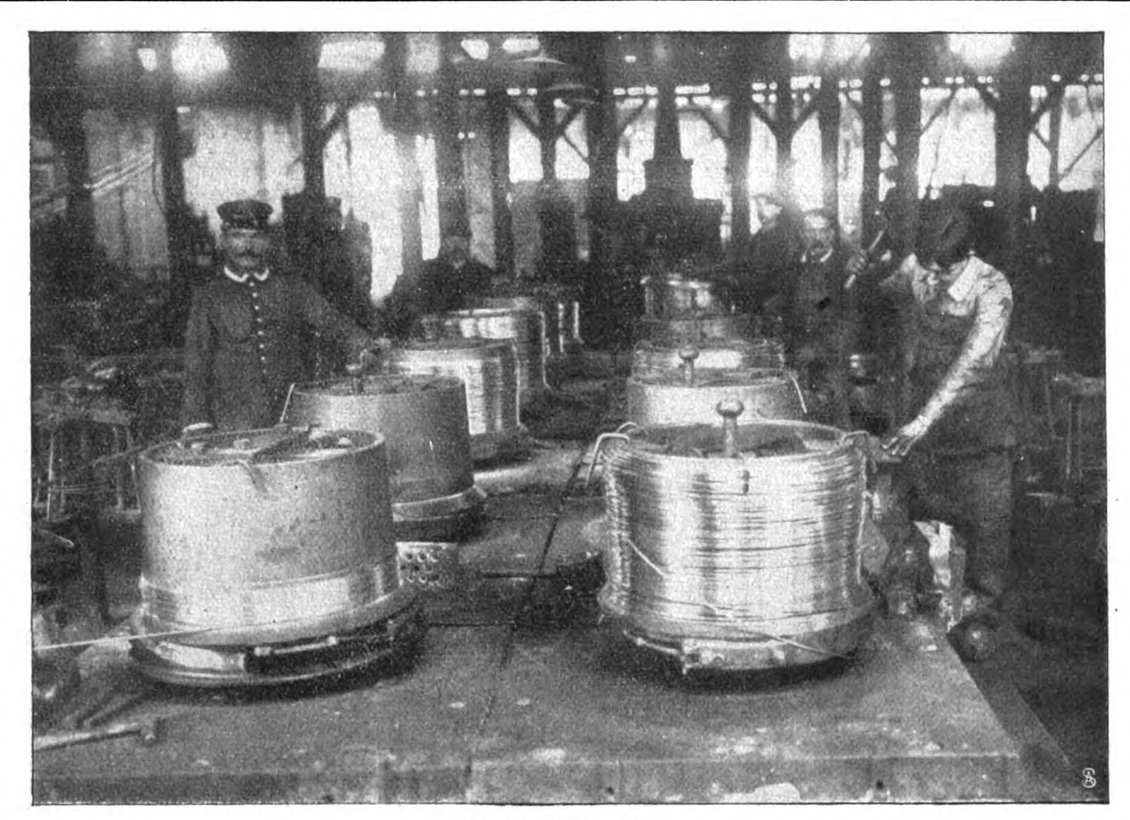
Hofphot. Dittmar.

Von links. Obere Reihe: Oberleutnant Grau, Oberleutnant v. Schöpf (Max-Josephs-Ordensritter), Ihre Kaiserliche Hoheit Frau Prinzeß Gisela, Major v. Roser (Max-Josephs-Ordensritter). Untere Reihe: Leutnant Breuling, Leutnant Röver, Assistenzarzt Neidemann, Leutnant Aichele, Baronin Rodich.

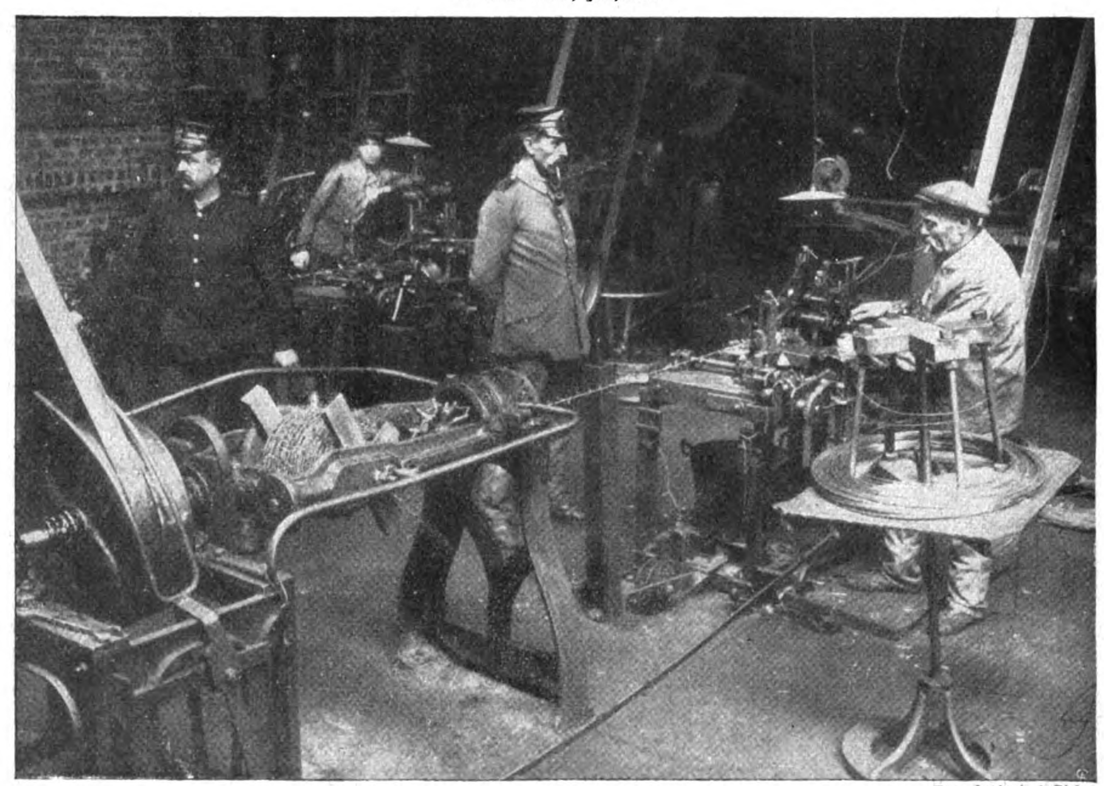
Verwundetenpflege in München: Prinzessin Gisela von Bayern mit ihren Verwundeten.



Laon, von der Martinskirche aus gesehen.



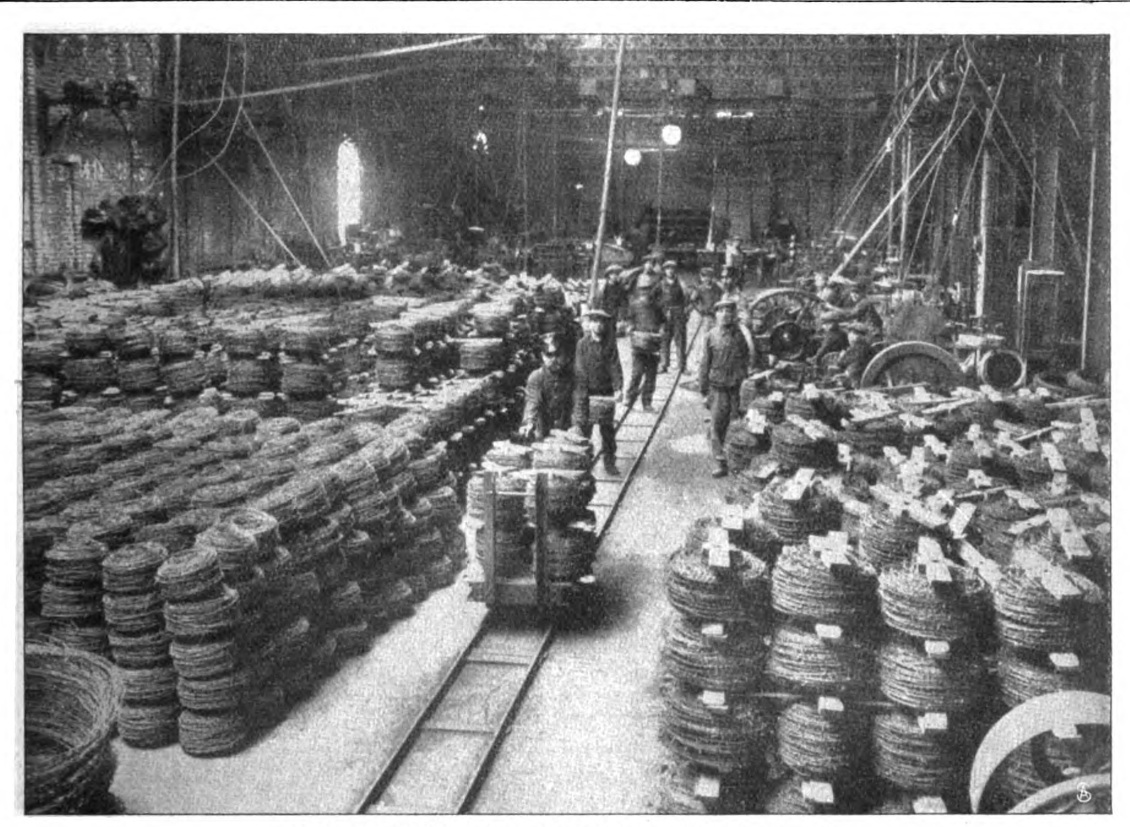
1. Die Drahtzieherei.



Phot. Hohlwein & Sirke.

2. Eine Verseilmaschine, die gleichzeitig die Stacheln in den Draht einflicht.

Eine Stacheldrahtfabrik in Feindesland.



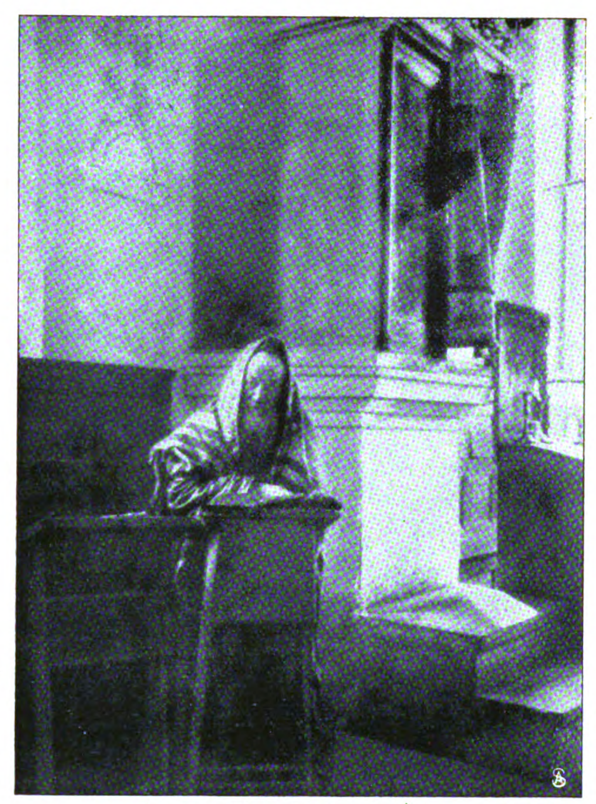
3. Ueberblick über einen Fabrikations- und Lagerraum.



Phot. Hohlwein & Girke.

4. Der Stacheldraht wird in Eisenbahnwagen verladen und an die Front gebracht.

Eine Stacheldrahtfabrik in Feindesland.



Im Gebet.

Auf der Straße.



Zwei Freunde.



Beschauliche Lektüre.

Galizische Juden.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

4. Fortsetzung.

Als der junge Roßhaupt einigemal im Theater gesessen hatte, da kam der Sturm gefahren und riß ihn aus dem Ankergrund. Er fühlte es kochen und wallen, er begann zu schreiben. Hatte gestern noch nicht daran gedacht, daß er dichten könnte, und saß heute schon in die Nacht hinein und schrieb mit kalten Fingern und fieberhaftem Hirn ein Römerdrama. Als er drei Wochen diesem Taumel gelebt hatte, brachte Dänzler, der um den Verstand seines Pensionärs besorgt war, die Sache vor den Prinzipal.

Will wurde ins Kontor beschieden. Es war ein Märztag. Eine Amsel saß auf dem höchsten Giebel der Dächer und rief zum erstenmal um Liebe. Leichte luftige Frühlingswölkchen flatterten über den Jurahöhen — im dämmernden Kontor zwitscherte die Gaslampe unter dem grünen Schirm.

„Roßhaupt, Sie strapazieren Ihre Nächte mit geheimnisvollen Dingen. Sie sind in einem Haus, in dem jeder Nagel weiß, was das bedeutet, wenn jede Nacht die Lampe ausbrennt und die Nachbarschaft durch hitzige Selbstgespräche am Schlaf gehindert wird. Was ist es, Roßhaupt, ist es eine Tragödie, oder sind es Frühlingslieder?"

„Eine Tragödie", antwortete Will.

„Sollen wir sie drucken, Abel?" fragte Bogumil Lange über das Pult hinüber mit einem ironischen Lächeln.

Abel Lange blieb die Antwort schuldig.

„Nun, Wilhelm Roßhaupt, warum holen Sie denn das Manuskript nicht?" wandte sich der Drucker an Will.

„Es fehlt noch ein Akt, Herr Lange."

„Ich hab mit vier Akten genug, junger Herr!"

Da holte Will sein Manuskript.

Und Bogumil Lange blies den Rauch seiner Brissago darüber hin, während er las.

Will hatte sich entfernen wollen, aber ein Wink bannte ihn fest, und nach einer halben Stunde tönte eine Stimme an sein Ohr und sagte: „Ist noch Feuer im Ofen, mein Sohn?"

Und beide, Abel und Will, antworteten ja.

Da stand Bogumil Lange langsam auf und trat mit dem blauen Heft vor den alten eisernen Ofen.

„Es ist nicht das erste, das ich in der Hand hab. Ich habe sogar schon ein Kind aus der eigenen Familie hier drinnen verbrannt. Weißt du, wer von meinen Sieben gedichtet hat? Der da, jawohl, Abel Lange, steck nur die Nase tief in des Pradel-Le Jeune. Auch du hast dich zum Dichter gelesen, und dir, mein Sohn —" wandte er sich an Will — „habe ich zu sagen, daß du deine Nächte verschlafen sollst. Ob du ein Dichter bist, weiß ich nicht. Aber das Ding da taugt nichts. Hörst du die Amsel pfeifen? Ja? Gut, mein lieber Sohn, so überlaß die verdammten Römerdramen allen anderen und schaff dir lieber erst eine richtige Liebschaft an. Du brauchst ja nicht gleich die Nächte dazu zu nehmen. Was deine Tage anbetrifft, so gehören sie ohnehin der Buchhandlung von Bogumil Lange. Und nun wirst du ein Mann sein und kommandieren. Bei drei laß ich's fallen!"

Die Ofentür ging auf, und ein matter Schein schlug empor.

Will stand mit zuckenden Lippen. Er hätte ihm an die Kehle springen können; aber während die gelbe Hand das Heft in den aufglühenden Ofenschlund hielt, lagen die großen kurzsichtigen, blauen Augen so gütig und fest auf ihm, daß sein Zorn daran schmolz.

Und plötzlich sprang er doch zu, und ehe Bogumil Lange erriet, was geschah, hatte ihm Will das Heft entwunden und rief mit tonloser Stimme, von einem Schluchzen gewürgt: „Das tu ich selbst!"

Quer durch riß er das Papier und stieß es hinab. Eine feurige Lohe schlug auf und fuhr in einem schwarzen Wirbel aus dem Schlot, daß die Amsel scheltend davonflog.

Zerline.

Bald darauf beschwor Bogumil Lange selbst die erste wirkliche Liebe über Will herauf, die er ihm als Gegengift verordnet hatte. Der Frühling war mit wildem Brausen ins Land gefallen. Über Nacht stand alles in Grün und Weiß. Der Rhein trieb in gelben Wirbeln unter den Jochen, die Jurahöhen glänzten vom warmen Regen, und aus den Gärten stieg der Duft der Zinken und des Flieders.

Da lud Elimar Lange Will ein, den Sonntag in der „Wiege" zu Arlesheim zuzubringen.

Die „Wiege" war Langes Heim, in dem sie während der schöneren Hälfte des Jahres hausten; ein behäbiger alter Bauernhof, zu einem Landsitz ausgebaut und von Bogumil Lange „die Wiege" getauft. Die Devise war im Bilde angebracht. An der Front war ein Drucker in altertümlichem Gewand zu sehen, der einen Wiegendruck herstellte. Aber das Landhaus war auch den Kindern des Märkers und der Aargauerin zur „Wiege" geworden, und Bogumil Lange scheute eine Anspielung auf diese Zweideutigkeit mitnichten. Als Will Frau Lange auf der Diele vorgestellt wurde, lächelte ihn eine schlanke, kleine Frau aus braunen Augen an. Sie konnte keinem ihrer sieben Söhne die Arme um den Hals legen, ohne sich auf die Zehen zu erheben, aber Bogumil Lange war der erste, der ihrem kleinen Finger gehorchte.

„Also Sie sind Wilhelm Roßhaupt?" fragte sie und gab ihm die Hand.

---

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Und dann wandte sie sich und rief in die niedrige getäfelte Stube, wo jemand mit Besteckleger beschäftigt war: „Zerline, ich will ihn dir gleich vorstellen, ehe sie ihn fortschleppen."

Da trat ein Mädchen aus der Stube, noch das Besteckkörbchen am Arm, mit schlanken, feingerundeten Gliedern, die Augen Bogumil Langes, aber in tiefem blauem Glanze strahlend und das krause braune Haar, das noch keinen Aufbau ertrug, von einem Band im Nacken zusammengehalten.

„Unsere Tochter", sagte die Mutter und weidete sich an seiner Überraschung, als hätte sie gewußt, daß ihm diese Kenntnis vorenthalten worden war.

Bogumil Lange war Will immer nur als der Vater mit den sieben Söhnen erschienen. Auch die Überraschung, die ihn bei dem Anblick der kleinen, mädchenhaft schlanken Gestalt der Mutter dieser Sieben befallen hatte, war nur ein flüchtiges Staunen und Zurechtfinden gewesen, aber jetzt stand er in tiefer Verwirrung vor dem Mädchen, das seinen Namen ebenso einem Doppelspiel verdankte wie das Haus.

Weil Hermine Lange Zinslin Mozart über alles liebte, und weil Bogumil Lange das Alphabet nicht in Unordnung bringen, zugleich aber Raum für die Zukunft lassen wollte, war das Mädchen, das als achtes Kind zur Welt kam, Zerline getauft worden. Die Yolanthe, die Xenia, die Wera, und welche Namen Bogumil Lange auch schon, das Alphabet für seine Töchter von rückwärts aufbrauchend, bereitgelegt hatte, waren freilich nicht mehr vergeben worden. Zerline blieb allein.

Frisch aus dem Welschland heimgekehrt, stand sie vor Will und nickte mit dem höflichen Lächeln, das Madame Cornamusaz in Glion sie gelehrt hatte, einen tadellos damenhaften Gruß.

Da rief Bogumil Lange von der Gartenschwelle her: „Gib ihm die Hand, Zörnli, er ist ein Hitzkopf und dichtet, aber ein guter Junge."

„Das hat der Einsiedler geschrieben," sagt Zerline Lächeln auf. Die Oberlippe, die einen so schönen Schwung hatte, daß Will noch nie so etwas Vollkommenes gesehen hatte, hob sich, und kleine weiße Zähne glänzten und dazwischen das Spitzlein einer roten Zunge, das sogleich wieder verschwand. Die goldbraunen krausen Haare flimmerten um Stirn und Wangen, die Augen tauchten in Wills Blicke, und ihre Hand fügte sich mit einem festen Griff um seine kühlen Finger. Sie schwenkte seinen Arm wie einen Brunnenschwengel.

Will wußte nicht mehr, was er tat und ließ, wie und wo er ging und stand, und was er aß und trank. Der Mittagstisch mit dem Siebengestirn der Söhne, das sich um die Eltern herzog, war für ihn nur da, um Zerline gegenüberzusitzen, und wenn sie lustig mit einer knabenhaften Bewegung den Kopf zurückwarf, daß die flimmernden Haare wie gesponnenes Gold schwer in den Nacken schlugen, dann hielt er den Atem an, so heftig war die Wirkung auf ihn.

Und dann durfte er mit Abel, Friedrich und Gideon, Zerlinen und Frau Lange Krocket spielen. Er hatte das Spiel in Kolmar geübt, aber heute jagte er die Bälle wie Kanonenkugeln in alle Winde, daß sie über den Kies in die Gartenbeete sprangen und die keimenden Sämereien wie ein Schlachtfeld pflügten.

Das Zörnli lachte, und wenn es sich bückte und ihm der Schopf vornüberfiel, daß der weiße, ganz zart mit Rosa getönte Nacken sichtbar wurde, die Linie der Schulter aus der leichten Bluse lugte, dann wandte Will den Blick ab und hörte die Luft von ihrem Lachen klingen, als wären goldene Glockenspiele aufgehängt in den alten, kaum die Knospen sprengenden Bäumen der „Wiege".

Und immer schöner wurde der Tag. Sie gingen durch das Dorf an einem hellen Bach entlang zu einem steilen Hügel, der von einem wundervollen Park bedeckt war. Da waren Taxushecken und Grotten im Kalkgestein, ein Rindenhäuschen, in dem die Wachsfigur eines Einsiedlers saß, wie der leibhaftige selbst vorher dort gesessen, und sogar das Glöcklein hing noch über ihm, den Strick zur Hand gelegt, als könnte der stille Gesell es heute noch zum Gebet rühren.

Schloß Birseck hieß die wohlerhaltene Burg, die den Felsen krönte, und zu der sie durch die Irrgänge des Parkes hinaufstiegen.

Bogumil Lange schritt zwischen Will und Zerline. Den mächtigen Schlapphut auf den Locken, die Brissago mit fünf Fingern haltend wie eine Klarinette, ging er zwischen seiner Tochter und seinem Lehrling.

Das Siebengestirn leuchtete um die Mutter her, die einen andern Weg eingeschlagen hatte.

Und während Bogumil Lange lehrreiche Gespräche pflog, in die die beiden zu seiner Rechten und Linken mit einem Ja oder Nein, einem „Gewiß, Herr Lange" oder „Was du nicht sagst, Papa" einfielen, geschah das Unbegreifliche und ewig Natürliche, daß sie sich ineinander verliebten.

Er blickte hin, und sie blickte her. In seinen scheu staunenden Jünglingsaugen stand schrankenlose Verehrung. In ihren glänzenden Sternen anfangs ein wenig Überlegenheit und Abwehr, dann ein Nachdunkeln des Blickes, ein Fragen und Abirren, und plötzlich übergießt Erröten ihre Wangen, und die Liebe der beiden steigt über Bogumil Lange hinweg in einer feurigen Lohe gen Himmel.

In einer Grotte glänzt ein Wasserbecken wie ein dunkler geschliffener Spiegel.

„Zeig es ihm, Zörnli, mir ist's zu feucht in dem Loch", sagt Bogumil Lange und setzt sich an den steinernen Tisch vor der Einsiedelei.

Will und Zörnli stehen in der kühlen Grotte. An der geglätteten Wand ist ein Spruch eingegraben:

„Beata solitudo — sola beatitudo!"

„Das hat der Einsiedler geschrieben", sagt Zerline erklärend.

„Glückselig die Einsamkeit — einzige Glückseligkeit", übersetzt Will laut.

Und dann sehen sie sich an und werden wieder rot. Erst rot, dann blaß.

In klingendem Fall schlagen die Tropfen von der Kalkwand in das Wasserbecken.

Sie bücken sich und blicken hinein, und ihre achtzehn Jahre leuchten ihnen entgegen.



Ihre Hände haben sich gefunden, wie sie so nebeneinander gebückt stehen, denn das Wasser ist mindestens eine Spanne tief, und wer hineinfällt, muß rettungslos ertrinken!

Aber solange sie sich an der Hand halten, kann nichts geschehen.

Eine Blaumeise schwirrt ganz leise durch die Grotte.

Da lassen sie sich tief erschrocken los, und dieser Schrecken ist süß und die Welt so schön — Herzklopfen erschüttert ihre Brust.

Bogumil Lange sitzt wie der Einsiedler oder wie Gott Vater selbst am steinernen Tisch, als müßte sein Bart hindurchwachsen in alle Ewigkeit. Leise knistert die Brissago . . .

Auf dem Schloßhof trafen sie wieder mit Frau Lange und ihren Söhnen zusammen, aber der Zauber blieb, und als Will gegen Abend Abschied nahm, um in die Stadt zurückzukehren, trug er ein Büschel Anemonen in der Hand, aus dem großen Strauß, den Zerline gepflückt hatte. Sie ließen die Kelche hängen und welkten in seinen Fingern, ehe er heimkam, denn der Weg lief weit durch das grüne Birstal.

Wilhelm Roßhaupt hat in diesen Tagen wie in Verzückung gelebt. In dem Magazin und im Kontor, in das ihn Lange zu ziehen gedachte, da er im Laden nicht zuzureden wußte, ging er wie ein Kettensträfling umher, aber in seiner Mansarde und vor den Toren, da war er ein freier Mann. Er schrieb auch zum erstenmal um Geld an seine Mutter und ließ sich für achtzig Schweizerfranken einen hellgrauen Anzug machen, die Schultern wattieren und die Hosen mit Stegen versehen.

Leider hing dieses Prachtgewand über dem Bügel im Schrank, und Will steckte im Kontorrock, als am nächsten Markttag Zerline Lange mit einem Netz voll französischem Salat und Neudorfer Radieschen im Entengäßlein erschien.

Sie schenkte jedem ihrer Brüder einen rosigen Rettich, gab dem Vater einen Kuß und setzte sich dann neben ihn und wollte gar nicht mehr aufstehen.

Will befand sich nebenan in einem Kämmerchen und ordnete die Aushängebogen einer Doktordissertation. Er hörte ihre Stimme, er hatte gehört, deutlich gehört, wie sie ihren Vater geküßt hatte, und konnte sich nicht bemerkbar machen. Eher wäre er gestorben, als sich so vor ihr zu zeigen. Er hielt sich mausstill.

Aber Zörnli saß und überschüttete den Vater mit Fragen und Erzählungen, um ihn über die Länge ihres Dableibens wegzutäuschen. Sie konnte nicht gehen, ohne Will gesehen zu haben.

Endlich ergriff sie die Gelegenheit, als Abel in die Offizin ging, und fragte geradeaus nach Will.

„Es ist hier eigentlich alles noch, wie es war, Vater, aber wo ist denn der junge Mann, der — wie heißt er doch — der am Sonntag bei uns in der ‚Wiege‘ war?“

Das sagte sie so gleichgültig, warf es nebenbei hin, während sie das tollste Herzklopfen hatte.

Als Will dies hörte, wurde er blaß.

Bogumil Lange hatte vergessen, daß Will nebenan war.

„Wilhelm Roßhaupt heißt der Jüngling“, belehrte er seine Tochter.

Da stand sie plötzlich auf und ging.

Am Abend machte Will sich auf den Weg nach Arlesheim. Es regnete sanft, tröpfelte im Laub und säuselte in den Zweigen. Ein feiner Duft stieg aus der Erde auf.

Die Nacht hing grau im Tal, als er das Dorf erreichte. Der Regen hatte aufgehört, und die zarte Wolkendecke war in weiche Daunen zerflossen, zwischen denen Mondlicht und Sternenschein schimmerten.

Nun sah er die „Wiege“ mit breiten Giebeln schwarz an der Straße liegen. Goldgelbe Lichtflecke brannten in dem massigen Bau, Musik klang heraus, vier von den Sieben bildeten ein bescheidenes Streichquartett.

Will schlich die lange, hohe Gartenmauer entlang und war glücklich, ihr so nahe zu sein.

Ein Laden schlug, ein neuer Goldfleck leuchtete unter dem Giebel, ein Schatten bog sich heraus.

Aber als Will gerade seine Blicke, seine Gedanken, sein ganzes Sein zu ihr hinaufsandte, da tönte unten, im Erdgeschoß oder auf der Schwelle, eine Stimme und rief: „Es regnet ja gar nicht mehr, und es ist so herrlich warm — wer kommt mit in den Garten?"

Da riß sich der Jüngling von dem falschen Bild los, denn nicht dort oben, sondern unten, hinter der Mauer, im Garten war die Geliebte!

Er hörte ihre Schuhe auf dem Kies und erinnerte sich plötzlich der Ecke, wo ein Hügel aufgeschüttet war, von dem man über die Mauer blicken konnte.

Als er atemlos, mit schlagendem Herzen die Ecke erreicht hatte, immer in Gefahr, von einem Dorfköter gewittert und verbellt zu werden, lehnte eine Gestalt an dem eisernen Staket der Laube, an dem die Reben noch nackt hingen. Die Gestalt hielt sich ganz still. Aber jetzt warf sie den Kopf zurück, und da strich das zarte, graue Licht der Frühlingsnacht über sie hin.

Diesmal äffte ihn keine Magd, und aus dem liebesseligen jungen Toren wuchs plötzlich der Jüngling, und Will legte die Hände an den Mund und rief mit leiser Stimme zu ihr hinauf: „Beata solitudo!"

Eine scheue Bewegung, ein atemloses Lauschen, und dann kam es wie ein zitterndes Glöckchen von oben: „Sola Beatitudo!"

Sie kamen über diese schöne improvisierte Lösung nicht hinaus, denn gleich darauf floh Zerline davon.

Als Will fröstelnd im letzten Lokalzug saß und heimfuhr, stellte sich auf einmal die Muse ein und schlich sich hinter der Liebe in sein Herz, so daß er begann, in Versen zu reden, und seine Not hatte, sie alle daheim niederzuschreiben. Den Schnupfen, der sich darein gemengt hatte, strafte er mit Verachtung.

Einige Tage darauf boten sie in der „Wiege" ein Unterhaltungsblatt reihum, und es war eine Mischung von Achtung und gutmütigem Spott, womit die Sieben das Frühlingsgedicht Wilhelm Roßhaupts lasen und besprachen, das da seine stolzen Reime erklingen ließ.

Die Mutter nahm sich des Poeten an.

„Abel hat auch gedichtet, und von Elimar weiß ich's nicht sicher, das liegt an den Jahren und ist nichts Schlimmes. Es ist Kraft in den Versen."

Bogumil Lange aber legte die Zeitung hin und antwortete: „Verliebt ist der Bursch!"

Dabei schüttelte er seine Locken.

Seine Frau stieß ihn an und wies mit einem mahnenden Blick auf Zerline, damit er nicht in ihrer Gegenwart von solchen Dingen rede, aber Lange zuckte die Achseln, um ihre Sorge zu beschwichtigen. Das Zörnli hatte ja während der ganzen Zeit nicht aufgeschaut von seinem Brief aus der Pension und nichts gehört und nichts gesehen.

Aber als sie zu Bett gingen, war das Blatt spurlos verschwunden, und ein Räuchlein stieg aus dem Kamin in Zerlinens Zimmer. Das Gedicht hatte sie ausgeschnitten, und auf einmal, sie las es bei der niederbrennenden Kerze gerade zum elftenmal — entdeckte sie, daß es ein sogenanntes Akrostichon war, und daß die Anfangsbuchstaben der drei Strophen zusammen ihren Namen Zerline Lange bildeten.

Da kaufte sie ein malvenfarbenes Seidenband als Buchzeichen und stickte heimlich einen Lorbeerzweig darauf und mit Goldfaden die Worte: Dem Dichter Wilhelm Roßhaupt.

Sieben Brüder standen um sie her, und keiner sah, wie sie es dem Geliebten in die Hand spielte, als er zum zweitenmal in die „Wiege" geladen war.

Er war männlicher geworden, in seinem hübschen Gesicht beschattete sich die Oberlippe schon.

Und als es Abend wurde und er sich verabschiedete, mußte er Zerlinen suchen, denn sie waren alle im Garten zerstreut, und sie fanden sich, indem sie von zwei Seiten her in die Reblaube stürzten, und da hielt er sie plötzlich in den Armen, und sie küßten sich mit Lippen, die von Angst und Hast bebten, und die erst lernen mußten, sich zu öffnen im Kuß.

Zu Fuß über die Höhe des Bruderholzes ging Will nach Hause. Sein Buchzeichen war so groß wie ein Fahnenband, und unter jeder Laterne betrachtete er es voll Entzücken.

Aber in dieses selige Gefühl der ersten Liebe mischten sich alsbald ernstere Züge, und mitten hinein in diese Liebe schlug die Nachricht von einer schweren Erkrankung der Mutter.

Peter Wingen schrieb kurz und klar, ohne Umschweife und Schonung, daß sie auf den Tod liege.

Will hatte erst vor acht Tagen wieder eine Geldsendung erbeten und erhalten. Der Brief schrie wild in die selige Stille um ihn her.

Anfangs traf ihn die Botschaft eher als eine peinliche, unerhörte Störung seines Glückes. Erst nach und nach stieg etwas anderes vor ihm auf — eine versunkene, vergessene Welt, und dann trat er zögernd vor Bogumil Lange, halb noch hoffend, halb aber auch fürchtend, er möchte ihn abweisen, und bat um Urlaub.

Und als er ihm gewährt war, stürzte er in sein Zimmer und schrieb seinen ersten Liebesbrief. Keck und gerade, töricht und aufrichtig und war überzeugt, daß der Tag kommen werde, an dem er vor Bogumil Lange treten und zu ihm sagen könnte: „Herr Lange, ich bin Ihnen nun sieben Jahre (fünf waren auch genug) ein treuer Gehilfe gewesen, ich habe einen Namen als Dichter und liebe Ihre Tochter. Und Zerline liebt mich, ich bitte um ihre Hand."

In dieser Stimmung schrieb er an das Zörnli und verschmähte alle Schleichwege, setzte ihren Namen und die Arlesheimer Adresse darauf und betraute die eidgenössische Post mit der Besorgung dieses Briefes.

Dann reiste er ab.

In Colmar wartete Wingen am Bahnhof, und sie gaben sich die Hand. Ein hübsches Fräulein stand neben Peter auf dem Bahnsteig. Einen Augenblick zweifelte Will, ob es Melanie oder Kättele sei, denn ihre Bilder waren im Scheine seiner Liebe rascher verblaßt als ein Daguerreotyp an der Sonne, und als es Melanie war, vergaß er, nach dem Kättele zu fragen.



Wingen ersuchte ihn zu telegraphieren, wenn es sich zum Schlimmsten wende, damit er kommen könne, dann ging die Fahrt weiter.

Es war unruhige Zeit. Im Abteil wurde von Kriegsgefahr gesprochen. Als auf der Landstraße eine Batterie sichtbar wurde, die im ersten Sommerstaub blitzte, erfaßte die Reisenden eine Beklemmung. General Boulanger schürte den Krieg. Ein Wetter stieg auf hinter der blauen Linie der Vogesen, während im Elsaß die Reben blühten.

Ein alter Mann mit einem Spitzbart und einem roten Bändchen im Knopfloch blickte auf den Figaro, den Will in Mülhausen von einem ausgestiegenen Gast geerbt hatte, musterte den schlanken, gutgekleideten jungen Mann mit dem dunklen Haar und fragte dann, ob er Franzose sei.

Einen Augenblick schwankte Will, denn er nahm die Frage für ein Kompliment, dann aber antwortete er ruhig auf die französisch gestellte Frage: „Pardon, Monsieur, je suis Allemand!"

Da entstand ein befangenes Schweigen.

Will starrte zum Fenster hinaus, und auf einmal stieg ihm die Antwort als Frage zum Munde, und er fragte sich: Bin ich denn wirklich ein Deutscher? Aber die Frage zerfloß ihm in plötzlich stark und lebendig werdenden Erinnerungen an den Wachtmeister Hermann Roßhaupt, und als es Abend wurde und der Zug durch die roten Klüfte ins Nahetal trat, als es dem Rhein entgegenging und es feucht und kühl hereinwehte, da lehnte Will in seiner Ecke und kannte nur noch eins: Ankommen, die Mutter wiedersehen! Und manchmal war es ihm, als käme er auch den Vater zu grüßen, als stünde Wachtmeister Roßhaupt am Rheinischen Bahnhof im blauen Rock mit weißen Knöpfen, den hochgewölbten Helm auf dem Kopf und den Finger der rechten Hand in den dritten Knopf des Ueberrocks gehängt und wartete auf den Sohn.

Und dann sprach plötzlich alles um ihn her vom Kronprinzen, der auf den Tod krank sei. Der alte Kaiser lebte noch. Will spürte ein eigentümliches Flimmern auf seiner Stirn. War es die kühle Frische, die vom silbergleißenden Strom heraufschlug, oder die Erinnerung an eine Hand, die auf seinem Scheitel gelegen vor vielen Jahren, so vielen, daß es unmöglich schien, der alte Kaiser könne noch leben! Und in einem sehnsüchtigen Schauer zitterte sein Herz. Und dann dachte er an den Rosenstrauß und seine junge Liebe! Und von dieser Liebe fand er den Weg zu Anne Roßhaupt und hatte auf einmal, endlich, endlich das unbezwingliche, sehnsüchtige Verlangen, sie zu sehen, bei ihr zu sein, sie nach drei Jahren wiederzuhaben, seine Mutter — ja — ja — trotz allem Nein — erst recht — seine Mutter!

Und ganz im Hintergrund, ganz in der Tiefe die Hoffnung, die Freude, die egoistische Freude, ihr von seiner Liebe, von Zerlinen, von seinem Glück und seiner Zukunft zu erzählen!

So kehrte Wilhelm heim zu Anne Roßhaupt, die ihm Sehnsucht und Krankheit, ihr ärmliches, karges, auch vom Sohn nicht mit Liebe gespeistes Leben verschwiegen hatte und erst von fremden Leuten darauf vorbereitet wurde, daß ihr Sohn komme, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen.

Am Löhrtor blies der Hornist den Zapfenstreich, als Will in die Friedrichstraße einbog. Schwermütig zogen die Töne über die Stadt. Als das Horn zum letztenmal rief, trat Will leise an das Bett der Mutter. Sie schlief.

Erschöpft vom Fieber der Erwartung war sie eingeschlafen, denn man hatte ihr Wills Ankunft erst für den nächsten Morgen angekündigt.

Er stand am Fußende des Bettes. Sie war ganz ergraut, die Augäpfel wölbten sich unter den Lidern. Sie glich ihrem Bruder, während sie schlief.

Und dann war ihm etwas fremd an dieser schlafenden Frau, das ihn quälte, bis er herausfand, daß es die schmale Tannenbettstatt war, in der sie lag. Mit einem zweiten Blick machte er das Inventar ihrer Schlafstube und erschrak. Außer dem schönen, aus Elfenbein geschnitzten Christusbild und den Photographien in den vergoldeten Stuckrahmen kannte er nichts von diesen billigen Tannenmöbeln. Die Vorhänge waren verhängt, denn das Zimmer ging auf den dumpfen Hof, in den von vier Seiten neugierige Fenster hereinschauten.

Auf einmal schlug Anne Roßhaupt langsam die Augen auf, ohne Blick, wie im Traum, aber dann erschien ein großes Licht in ihnen, das stieg ganz aus der Tiefe und saugte sich an dem jungen Mann fest, der dort unten an ihrem Bett stand und an den Wänden hinaufschaute.

Sie konnte nicht rufen, konnte sich nicht bewegen, lag wie erstarrt und zitterte inwendig vor Glück und sah sein hageres, klares Gesicht, die bekannte Falte über der Nasenwurzel, die weichen, vollen Haare, den Mund, den er als kleiner Kerl in einem Schüppchen so traurig nach unten zog, wenn er gescholten wurde, und darüber ein wirkliches, ganz kleines, aber sicher schon vorhandenes Schnurrbärtchen! Und so bolzengrad stand er da, die Hände auf der Bettlehne, so stolz, so stattlich, und sie sah, wie er gepreßt und tief atmete. Da kehrte auf einmal die Kraft in ihre Arme, und die magern Hände, zerscheuert und zerstochen, hoben sich von der brüchig gewordenen Steppdecke, und „mein Jung!" rief sie leise, und als er zusammenfuhr, sie anblickte, stehenblieb, vom Anblick des lebendig gewordenen Gesichtes erschreckt — noch einmal, aber jetzt mit einem scheuen, unsicheren Lächeln: „Mein Jung!"

Da gab er sich einen Ruck und ging zu ihr hin.

Sie legte die Hände um seinen Kopf und zog ihn herab, schaute ihn an und wollte ihn küssen, aber sie wagte es nicht zu tun.

Sie fühlte einen Zwang, einen Widerstand, den er selbst vergebens zu überwinden trachtete, und auf einmal ließ sie ihn frei, und es war ein beängstigendes Stillschweigen zwischen ihnen.

Endlich fragte Will nach der Natur ihres Leidens, aber sie wehrte ab und sagte, das brauche er nicht zu wissen. Mein Gott, an was leiden alte Frauen! Und er begnügte sich mit dieser Antwort. Er peinigte sich selbst, aber er fand die Sprache nicht wieder, in der er so gern mit ihr geredet hätte . . . Und alles, was er ihr erzählen wollte, blieb unerzählt.



Es war eine Qual geworden, dieses Wiedersehen, und auch der nächste und der nachfolgende Tag brachten keine Aenderung.

Er weiß alles, sagte sich Anne, und sie begann sich vor ihm zu schämen, sie zog die Decke höher, sie strich die Haare glatt, sie war nicht mehr die Mutter für ihn.

Anne war auch nicht mehr die Frau, die den Wachtmeister Hermann Roßhaupt gemeistert hatte. Sie war kleinlicher geworden, eine Vermieterin, die die drei Vorderstuben ausmietete und sich fügen gelernt hatte, ein Sparweiblein, das sein Ehebett an einen Leutnant vermietet und vergessen hatte, seinen Stolz daraus mitzunehmen. Eine kranke, gebrochene Frau, die jedes Jahr zu Allerseelen die Lichter eingrub auf dem Grab ihres Mannes und ihr Sterbehemd jedes Jahr einmal frisch wusch und bügelte. Sie hatte Bekannte, die sie besuchten und mit ihr schwatzten und nun alle den Sohn zu sehen verlangten, aber da wehrte sie ängstlich ab, als könnte daraus etwas folgen.

Er war nicht mehr ihr Sohn, war es nie gewesen.

Und er wußte es — Peter Wingen hatte es ihr ja geschrieben. Damals waren vier Monate verstrichen, ohne daß Will etwas hören ließ, dann schrieb er eines Tages, daß er bei Bogumil Lange in Basel als Lehrling eingetreten sei, und sie hatte zu ihren Freundinnen gesagt: Mein Sohn ist Buchhändler in der Schweiz.

Am dritten Tag des Urlaubs brachte der Briefträger einen Brief für Will. Die Wartefrau legte ihn Annen auf das Bett. Will war ausgegangen. Er ging oft aus, denn das Zusammensein war beiden zur Pein geworden. Anne drehte den Brief zwischen den Fingern. Sie war eifersüchtig und mißtrauisch geworden. Er hatte ihr nichts erzählt, hatte gesagt, er habe nichts zu erzählen, aber dieser Brief war von einem Mädchen. Das sah sie an der Schrift, und das roch sie an dem mattblauen, feinen Papier. Es war etwas darin, das fühlte sich weich und doch wieder hart und rund an. Er würde ihr nichts erzählen aus diesem Brief, und sie, sie würde ihn nicht danach fragen.

Sie legte den Brief unter das Kopfkissen, aber auf einmal zog sie ihn hervor und öffnete ihn. Rasch, damit es sie nicht reute, ehe es geschehen war. Gierig machte sie sich über den Inhalt.

Eine Locke fiel heraus. Ein Liebesbrief, der von unsäglicher Sehnsucht und Treue und Küssen handelte und um größere Vorsicht bat. Will solle postlagernd schreiben, und das Kennwort sei „Eremitage". Und zuletzt die Unterschrift „Ewig Deine Zerline".

Anne zitterte vor Befriedigung. Jetzt wußte sie etwas von ihm, ohne daß er es erzählt hatte. Jetzt wußte sie das letzte seiner Geheimnisse. Aber Zerline war ein Theatername. Sie ließ sich die zusammengebundenen alten Theaterzettel reichen, die sie im Wandschrank aufbewahrte als Andenken an ihre bessere Zeit. In einer Oper — sie hatte sich nicht getäuscht — es war also am Ende eine Schauspielerin! Dazu war der Junge noch viel zu jung! Und wieder die Eifersucht, eine kindische und doch so mütterliche Eifersucht — sie behielt den Brief. Sie konnte ihn nicht mehr schließen und wollte ihn überhaupt nicht abliefern.

Und Will erfuhr nichts von Zerlinens Hingabe.

Aber Anne, die war weicher und zärtlicher, lag so geduldig, war zufrieden, wenn er nur ein paarmal rasch hereintrat. Sie hatte ihn ja jetzt wieder, und sie lag mit einem arglistigen Lächeln, wenn er verschlossen und ein wenig beschämt und mit sich selbst uneins kam und ging — mochte er nur schweigen — sie wußte alles, mehr als er, alles, alles.

Und als am siebenten Tag, da die Kranke schon merklich schwächer und von einer seltsamen Unruhe bedrängt in den Kissen lag, ein zweiter Brief kam, öffnete sie ihn, den sie diesmal mit Vorbedacht hatte abfangen lassen, ohne Zögern und ohne Gewissensbisse. Anklagen, leidenschaftliche Fragen, eine Tränenspur und ein paar scharfgezogene Federstriche, wie im Zorn gesetzt. Und diesmal stand nicht Zerline darunter, sondern Zörnli. Da lachte Anne Roßhaupt leise vor sich hin. So eine Zornige! Dann ließ sie sich Wills Köfferchen geben und steckte die beiden Briefe inwendig in die Ledertasche des Zwischendeckels. Nun war sie ruhig.

Gegen Abend saß Will an ihrem Bett. Er hatte an Wingen telegraphiert, aber er selbst fand die Kranke lebhafter, und wie sie so seine Hand hielt und von Zeit zu Zeit drückte, ihn zärtlich anschaute, da sah er auf einmal das alte überlegene Lächeln in ihrem kleingewordenen Gesicht. Sie waren allein.

Will, der auf dem Schlafdiwan eines Zimmerherrn übernachtete, war müde. Im Hof spielten Kinder, Zwielicht fiel blaß in die Stube. Er schloß die Augen.

Da zuckte plötzlich die mürbe Hand in seinen Fingern. Er schaut auf — sieht sie entfärbt, mit fremd gewordenem Gesicht in den Kissen liegen — ein „Mutter! Mutter!" ruft er, ruft's zum erstenmal mit voller Angst, und da steigt noch ein letztes Licht in ihre Augen, zucken die Hände zu ihm hin. Anne Roßhaupt verscheidet mit einem einzigen röchelnden Atemzug.

In ihrem Antlitz ist ein kümmerliches Lächeln stehen geblieben, das für irgend etwas um Verzeihung zu bitten scheint.

Es fiel ein Reif . . .

Als Anne Roßhaupt unter der Erde lag, wurde Will von Peter Wingen in sein Erbe eingeführt. Wingen tat nicht, als hätte Will jemals seine Sohnschaft geleugnet. Vergangenes war vergessen. Und Will wehrte sich nicht. Er kannte nur ein Verlangen, mit all dem fertig zu werden und fortzukommen von einem Ort, in dem er fremder als je umherlief.

Er hatte einen Menschen sterben sehen, und der erste Mensch, der sich unter seinen Augen, in seinen Armen aus einem Wesen, wie er selbst eins war, lebendig, von Gedanken und Gefühlen, von Hoffnungen und Schrecken bewegt, in ein totes Bild verwandelte, war seine Mutter.

Als der Vater starb, hatte er sich als Mörder angeklagt, und die Totenmaske hatte ihm ehrfürchtige Schauer über den Leib gejagt. Als sie die Mutter einsargten, lag ein Alp auf ihm, und als sie unter der Erde lag, kam er sich verloren vor in der weiten Welt. Aber dann strömte plötzlich das Bewußtsein des Lebens um so mächtiger durch seine Adern und riß ihn aus dem dumpfen Taumel.

(Fortsetzung folgt.)



Gletschereinsamkeit.

Aus der Zeiten reicher Fülle
Reiht sich endlos Tag an Tag;
Durch die ungeheure Stille
Dringt kein einz'ger Glockenschlag.

Hoch am Himmel, vielgestaltig,
Geht der lichten Sterne Lauf;
Menschenklage, leidgewaltig,
Dringt mit keinem Ton herauf.

Abseits bleibt von allem Leben
Rein und weiß der Berg sich gleich;
Nur von fern die Adler schweben
Um des Todes Riesenreich.

Georg Ruseler.

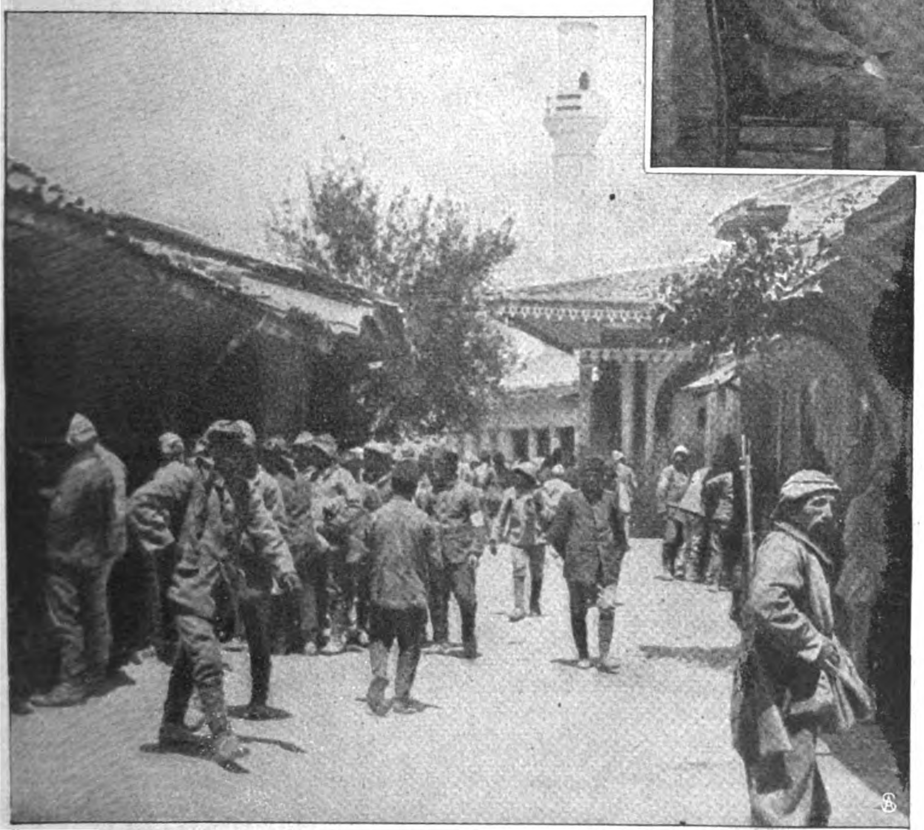
Auf dem türkischen Kriegschauplatz.

Von E. Germann. — Hierzu 13 Aufnahmen von Nazi Bey.

Um die Serailspitze, über der die schlanken Minarette und die Kuppel der Hagia Sofia in die klare Abendluft ragen, saust das Torpedoboot an den Prinzeninseln vorbei in die Marmara hinein. Drüben, vom Hafenkai in Haidar Pascha, löst sich ein mächtiger Dampfer der Schirket-Linie los und folgt ihm in Kiellinie. Bald weit voraus, bald seitwärts schneidet der schwarze Geselle, aus dessen Schornsteinen dicke Rauchwolken qualmen, die Fluten, läßt den Großen ein Stück voraus, um dann hart Ruder zu wenden und einen mächtigen Bogen um ihn zu beschreiben. Wie ein Hund, der unablässig über der Herde wacht. Ein neues Bataillon geht wieder hinaus nach den Dardanellen. In den Kammern liegen sie, einer am andern, auf den roten Samtpolstern haben sie es sich bequem



Der Nationaldichter Emin Bey liest einem jungen Offizier seine Verse vor.

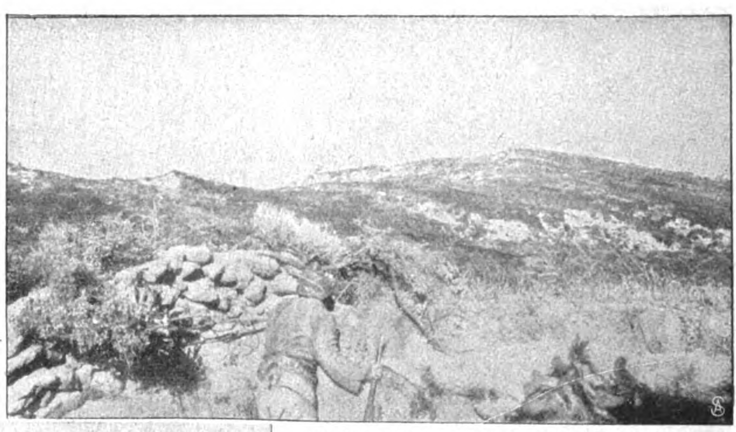


Soldaten in einer Straße von Kilid Bahr.
Die Stadt ist von der Zivilbevölkerung fast ganz verlassen.

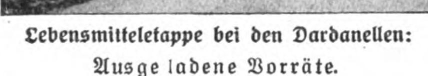
gemacht; oben an der Reeling lehnen sie neben den Geschützen, die drohend auf das nachtschwarze Wasser hinauslugen. Kein Licht im ganzen Schiffe, kein Laut. Sie singen nicht und sprechen kaum leise, flüsternd. Nicht als ob sie zag wären; das sieht diesen sonnenbraunen, sehnigen Kerlen nicht ähnlich. Der Türke ist kriegerisch. Selbstverständlich scheint ihm, für seinen Boden zu kämpfen, zu sterben. Aber er ist — nicht von den Städtern spreche ich, die ja den geringsten Teil der Armee ausmachen — still und verschlossen.

Das Marmarameer wird durchfahren, im Morgen-

grauen tauchen links die Hügel von Gallipoli auf. Am Hafen und in der Stadt liegen ein paar Häuser in Trümmern. Englische Granaten. Unbekümmert darum hört man hier den Pulsschlag des Krieges deutlich klopfen. Ungeheure Berge von Vorräten und Proviant sind aufgestapelt, immer weitere werden herangebracht. Ein ewiges Kommen und Gehen ist das. Und überall, wohin man blickt, die graugrünen Uniformen.

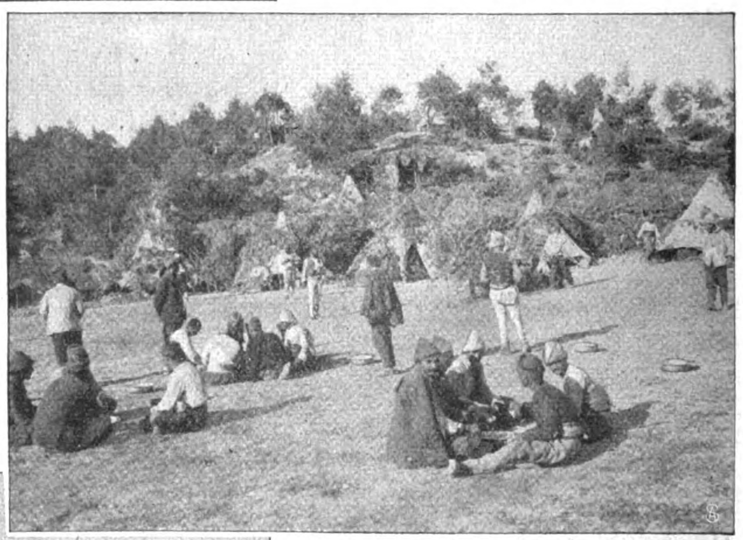


Soldat belauert ein feindliches Torpedoboot.



Lebensmitteletappe bei den Dardanellen: Ausgeladene Vorräte.

Tief im Grün breitkroniger Bäume verborgen leuchten drüben auf der asiatischen Seite die roten Dächer von Lapsaki auf, Maidos, Nagara, Tschanakkalé, die Einfahrt der Dardanellen. Zu ansehnlicher Höhe steigen hier die Felsen Gallipolis an. Nackt scheinen sie und kahl, von Furchen und Falten durchzogen. Berg wechselt unaufhörlich mit Senkung. Wenig Bäume nur, aber um so mehr Gestrüpp. Tot ist die ganze Gegend und öde. Erst am Lande erkennt man die Täuschung. Feine, schmale Striche durchziehen das ganze Gelände. Schützengräben. Einer neben und hinter dem andern. Eine furchtbare Festung, von der Natur selbst zur Verteidigung geschaffen. Und was noch mangelte, das hat die Armee unter ihrem genialen Führer Liman Pascha, dem deutschen Reitergeneral, ergänzt. Wie eine Maschine ist das alles. Dort an der Straße, die gegen Sicht durch den Berghang gedeckt ist, bewegt sich eine lange Trainkolonne. Aus einer Senkung kommt eine zweite hervor. Die bringen Brot, jene Munition. Steil steigt der Weg an. Oben auf der Spitze öffnet sich weit der Blick auf die Aegäis, auf die ragenden Berge von Samothrake. Alle Anhöhen, die Hänge und Hügel sind von den türkischen Gräben durchzogen.

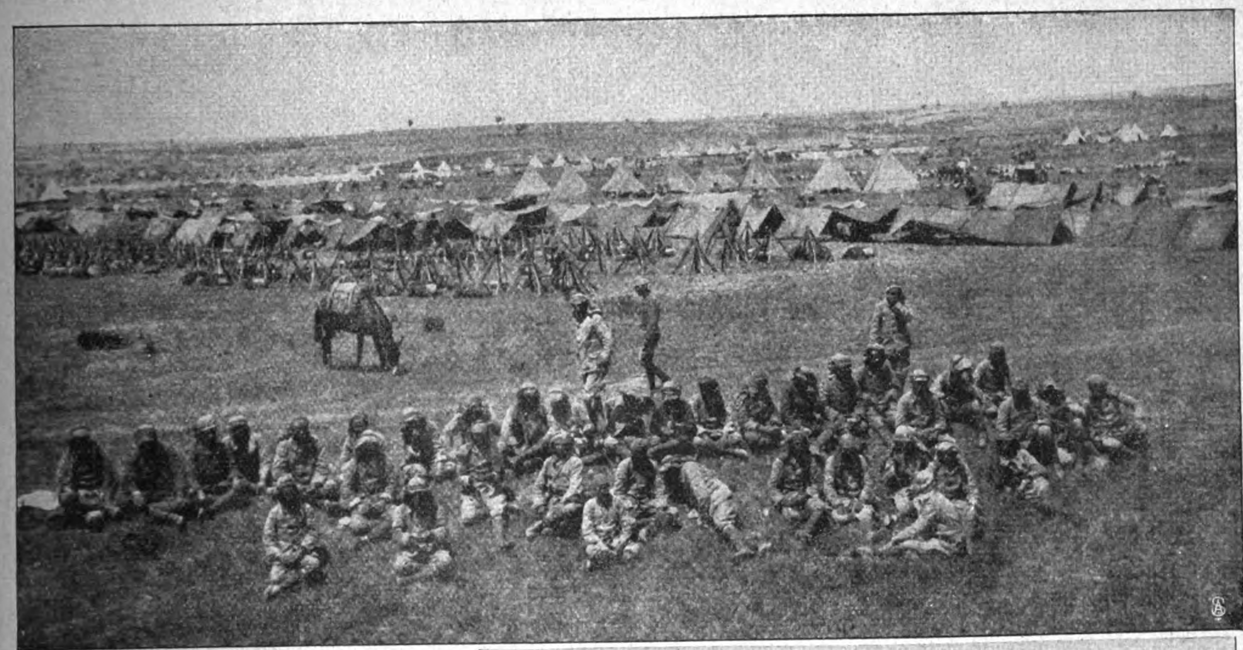


Eine Niederlage von Vorräten.



Ein Stapelplatz von Lebensmitteln.

Unten am Strande dehnen sich die Stellungen des Feindes, der seit Monaten vergeblich vorwärts strebt, um sich immer wieder blutige Köpfe zu holen. Hie und da tönt der peitschenartige

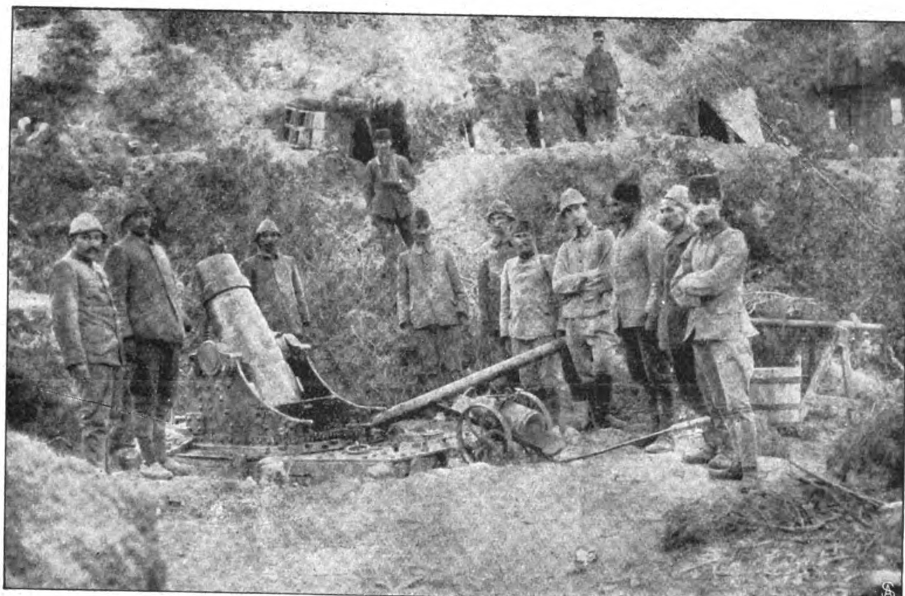


Ruhende Truppen im Lager.

Knall eines Schusses, rasselt das trockene Tacktack der Maschinengewehre oder brüllt dumpf ein schweres Geschütz. Wo sie stehen, läßt sich nicht einmal erraten, so geschickt sind sie verborgen. Tief in den Fels hinein sind die Stellungen gearbeitet, eine Decke von Gestrüpp überwölbt jede Batterie. Von den Inseln her naht ein feindliches Flugzeug. Vergebens zieht es da oben seine Kreise, umsonst wohl späht der Beobachter herab. Bis von drüben in sausender Fahrt ein



Küstenbatterie und Schildwache. Oben: **Eine Soldatenabteilung. Im Hintergrund maskierte Zelte.**



Eine Mörserbatterie.

die der Türken lächerlich gering. Alarm! Im Nu ist alles an den Gewehren, bereit, nach vorn zur Unterstützung zu eilen. Welch krasser Unterschied zwischen dem Heute und dem Balkankrieg! Fast unglaublich scheint es, daß das noch dieselben Menschen sind wie damals. Einen Fehler nur haben sie: der Offizier muß mehr darauf achten, sie zurückzuhalten, als sie anzufeuern. Am liebsten stürzten sie aus den Deckungen heraus, um dem Gegner mit dem blanken Seitengewehr auf den Leib zu rücken. Die Admiralität

türkischer Flieger herbeischießt und den Engländer verjagt.

Am Hange stehen Zelte. Eine ganze Reihe, ein großes Lager. Grüne Büsche über dem Leinen. Auf ihren Decken kauern in ihrer eigentümlichen Stellung abgelöste Soldaten, schnoppern begierig hinüber zur Küche, wo auf offenem Feuer der Hammel brät und im mächtigen Kessel der Reis bereitet wird. So ruhig geht das zu, als wäre das Ganze nur ein friedliches Manöver.

Wenige Schritte weiter, in den Berg hineingebaut, ist der Verbandplatz. Hie und da wird einer angebracht, die meisten kommen selbst. Den ungeheuren Verlusten des Feindes gegenüber sind



Zelt eines Feldlazaretts.



General Dschewad-Pascha, Kommandant der Dardanellenforts, und sein Stab.

in London wußte da unlängst wieder zu berichten, der türkische Soldat sei demoralisiert, müsse von deutschen Offizieren vorgetrieben werden. Die Engländer und Franzosen, die noch immer dort liegen, wo sie gelandet sind, haben von dieser „Demoralisierung" allerdings noch nichts verspürt. Im Gegenteil: Sie beginnen von Tag zu Tag mehr einzusehen, wie wahnsinnig und aussichtslos das Unternehmen gegen die Dardanellen war, und wie schwer es sein wird, die Trümmer des gelandeten Heeres zu retten. Freilich, die Wahrscheinlichkeit, daß viele von ihnen die Heimat sehen werden, ist nicht groß!

Und die Schwierigkeiten, mit denen die englischen und französischen Landungs



Regiment auf dem Marsch.

truppen zu kämpfen haben, werden mit der vorrückenden Jahreszeit immer größer. Bei den bald einsetzenden heftigen Stürmen gestaltet sich die Ausschiffung von Truppen und Munition zu einem recht gefährlichen Unternehmen. Außerdem halten unsere U-Boote gute Wacht. Es ist daher nur erklärlich, daß man auch im Lager der Verbündeten keine allzu große Hoffnungen mehr auf ein glückliches Ende der Dardanellenkämpfe setzt.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

19. Fortsetzung.

Aus hohlen, fiebernden Augen sah Dietz über den stolzen Strom, den die Morgensonne purpurn färbte, preßte die Fäuste gegen die hämmernden Schläfen und versuchte umsonst, einen klaren Gedanken zu fassen. Wie ein Schemen deuchte ihn Marianne, nichts band ihn an sie! Nichts!

Er erinnerte sich nur ganz dunkel, daß sie schwerkrank zu ihren Eltern gebracht worden war; aber das war so lange her! Er erinnerte sich an heftige Worte von ma tante, die er nicht begriffen hatte — an lautes Weinen, das ihn gestört, an zornige Worte Onkel Wendemuths — alles war so nichtig, so unbedeutend gegenüber dem Ungeheuren, das auf ihm lastete! Was war es gegen das eine schreckliche „Nein", das sein Hirn und sein Herz verbrannte! Was war es gegen den Wahnsinnn seiner Leidenschaft für Edith! Er war nicht Herr seiner Sinne gewesen, als er dem verzweifelten Sehnen seines Herzens, sie nur aus der Ferne zu sehen, nachgegeben. Und kam sich vor wie ein armer Narr, seitdem er wußte, daß nur der Strom ihn von ihr trennte — und seine Schuld! Er meinte, daß er ruhiger geworden, seitdem er wußte, daß er in den Kampf ging. Als wenn ihn dort die Erlösung erwartete. Vielleicht war's eine Kugel, vielleicht war's ein Reitersäbel, der Erbarmen mit ihm hatte.

Es trieb ihn manchmal beim Morgengrauen an den Strom, und er sah die Weser hinauf und bot dem Morgenwind die brennenden Schläfen. Er kam um Mitternacht — und dachte — man könnte hinüberschwimmen! Mit tausend Stimmen lockte es ihn! Es zog ihn mit tausend Fäden — — aber er ging nicht über den Strom. Denn da war auf einmal Kapitän Claasen neben ihm, „ich warte auf die Fregatte ‚Deutschland', Freiwilliger Wendemuth, und nun können wir zusammen warten, Sakramento." Und einmal, als die warme Nacht ihn toll gemacht und er hinauseilte, stolperte er über den alten Kapitän, der vor seiner Tür lag und schnarchte. „Ich kann in den verfluchten Landbetten nicht schlafen". sagte er verlegen. „Da ist hier'n Klack und da'n Klack, und immer fällt man über Bord. Ich will ein Brett vornageln — —" und auch er ging an den Strom. Und dachte an die kleine Baronin Trülülü und war fest entschlossen, über Stürkens' Glück zu wachen. Aber, dachte er, „hol's der Snappsack! Ich habe mit Chinamännern zu tun gehabt und mit den Schwarzen, mit Brasilianern und Schiffsvolk. Aber die schwierigsten sind Freiwillige! Sie sind beinahe so schwierig wie die Ohlsch!" Ja, es war wirklich keine Kleinigkeit, daß er nach dem schweren Dienst auch noch Dietz Wendemuth zu überwachen hatte.

Aber in einer köstlichen Sommernacht konnte er ihn

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



nicht finden. Er lief in steigender Erregung am Deich umher und fragte nach ihm — — nach dem smarten Kirl mit 'ner Nase wie ein lüttes Vorgebirge — fragte am Pulverturm, fragte den hannoverschen Korporal, mit dem er gemeinschaftlich auf die Bremer und die Preußen zu schimpfen pflegte; fragte beim optischen Telegraphen und an der Hafenschleuse.

Der Hafenmeister konnte ihm Bescheid geben. Er kannte den langen Preußen. Auf dem „Roland" war er vor einer halben Stunde gewesen. Mit der Flut war der Dampfer den Strom hinaufgegangen.

Da stieß der Kapitän einen wilden Fluch aus. Vor seinen Augen erhob sich plötzlich der blutüberströmte, zerstampfte Leichnam seines alten Chefs. Er sah sich im Kontor des alten Hauses am Flet — da stand Peter Stürkens unbeweglich am hohen Stehpult und sah auf den Platz, der nun leer war; sah aus tiefen, düstren Augen ihn an, der über der Sorge für die Hamburger Flotte den alten Chef vergessen hatte; hörte sich mit heiserer Stimme sprechen, die sich seiner rauhen Kehle entrang — „wenn Sie mich brauchen, Herr — — und wenn's mein Leben kostet — ich geb's Ihnen — —" und nun brauchte er ihn! Sonst — farewell, kleine Trülülü!

Und er stürzte zum Leutnant Ducolombier und bat um Erlaubnis, mit dem Kutter nach Brake zu fahren. — „Pourquoi donc?" fragte der Leutnant, und Claasen bedankte sich „Thank you, Sir!" Und rannte zum Hafen, wo der Kutter verankert lag, und traf einen Matrosen, dem er die Faust um die Kehle legte —„zwei Leute brauch ich, in fünf Minuten sollen sie hier sein, Zakramento —."

Kopfschüttelnd beobachtete der Hafenmeister den erregten Mann. Kopfschüttelnd sah er dem Kutter nach, der mit der Tide vor dem Winde den Strom hinaufschoß. Claasen selbst hielt die Taue. Er sah wild und gefährlich aus, wie er zu den Segeln aufsah. Er war barhäuptig, und das graue, dichte Haar bäumte sich. Er hatte den Rock aufgerissen, entgegen der Vorschrift; aber es tat so wohl, die breite Brust dem Winde zu bieten! Er mußte ja ersticken mit dem wütenden Krampf im Herzen. Manchmal brüllte er dem Mann am Steuer ein Kommando zu, als befehligte er eine ganze Fregatte, und es tat ihm wohl, dieses wütende Schreien, es erleichterte ihn. Es tat ihm wohl, wenn die Wellen am Bug schäumend zerstoben und der Wasserstaub sein heißes Gesicht netzte. Und wenn der Kutter auf den Wellen ritt, die die Flut lebhaft bewegte, und wenn der Wind jauchzend sich in die Segel warf, legten sich die Fäuste fester um die Taue, erschien eine unbändige Wildheit auf seinem verwitterten Gesicht; dann sahen sich die Matrosen betroffen an — was hat der Kapitän? Und meinten, daß die Fahrt graufig und gefährlich war. So laut rauschte der Strom, wie ein Vogel flog der Kutter dahin, sein rotes und grünes Licht warf zitternde Streifen auf die tanzenden Wellen.

Stundenlang währte die Fahrt, dann sahen sie die bunten Lichte des Dampfers, an dem sie vorüberglitten, hörten das Keuchen und Stampfen seiner Maschinen. Kapitän Claasen lachte wild auf und trocknete sich mit dem Aermel das nasse Gesicht ab. Vor ihnen erhob sich der mächtige Rumpf des „Erzherzog Johann". Die Wache rief sie an. Claasen antwortete, und der Kutter schoß weiter, am „Barbarossa" vorüber, vorüber an den Korvetten.

„Zum Hafen, Kapitän?" fragte der Mann am Steuer.
„Nein — zur Kaje —."

Denn an der Kaje legte der Dampfer an. Vor dem „Roland" mußten sie an der Kaje sein. —

Vom „Telegraphen" her erscholl lustige Tanzmusik. Seine Fenster waren hell erleuchtet. Trotz der warmen Nacht drehten sich die flotten Offiziere mit Brakes reizenden Töchtern im Walzertakt. Die Matrosen sprangen an Land, machte den Kuter fest. Kapitän Claasen folgte gelassen. Er beurlaubte die Leute bis zum nächsten Morgen. Ging langsam zum Deich hinauf. Und blieb da stehen. Und mußte plötzlich über sich lachen. Aber es klang heiser und rauh und machte sein Herz nicht leichter.

Welchen Lärm die großen Schaufelräder machten! Wie die große Schiffsglocke die Tanzmusik übertönte! Und Lachen und Gesang erschollen vom Dampfer. Es waren wohl frohe Burschen an Bord, die die Weser hinunter- und wieder hinauffuhren; sie neckten sich mit hübschen, weiblichen Fahrgästen, mit Oldenburger Bäuerinnen, die in Brakes Umgegend wohnten und nun ausstiegen, einige sangen „Deutschland, Deutschland über alles", weil sie die Kriegschiffe hatten liegen sehen — einige sangen wehmütig „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"!

Kapitän Claasen grinste. Als erster stieg Dietz Wendemuth aus. Merkwürdig steif ging er zum Deich hinauf, als würde es ihm schwer, die Knie zu biegen. Gesenkten Hauptes ging er; war in der Uniform der Seejunker. Die weiße Weste leuchtete aus dem Ausschnitt des dunklen Fracks hervor, auf die goldene Raupe am gestülpten Hut fiel das flackernde Licht der Kajenlaterne.

Im Schatten des „Telegraphen" stand der Kapitän. Wartete mit vorgerecktem Hals, die Hand am Schlepper. Wartete, bis Dietz fast vor ihm war.

„Zakramento," schrie er dann mit heiserem Lachen — „was tun Sie denn hier, Freiwilliger Wendemuth?"

Dietz hob den Kopf, stierte den Kapitän aus hohlen, flackernden Augen an, legte mechanisch die Hand an den Hut — und wollte weiter.

Kapitän Claasen vertrat ihm den Weg.

„Halt!" Und wiederholte rasch seine Frage: „Wohin wollen Sie?"

Wohin er wollte? Keinem Menschen durfte er es sagen. Und er durfte es beileibe nicht laut aussprechen. Es war auch ganz unmöglich zu sprechen, denn um seinen armen Schädel schienen sich eiserne Klammern gelegt zu haben, die sich enger und enger zusammenzogen, die wütende Schmerzen verursachten, wenn er nur die Zähne auseinanderbrachte. Wie verzerrt waren die Gesichtsmuskeln. Das wilde Hämmern in den Schläfen war so laut, daß es das Rauschen des Stromes übertönte. Auf dem „Roland" schon hatte er umsonst versucht, durch das Dröhnen und Klopfen in seinem Kopf auf des Stromes rauschende Melodien zu achten. Hatte gemeint, er sei auf der Fregatte „Deutschland", und die Wellen hämmerten gegen die Schiffswand; hatte gemeint, bei der Schanze von Altenhof sei er, und die Donnerbüchsen aus Altenhofs Rüstkammer knatterten; hatte gedacht, auf harter Erde lag er und hörte ein unheimliches Geräusch von kollernden Erdschollen. Als wenn man ein ungeheures Grab grub, so war es. Und furchtbar brannte die Sonne auf seinen nackten Schädel, seine Zunge klebte am Gaumen, und es war nicht möglich, um Wasser zu bitten! Um einen Tropfen Wasser zu bitten!

Ja, mit fast übermenschlicher Kraft hatte er so un-

heimliche Erinnerungen von sich abgeschüttelt, hatte krampfhaft fest an den Gedanken sich geklammert — ich muß nach Brake. Ich muß Edith sehen. Alles wird gut sein, wenn ich Edith sehe! War es nicht, als umkosten ihn die süßen Düfte des Rosengartens, wenn er nur ihren Namen flüsterte? War da nicht gleich köstliche Ruhe am See? Sie stand unter den Weiden — wie hängende Schleier hüllten die Zweige sie ein — die Schwäne kreisten — und er stand neben ihr. Hand in Hand standen sie und sahen auf das Spiegelbild zu ihren Füßen! „O Edith", hörte er sich sagen — „wie ist es möglich, daß in einem Herzen so viel Glück wohnen kann!" Sie ritten unter den Buchen — dumpf stampften der Pferde Hufe das weiche Moos, ganz in Sonnengold gehüllt war Edith, als sie tiefernst ihm zuraunte, „sprich nicht — Dietz — ich glaube, der liebe Gott geht durch den Wald —" neben ihm ging sie durch des Rosengartens schlängelnde Wege — und der Frühling lachte, und die Erde offenbarte ihre Herrlichkeit, weil Edith da war! — — Ach, er mußte Edith sehen! Sein Hirn würde nicht länger schmerzen, ganz ruhig würde er sein, wenn für einen Augenblick, für einen kurzen, seligen Augenblick ihre Hand in der seinigen lag.

Und weiter wußte er nichts. Nur, daß er zu ihr mußte. Und daß niemand es wissen durfte.

Aber Kapitän Claasen fragte rauh: „Wohin wollen Sie?"

Er hätte nicht antworten können, selbst wenn er gewollt hätte. Vielleicht hörte er es nicht einmal vor dem Hämmern in seinen Schläfen. Aber es war dumm, daß sich ihm jemand in den Weg stellte. Daß jemand ihn verhindern wollte, zu Edith zu kommen!

„Haben Sie Ihren Urlaubschein, Freiwilliger Wendemuth?" fragte Kapitän Claasen. Er kannte die Vorschriften schon recht genau. Seitdem er bei der Flotte war, hatte er stets die Verordnungen über die Disziplinarstrafen, die noch unter dem Prinzen Albrecht ausgearbeitet waren, bei sich. Es machte ihm Vergnügen, daß man bei der deutschen Marine genau so streng war wie in der englischen oder amerikanischen.

„Haben Sie Ihren Urlaubschein?"

Statt einer Antwort führte Dietz seine Hand an die hämmernden Schläfen. Er konnte ein dumpfes Stöhnen nicht unterdrücken.

„Dann muß ich Sie melden, Freiwilliger Wendemuth", sagte Kapitän Claasen streng und drückte den Lackhut fester in seine Stirn.

Dietz begriff es nicht. Er hatte nicht daran denken können, daß sich jemand in seinen Weg stellte. Er wollte zu Edith. Aber an Kapitän Claasen hatte er nicht gedacht. Es war da etwas Unvorhergesehenes, das ihn in der Betäubung, in der er sich befand, hilflos machte.

„Außerdem," sagte Kapitän Claasen mit erhobener Stimme, denn er wollte durch seine Wut die Sympathie, die er für den Freiwilligen empfand, unterdrücken, „außerdem sind Sie Preuße, hol's der Snappsack."

Dietz taumelte. Seine Knie trugen ihn kaum. Er war willenlos. Kapitän Claasen faßte ihn am Arm; auf einmal sah er, wie er wankte. Das war natürlich der Schrecken, daß er ihn hier erblickte. Nun brauchte ihnen auf dem Deich nur die kleine Baronin zu begegnen, dann war der Freiwillige heidi, und er konnte ihm nachfläuten. Denn wenn sie gesagt hätte, was machen Sie da, Kapitän Claasen? Lassen Sie doch Dietz los — Sakramento! Er hätte ihn losgelassen, und wenn er selbst in Eisen dafür gelegt werden würde. Peter Stürkens aber würde zum zweitenmal sehen, wie er sich auf das Wort des Kapitäns verlassen konnte. Verdammt — sechzehn Jahre hatte er die „Nanni" geführt und war ihr treu geblieben, und sein Wort war wie ein Schwur. Und nun sollte es anders werden, seitdem er bei der deutschen Flotte war? Und da war die weiche Regung verflogen. — —.

Dietz wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal im Kutter saß. Er hatte den Hut abgenommen, der wie ein eiserner Reif seine Stirn einpreßte, und es tat wohl, als der Wasserstaub der Dünung am Bollwerk sein Gesicht kühlte. Es tat auch wohl, daß ein anderer da war, der für ihn handelte. Als er die lange Gestalt des Kapitäns an den Tauen hantieren sah, mit denen der Kutter am Bollwerk befestigt war, irrte sogar ein mattes Lächeln über das brennend rote Gesicht. Was war's doch — — und die Jungfer Galathee — fuhr spazieren in die See — — Sakramento.

Teilnahmlos sah er zu, wie ein Segel zum Mast aufflog.

„Gehen Sie ans Ruder, Freiwilliger Wendemuth!" sagte Kapitän Claasen.

Wo war er nur? Bei Holtenau? Wer gab das Kommando? Vor Friedrichsort kreuzt die „Galathea". 60 Schuten hasten vorwärts — es rauscht im Kielwasser — krachend rennen Boote aufeinander, über die Bucht leuchten die Wachtfeuer von Holtenau, vom Ufer aber tönen eilige Schritte, und die stille Sommernacht ist so lind, in die Wellen taucht des Mondes gelbes Licht.

„Sakramento!" schrie Kapitän Claasen und führte den Kutter gerade in den Strom, und das Herz stand ihm still vor Schreck, die rauhen Fäuste bebten und wurden sekundenlang kraftlos, seine Kehle war zugeschnürt.

Gerade unter der Kajenlaterne stand eine lichte Gestalt und streckte beide Arme aus.

„Dietz!" rief die Gestalt — — „Dietz!"

Da schnellte Dietz auf. Von den Toten hätte ihn der Ruf aufgeweckt. Aufrecht stand er. Der Schmerz war verflogen. Und es war Leben in dem kühnen Gesicht! Da flammte es auf in den dunklen Augen! Da wichen die Schleier, der furchtbare Druck in seinem Hirn — ganz klar sah er — und lachte „Edith — —".

Und stand am Ruder und riß es herum — — — „Edith!"

Ein Jahr war ausgelöscht, alle Schuld war ausgelöscht — „Edith —".

Was wollte der Kapitän? Warum riß er ihn zurück? Warum umklammerte eine Faust seinen Arm? Zornig wollte er sich losmachen. Wer durfte es wagen, ihn anzufassen! „Zurück —" sagte er, und der ganze Stolz des preußischen Edelmannes bäumte sich auf in ihm. Aber das Ruder ließ er nicht los, er ließ es nicht, und der Kutter schwankte, und der hochgehende Strom riß ihn mit sich fort.

„Verflucht!" schrie Kapitän Claasen, ließ die Schotten fahren und packte Dietz bei den Schultern.

„Dietz —" rief Edith und stand noch immer mit ausgestreckten Armen. —

„Dietz, lieber Dietz!" rief Edith, und das Lächeln auf ihrem Gesicht erstarrte, und das Schluchzen in ihrer Kehle verstummte — — kieloben trieb das Boot, aber von den Männern war nichts zu sehen. Und so stand die kleine Baronin Trülülü mit ausgestreckten Armen und wartete und wartete. —



Aber als sie merkte, daß sie umsonst wartete, wußte sie, daß sie nun zu ihm mußte. Schnell mußte sie zu ihm! Er war zu ihr gekommen, und hätte sie sich ein klein wenig beeilt, wäre er jetzt neben ihr gewesen! Nun mußte sie eilen, vielleicht konnte er ihre warme Hand ergreifen — wie konnte der Strom so grausam sein, ihr Dietz zu nehmen! Hatte sie das Wasser nicht geliebt, seitdem sie denken konnte? Alles Schöne hatte sie aus dem Wellengemurmel gehört und alle Sehnsucht und alle Traurigkeit.

Da war wieder das stumme Lächeln auf dem zuckenden Gesichtchen. Da füllten sich die schillernden Augen, die wie Bernstein aussahen oder schimmernd wie die Welle waren, zum letztenmal mit Tränen.

„Lieber Dietz!" sagte Edith, und ihre kleinen Füße eilten über die Kaje dem Steg zu, der in die Weser führte. Sie wollte ja nicht in die Weser, ganz vorsichtig wollte sie auf der Buhne vorwärts gehen, wollte Dietz entgegengehen, ihm die helfenden Hände hinstrecken.

Und mit ausgestreckten Armen, den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen weit geöffnet, ging sie Schritt für Schritt in den Strom; sie wunderte sich, wie er plötzlich rauschte und brüllte! Sie wunderte sich über die Kraft, mit der er sich auf sie stürzte — aber sie fürchtete sich nicht. Dietz brauchte sie — — wer hätte sie da zurückhalten können?

„Lieber Dietz" — —.

Da riß er sie um, der Gewaltige. Da nahm er sie selbst in seine kalten Arme. Da warf er sich, froh der lieblichen Beute, rauschend über die Ufer.

Wie eine weiße Blüte sah die kleine Edith aus, als das lichte Kleid sich um sie breitete. Und sank und hob sich — und der Strom hob sie auf seinen starken Rücken und trug sie dahin. Trug sie mit sich fort, die kleine Welle. Bis er sie sanft auf grüner Böschung niederlegte. — —

Drei Tage später klagte die Totenglocke von der Kirche in Hammelwarden. Sie klagte über den Strom und zerriß mit ihren Tönen eines Mannes Herz, dessen Haar ergraut war in wenigen Stunden. Er schritt allein hinter dem kleinen Sarge her, in dem für ihn der Erde lieblichstes Wunder lag. Dann erst folgten die Särge der beiden Männer.

Und hinter ihnen war ein unabsehbares Gefolge. Hunderte folgten von den Schiffen. Hunderte folgten aus der Stadt und der Amtmannschaft. Kapitän Brommy schritt tiefernst mit sämtlichen Offizieren im Zuge. Er mochte aus dem Wimmern und Klagen der Totenglocke mehr noch hören als den Schmerz um einen braven Seemann, um zwei junge, blühende Menschen.

Die Orgel spielte, als man an den offenen Grüften stand. Und liebliche Mädchen warfen Blumen in das Grab, das Edith aufnehmen sollte. Warfen Hände voll Blumen auf den Sarg.

Aus hohlen, tiefliegenden Augen sah Peter Stürkens zu, wie man ihn langsam in die Erde gleiten ließ. Goldener Sonnenschein lag auf dem Kirchhof, und in Sommerpracht prangte die Erde.

Da wandte er sich rasch ab; in der Hand den Hut, verließ den Friedhof —

Und niemand hätte gewagt, ihm zu folgen.

Und niemand hätte gewagt, ihn zu trösten.

(Forts. folgt.)

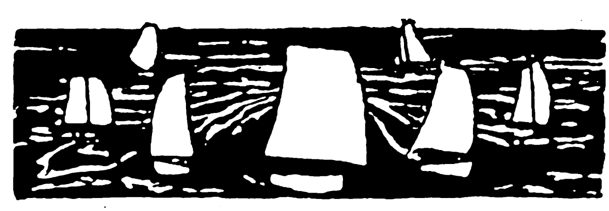
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 41. Berlin, den 9. Oktober 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.



Die sieben Tage der Woche.

28. September.

Durch die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte am Styr mit der Umklammerung bedroht, sieht sich der Feind gezwungen, seine unter großen Opfern unternommene Offensive im wolhynischen Festungsgebiet aufzugeben.

29. September.

Heftige englische Angriffe aus der Gegend Loos brechen unter starken Verlusten zusammen. Wiederholte erbitterte französische Angriffe in Gegend Souchez—Neuville werden, teilweise durch heftige Gegenangriffe, zurückgewiesen.

Auch in der Champagne bleiben alle feindlichen Durchbruchsversuche erfolglos.

30. September.

Südlich Ste.-Marie-à-Py bricht eine feindliche Brigade durch die vorderste Grabenstellung durch und stößt auf unsere Reserven, die im Gegenangriff dem Feind 800 Gefangene abnehmen und den Rest vernichten.

Südlich von Dünaburg ist der Feind in die Seengen östlich von Wesselowo zurückgedrängt. Die Kavalleriekämpfe zwischen Dryswjaty-See und der Gegend von Postawy sind für unsere Divisionen erfolgreich. Oestlich von Smorgon ist die feindliche Stellung im Sturm durchbrochen.

1. Oktober.

Unsere Gegenangriffe nördlich von Loos machen bei heftiger feindlicher Gegenwehr weiter Fortschritte.

Westlich von Dünaburg, bei Grendsen, wird eine weitere Stellung des Feindes gestürmt. Die Zahl der im Monat September von deutschen Truppen im Osten gemachten Gefangenen und die Höhe der übrigen Beute beträgt: 421 Offiziere, 95,464 Mann, 37 Geschütze, 298 Maschinengewehre, ein Flugzeug.

2. Oktober.

Die Engländer suchten das ihnen wiederabgenommene Gelände nördlich von Loos zurückzuerobern. Der Versuch scheitert unter schweren Verlusten für den Feind. Französische Angriffe südwestlich Angres, östlich Souchez sowie nördlich Neuville werden abgeschlagen.

Die Anzahl der Gefangenen, die unsere Truppen in diesem englisch-französischen Angriffsabschnitt bisher machten, ist auf 106 Offiziere, 3642 Mann gestiegen. Die Beute an Maschinengewehren beträgt 26. — Die Gesamtzahl der Gefangenen und die Beute aus den Kämpfen nördlich von Arras und in der Champagne erreichte gestern die Höhe von 211 Offizieren, 10,721 Mann, 35 Maschinengewehren.

Die Heeresgruppe des Generals v. Linsingen stürmt die feindlichen Stellungen bei Czernysz am Kormin.

3. Oktober.

In Gegend von Rethel wird das französische Luftschiff „Alsace“ zur Landung gezwungen, die Besatzung ist gefangengenommen.

Auf die neutrale Stadt Luxemburg werden von französischen Fliegern Bomben geworfen.

Die Oberste Heeresleitung veröffentlicht einen auf die jüngsten Angriffe bezüglichen Befehl des französischen Generals Joffre, in dem es heißt: „Es wird sich für alle Truppen, die angreifen, nicht nur darum handeln, die ersten feindlichen Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände.“ Die Oberste Heeresleitung weist darauf hin, wie schmählich man die Oeffentlichkeit täuscht, wenn ihr nach dem Fehlschlagen des am 25. September unternommenen Angriffs in seinen eigentlichen Bestrebungen immer wieder versichert wird, der in der Vorbewegung eingetretene Stillstand habe von vornherein in der Absicht der verbündeten englischen und französischen Heeresleitungen gelegen. ... Nach vorsichtiger Berechnung betragen die französischen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen mindestens 130,000, die deutschen noch nicht ein Fünftel dieser Zahl.

Rußland stellt ein Ultimatum an Bulgarien, es solle binnen 24 Stunden die Beziehungen zu den Feinden Rußlands abbrechen.

4. Oktober.

Unsere Angriffe gegen die englische Front nördlich von Loos machen Fortschritte. Französische Angriffe in der Champagne bleiben erfolglos.

Griechenland legt Protest gegen die vom Vierverband in Saloniki geplante Landung von Truppen ein.

* *

Münchner Reise in Kriegszeit.

Persönliche Begegnungen mit König Ludwig von Bayern.

Von Alfred Georg Hartmann*).

Man fährt quer durch Deutschland wie im Frieden. Und man nimmt es als etwas Selbstverständliches hin, daß man im Speisewagen seine Suppe, seinen Fisch, seinen Braten und auch seine Torte bekommt. Aber wahrlich: es ist doch Krieg, und unsägliches Leid ist schon über die Menschen gekommen. Ja, weil draußen Krieg ist, wollen wir es verhundertfacht dankbar hinnehmen, daß wir in diesen wundersamen Herbsttagen quer durch Deutschland nach München reisen können, als ob alles wäre wie vor Jahr und Tag im Frieden.

*) Unser ständiger Mitarbeiter, das Redaktionsmitglied unseres Hauses, Herr Alfred Georg Hartmann, hat bei seinem letzten Aufenthalt in München die Auszeichnung genossen, von Seiner Majestät dem König von Bayern wiederholt ins Gespräch gezogen zu werden. Er schildert uns die Begegnungen mit dem Monarchen in nachstehendem, vom Kabinett des Königs genehmigten Artikel. Die Red.

Der D-Zug fährt mit deutscher Pünktlichkeit. Er hält sich an die Minute. Wenn ihm die Eisenbahndirektion vorschreibt, daß er abends 8 Uhr 41 Minuten in München sein soll, so ist er auch pünktlich auf die Minute dort. Daran wird nicht gerüttelt. Auch ein D-Zug hat seinen Ehrgeiz, und ohne äußerste Not werden eherne Gesetze nicht umgestoßen.

München — München! Sooft ich dich wiedersehe, immer geschieht es mit derselben Ergriffenheit. Freilich, dein Gesicht ist ein anderes geworden in den letzten Lustren — es wurde viel, viel an dir „herumgedoktert" — aber unberührt davon blieb deine alte — na, wie nenn ich's doch? — ja, deine alte, gute, süddeutsche Seele, die uns in unseren verträumten Jugendtagen sooft Trost und Erquickung war, und die gleichsam mit zarten Rosenfingern die goldenen Tore alter und neuer Schönheit vor uns aufstieß. — Ach, warum geht das alles so rasch dahin! Wir werden gescheit und doch nicht gescheit; wir werden Männer, und je älter wir werden, desto sehnlicher flieht unser Herz, unser dummes, romantisches Herz zu den Stätten unserer Jugend zurück. . . . Darum liebe ich München und werde es immer lieben — wie einen schönen Traum.

Ich bin gern am Wochenende auf Reisen, wenn der letzte Werktag verdämmert und der Sonntag ihn ablöst mit festlicherem Glanz. Die Gegensätze sind scharf. Der Sonntagmorgen weckt die Glocken der großen Kirchenstadt München, und singend legt sich ihr dröhnender Klang weit hinaus — weit über das Häusermeer. Musik in der Luft, edelste Musik in den Kirchen und Musik im Herzen: so lobt man immer noch am leichtesten seinen Herrgott. Ich war in der Frauenkirche. Es war wie früher: man wurde auf lichten Schwingen hinausgehoben über den Alltag. Wo sie rein auftritt, war die Kunst immer noch Trösterin. Nur daß jetzt die Kriegsgedanken wie Stürme das blühende Land unserer Empfindungen aufwühlen. Es ist immer, als ob der Blitz einschlüge, wenn man denkt: draußen, draußen ist der Krieg!

In der Stadt selbst merkt man wenig von der Schwere der Zeit. Der Deutsche trägt überall Schicksal und Not mit Würde. Wenn das Herz auch blutet, man zeigt es nicht. So teilt sich der Stolz der Menschen auch unmittelbar der ganzen Stadt mit. — Ueberall sieht man natürlich viel Militär; aber das ist in jeder deutschen Stadt so.

Ich war beim Rennen draußen in Riem. Freilich, der Besuch war etwas schwächer. Die Offiziere fehlten und auch die eleganten Toiletten schöner Frauen. Und die einzelnen Rennen waren kriegsmäßig auf die Namen „Dubissa", „Przemysl", „Péronne", „St. Mihiel" und „Warschau" getauft. Aber sonst war es wie zur Friedenszeit. In der Hofloge herrschte die regste Lebendigkeit. Der König war von Leutstetten herübergekommen und blieb, wie er es gewohnt ist, bis zum letzten Rennen. Mir war das alles sehr interessant. Die Volkstümlichkeit des Königs hat in dieser Zeit, die aus Volk und Herrscher eine unzerreißbare Einheit schuf, vielleicht noch gewonnen. Schlicht und ungezwungen bewegt er sich unter dem Publikum. Schranken gibt es nicht. Er wendet sich bald an diesen, bald an jenen, nimmt an dem Sturz eines Reiters lebhaften Anteil, den man verletzt auf der Bahre vom Rasen trägt, spricht einen verwundeten Chevaulegersleutnant an und steht unter den Sportfreunden wie einer, den gemeinsame Interessen mit ihnen verbinden. Wenn das Wort vom „Pater patriae", vom „Vater des Vaterlandes", irgendwo phrasenlos gebraucht werden darf, so muß man es hier in Anwendung bringen: der König ist König, aber das Menschliche in ihm sucht mit allem, was ihn umgibt, in eine so enge, gleichsam natürliche Verbindung zu kommen, daß sein Auftreten im wahren Sinne des Wortes etwas Volkstümlich-Ursprüngliches erhält.

Das trat schon damals — es mögen 10 Jahre her sein — deutlich hervor, als er als Prinz der Redaktion der alten Münchner „Allgemeinen Zeitung" einen Besuch abstattete und jeden einzelnen von uns Redakteuren in ein Fachgespräch zog. Auch dort war die Brücke vom Mensch zum Menschen rasch geschlagen.

Jetzt war mir Gelegenheit geboten, dem Bayernkönig zweimal in nächster Nähe wieder zu begegnen.

Das erstemal nach der letzten Staatsratsitzung in der alten Residenz.

Ich warte im Vorzimmer, wo der Flügeladjutant des Königs weilt, auf den Herrscher. Die Tür öffnet sich zum Zeichen, daß die Sitzung beendigt ist. Ich sehe um einen kolossalen runden Tisch herum einen Kreis von 14 Herren — Minister und Staatsräte — unter einem Thronbaldachin sitzt der König. Und auch das sehe ich, daß das Mobiliar, das hier in dem schmucklos schönen Saal gebraucht wird, die schlichten, aber soliden Formen des beginnenden 19. Jahrhunderts trägt.

Nachdem ein Photograph die versammelten Würdenträger aufgenommen hat — es ist das erstemal, daß eine Staatsratsitzung photographiert wird — kommt der König auf mich zu und zieht mich in ein längeres Gespräch. Er trägt die dunkelgrüne Uniform seines Augsburger Chevaulegers-Regiments ohne jeden Ordenschmuck. Sein Aussehen ist außerordentlich frisch. Das weiße Haupthaar und der starke weiße Vollbart geben dem König etwas sehr Ehrwürdiges. Der ausdrucksvolle Kopf mit der hohen, edlen Stirn, dessen markige, große Züge — im Profil wie von vorn — unwillkürlich Erinnerungen an Bilder und Porträtbüsten des Prinzregenten Luitpold in mir wachrufen, belebt sich auf das liebenswürdigste, sobald er spricht. Er redet bayrisch anheimelnd, mit großer Lebhaftigkeit. (Man weiß, wie sich jeder Süddeutsche freut, wenn ihm nach langer Abwesenheit wieder vertraute Sprachklänge ans Ohr dringen.) Der König spricht mit großer Anerkennung von der „Woche", zeigt besonderes Interesse an der Redaktionsarbeit des weitverbreiteten Volksblattes und läßt sich über Auflage, Verbreitung usw. unterrichten. Dann wendet sich das Gespräch kurz meiner Person und hierauf der „Allgemeinen Zeitung" zu, dessen Eingehen als Tageszeitung er sehr bedauert. Er erinnert daran, welch große Bedeutung das Blatt in den 60er Jahren gehabt hat und fügt dann, allgemeiner werdend, hinzu:

„Wissen Sie, die Sache ist die: heut will man vor allem die Nachrichten möglichst rasch haben. Auf die Schnelligkeit des Nachrichtendienstes kommt es an. Eine Tageszeitung ist keine Wochenschrift und eine Wochenschrift keine Tageszeitung. Die illustrierten Wochenschriften sind allerdings ein neuer Typ. — Man weiß es ja: die ausführlichen Kammerberichte liest kein Mensch; dagegen kurze, frische Resümees, die hat das Publikum gern. Aber die sind schwer zu schreiben; dazu gehört ein eigenes Talent." (Diese Worte mußten natürlich den Tagesschriftsteller besonders interessieren,



zeigten sie doch, wie richtig der König die Aufgaben der modernen Presse beurteilt.) Dann spricht König Ludwig noch über die Verlegerstädte Leipzig und Berlin und meint, daß Leipzig im Buchverlage eben doch ohne Rivale sei.

Ich sage, es habe mir großes Vergnügen bereitet, in Riem beim Rennen die große Popularität des Königs zu sehen, worauf er entgegnet:

„Ja, ja, darüber freu ich mich auch immer wieder. In Riem hab ich aber einen kleinen Kummer gehabt: meine Pferde sind nicht gelaufen. Es war Pech. Aber was will man dagegen machen?"

Als ich im weiteren Verlauf des Gesprächs erwähne, daß das Landschaftsbild draußen in Riem so einzig schön gewesen sei: die herbstliche Natur, der Sonnenschein, die Wolken, die nahen Berge und die farbigen Kontraste in der Kleidung von Militär, Reitern und Publikum, stimmt er mir freundlich zu.

Damit ist die Unterhaltung beendet. Der König reicht mir die Hand und verabschiedet sich. Als er in der Mitte des großen Saales angelangt ist, in dem 13 Wittelsbacher Porträte (Fürsten und Fürstinnen aus dem 16. und 17. Jahrhundert) an den Wänden hängen, und von dem man einen entzückenden Blick auf das prachtvolle alte Preysing-Palais hinter der Feldherrnhalle genießt, dreht er sich noch einmal nach mir um und ruft:

„Haben Sie übrigens auch schon die anderen Räume der alten Residenz gesehen? Da ist viel Interessantes darin." Und als ich entgegnete, „Ja, Majestät, vor 18 Jahren", meint er: „Das müssen sie sich unbedingt wieder mal ansehen. — Dort drüben hinter dieser Tür liegen die sogenannten ‚Steinzimmer': dort starb mein seliger Vater" . . . .

Und der König wendet sich zum Gehen. —

*

Zwei Tage darauf treffe ich den Monarchen im Kunstverein in der Jahresausstellung der Münchner Künstlergenossenschaft. Sie ist heuer ganz klein — im Gegensatz zur üblichen übergroßen Glaspalast-Ausstellung — kriegsmäßig klein, und der König ist gekommen, um Bilder zu kaufen. Er ist in Zivil, im Gehrock. Seine Umgebung besteht aus seinem Flügeladjutanten, ferner aus dem Vorstand des Kunstvereins, Freiherrn von Stengel, und aus dem Vorstandsmitglied der Münchner Künstlergenossenschaft, Professor Bolgiano. Als er mich sieht, winkt er mich zu sich heran, und ich muß die Runde mitmachen durch die Säle.

Da höre ich, wie er seine ganz persönlichen Meinungen äußert, wie er dieses Bild lobt und jenes ablehnt. Hier gefällt ihm das Motiv, dort tadelt er die Technik, eine Verzeichnung u. a. Er vergleicht auch oft: er findet z. B., daß das hier ausgestellte neue Bild des Malers X. an dessen ältere Arbeiten nicht heranreiche. Das beweist, daß er die Kunst liebt und sie kritisch genießt. Und daraus wieder gibt er uns sofort auch die Nutzanwendung, indem er bei seinen Ankäufen seinen individuellen Geschmack walten läßt. Er kauft im ganzen heute sechs Bilder.

„In dieser Kriegszeit", sagt er, „muß man auch die Künstler unterstützen. Aber man muß nicht immer von denselben Malern kaufen."

In der Ausstellung hängt ein lebensvolles Brustbild vom König selbst, das von Walter Thor gemalt ist. Es stellt ihn ohne Brille im Frack dar mit der Kette des goldnen Vlieses und mit dem Band des Georgi-Ritter-Ordens. Ich frage ihn, wie oft er dem Maler Modell gesessen habe. Er antwortet:

„Vielleicht zwei- oder dreimal. Einmal hat mich der Künstler auch als Georgi-Ritter gemalt, wozu ich ihm sogar im Ordenskleid Modell stand, was nicht so ganz einfach ist. Das darf nur nicht zu lang dauern. Denken sie sich: Zu einem Münchner Bildhauer — einem übrigens sehr begabten Manne — bin ich zwanzigmal gefahren! Das ist eine ordentliche Plagerei."

Später frage ich den König: „Glauben Eure Majestät nicht auch, daß den kleinen Ausstellungen ein stärkerer erzieherischer Wert innewohnt als den großen, die oft so groß sind, daß man sich darin verirren kann?"

„Natürlich, natürlich", antwortet der Monarch. „Man sollte nur kleine und man sollte nur gute Ausstellungen machen, wo man auch alle Werke sehen kann. Die Übersichtlichkeit ist in der Sezession ein Vorzug." — „In den großen Ausstellungen ist aber die Hängekommission oft nur dazu da, die Bilder tot zu hängen", fügt er lachend hinzu.

Wir schreiten weiter. Der König spricht über die Residenzstadt meines Heimatlandes — über Stuttgart — und kann nicht Lobesworte genug finden, als er der Schönheiten von Alt-Stuttgart gedenkt. Auch der Name des jetzt meistgenannten Schwaben, des Grafen Zeppelin, fällt in der zwanglosen Unterhaltung: die Worte des Königs sind eine warme Ehrbezeugung vor dem Charakter dieses Mannes.

Ich leite das Gespräch auf München über und sage, es sei ganz enorm, was in den letzten sechs Jahren hier alles umgebaut worden sei — vor allem die alte Mauthalle im Herzen von München. . . Da wirft der König ein:

„Wenn es nach meinem Kopf gegangen wäre, wäre der Augustinerstock abgerissen und dort vom Architekten etwas Neues gebaut worden, was zwischen Michelskirche und Frauenkirche eine bessere Harmonie herstellte und mehr den Geist unserer Zeit zum Ausdruck brächte. Aber unsere besten Künstler traten dafür ein, daß es so gemacht wurde, wie es jetzt ist. — Sehen Sie sich doch im Mittelalter oder in der Renaissance um! Wie feinfühlig wußten die Leute aus ihrer Zeit heraus neben Altem, Ueberliefertem zu bauen!"

Dieser famose Ausdruck zeigt, wie der König auch derlei Kunstfragen bis zu Ende durchdenkt. Es sind Worte, die lapidar wirken, weil sie den Nagel auf den Kopf treffen.

Die Natürlichkeit, die in der Unterhaltung mit ihm die Sprechenden immer bindet, ist so stark, daß man zeitweise ganz vergißt, wem man gegenübersteht. Der König von Bayern ist's, aber der König redet schlicht wie unsereiner über Dinge, die ihn innerlich bewegen. . . . .

Als er sich dann verabschiedet — sein Besuch in der Ausstellung hat gerade eine Stunde gedauert — tut er dies mit den Worten:

„Na, hoffentlich nehmen Sie gute Eindrücke mit fort aus München. Berlin—München, das ist ja nicht so weit; man kann ja bald wiederkommen."

Was ich denn auch unter Danksagungen zu tun versprach.



Wenn die Helden des Krieges wiederkehren.

Briefe eines Neutralen. Von Arvid Knöppel, Stockholm.

Die wütenden Brandungen des Weltkrieges brausen weiter und weiter fort von den Grenzen Deutschlands im Osten. Rußlands ungezählte Legionen strömen in schmutzig gelbbraunen Fluten zu den deutschen Gefangenenlagern oder entfliehen, eigene Untertanen — Männer, Weiber und Kinder — wie Viehherden vor sich hertreibend. Die Zivilisation des Ostens leuchtet klar für die Welt in wälzenden Rauchsäulen und flammenden Feuermeeren moskowitischer Häuser, Dörfer und Städte. Die Fackeln des Rückzuges brennen klar und leuchten ihnen den Weg im eigenen Lande. Aber die Heerscharen der deutschen „Barbaren" folgen unerbittlich wie das Schicksal in ihren Spuren. Der zähe Widerstand der russischen Nachhuten wird unter ungeheuren Menschenopfern von der schweren deutschen Artillerie in Stücke zerhauen. In Splitter zermalmt von mähendem Maschinengewehrfeuer. Fortgefegt von den unwiderstehlichen Sturmangriffen der verbündeten Infanterie, welche wie eine rasende Sturmflut Polens Erde bis weit hinein in Rußlands sumpfige Felder überspült haben.

Hinter der fortwälzenden Front rollen Züge auf Züge mit frischen deutschen Truppen die glänzenden Eisenstraßen der Schienenstränge entlang gegen Osten. Tag und Nacht. Und der Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" donnert in mächtigem Chor, das betäubende Rasseln der rollenden Eisenbahnräder übertönend. Rote Rosen glühen in den Gewehrläufen und auf feldgrauen Soldatenröcken. Herzen schwellen, Augen tränen. Opferfeuer für das Vaterland brennen in treuen Herzen. Das Vaterland, das liebe, das große, das hehre. Und lange nachdem das fortrollende Getöse der Eisenbahnräder vertönt ist, werden noch Strophen des Liedes — „stets zu Schutz und Trutze" — „alles auf der Welt" — auf den Fittichen des Windes von fern hergetragen.

Aber von den Schlachtfeldern des Ostens, wo Riesenkanonen donnern, Festungen polternd zusammenkrachen, Städte, Dörfer und Äcker brennen, rollen andere Züge mit leuchtenden roten Kreuzen auf weißen Feldern heimwärts. Sie gleiten majestätisch die langen Eisenstraßen entlang, unterwegs zu Deutschlands Herz, das arbeitet und hämmert und schafft, ebenso ruhig jetzt wie unter der gesegneten Zeit des Friedens. Da drinnen in den langen Wagenreihen liegen verwundete Männer auf ihren schwebenden Krankenbetten. Soldaten, die harte Schläge tragen vom schweren Wellenschlag des Kampfes. In matten Augen brennt die Glut des Wundfiebers. Ihre Körper liegen machtlos ausgestreckt auf den barmherzigen Schlingergestellen der Krankenbetten. Sie fühlen nicht das Schütteln des Zuges in allen Kurven, nicht die Stöße der Wagen in den Rangierwechseln. Denn ihr Geist lebt schon in wachendem Schlaf oder in bewußtlosem Fieberwahn bei dem eigenen Herd in der geliebten Heimat. Da, wo Ruhe, Frieden und Gesundheit über der Finsternis und dem Kampf der Nacht im Osten liegen wie verheißende Morgenröte eines schönen, erwachenden Tages. Hie und da glimmt eine Zigarette auf. Erleuchtet für einen Augenblick ein Paar große, wache Augen in einem gelbbraunen, mageren Gesicht, leuchtet in den Schatten eines weißen Turbans aus Gazebinden, und eine blauweiße Rauchwolke wirbelt heraus, zieht die lange Straße der Krankenbetten entlang, mischt ihren süßen Duft mit der schweren Atmosphäre von Krankheit und Arzneien.

In den Wagen sind Ärzte und Krankenpfleger um die sauberen Betten eifrig beschäftigt. Lautlos und still verrichten sie ihre barmherzige Arbeit. Unermüdlich, mit nie versagender Geduld. Mit Hand und Herz, so weich und teilnahmsvoll wie ein liebendes Weib. Sie sind auch die Helden des Krieges so gut wie ihre in der Front kämpfenden Kameraden. Sie kämpfen ihren Kampf und leben ihr Leben auf Tag und Nacht rollenden Eisenrädern. Ihre Waffen sind blanke Messer, Zangen, Arznei und ärztliche Pflege. Sie ringen mit dem Tod um das Leben ihrer Pfleglinge, und sie tragen öfters den Sieg davon. Soviel menschliches Elend und Schönheit, soviel Kampf und Tod und Sieg sieht kein Soldat auf dem Schlachtfeld, wie sie es tun in ihrem engen Kampfplatz auf summenden Rädern.

Um 8 Uhr 30 Min. Dienstag morgen sollte der Lazarettzug von Osten auf einem der vielen Bahnhöfe der Weltmetropole einfahren. Seit Sonntag nachmittag um 2 Uhr war er unterwegs mit einer Ladung verwundeter Krieger von einem entlegenen Schlachtfeld im Osten. Die lange Reise der Verwundeten würde jetzt beendet sein, und wenn ihnen auch im Krankenhaus keine viel bessere Pflege zuteil werden könnte als auf dem Lazarettzuge, würden sie doch die gesegnete Luft der geliebten Heimat atmen, warm entgegengestreckte Hände von Weib, Kindern, Geschwistern, lieben Verwandten drücken dürfen.

Vor dem Bahnhof standen schon Reihen von Rote-Kreuz-Autos und warteten lange vor Ankunft des Zuges. Daneben Abteilungen von Sanitätssoldaten in Reih und Glied. Davor der Stabsarzt mitten in einer kleinen Gruppe seiner Sanitätsoffiziere.

Da leuchten schon einige Minuten vor der angesetzten Zeit die roten Riesenkreuze eines langsam hereinfahrenden Lazarettzuges. Dreiundzwanzig Krankenwagen. Außerdem Wagen für Oberstabsarzt, drei Unterärzte, Inspektor und Krankenpfleger, Wagen mit Operationszimmer, Apotheke, Küche, Vorrats- und Kühlwagen. Der langsam herangleitende Zug bleibt unmerklich stehen. Aus den Coupéfenstern sieht man weiße Betten und magere Gesichter hervorschauen. Gesichter mit Sonnen- und Krankheitsfarben. Braun und gelb gemischt und Wangen und Kinn geschwärzt von mehrtägigen Bartstoppeln. Gesichter, mehr gesund als krank, mehr froh als traurig. Denn in allen Herzen lodert eine unnennbare Freude, endlich, endlich daheim zu sein. Sie fühlen den gesegneten Odem des Vaterlandes, der ihnen Hilfe, Pflege und Gesundheit verheißt.

Die Stimme des Stabsarztes bricht die Stille. Weit vernehmbar, klar und deutlich wird die Entladung der Wagen zwischen verschiedene Abteilungen von Sanitätssoldaten verteilt. Schon im voraus sind die Verwundeten nach Art ihrer Wundschäden für verschiedene Krankenhäuser bestimmt. Wenn der freundliche und unermüdliche Oberstabsarzt des Zuges zu uns tritt, hat er eigentlich nur die Zahlen der Listen und die Verteilung der Kranken zu bestätigen.

Von Anfang des Krieges im vorigen Herbst hat er



Einzug in Wilna.

Von Rudolf Herzog.

Jäh brach er ab, der Donner der Geschütze.
Die wilde Wut schlug um in wildes Lachen.
Und aufgeprotzt, im Nacken kühn die Mütze,
Zum Vormarsch fertig sich die Fahrer machen.
Der Feind zieht ab, zieht ab mit blutgen Striemen.
Ihm in den Rücken, was die Zügel reichen!
Und klatschend saust der Peitsche Lederriemen
Dem Sechsgespann der Gäule um die Weichen,

Und Menschen, Menschen speit des Schlachtfelds Leere.
Ein Völkerwandern, wo der Tod gesprochen,
Wo eben noch, die Wangen am Gewehre,
Die Schleichpatrouillen durch die Furchen krochen.
Im Marsch der Regimenter graue Zeilen.
Die Fuhrkolonnen schwarz auf allen Wegen.
Und unaufhaltsam, Meilen über Meilen,
Auf allen Straßen einem Ziel entgegen.

Was stockt die Vorhut? Adjutanten jagen.
Die Straße wendet und fällt still zum Tale,
Zum Wiljatal . . Und wie aus alten Sagen
Sieht, was hinabstarrt, weiße Türme ragen
Mit goldnen Kuppeln, die den Strom bekränzen,
Und um sie her ein märchenweißes Wogen,
Die stolze Stadt . . Und starr die Augen glänzen
Den Schwerterträgern, die gen Ostland zogen.

„Wilna" spricht einer, spricht's mit heißem Kosen,
„Wilna" ein zweiter, mit verbissenem Grimme,
Das Wort rollt weiter, wächst und wird zum Tosen,
Und „Wilna-Wilna!" dröhnt's mit Donnerstimme.
Ein Märchen? Peitschend treibt der Stangenreiter.
Und „Wilna" — ward ein Wort gleich tausend andern.
Zur Stadt hinein und ostwärts weiter, weiter
Zieht hinterm Feind das deutsche Völkerwandern.

Wilna, am 18. September 1915.

auf dem Lazarettzug gelebt zwischen verwundeten Soldaten. Sein Leben ist freilich kein Tanz auf Rosen in dieser Zeit gewesen. Müde ist er nach anstrengender Arbeit eingeschlafen. Die singenden Räder, die puffenden Wagen haben ihn ständig eingeschläfert und ständig geweckt zu neuer, schwerer Arbeit. Seine Kräfte und seine Energie sind doch ungebrochen trotz des vielen Silbers in seinen Haaren. Er ist ein Stück echtes Riemenleder, zähe und unverwüstlich, und er läßt es sich nicht nehmen, nach der Ausladung der Verwundeten uns seinen Stolz, seinen Lazarettzug, zu zeigen.

Die Ausladung des ersten Wagens — des Offizierswagens — hat begonnen. Zu gleicher Zeit die der Mannschaftswagen. Da liegen sechs verwundete Offiziere. Kopfschuß, Armschüsse, Beinschüsse, Bauchschuß. Wir treten ein in den sauberen Wagen. Kein Geruch wie in einer Krankenstube. Zwei und zwei Betten auf jeder Längsseite des Wagens, zwei und zwei übereinander. Ein breiter Gang in der Mitte. Der Stabsarzt geht zu dem nächsten Bett hin, grüßt, sagt kurz und präsentierend seinen Namen und fragt, ob der kranke Offizier irgendeinen Wunsch hat. Ja, mit sicherer Stimme sagt der Verwundete, daß er gern zusammenbleiben möchte mit Leutnant N., der im Bette über ihm liegt. Und sein Arm streckt sich aus, auf das obere Bett deutend. Sie haben ja zusammengehalten bis jetzt und wollen ferner auch im Krankenhaus zusammenbleiben. Es wird ihnen alles nach Wunsch gewährt. Noch zwei andere wollen ebenso zusammenhalten. Die beiden letzten sind schon angezogen und munter. Hoffen wohl bald in ihrem eigenen Heim zu sein.

So fängt die Ausladung an. Eine weiß lackierte Krankenbahre auf Gummirädern wird eingeschoben und ist auf einen Augenblick festgekoppelt an einem Bette. Geschickte Hände ziehen langsam den Kranken mit Unterbett, Decke, Kopfkissen und allem hinüber auf die Bahre. So gleitet diese, gestützt und getragen von starken Händen, heraus auf die Plattform. Eine andere Bahre steht schon darin bei dem nächsten Bett. Die erste Bahre wird rechts von der Plattform herausgeschoben. Einen Augenblick schwebt sie in der Luft, neigt sich ein wenig steil am Fußende. Der Kranke klammert sich krampfhaft mit beiden Händen an die Stangen zu beiden Seiten, daß die Knöchel erbleichen. Ruhig! Keine Gefahr, alles geht ja gut. Er, der vor nur ein paar Tagen mit seiner Kompagnie durch die Dornendickichte der Stacheldrahtfelder watete, wo Maschinengewehrfeuer mähte und Bomben platzten, wird jetzt für einen Augenblick von Angst, herunterzurutschen, ergriffen.

In einigen Minuten ist der Wagen leer und die Kranken auf ihren Plätzen in den weißlackierten Krankenwagen. Jetzt kommen die Reisesachen dran. Ein paar einfache Handtaschen. Einige rostige Säbel, Mäntel und Uniformröcke, wo runde Kugellöcher schwarz leuchten in feldgrauem Tuche, umgeben von verwelkten Rosen vertrockneten Blutes. Abgetragene Uniformstücke, die eine ergreifende Sprache reden von schweren Märschen und harten Kämpfen im fernen Feindesland.

Die Mannschaftswagen sind unter der Zeit eben so schnell und behutsam geleert. Auto nach Auto rollen weich und still fort. Wir treten hinein und gehen durch ein paar Wagen, die erst auf einer andern Station ausgeladen werden sollen. Überall frische Luft und Sauberkeit. Fliegengaze vor den Fenstern. Über jedem Bett ein Netz, damit der Kranke selbst die nötigsten Sachen erreichen kann. Auch eine starke Tauschleife zum Anfassen, wenn er selbst die Lage wechseln will. Auf jeder Bettkante ein kleines Tischchen, wo gewöhnlich eine



halb abgebrannte Zigarre oder Zigarette liegt. Der Tabak verscheucht mit seinem Duft Tod und Schmerzen.

Da liegen die Verwundeten, rauchen und lesen, aber am meisten essend. Beinahe jeder hat ein weiches Butterbrot mit Schinken in der Hand. Die, welche sehr krank sind, haben ihre Schinkenstullen vor sich auf der Brust, nahe dem Kinn liegen. Eben haben sie einen tüchtigen Happen genommen, und jetzt ruhen sie sich aus zu einem neuen Angriff. Man liest Zufriedenheit in den scharfgeschnittenen Gesichtern. Freude, endlich wieder zu Hause zu sein. Bald gesund zu sein und wieder losgehen zu dürfen gegen den Feind. Denn es sind Prachtkerle alle, die hier liegen. Weder Mühen noch Kämpfe und Krankheiten haben ihren frischen Mut niederringen können. Als der Oberstabsarzt fragt: „Wie habt ihr es, Jungens?" antworteten sie alle im Chorus „gut". Man sieht es auch den lieben Kerlen allen an, die hier auf ihren Krankenbetten ausgestreckt liegen. Man fühlt es warm in der Brust und naß in den Augen. Aber es ist wahr, das sieht man ihnen allen an: sie haben es wirklich gut jetzt. Trockene Betten, Tabak, Pflege und Essen. Ganz anders haben sie es manchmal gehabt im Granatenregen der Schützengräben oder unter Nachtangriffen in Feindesland. Aber auch da hätten sie sicherlich dieselbe frohe Antwort gegeben: „gut".

Auf nackten Brüsten und Schultern sieht man blutige Striemen. Wunden und Risse kreuz und quer. Maschen und Knoten eines Fischnetzes, geritzt mit Nägeln auf Menschenhaut. Man versteht so wohl, was die Wunden bedeuten, kann gut Krähenfüße lesen, bevor man Antwort auf die Frage erhalten. Ach, nur Spuren von russischen Läusen, lächelt ein Verwundeter in seinem Bett. Nichts ist einfacher als das. Aber in seinen Augen lese ich die Verachtung des deutschen Barbaren für diese schöne Form der Zivilisation des Ostens.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die heftigen Anstrengungen unserer westlichen Feinde sind noch nicht zu Ende, wohl aber wissen wir jetzt, was wir davon zu halten haben. Schwere Kämpfe kann es noch kosten. Die Widerstandsfähigkeit unserer Truppen wird noch manche schwere Aufgabe zu bestehen haben. Aber so viel ist sicher: Die große französisch-englische Offensive erreicht ihren Zweck nicht.

Der Tatbestand, daß der gewaltige, mit so großen Mitteln ins Werk gesetzte Vorstoß gleich im ersten Anprall zum Stehen gebracht ist, läßt sich selbst in den Berichten der Gegner nicht umgehen, wie sie auch die Worte setzen mögen.

Zweifellos haben die Gegner bewiesen, daß sie von uns gelernt haben, wie man eine starke Front durchbricht. Die Anwendung der Erfahrungen aus unseren erfolgreichen Durchbrüchen der russischen Verteidigungslinien haben sie sich zunutze gemacht. Als sie sie nun aber anwendeten, zeigte sich, daß die Nachahmung unserer Taktik hinter dem Vorbilde weit zurückgeblieben ist, und daß unsere Widerstandskraft stark genug ist, die härtesten Proben zu bestehen.

Engländer und Franzosen haben in monatelanger umfassender und bis ins einzelne durchdachter Vorbereitung alles getan, um unsere Front zu durchbrechen. Die Einleitung bildete die Erschütterung durch Artillerie. Während aber für unsere Durchbruchstaktik gegen die Russen einige Stunden Trommelfeuer genügten, um unseren Infanterieangriff vorzubereiten, der die sämtlichen Verteidigungslinien des Feindes durchstieß, erreichte ihre übertriebene, über Tag und Nacht auf 70 Stunden ausgedehnte Tätigkeit schweren Geschützfeuers nichts weiter, als daß bereits in der ersten Reihe unserer Verteidigungslinien dort, wo es ihnen überhaupt möglich war, eine Erschütterung zu bewirken, ihr Angriff stehenblieb, sich verfing.

In unsern Händen befindet sich der Armeebefehl des Generals Joffre vom 14. September, der das Programm des großen Unternehmens enthält. Der Angriff soll ein allgemeiner sein, heißt es darin, es handele sich nicht nur darum, die vordersten feindlichen deutschen Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht vorzustoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie deutsche Hinterland. Alles sei geschehen, daß dieser Angriff mit erheblichen Kräften und gewaltigen materiellen Mitteln unternommen werden könne. Der Bericht fordert die Heerführer auf, die Truppen zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen.

In den Divisionsbefehlen der Gardedivisionen spricht der Kommandierende General Lord Cavan aus, daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal kommender englischer Generationen abhängt. Nicht minder bezeichnend sind die Worte, die ein französischer Regimentskommandeur dem Armeebefehl Joffres hinzufügt: Die Offiziere sollten den Leuten begreiflich machen, daß die von ihnen geforderte Anstrengung zur Folge haben könne, daß der Krieg binnen kurzem mit einem Schlage zu Ende sei.

Ein grelles Schlaglicht wirft ein Bericht aus neutraler Feder, der aus Paris datiert, auf die Beweggründe für die Wahl des Zeitpunktes, zu welchem das Signal zu diesem großen Angriff gegeben wurde. Der neutrale Berichterstatter bezeichnet die Offensive als vorzeitig und setzt auseinander, daß Joffre, obwohl er sich geweigert habe, genötigt worden sei, den Angriff zu unternehmen, der nach seinen Plänen erst später hätte einsetzen müssen. Erst der Wucht des Einflusses des Präsidenten Poincaré und Vivianis, die mit ihrem Rücktritt gedroht hätten, habe er sich gefügt. Begründet sei der Entschluß durch die politische Erwägung, daß, wenn nicht durch eine sofortige Offensive im Westen der dem Vierverbande durch Bulgarien zugedachte Streich pariert würde, die Entwicklung der Ereignisse im Osten nicht aufzuhalten sei.

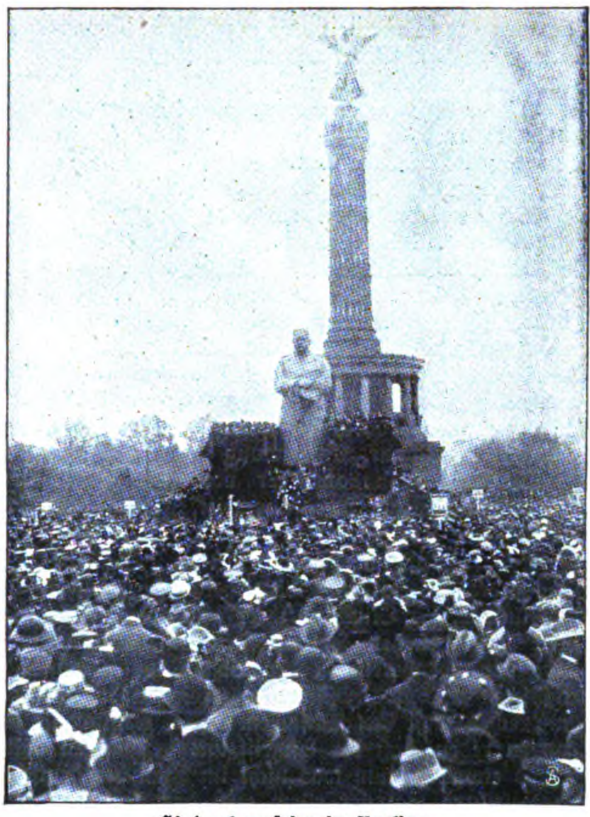
Annähernd mit einer vierfachen Uebermacht griffen Franzosen und Engländer an. Umsichtig und sorgsam war alles vorbereitet, eingeübt und bereitgestellt. Selbst der Kavallerie war eine wichtige Aufgabe zuerteilt. Nicht zuletzt auch arbeiteten die Flieger mit großem Wagemut und nach wohlüberlegten Plänen, zu deren Ausführung sie unter anderem Spione mit Brieftauben hinter unserem Verteidigungsgürtel absetzten. Das französische Luftschiff „Alsace" beteiligte sich rege an der Fliegerarbeit. Sowohl dieses Luftschiff als eine Reihe von Flugzeugen ist bei diesen Versuchen bereits in unsere Hände gefallen.

Die von den Angreifern gewählten Angriffsstellen in unserem Verteidigungsgürtel haben die Angriffe elastisch abgewiesen. Statt daß es, wie wir es in Rußland gemacht haben, zu einem Durchbruch kam, der sich auf Strecken von 30—50 Kilometer ausdehnte und gleichzeitig bis auf 20 Kilometer vorstieß, be-



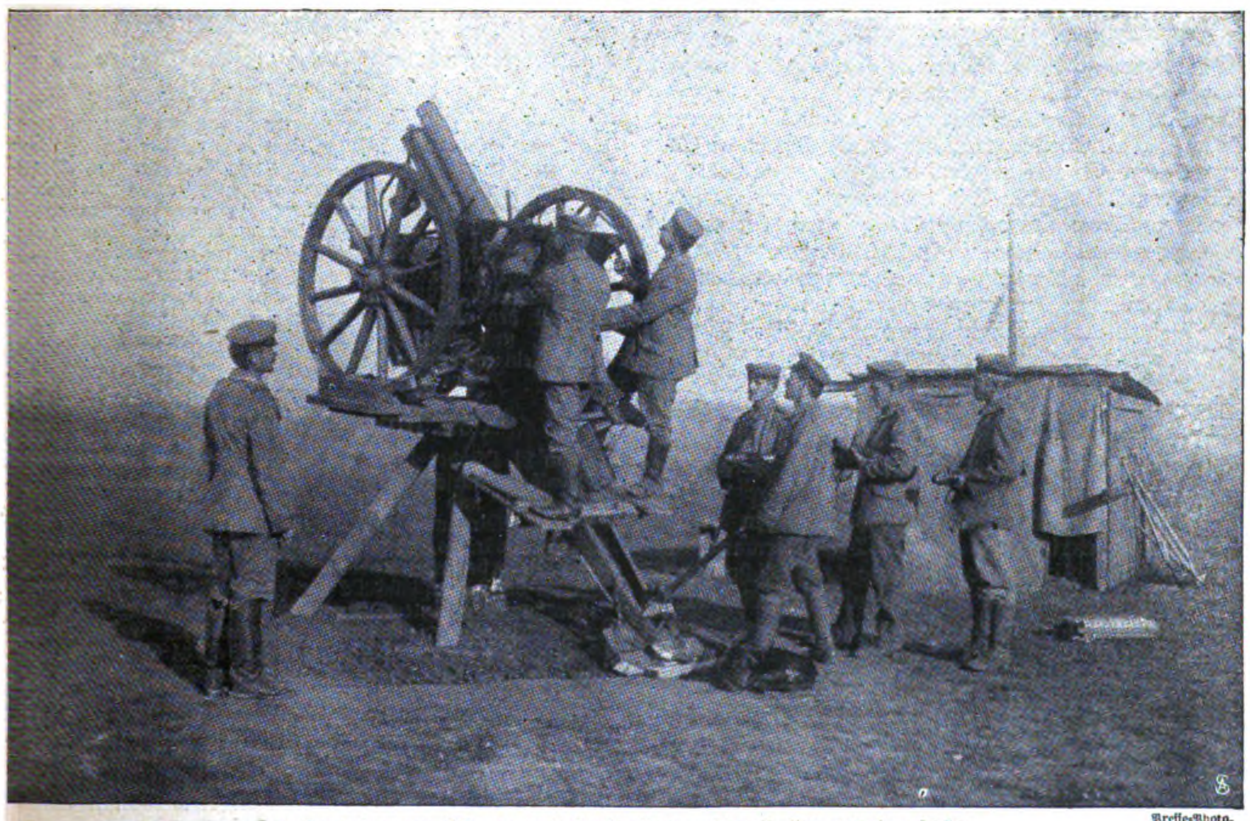


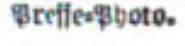
Grundsteinlegung des Hindenburg-Heimathauses
für Kriegswaisen und Soldatenkinder in Ruhlsdorf (Niederbarnim.)



Hindenburgfeier in Berlin:
Die Volksmenge vor dem Denkmal am Geburtstage des Feldmarschalls (2. Oktober).

Hindenburg-Feier in der Heimat.





Presse-Photo.

Der Kampf gegen Flieger und Lenkballons: Am Ballonabwehrgeschütz.



schränkte sich der englisch-französische Durchbruchsversuch auf eine Breite von etwa 25 Kilometer und blieb bereits nach zwei, höchstens drei Kilometer stecken. Südlich von Ste. Marie-à-Py haben wir eine feindliche Brigade getrost durch die vorderste Stellung hindurchgelassen, im Vertrauen auf die Tüchtigkeit unserer Reserven, die die Eindringlinge hinter dem Rücken unserer Linien dann auch prompt erledigten.

Mit vollem Recht kann unser Hauptquartier deshalb feststellen, daß der Zweck des Angriffs war, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, das Ergebnis dagegen, daß die deutschen Truppen auf der 840 Kilometer langen Front an einer Stelle in Breite von 23 Kilometer, an einer anderen und an dieser nicht durch die soldatischen Leistungen des englischen Angreifers, sondern durch die Benutzung einer günstigen Windströmung zur Anwendung von Stickgasen, in 12 Kilometer Breite aus der vordersten Linie ihres Verteidigungssystems in die zweite gedrückt wurden, die nicht die letzte ist.

Was recht ist, muß recht bleiben. Die auf Täuschung der Oeffentlichkeit berechneten gegnerischen Behauptungen, der Stillstand ihrer gleich beim ersten Anprall zum Stehen gekommenen Durchbruchsversuche habe von vornherein in der Absicht der verbündeten englischen und französischen Heeresleitungen gelegen, entsprechen nicht den Tatsachen. Noch weniger ist davon zu reden, daß der Angriff uns gezwungen hätte, irgend etwas zu tun, was nicht im Plan der deutschen Heeresleitung lag, vor allem auch das eine nicht, daß die große westliche Offensive irgendeinen Einfluß auf unser Vorgehen gegen die russische Armee haben könnte.

Im Rückblick auf die Ereignisse der abgelaufenen Woche sei hervorgehoben, daß im Osten von Ypern die deutschen Truppen zur Offensive geschritten sind, den Engländern furchtbare Verluste beigebracht, wichtige Teile der englischen Front besetzt und den Gegner durch wirksames Geschützfeuer an seine Stellungen gefesselt haben. Der Vorteil, den die Engländer bei Loos durch ihre Gase erreichten, wird ihnen Schritt für Schritt und Tag für Tag wieder entrissen. Wiederholte erbitterte französische Angriffe in der Gegend Souchez—Neuville sind mit heftigen Gegenangriffen zurückgeworfen. Auch in der Champagne blieben alle feindlichen Durchbruchsversuche erfolglos.

Die Haltung unserer Truppen in diesen schweren Kämpfen, in denen ebensowohl an die zähe Widerstandskraft im Stellungskampf wie an die Stoßkraft im Bewegungskampf höchste Anforderungen gestellt wurden, hat sich glänzend bewährt und wird sich im weiteren Verlauf dieser Kämpfe nicht minder bewähren.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz gehen die Ereignisse unbeirrt ihren Gang. Der Vormarsch der Heeresgruppe Hindenburg macht gute Fortschritte. Es sei hervorgehoben, daß das Westufer des Njemen im Zusammenhang mit der Heeresgruppe des Prinzen von Bayern vom Feinde gesäubert wird, daß die Schwierigkeit, die der Russe unserm Vordringen in der Richtung auf Minsk zu machen versucht, uns nicht aufhält, daß unsere Angriffe südlich Smorgon mit Erfolg fortgesetzt werden. Die Höhen des Swenten-Sees südwestlich Dünaburg sind überwunden.

Nirgend erleidet im Osten die ruhige Sicherheit unserer Truppen eine Schwächung in der Durchführung ihrer Aufgaben. Im Gegenteil, das überraschende Auftauchen der Heeresgruppe Linsingen, von der man lange Zeit nichts gehört hatte, vereitelte ein mit starker Uebermacht angesetztes Unternehmen der Russen gegen unsere Verbündeten.

Der Entschluß der bulgarischen Regierung zu einer Mobilmachung seiner Armee hat seinen Ursprung in der Notwendigkeit einer sofortigen energischen Schutzmaßnahme. Die Mobilisierung der bulgarischen Armee richtet sich lediglich gegen Serbien. Ihre Gesamtstärke läßt sich auf 15 Divisionen der aktiven Armee beziffern. Dazu kommen ebensoviel Reservebrigaden und die Kavallerie. Außer der Feldarmee stehen stattliche Ersatztruppen bereit, und es ist mit der Volkswehr Bulgariens stark zu rechnen. Die Tüchtigkeit und Tapferkeit, vor allem auch die Schießausbildung haben sich im Balkankriege glänzend bewährt.

Während sich die bulgarische Mobilmachung in aller Ruhe und Ordnung vollzog, ist um so stärkere Unruhe in allen feindlichen Lagern zu spüren. Wird es nötig sein, von den Dardanellen Truppenverbände fortzunehmen und dem Balkan zuzuführen? Soll die Orientarmee nur aus den Truppen bestehen bleiben, die der General Sarrail kommandiert? Was wird Venizelos tun? Werden die Italiener neuen Opfermut entwickeln? — Lauter Fragen stehen noch da an Stelle von Entschlüssen. Alle Erwartungen sind auf das höchste gespannt.

In diese Situation hinein kam das Ultimatum Rußlands an Bulgarien, innerhalb 24 Stunden die Beziehungen zu den Feinden der slawischen Sache und Rußlands abzubrechen und die deutschen und österreichischen Offiziere aus seinem Heere zu entlassen. X

o o o

Inneres Aufgebot.

„Deutsche Worte im Weltkrieg." Von D. Adolf Deißmann, ord. Professor an der Universität Berlin. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin 1915. Wie eine Ruhestatt auf dem wuchtigen Vorwärtsbrausen unserer gewaltigen Zeit umfängt den Leser dieses kleinen Buches das tiefinnerliche Erfassen der seelischen Läuterungen, die dieser Krieg dem deutschen Volke brachte. Wir fühlen, wie geheimnisvolle Kräfte den von Hader, Mißtrauen und Kleinlichkeiten überwuchert gewesenen religiös-sittlichen Gedanken wieder neu beleben und das Bewußtsein todesbereiter Vaterlandsliebe und selbstverleugnender Pflichttreue die Hinausgezogenen wie die Daheimgebliebenen in gleicher Weise erfüllt. Das Schicksal des einzelnen verwebt sich mit den alles bezwingenden Geschehnissen dieses Völkerkampfes, und aus dem tausendfältigen Sterben dieser Tage entsteht ein unvergängliches im ewigen Lichte.

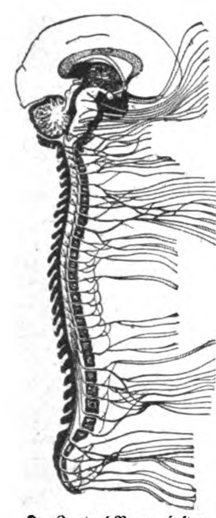
---

500 Jahre Hohenzollern!

Am 21. Oktober sind es 500 Jahre, seit der erste Hohenzollernfürst, Kurfürst Friedrich I., seinen festlichen Einzug in Berlin hielt und hier die Huldigung der märkischen Stände empfing. Wird auch entsprechend dem Ernst der Kriegszeit dieser denkwürdige Tag auf Wunsch des Kaisers nur in schlichter, stiller Weise begangen werden, so wird doch das ganze deutsche Volk in dankbarem Rückblick der großen Geschichte des Hohenzollernhauses gedenken. Um eine bleibende Erinnerung an diesen bedeutsamen Abschnitt vaterländischer Geschichte zu schaffen, gibt der Verlag August Scherl G. m. b. H. ein Werk heraus, das demnächst unter dem Titel „500 Jahre Hohenzollern. Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses" erscheint. Das reich illustrierte und prächtig ausgestattete Buch, dessen Text Geh. Archivrat Dr. Georg Schuster vom Königl. Preußischen Hausarchiv verfaßt hat, erhält dadurch noch einen besonderen Wert, daß es zahlreiche, weiteren Kreisen bisher unbekannte Abbildungen enthält. Der Preis des gebundenen Buches beträgt 3 Mark, der Prachtausgabe 6 Mark.

Nervenarbeit und Nervensubstanz.

Ein Beitrag zum Verständnis der Arbeiten von Professor Dr. Habermann.



Das Zentral-Nervensystem, der Sitz des Bewußtseins, in welchem alle körperlichen und geistigen Empfindungen zusammenströmen bzw. Willenskundgebungen ausgehen.

Unser Leben ist heute inhaltschwerer, wuchtiger, brutaler geworden. Alle Kräfte draußen und daheim sind aufs äußerste angespannt. An die Leistungsfähigkeit des Körpers und ganz besonders der Nerven werden ungeheuere Anforderungen gestellt. Seelische Erschütterungen, Sorgen, Strapazen und Entbehrungen zerrütten unser Nervensystem. Kranke Nerven sind aber die Ursachen zahlreicher Leiden und Schmerzen. Gesunde Nerven dagegen sind die Quellen eines wonnigen Kraftgefühls und ungetrübter Schaffensfreude.

Mit ihren feinen Verästelungen, die im Zentralnervensystem — Hirn- und Rückenmark — ihren Ausgangspunkt haben, vermitteln die Nerven jeden inneren und äußeren Lebensvorgang des menschlichen Körpers. Jeder Reiz, der den Körper trifft, die normale oder gestörte Funktion irgendeines inneren Organs, ja selbst unser seelisches Empfinden wird uns erst durch Vermittlung seiner und feinster Nervenfasern zum Bewußtsein und zum Gefühl gebracht. Der große starke Muskel wird von dem kleinen, feinen Nerv beherrscht, den man deshalb auch mit Recht den psychischen Muskel genannt hat. Der kraftvolle Arm des Athleten leistet nichts mehr, jedes beliebige Organ versagt, sobald seine Nerven irgendwie erschlaffen. Der Magen z. B. — er mag im übrigen noch ganz gesund sein — kann nicht mehr die Speisen genügend verdauen, Appetitlosigkeit und alle ihre bösen Folgeerscheinungen treten auf, wenn die Magennerven entkräftet sind. Die heutige Zeit verlangt von uns ja nicht Ueberanstrengung unserer Körpermuskeln, aber sie fordert unerbittlich täglich aufs neue Einsetzung unserer ganzen Kraft des Geistes und der Nerven. Die Folge ist, daß wir nur mit Mühe, unlustig und mechanisch unsere tägliche Berufsarbeit erledigen, die uns keine Befriedigung gewährt. Unser Körper wird vernachlässigt, Sport und Spiel, ungenügend gepflegt, werden zur unfruchtbaren Anstrengung, statt durch Erfolg und Sieg unsern Geist zu ermutigen, zu erheben. Nervös überreizt, schwindet unser Appetit, unser Heim bietet uns keine Behaglichkeit, Ruhe und Erholung mehr. Unlust, Unzufriedenheit, Unruhe, Sorgen rauben uns den Schlaf, treiben uns unstet umher und lassen uns notgedrungen zu bedenklichen Mitteln greifen, um unsere Nerven künstlich für kurze Frist aufzupeitschen oder zu betäuben. Gegen dieses Elend, das nur aus unseren verbrauchten Nerven herstammt, finden wir in unseren Medikamenten keine dauernde Hilfe, und eine Methode ständiger, wissenschaftlich erprobter Pflege der Nerven, welche allein wirklich helfen könnte, war bisher noch nicht gefunden.

Darin liegt aber das Verdienst der Arbeiten von Professor Dr. Habermann, daß er uns ein Mittel zu einer solchen Pflege unserer Nerven an die Hand gab, mit dem wir hoffen dürfen, unsere Nerven — die seelischen Muskeln — in absehbarer Zeit ebenso kräftigen zu können, wie wir unsere physischen Muskeln schon längst zu stählen vermögen! — Dieser Forscher stellte nach einem neuen, von ihm entdeckten Verfahren Nervensubstanz in physiologisch reiner Form aus den Stoffen dar, aus welchen z. B. auch das sich aus dem Ei entwickelnde Hühnchen Gehirn und Rückenmark aufbaut, nämlich aus den Bestandteilen des Eidotters! Die Wirkung solcher Nervensubstanz, welche auch Lecithin genannt wird, auf den Organismus, ist eine überraschend günstige, wie dies durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten bewiesen wurde.

Soweit diese guten Erfolge auf rein medizinischem Gebiet (bei Tuberkulose, Zuckerkrankheit, schweren Nerven- und Gemütsleiden, Arterienverkalkung usw.) liegen, interessieren sie uns hier nicht und gehen nur den praktischen Arzt an. Wohl aber ist es für jeden von größtem Interesse, zu erfahren, daß nach den Forschungen unserer Physiologen und Aerzte die erhöhte Zufuhr von Nervensubstanz in den Organismus von außerordentlicher Bedeutung für jede gesunde Lebenstätigkeit ist. Denn auch in den Nerven findet ein Stoffwechsel, fortwährender Verbrauch und Erneuerung der Nervensubstanz statt. In dem ermüdeten, schwachen oder kranken Nerv schwindet die Nervensubstanz, wie man es am Querschnitt der Nerven unter dem Mikroskop deutlich beobachten kann. Führt man einem so geschwächten Körper neue Nervensubstanz zu, so wird, wie zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten beweisen, diese besonders im Gehirn, Rückenmark, überhaupt im ganzen Nervensystem zurückgehalten und für den Lebensprozeß sofort verwendet. Munterkeit, Kraft, Arbeits- und Lebensfreude treten wieder ein und machen den Körper gegen Ueberanstregung widerstandsfähig. — Nervensubstanz, Lecithin, nach dem Verfahren von Professor Dr. Habermann, in physiologisch reiner Form, dem menschlichen Organismus adäquat und von guter Wirkung, gelangt nur im Biocitin zur praktischen Darreichung.

Biocitin ist ein wohlschmeckender, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdaulichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer Verdauliche ist daraus entfernt) und enthält zirka 10 Prozent physiologisch reine Nervensubstanz — Lecithin — nach Professor Dr. Habermann. So bildet Biocitin ein vertrauenswertes Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdauliches, kraftspendendes Nahrungsmittel, schafft eine hochwertige Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzersatz der Nerven und ist für Ermüdungs- und Erschlaffungszustände des Körpers wie des Geistes von kaum je gehoffter Nutzbarkeit.

Vor allem aber ist es das große Heer der an den Folgeerscheinungen des Krieges, wie seelischen Erschütterungen, Strapazen und Entbehrungen, nervös Zusammengebrochenen, denen Biocitin Auffrischung und Kräftigung des gesamten Nervensystems bringt.

Biocitin ist nur in Originalpackungen in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir energisch zurückzuweisen, denn Biocitin ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre über rationelle Nervenpflege und ein Geschmackmuster Biocitin sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S. 61/W. 6.


COFFEÏN FREIER KAFFEE
COFFEÏN FREIER KAFFEE
KAFFEE HAG
Kaffee Hag
erstens: ganz vorzüglich
zweitens: coffeïnfrei


S.M.S.
Tell Schokolade
PAUL HÖFER
Tell
Kakao Schokolade
Die Marke für alle
Hartwig & Vogel A.G.

Nummer
41.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Truppenbesichtigung des Kaisers bei der Armee des Kronprinzen.

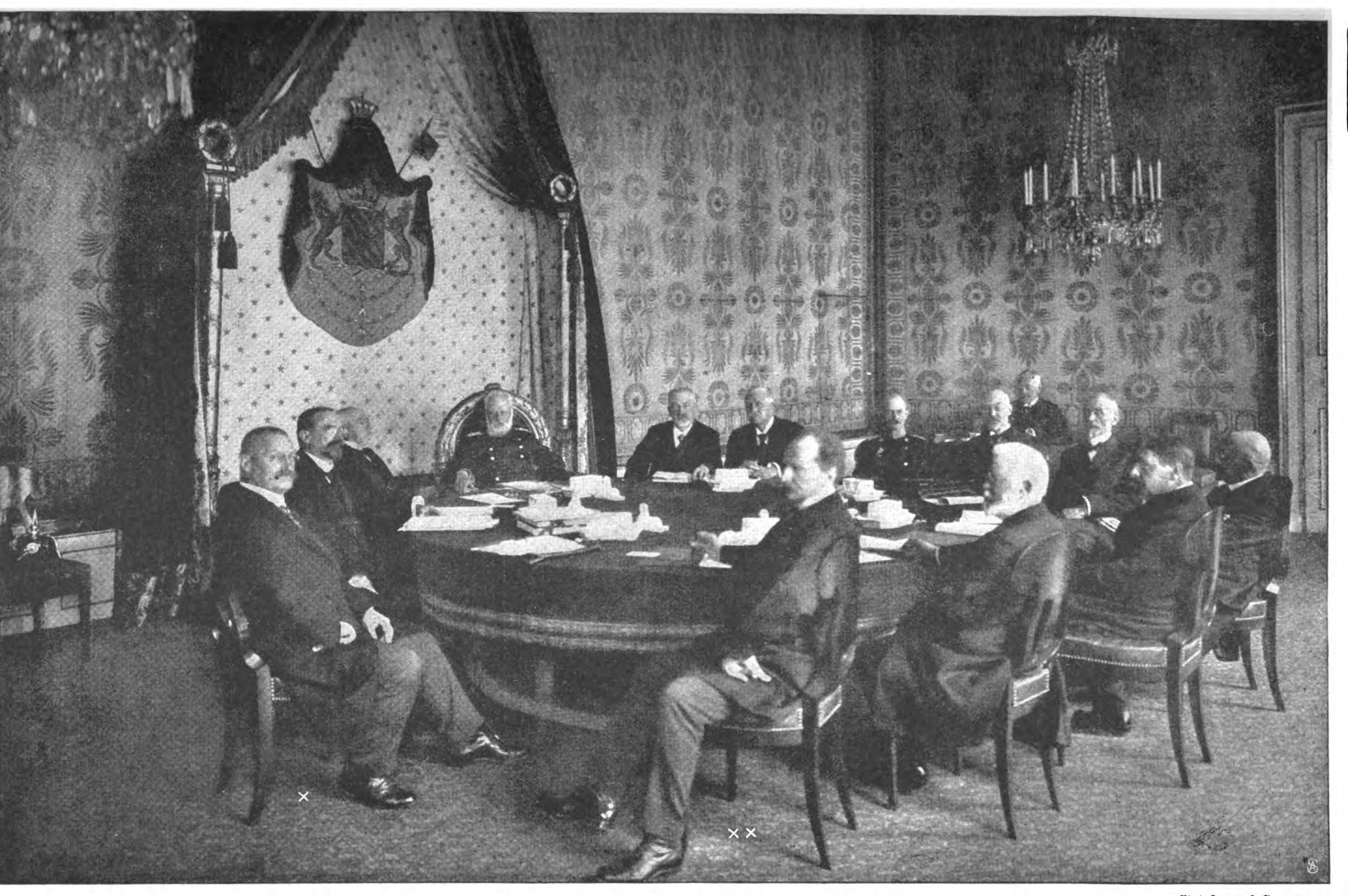
Der Kaiser an der Westfront.



Phot. Jaeger & Goergen.

Besuch des Königs von Bayern in der Ausstellung der Münchner Künstler-Genossenschaft in München.

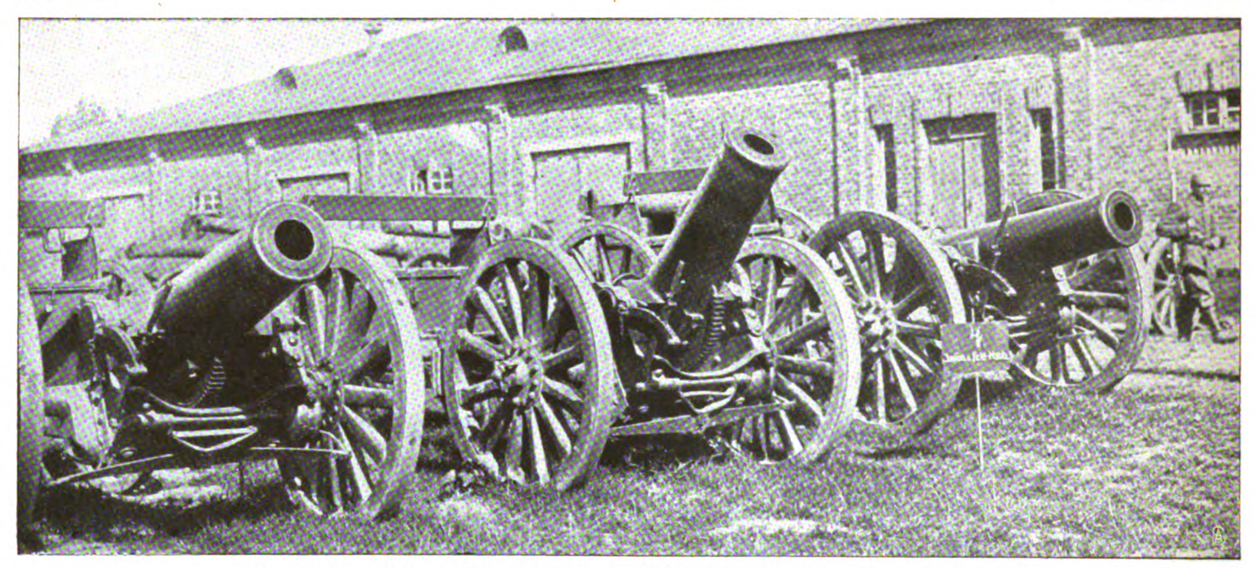
Von links: Freiherr v. Stengel, Flügeladjutant Graf zu Castell-Castell, **Seine Majestät der König.** — (Hierzu der Artikel auf Seite 1441)



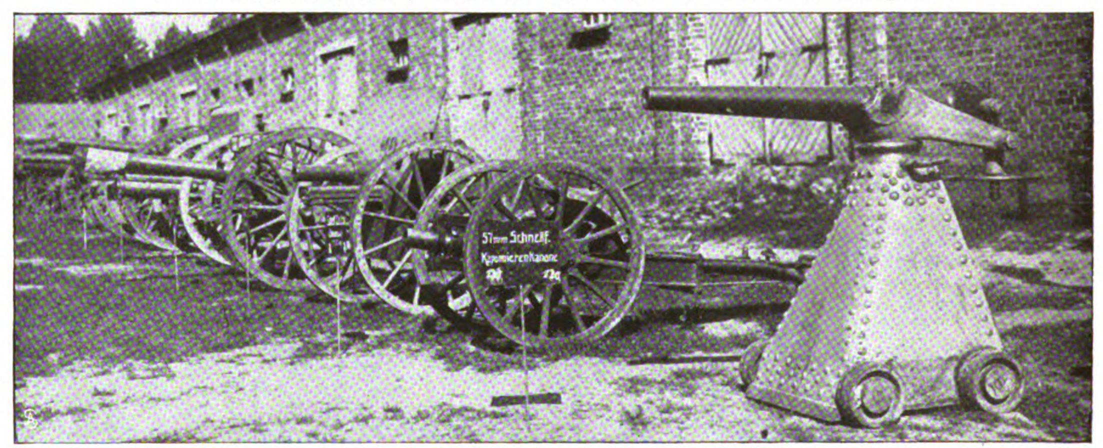
Phot. Jaeger & Goergen.

Staatsratsitzung in der alten Residenz München am 27. September 1915. — (Hierzu der Artikel auf Seite 1441.)

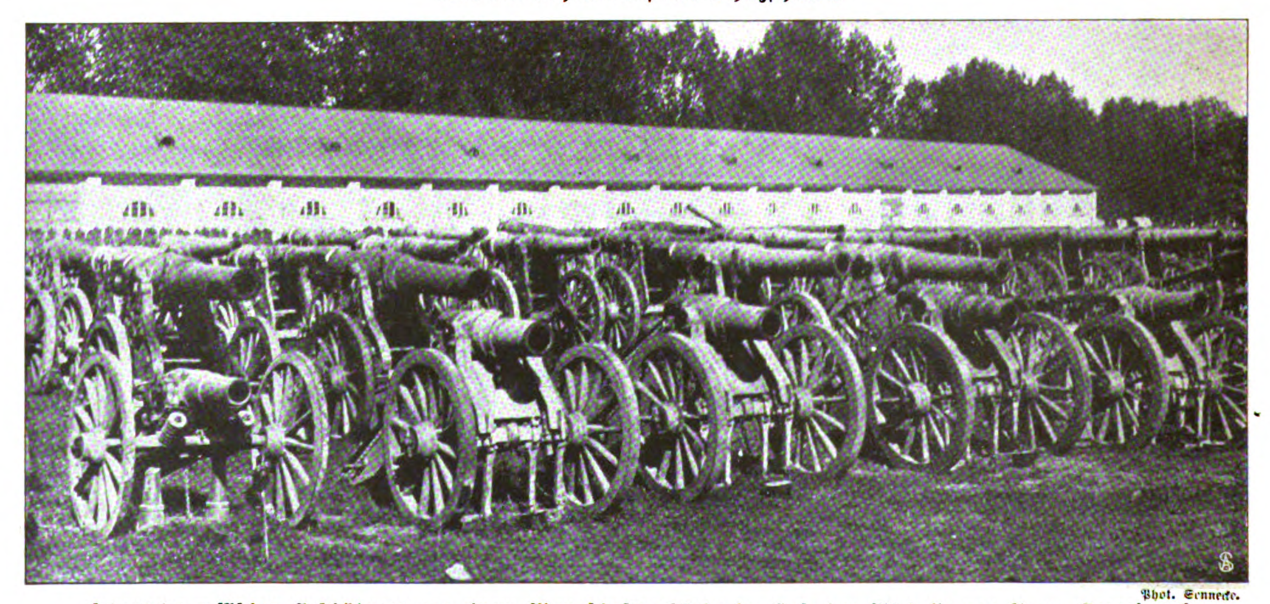
Am Tisch sitzend: Kultusminister Dr. v. Knilling (×), Finanzminister v. Breunig, Ministerpräsident Dr. Graf v. Hertling, Seine Majestät der König, Justizminister v. Thelemann, Verkehrsminister v. Seidlein, Kriegsminister Generaloberst Frhr. v. Kreß, Staatsrat Dr. v. Unzner (im Justizministerium), Staatsrat v. Endres (im Verkehrsministerium), Staatsrat v. Seiler (im Verkehrsministerium), Staatsrat Dr.-Ing. v. Kahr (im Staatsministerium des Innern), Staatsrat v. Steiner (im Kultusministerium), Staatsrat v. Loessl (im Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Aeußern (××), Rechts im Hintergrund: Ministerialrat Knözinger.



Erbeutete japanische Feldhaubitzen im Hof der Zitadelle von Nowo-Georgiewsk.



Revolverkanonen mit gepanzertem Untergestell. Links daneben moderne 57-mm-Schnellfeuer-Geschütze, teils mit Rohrrücklauf und Schutzschilden.



Phot. Sennecke.

Erbeuteter russischer Geschützpark vor einem Mannschaftsgebäude im Hofe der Zitadelle von Nowo-Georgiewsk. Der Park umfaßt unzählige moderne Geschütze schweren und leichten Kalibers.

Die Riesenbeute von Nowo=Georgiewsk.



1. Fürst Leopold zur Lippe. 2. Fürstin Berta zur Lippe. 3. Erbprinz Ernst. 4. Prinz Leopold Bernhard. 5. Prinzessin Karoline. 6. Oberbürgermeister Wittge. 7. Geheimrat Prof. Eppstein. 8. Flügeladjutant Hptm. v. Natzmer.

Nagelung der Lippischen Rose in Detmold.



Hofphot. Greve.
Hauptmann Artur Kobus.

Phot. Elite.
Oberstleutnant H. Zänkert.

Major Langemak.

Phot. O. Grunow.
Hauptmann Fritz Kuhn.

Major Lorenz.

Major Clausius.

Hauptmann Fischbach.

Hauptmann Th. Guericke.

Leutnant Karl Anton Szypolanski.

Hauptmann Ahrens.

Oberleutnant Hugo Kayser.

Oberleutnant Steinhausen.

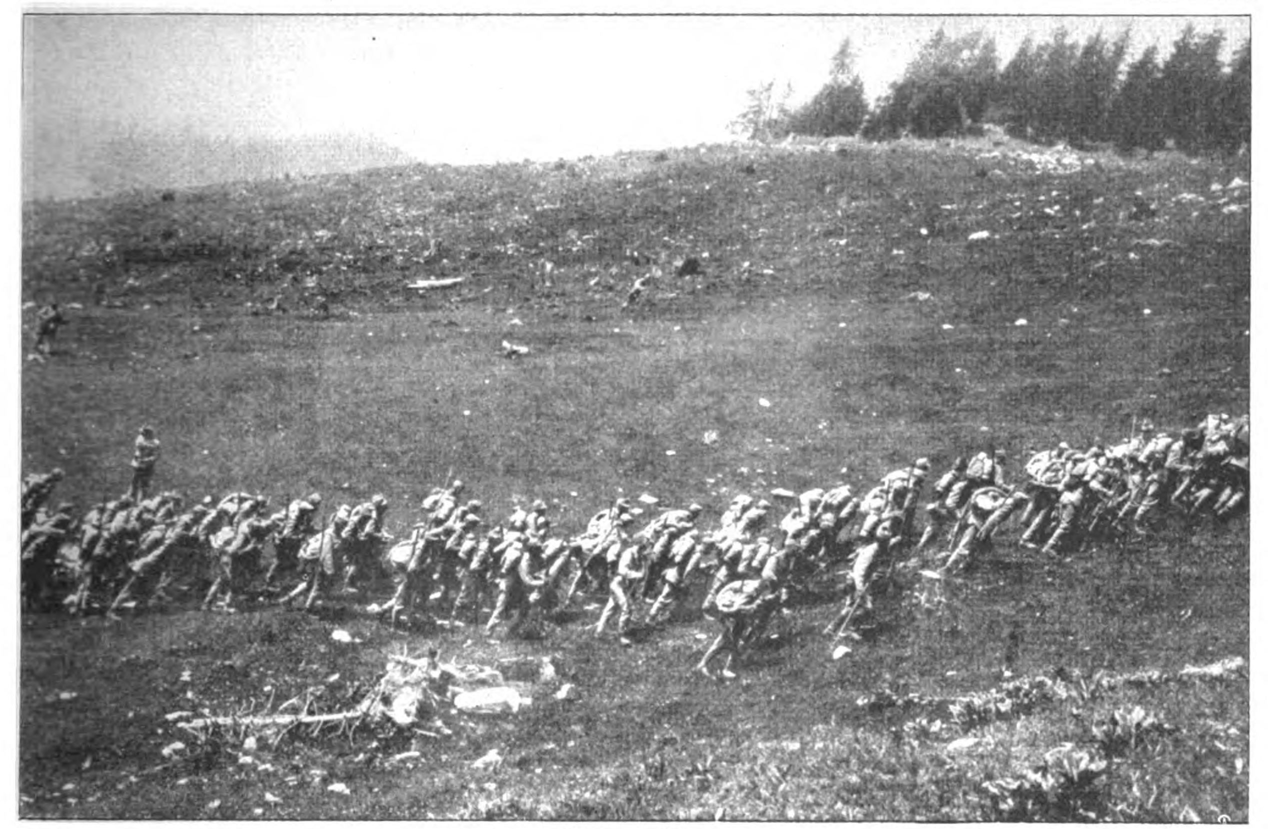
Hofphot. O. Witte.
Oberleutnant Georg Müller.

Leutnant Kummer.

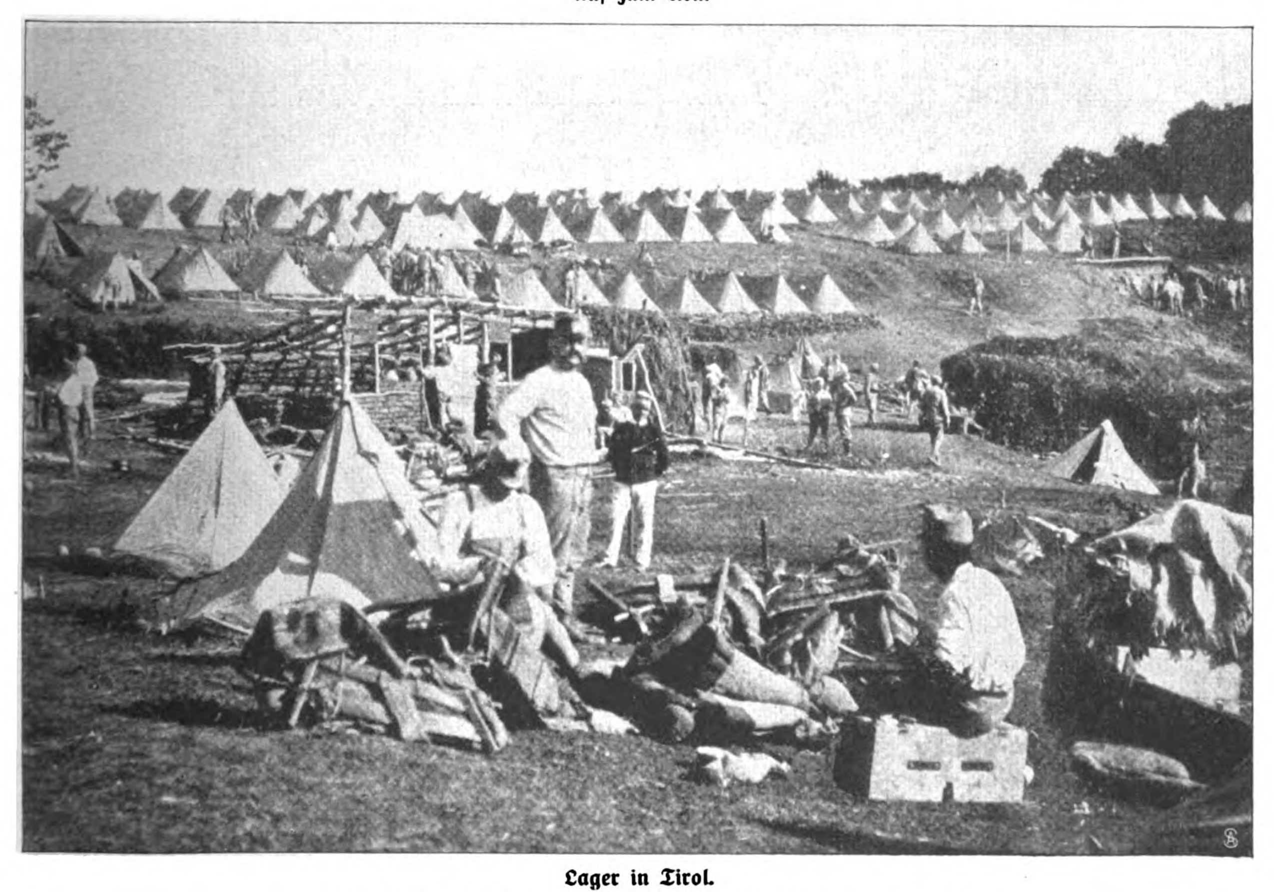
Oberleutnant Stark.

Unteroffizier Lindecken.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

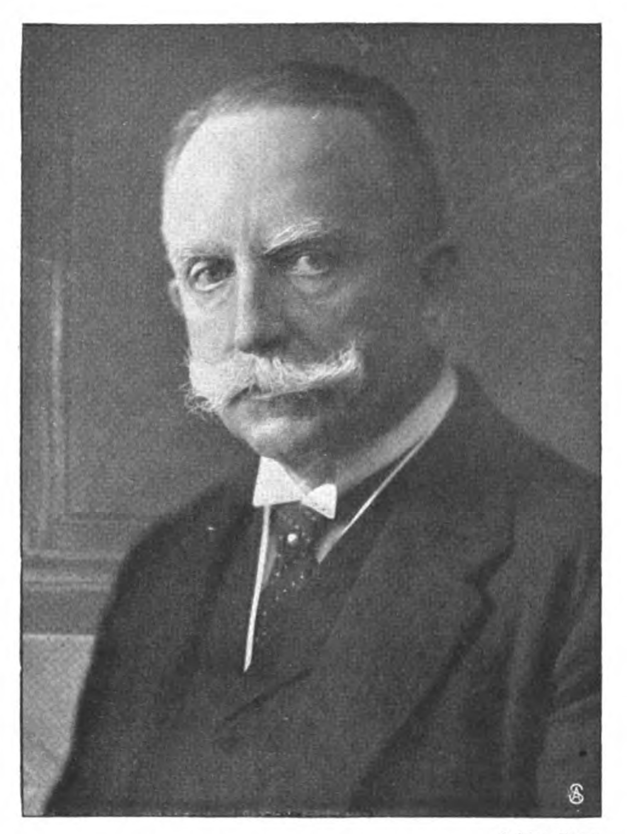


Auf zum Krn.



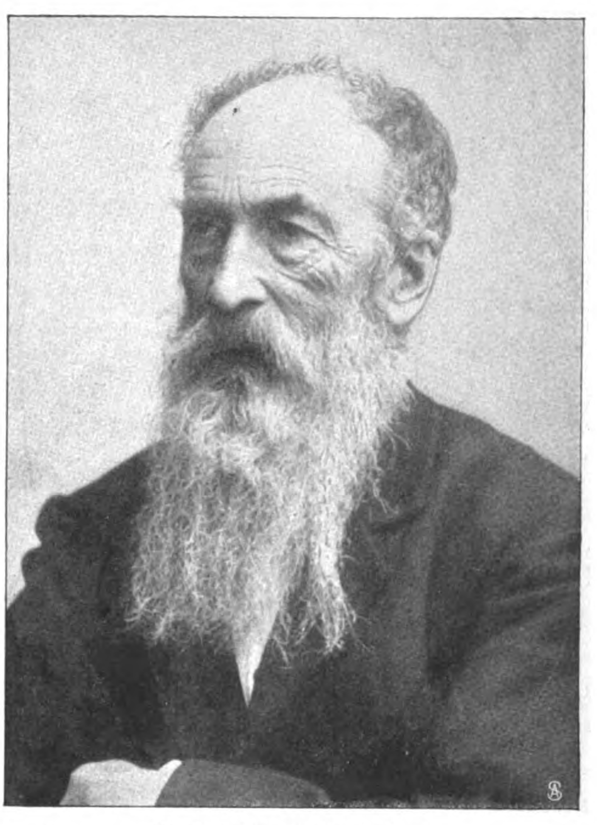
Lager in Tirol.

Unsere Bundesgenossen an der italienischen Grenze.



Hofphot. Noack

Generalleutnant z. D. v. Schubert
feierte am 1. Oktoer sein 50jähriges Militär-Jubiläum.



Prof. Kaspar v. Zumbusch †
Hervorragender Wiener Bildhauer.



Hochzeit im Hause Wagner: Siegfried Wagner mit Gemahlin.



Erfindungen im Kriege.

Von Hans Dominik.

Als es mit dem Überfall der Entente auf die Zentralmächte gar nicht so glücken wollte, wie man sich das in London ursprünglich gedacht hatte, kam das Schlagwort auf, daß in England viel zu wenig gute Kriegserfindungen gemacht würden. Die Zeitungen und die von ihnen beeinflußte öffentliche Meinung verlangten, daß man den englischen Erfindungsgeist mobilisieren und organisieren müsse, und als sichtbare Folge dieser Reden und Bestrebungen haben wir nun den „Ausschuß für Erfindungen" in London. Nach der englischen und französischen Presse ist dadurch die an und für sich schon hoffnungslose Lage der Zentralmächte ganz hoffnungslos geworden, denn jetzt wird es in Hülle und Fülle geniale und für Englands Gegner vernichtende Erfindungen regnen.

Legen wir nun an diese Überschwenglichkeiten den Maßstab nüchterner Betrachtung an. Nach dem deutschen Patentgesetz genießt eine Erfindung für 15 Jahre Schutz. 15 Jahre sind eine recht hübsche Zeit, immerhin ein halbes Menschenalter und jedenfalls weit mehr als die voraussichtliche Dauer dieses Weltkrieges. Trotzdem aber behaupten Erfinder und Industrielle in Deutschland gleichmäßig, daß diese Schutzdauer viel zu gering ist, daß sie kaum jemals erlaube, den Inhalt und Wert einer großen guten Erfindung wirklich vollkommen auszuschöpfen. Diese Behauptungen aber werden aufgestellt, weil in der Tat die vollkommene technische Durchbildung eines guten Erfindergedankens und die weitere technische Ausführung und Ausnutzung Zeiträume erfordern, die nicht nach Monaten, sondern nach Jahren und oft nach recht vielen Jahren zählen. Diese Erfahrung ist ganz allgemein bei den Erfindungen der friedlichen Industrie gemacht worden. Aber es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie ebensosehr für die Erfindungen des Krieges gilt, denn die Gründe dafür liegen im gemeinsamen Wesen technischer Entwicklung und Weiterbildung und treffen für eine Kanone oder irgendeinen neuen Sprengstoff ebenso zu wie für eine Maschine oder ein Patentputzpulver.

Nun wird mancher einwenden, daß in diesem Kriege doch auch von unserer Seite schon recht viel erfunden und zur Anwendung gebracht worden ist. Man wird als Beispiele die katapultartigen Minenwerfer, die Handgranaten und manches andere nennen. Die so sprechen, vergessen aber, daß es sich bei einer wirklichen Erfindung immer um eine neue Sache handeln muß, daß jede Hoffnung, ein Patent zu erhalten, hinfällig ist, wenn die betreffende Sache vorher schon irgendwie bekannt ist. In diesem patentrechtlichen und streng juristischen Sinne sind aber alle die Neuerscheinungen in unseren Schützengräben keineswegs Erfindungen. Vielmehr handelt es sich dabei entweder um die Wiederaufnahme altbekannter, aber zeitweise vergessener Dinge oder aber um die praktische Weiterbildung irgendwelcher Waffen und Apparate, in welcher das Patentamt ziemlich sicher keine Erfindung, sondern nur eine „handwerksmäßige Gepflogenheit" erblicken dürfte. Das alles gilt ebensosehr von den Katapulten und Handgranaten wie von hundert anderen Dingen, die in der gegenwärtigen Zeit besser nicht erwähnt werden. Aus alledem sieht man indes, daß es mit den Erfindungen im Kriege eine eigenartige Sache ist. Die schönste und glänzendste Idee wird nur allzuhäufig daran kranken, daß zu ihrer Ausführung Zeit gehört, lange Zeit, und daß Zeit nicht zur Verfügung steht.

Als klassischen Kriegserfinder pflegt man Archimedes zu zitieren, der während der Belagerung von Syrakus durch die Römer den Versuch unternommen haben soll, die hölzernen Schiffe der römischen Flotte durch große Brennspiegel in Flammen zu setzen. Der Wert dieser Idee an sich soll hier nicht näher untersucht werden. Selbst wenn man sie durchweg für vorzüglich hält, bleibt das Ganze ein typisches Beispiel für eine in der rechten Zeit nicht mehr praktisch durchführbare Erfindung. Denn die Herstellung der großen Spiegel, ihre Aufstellung, der Bau der Richtapparate, durch welche die Strahlenbündel stets auf eine Stelle des feindlichen Schiffes gerichtet wurden, alles das zusammen mußte soviel Zeit verschlingen, daß inzwischen die alten und altbewährten Belagerungsgeschütze der Römer längst die Mauern von Syrakus niedergelegt hatten. Und so folgt dann mit einer logischen Richtigkeit, ja beinahe Selbstverständlichkeit das Schicksal des alten Kriegserfinders, der, in die Pläne neuer Abwehrmaschinen versenkt, von einem der in die Stadt dringenden römischen Soldaten getötet wird.

Man kann im Kriege auch technisch mancherlei improvisieren. Die Karthager, die im letzten Verzweiflungskampfe um ihre Stadt sich neue Bogensehnen aus den Haaren ihrer Frauen flechten, sind das historische Beispiel dafür. Inwieweit solche Improvisationen brauchbar sind, hängt von mancherlei Umständen ab. Die Fälle aber, in denen sie zu wirklichen und guten Erfindungen führen, dürften sich an den Fingern abzählen lassen. Das Merkwürdigste auf diesem Gebiete hat sich wohl im Russisch-Japanischen Kriege zugetragen. Dort hatten schlechte Lieferanten Granaten geliefert, die an den Spitzen grobe Fehlstellen aufwiesen. In der Not stellten die Russen aus Rotguß starke Mützen oder Kappen her, welche über die fehlerhaften Stahlspitzen geschraubt wurden, und machten die verblüffende Entdeckung, daß diese Granaten den feindlichen Panzer viel besser durchschlugen als die andern. So führte diese Improvisation im Laufe der nächsten fünf Jahre zur Ausbildung und Einführung der jedem Artilleristen bekannten Kappengeschosse. Hier hat also die Improvisation einmal wirklich zur Erfindung geführt. Aber in dem betreffenden Kriege selbst ist die Erfindung nicht mehr ausgebaut worden, sondern in langen darauffolgenden Friedensjahren.

Nach diesen Betrachtungen dürfte der Londoner Erfindungsausschuß viel von seinem Schrecken für uns verloren haben. Zu einem beträchtlichen Teil deswegen, weil die Herrschaften, die da ihren Geist erfinderisch betätigen sollen, nicht in den Schützengräben an der Front stecken, sondern in England sitzen. Not macht erfinderisch, und dies Sprichwort gilt auch von der Kriegsnot. Aber sehr bemerkenswerterweise handelt es sich dann gewöhnlich nicht eigentlich um technische Erfindungen, sondern um Kriegslisten. Über die in diesem Weltkriege zu Wasser und zu Lande angewandten Kriegslisten wird vielleicht nach dem Friedenschluß mancherlei zu erzählen sein. Aber schon das graue Altertum berichtet uns von manchen Dingen, die hart auf der Grenze zwischen

technischer Erfindung und Kriegslist stehen. Das älteste und berühmteste Beispiel dafür ist das trojanische Pferd. Technisch lagen die Dinge nach der Überlieferung so, daß die Griechen keinerlei Mittel besaßen, die schweren Mauern Trojas einzurammen. Nach jeder verlorenen Feldschlacht konnten sich die Trojaner hinter ihre Mauern zurückziehen, wie noch bis vor kurzem die Russen hinter die Njemen- und Narew-Linie. Also mußte ein Loch in die Mauer gemacht werden. Da die Griechen es nicht konnten, mußten sie mit irgendwelchen Mitteln die Trojaner dazu veranlassen, und hier erst kommt der Punkt, wo der Gedankengang vom technischen Problem zur Kriegslist überspringt. Hätte der gute Odysseus ein Mittel gefunden, welches sich beliebig oft und auch bei anderen Städten anwenden ließ, so hätte er eine technische Erfindung gemacht. So aber verfiel er auf das bekannte hohle Holzpferd — zwar auch eine technische Konstruktion, aber doch mit dem ausgesprochenen Charakter der Überlistung. Tatsächlich ist denn seit 3000 Jahren auch niemand wieder darauf hineingefallen. Jener Erfindungsgeist aber, der sich der augenblicklichen Lage in allen Einzelheiten voll und ganz anpaßt und danach auch Maßregeln technischer Natur trifft, lebt noch heute in Heer und Flotte. Ob es sich dabei um das trojanische Pferd oder um den vierten Schornstein der „Emden" handelt, bleibt Nebensache.

Zur technischen Erfindung gehört erstens die erfinderische Idee, der gut durchdachte Gedanke, einen bestimmten technischen Zweck mit neuen und wirksamen Mitteln zu erreichen. Das gilt überall, also auch für die Herren des Londoner Ausschusses. Im weiteren kann man nun das alte Bibelwort mit einer kleinen Abweichung zitieren: Nur wenige sind auserwählt, aber viele fühlen sich leider berufen. Zunächst also wird der Londoner Ausschuß sicherlich einmal ebensosehr von üblen „Erfindern" mit verschrobenen Ideen überlaufen werden, wie das auch bei den amtlichen Prüfungsstellen unserer Heeres- und Flottenverwaltung schon seit langem geschieht. Da haben wir erstens einmal die komplett verrückten und mit allen Naturgesetzen auf dem Kriegsfuß stehenden Erfindungen, die den Ingenieur und Physiker zur Verzweiflung bringen können. Als Beispiel sei der famose Vorschlag erwähnt, den Schwerpunkt eines Schiffes noch einmal besonders zu panzern und schwimmfähig zu machen, „denn", sagt ja die Physik „solange der Schwerpunkt eines Körpers über Wasser bleibt, muß auch der Körper über Wasser bleiben". Nach der durch dieses Beispiel gekennzeichneten Sorte von Erfindungen kommen jene anderen, auf die das schöne Urteil paßt: sie enthalten viel Gutes und Neues, nur ist das Gute leider nicht neu und das Neue nicht gut. Und erst wenn man sich durch einen Wall derartiger Erfindungen hindurchgearbeitet hat, bleiben vielleicht einige wenige Vorschläge übrig, welche Beachtung und weitere Prüfung verdienen. Prüfung aber ist hier ein inhaltschweres Wort. Es bedeutet scharfe technische Erprobung in angestrengtem Betriebe, bedeutet vorher schon die Durchkonstruktion und technische Ausführung der Idee und beansprucht wenigstens viele Monate, wahrscheinlicher Jahre.

Ganz gewiß darf man die technische Weiterbildung der Kriegsmittel auch während des Krieges nicht vernachlässigen und unterschätzen. In dieser Beziehung erleben unsere Herren Gegner an unseren Unterseebooten ja eine unliebsame Überraschung nach der anderen. Jede Fahrt tut nicht nur dem Gegner unmittelbar Abbruch, sondern zeitigt auch eine Summe von technischen und militärischen Erfahrungen, die dann bei den Neubauten entsprechende Verwertung finden. Mit dem praktischen Erfolge, daß unsere Gegner uns unsere technischen Errungenschaften einfach nicht glauben, sondern allenthalben nach verborgenen Stützpunkten herumschnüffeln. Im patentrechtlichen Sinn haben wir es hier wohl kaum mit Erfindungen zu tun. Praktisch sind diese aus ständigen Verbesserungen erwachsenden Fortschritte dagegen von ungeheurer Bedeutung und in freiem Wortsinn am Ende auch als Erfindungen im Kriege, und zwar als ungemein wichtige zu bezeichnen. Aber solche Erfindungen werden nicht von irgendeinem „Erfindungsausschuß" gemacht. Sie werden aus dem engen Zusammenwirken von Betrieb und Werkstatt, von Kriegsfahrten und Kriegswerft geboren, werden von Leuten ausgeführt und durchgebildet, die auf dem betreffenden Sondergebiete bereits seit einem Dutzend und mehr Jahren arbeiten und alle Kniffe und Schwierigkeiten des ganzen Gebietes von Grund aus kennen. Es gehören Leute dazu, die, wenn ihnen der Vorschlag gemacht wird, irgendeine Rohrleitung so und so anzulegen, sofort aus dem Kopfe sagen können, ob das geht, oder ob es mit irgendeiner anderen von hundert vorhandenen Leitungen kollidiert. Nur mit einem Personal von solcher Art können auch im Kriege derartig schnelle und verblüffende erfinderische Fortschritte gemacht werden, wie sie die deutsche Landesverteidigung aufweisen kann. Ob es sich dabei um ein Unterseeboot oder eine Kanone oder sonst ein Kampfmittel handelt, ist an sich belanglos.

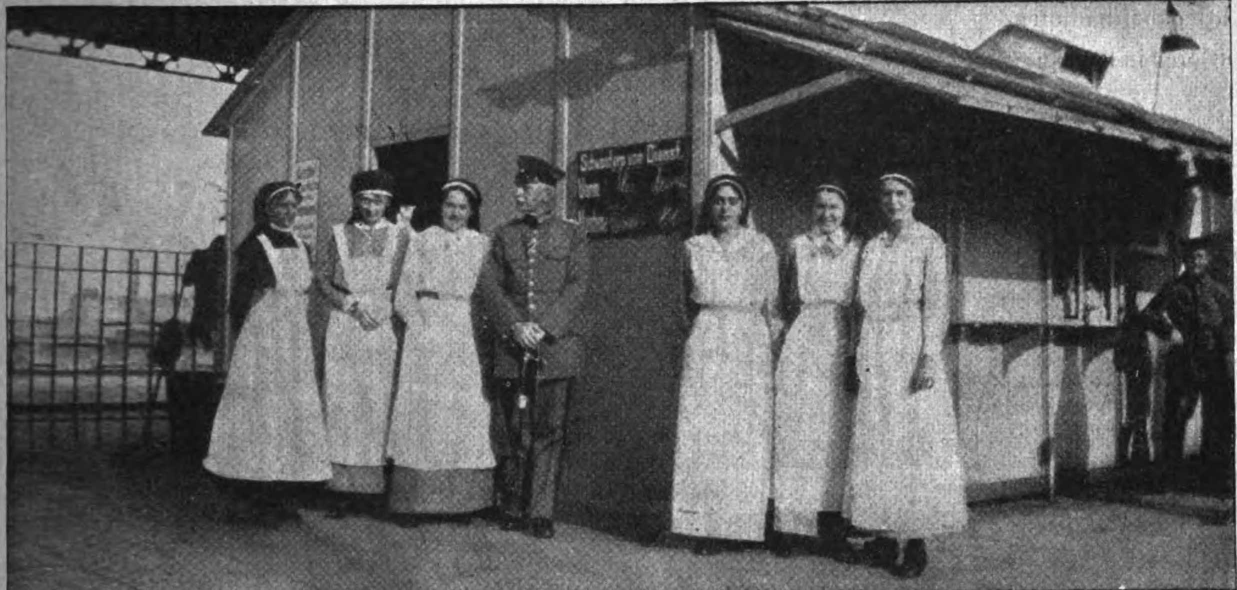
Gelegentlich haben nun zweifellos auch Fernerstehende gute Erfinderideen. Dem Verfasser sind mehrere davon direkt aus den Schützengräben bekanntgegeben worden, und häufig sind die feldgrauen Erfinder sogar zu einer hübschen technischen Durchführung ihrer Erfindung geschritten und haben an Ort und Stelle gute Erfolge damit erzielt. Und mußten dann zu ihrer Enttäuschung erleben, daß die Zentralstelle sich trotzdem nicht zur Einführung entschließen konnte, weil eben das Bessere des Guten Feind ist, und weil für denselben Zweck schon wirkungsvollere Konstruktionen in Vorbereitung und sogar schon ausgearbeitet waren. Auch diese Vorfälle zeigen, wieviel zur erfolgreichen erfinderischen Tätigkeit gehört, nicht nur die klare Erkennung des anzustrebenden Zieles, sondern auch die Kenntnis alles dessen, was schon von anderer Seite auf demselben Gebiete geleistet wurde und noch unternommen wird. Bei einer solchen Lage der Dinge aber dürfen wir mit unseren Erfolgen recht zufrieden sein, denn es geht bei uns nicht nur ohne Munitionsministerium, sondern auch ohne Erfindungsausschuß. Besagten Erfindungsausschuß aber dürfen wir als einen wohl hauptsächlich auf Bluff berechneten und auch sonst recht niedlichen Dilettantenscherz betrachten.

Kameraden.

Vom Kleinen zum Großen,
Vom Großen zum Kleinen
Ist weniger als ein Schritt!
Sie alle lachen — sie alle weinen —
Der Tod geht mit!

Elly Elisabeth Essers.





Phot. Else Dürr.

Von links nach rechts: Frl. Anne-Marie Moering; Frl. Mia Lyons; Frau Anne Fatken; Generalleutnant z. D. Barth; Frl. Käte Schmidt; Frl. Ilse v. Stein-Lausnitz und Frl. Hanni Schmidt.

Erfrischungsstelle Lodz.

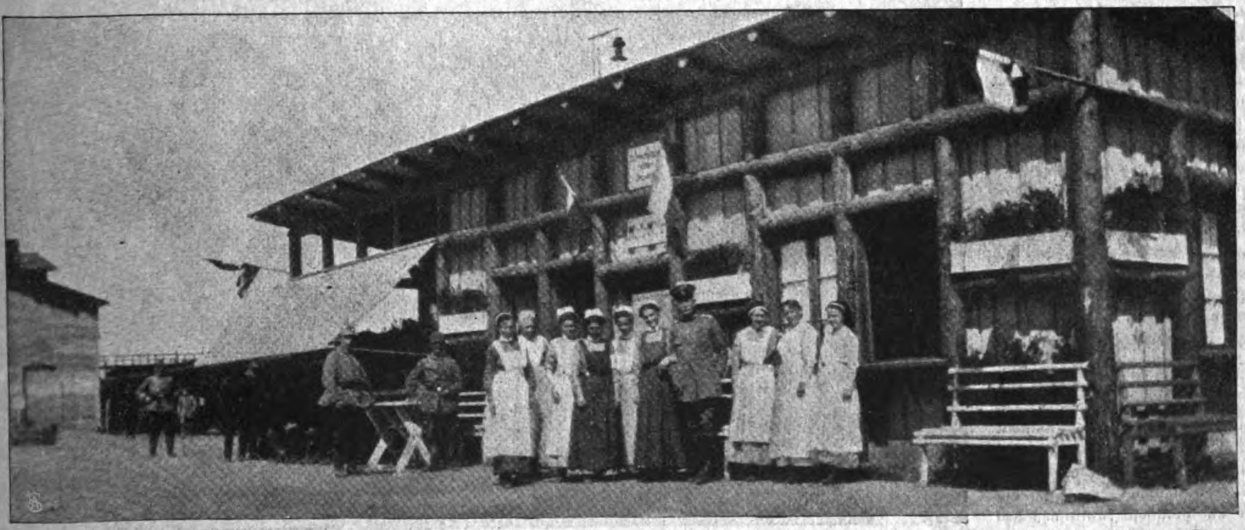


Von links nach rechts: Frl. Irmtraud v. Mücke; Frau Margarete Münchmeyer; Frau Annemarie v. Stein-Lausnitz; Hauptmann v. Dossow; Frau Hanna Merg; Frl. Susanne Härtwig.

Erfrischungsstelle Lowicz.

Die Erfrischungsstellen „Dresden" in Russisch-Polen.

In dem von deutschen Truppen besetzten Teil von Russisch-Polen befinden sich seit Anfang dieses Jahres neben anderen auch die Erfrischungsstellen „Dresden", und zwar auf dem Kalischer Bahnhof in Lodz, auf dem Bahnhof Lowicz-Nord und auf dem Bahnhof Koljuski. Sie dienen in erster Linie zur Erfrischung Verwundeter und Kranker, gelegentlich auch zur Verpflegung von Transporten, von Einzelreisenden und beurlaubten Mannschaften. Verabreicht werden Kaffee, Tee, Kakao, nahrhafte Suppen sowie Liebesgaben; besonders begehrt sind Tabak, Zigaretten, Tabakspfeifen, Hosenträger, frische Wäsche, Postkarten. Errichtet und unterhalten sind die Erfrischungsstellen von der Kriegsorganisation der Dresdner Vereine; die Arbeit versehen in selbstloser Weise Damen der Dresdner Gesellschaft, es sind deren fünf in jeder Stelle. Die Mittel sind zum Teil von der Dresdner Kriegsorganisation, zum großen Teil aus freiwilligen Spenden aufgebracht worden. Die Zahl der Verpflegten beträgt mehrere hunderttausend; in den Fremdenbüchern der Stellen findet man die Namen höchster und hoher Herren und so mancher in diesem Weltkrieg berühmt gewordener Heerführer.



Von links nach rechts: F. v. Gromadzinska I; Fr. Marka v. Arnim; 4 Rote-Kreuz-Schwestern; Generallt. z. D. Barth; Frl. Fr. Kaiser; Fr. E. Firle; Frl. Paula Simon

Erfrischungsstelle Koljuski.

Kriegsbeschädigten-Fürsorge in Kreuznach.

Neben der Massage und den Uebungen im med. mech. Institut wird den Kriegsbeschädigten in den Arbeitsräumen des Kreuznacher Lehr- und Erholungsheims für Soldaten in den Diakonie-Anstalten daselbst Gelegenheit geboten, durch praktische, abgestufte, systematisch geordnete, medizinisch ausgedrückt: dosierte Beschäftigungen die Arbeitsfähigkeit ihrer Glieder wiederzuerlangen bzw. doch Hemmungen der Arbeitsfähigkeit, soweit möglich, zu heben.



„Knüpfen!"



„Bastflechten!"

„Schnitzen!"

Die für die Soldaten eingerichteten Beschäftigungstunden dienen also nicht nur zum Zeitvertreib, um dem allerdings vorhandenen „Inneren Feind", der Langweile, in den Lazaretten zu begegnen, sondern sie stehen unter heilpädagogischen und erziehlichen Gesichtspunkten gemäß unserer in der Arbeit an Verkrüppelten und Schwachbegabten gemachten Erfahrungen. Wir wissen aus dieser Arbeit, daß die ungelenken, versteiften Hände unserer Verkrüppelten, die an Blutstockung leidenden dicken Finger unserer Schwachsinnigen durch Arbeit, vor allem durch sog. Tätigkeitsunterricht wieder gelenkig gemacht werden. Wir wissen mehr: Daß nämlich dieser Tätigkeits- und Werkunterricht nicht nur steife Glieder, sondern auch „steife Gehirne" gelenkig macht, die Zerstreutheit im Vorstellungsleben hebt, ja bis in die höchsten Funktionen des Geistes, bis in das Gefühls-, Willens- und sittliche Leben hineinreicht.

Diese Gedanken, seit langem also auf unserm Gebiet systematisch gewertet und erprobt, galt es in den Dienst der Kriegsbeschädigten-Fürsorge zu stellen.

An die Beschäftigungen, die sich nach dem Grad der Lähmung und der Versteifung richtet, knüpft sich, wenn der betreffende Kriegsbeschädigte wieder voll arbeitsfähig geworden ist, seine Anstellung in einer der Anstaltswerkstätten, in welcher er entweder sein altes Gewerbe fortsetzt oder aber — was immerhin bei einer gewissen Anzahl der Verstümmelten, besonders bei den ungelernten und landwirtschaftlichen Arbeitern der Fall sein wird — in einen neuen handwerklichen Beruf übergeführt wird.





Paß- und Warenkontrolle.



Wochenmarkt: Alteisenhandel.



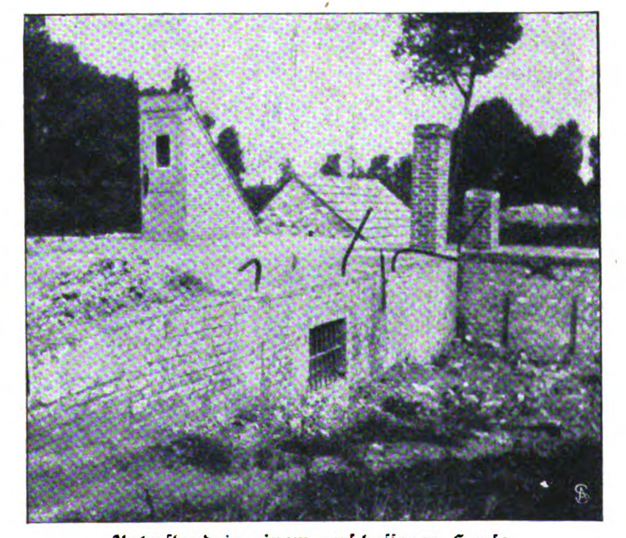
Kontrolle im Scheldegebiet.



Feldgraue beim Einkauf von Schuhwaren.



Wochenmarkt: Beim Holzschuhkauf.



Unterstand in einem zerschossenen Hause.

Friedliches aus Belgien: In einer kleinen Stadt.



Das Rote Kreuz in Mannheim.

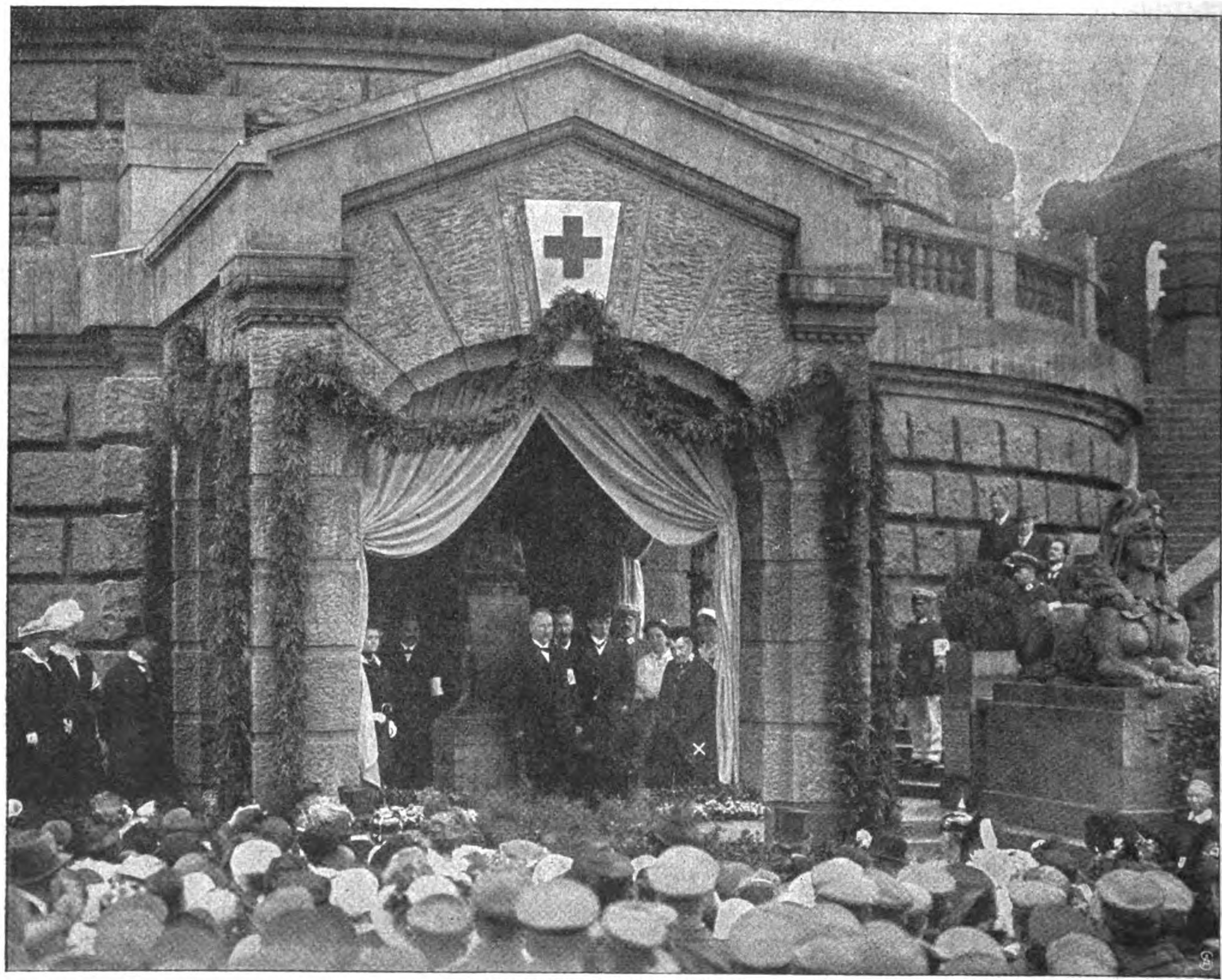




Bisher flossen glücklicherweise die Summen in stillem Strome nahezu ständig dem Roten Kreuz zu, auch jetzt ist er noch nicht versiegt, aber immerhin ist die Errichtung eines Holzstandbildes, das zugunsten des Roten Kreuzes benagelt werden soll, nach dem Vorbild anderer Städte dazu angetan, immer wieder die Gebefreudigkeit der Bevölkerung neu anzuregen, vor allem aber ihr auch ein sinnfälliges Denkmal dieser Opferfreudigkeit zu setzen. Mit der Errichtung einer solchen Figur — in Mannheim wählte man die Figur eines „Eisernen Rolands" — tritt eigentlich erst das Rote Kreuz Mannheim an die breite Oeffentlichkeit, wobei in ausgezeichneter Kürze auf dem Plakat zur Werbung der Beiträge für den Eisernen Roland die Tätigkeit des Roten Kreuzes angedeutet ist. Es arbeitet ebenso für die Verwundeten und Kriegsinvaliden in der Heimat, wie es für Liebesgaben an die Krieger im Felde und in Gefangenschaft sorgt. — Die Figur des Eisernen Rolands ist von dem Bildhauer Hermann Taglang, Mannheim, aus deutschem Kiefernholz geschaffen, zeigt einen würdigen jugendlichen Helden, den Angriff in Ruhe erwartend, das Schwert kampfbereit mit den Fäusten umfaßt, vor sich das Wappenschild. Der Künstler gibt uns in seinem Helden einen würdigen, sehnigen Jüngling, der vertrauend der Zukunft entgegenblickt, kurz ein Bild, ebensosehr Ausdruck der Gegenwart wie schönes Denkmal der Zukunft.

Der glücklich gewählte Aufstellungsort an dem mächtigen Wasserturm innerhalb des Stadtbildes, genau in der Verlängerung einer der Hauptstraßen Mannheims, ist als eine glückliche Durchführung der allenthalben erprobten Idee zu verzeichnen.

Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin Luise von Baden schlug den ersten goldenen Nagel mit Inschrift ein, gleichsam als Symbol, daß Fürst und Volk zusammenwirke, deutsche Wehr zu stärken durch Schutz im Kampf, durch Liebe in Not.



(×) Großherzogin Luise von Baden. Phot. Tillmann-Matter.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

5. Fortsetzung.

Peter Wingen hatte die Versteigerung der Einrichtung geleitet.

Sie standen in der ausgeräumten Wohnung. Bis auf einen alten Korbsessel, auf dem ein verblaßtes Kissen lag, war alles in fremde Hände gegangen.

„Was machen wir mit dem, Will? Zum Verkauf anzeigen oder behalten?“

Auf diesem Sessel hatte der alte Kaiser gesessen. Es war in einer Festvorstellung, und Kaiser Wilhelm, noch geschwächt von dem Attentat, hatte auf dem steifgepolsterten Empiresessel der Kronloge ohne Schmerzen nicht sitzen können. Da war im zweiten Akt der Kammerdiener zu Anne gekommen und hatte gefragt, ob sie vielleicht einen besseren Stuhl habe für den alten Herrn.

So wanderte der Korbsessel des Wachtmeisters in die Kronloge. „Prächtig eingesessen“, sagte der Kaiser lächelnd, als der Kammerherr sich erkundigte, ob der Sessel recht sei, und als er vor dem Schlußakt die Vorstellung verließ, mußte Wachtmeister Roßhaupt sich melden, und da sagte der Kaiser und König zu ihm: „Grüßen Sie Ihre Frau, und sagen Sie ihr meinen Dank. Wenn ich so einen Sessel hätte, stünde ich überhaupt nicht mehr auf.“

Und das gütige Auge im klaren, vom weißen Bart umrahmten Gesicht lächelte schalkhaft, dann richtete er sich zur vollen Höhe und stieg ernst, jede Hilfe ablehnend, das Geländer verschmähend, die Treppen hinab.

Anne Roßhaupt hat sich vom Marschallamt eine Beglaubigung des Vorgangs geben lassen, der Wachtmeister aber hat sich nie mehr in den Sessel gesetzt, in dem sein König ausgeruht.

Nun stand er wie verstoßen, ausgedient und zu nichts mehr nütz in dem ausgeräumten Zimmer, und Peter Wingen überlegte, ob man ihn unter Vorweis der Beglaubigung jenes Vorgangs einem Liebhaber um gutes Geld verkaufen könne.

„Er soll nicht verkauft werden“, sagte Will und dachte an den Vater.

„Ein Liebhaber gibt aber vielleicht ein paar hundert Mark“, antwortete Wingen ruhig.

Will zuckte die Achseln wie ein Krösus.

„Ja, so ist es. Du stehst nun allein, Wilhelm. Und die 6000 Mark, die sich die beiden Leutchen im Theater erspart hatten, die sind abgebröckelt. Du hast zuletzt auch geholfen. Nun heißt es vernünftig überlegen. Ich schätz die Hinterlassenschaft auf 3300 Mark. Das ist dein Erbe, damit mußt du haushalten oder es später auf eine Karte setzen und etwas anfangen. Weit reicht es nicht.“

Es war still im Zimmer. Am Fenster summte eine Fliege.

Will Roßhaupt starrte auf den leeren Sessel. Und auf einmal saß der Wachtmeister darin. In Wills Augen liefen die ersten Tränen zusammen, zähe, schwere Tropfen, er war über das kindliche Weinen hinaus.

Dann sagte er mit spröder Stimme: „Das Geld gehört nicht mir!“

Da war der Stuhl wieder leer, aber er knisterte, als hätte sich jemand daraus erhoben.

Peter Wingen trat hart vor den Jüngling hin.

„Das Geld gehört dir. Willst du, daß die alten Leute sich in ihrem Grab umdrehen, weil der Will ihre Spargroschen verschmäht! Oder ist es dir zu wenig, weil es groschenweise an der Galerietür gesammelt worden ist, wenn die Anne bis in die Nacht hinein Posten gestanden hat? Junge, Junge, komm mir nicht mit dem, daß dich die Anne nicht geboren hat! Der Hermann Roßhaupt und die Anne haben ihr Kind so gut vom lieben Herrgott gehabt wie andere auch, und du, Will, du hast dir deine Eltern so wenig aussuchen können wie andere Kinder. Es gibt Kinder, die weit wegfallen vom Stamm. Das hab ich dir schon einmal gesagt. Es ist nicht der schlechteste Baum, unter dem du gefunden worden bist!“

Da schrie ihn Will leidenschaftlich an.

„Was sagst du mir das alles? Was willst du denn von mir? Das ist ja alles gleich. Ich brauch kein Geld, ich komm schon durch, ich komm schon durch!“

„Jung, was ist das!“ rief Wingen aus seiner Ruhe geschreckt, und im ersten Zorn hob er die Hand und schrie: „Gleich bittest du ab, oder —!“

„Oder!“ wiederholte Will, und totenblaß hielt er ihm stand.

Einen Augenblick schwebte die Hand über seinem Haupte, und er wußte nur eins: Traf sie ihn, dann ging er hinaus an die Kartause zu der Steinplatte, unter der sein Vater, der Wachtmeister, lag, und schoß sich tot. Daß er keine Waffe hatte, daß es unsinnig war, fiel ihm nicht ein. Aber Peter Wingen ließ die Hand langsam sinken und trat ans Fenster. Und in diesem Augenblick klang von der Schloßstraße herüber, wo das Garderegiment von einer Übung einrückte, in hellen Schwingungen, von der Musik gespielt, das Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben!“. . .

Das brachte Will wieder zu sich. Er wurde ruhiger, der Aufruhr ebbte ab. Er blickte sich noch einmal um, hob zaghaft die Hand, legte sie auf die Lehne des Sessels und sagte leise: „Mein Urlaub ist schon gestern zu Ende gegangen. Ich reise heute ab.“

Da wandte sich Peter Wingen um, einen Zug von Rührung in den Augenwinkeln.

„Hier, nimm die Hand, so. Das Sichverstehen ist

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

manchmal verdammt schwer!“ Und er bot ihm die Hand zum Einschlag.

Will zögerte.

„Genier dich nicht. Ich nehm's ja zurück. Und nun reise in Gottes Namen ab und such dir dein Leben und deine Heimat. Ich bleib dein Vormund bis zur Mündigsprechung, aber wir wollen sie unter den besonderen Verhältnissen bald beantragen.“

Will gab ihm stumm die Hand.

Als Will schon an der Türe war, fragte Wingen noch einmal wie zu Anfang: „Na — und was wird mit dem Kaisersessel?“

Die Hand auf der Klinke, kehrte Will sich um: „Vaters Sessel geb ich nicht her!“

„Gut!“ antwortete Wingen und strich sich rasch über das Gesicht, damit der Junge das Lächeln nicht sah, das ihm die scheinbar so mangelhafte Logik in Wills Verhalten entlockt hatte.

Am Bahnhof versprach Wingen ihm noch, den Sessel aufzubewahren, und Will reiste ab.

Nicht mehr hinter sich blicken, nicht mehr zurückdenken! Aber eine dumpfe Traurigkeit verfolgte ihn trotzdem noch weit ins Land hinein, bis er am frühen Morgen durch das Elsaß fuhr, das in farbigem Schimmer aus den Düften tauchte. Und dann begann sein Herz zu klopfen, kehrte er wie ein Sieger heim, sehnte er sich nach Zerline, die er zehn Tage entbehrt, vergessen, ja beinahe vergessen hatte.

Gerade aus diesem Vergessen heraus schlug eine große Flamme.

Als er in seine Mansarde trat, überwältigte ihn seine Liebe so, daß er mit ihrem Namen auf den Lippen vor seinem Bett niedersank und das Gesicht erschauernd vor Seligkeit in die Kissen wühlte.

Bogumil Lange ließ ihm sagen, er erwarte ihn morgen im Kontor.

Das nahm er als erwünschte Botschaft, denn nun gehörte ihm noch ein ganzer Tag.

Ein Tag, der keine Stunden hatte, sondern in einer einzigen Erwartung verging, mechanisch aufgebraucht wurde, bis Will am Abend über die Höhe von St. Margarethen ins Birstal hinunterstieg.

Es war die Zeit der Heuernte. In Schwaden gestreckt, in Schochen gehäuft lag das Heugras und duftete stark. Eine weiße Wolkenburg stand über der Gempenfluh. In einer Talfalte rauschten noch die Sensen.

Wilhelm Roßhaupt hat die Stimmung dieses Abends erst später in der Erinnerung fertig gefunden und bewußt ausgekostet. Während er ihn erlebte, genoß er ihn nicht, da lief er unter dem feuerfarbenen Himmel auf grünen Feldwegen blind und taub zum Ziel. Und hatte sich doch keinen andern Zweck gestellt, als die Geliebte zu sehen! Das Wie oder Wo, das „Was dann“ hatte ihm keine Sorge gemacht.

Zuweilen blieb er stehen und schlug mit seinem Stock ein Rad, sprach ihren Namen langsam aus, zärtlich und überglücklich.

Dann fiel ihm ein prachtvolles Gedicht ein, das er vor einigen Wochen gelesen hatte, von einem neueren Dichter, ein Gedicht, das so ganz anders war als die andern, die er kannte, ein Gedicht, in dem einer mutig ausschlug wie ein junges Pferd und so keck nach den Mädchen griff, nach lebendigen frischen Mädchen auf einer grünen Wiese.

Und Will lief, rannte, sprang in den dämmernden Abend hinein, in dem die Grillen wie Verrückte schrien, die Bäume rauschten und der warme Wind wie mit heißen Händen sein Gesicht streichelte.

Atemlos kam er an. Eine weiche Helle flutete noch um die „Wiege“, badete die weiße Gartenmauer, rötete den gebeizten Giebel und lag voll auf dem Hofplatz, der vom Gittertor zum Hause führte.

Er war schon zweimal die Mauer entlanggestrichen. Es waren Menschen im Garten, er hörte deutlich Abels verschnupfte Stimme und dann auf einmal Elimar Langes fröhliches Pfeifen. Aber der Ausguck, vor dem jetzt die Reben hingen, blieb leer. Als ob sie nicht hätte ahnen und wissen müssen, daß er kam.

Nun schritt er kühn am Gitter vorüber und machte rasche Schritte wie ein Wanderer, der die Dorfgasse hinaufgeht.

Da erblickte er Zerlinen.

Sie kam mit einem jungen Mann von den Erdbeerpflanzungen her.

Will war so rasch gegangen, daß er nicht hatte erkennen können, welcher von den Sieben bei ihr war. Er blieb unwillkürlich im Schritt und lief die ganze Gasse hinauf bis an den Bach. Und dann machte er kehrt und hatte nur noch den einen Gedanken, die Geliebte für sich zu haben, ihre Stimme zu hören, ihre Hand zu fassen, die Augen ineinander zu senken und zu wissen, daß sie ihn liebte.

Als ein artiger junger Mann ging er, scheinbar ganz unbefangen, auf das Tor zu, öffnete die Gittertür und schritt auf das Haus zu.

Da kamen sie gerade in Gruppen aus dem Garten, und Will bemerkte plötzlich, daß es dunkelte.

Der rasche Elimar war der erste. Er erkannte Will und kam noch eiliger heran. Aber statt stehenzubleiben, raunte er ihm nur zu „Mensch, bist du verrückt!“ und ging ins Haus.

Und dann erblickte ihn Bogumil Lange, stutzte, machte eine schroffe Bewegung, schüttelte die Locken und kam stracks auf ihn zu. Aber ehe er Will erreicht hatte, stand Frau Lange neben ihm und legte ihm begütigend die Hand auf den Arm.

„Mach keinen Aufftand! Es ist doch nicht so schlimm“, sprach sie leise.

„Aber die Frechheit von dem jungen Menschen“, zürnte er.

„Er ahnt ja sicher nichts — er ist verliebt — das ist alles.“

„Ja, aber in meine Tochter, und das Zörnli ist toll wie ein Märzhase“, grollte er.

„Das Zörnli macht schon eine Kur dagegen“, antwortete sie lächelnd.

Da wandte er überrascht den Kopf.

Und da kam Zerline gerade hinter den beiden her, ein junger Mann ging neben ihr, und der trug eine

weiße Studentenmütze, die leuchtete kreidig in der fallenden Nacht.

Will hatte wie am Pranger gestanden. Wenige Schritte von ihm entfernt fand das Gespräch der Eltern statt. Jetzt kam der dunkle Trupp der Söhne näher, und plötzlich erblickte Will die Geliebte.

Zerline aber hatte ihn schon erkannt. Doch statt zu stutzen oder zu flüchten oder auf ihn zuzueilen, überschüttete sie ihren Begleiter mit Worten und blieb stehen, das blasse Gesicht zu ihm erhoben, ganz Eifer und Verstellung, während ihr das Herz zitterte und zwischen Haß und Liebe hin und her gezerrt wurde.

Frau Lange nahm Wills Partei.

„Guten Abend, Herr Roßhaupt. Sie wollen gewiß meinem Mann noch Dank sagen. Aber das ist nicht nötig. Und Ihre liebe Mutter hat Sie nun doch noch ein paar Tage gehabt. Das muß Ihnen eine gute Erinnerung sein, und was sonst in solchen Tagen geschieht, das hat alles keine Bedeutung fürs Leben. Glauben Sie es mir! Ich nehme recht herzlich Anteil!“

Und als er reglos, den Hut in der Hand, vor ihr stand, den starren Blick auf das Mädchen geheftet, das ihn immer noch nicht sehen wollte, da sagte sie ganz leise: „Geschwind geben Sie mir Ihre Hand, und dann sagen Sie meinem Mann ein Wort. Ich begleite Sie ein Stück.“

Mechanisch legte er die Hand in ihre warmen Finger und ließ sich zu Bogumil Lange führen.

Es war eine peinliche Stille, in der Zörnlis aufgeregte Stimme, Basler Deutsch redend, eigentümlich fremd klang.

Aber da richtete sich Bogumil Lange plötzlich auf, schüttelte die Mähne wie ein Leu und sagte: „Das ist schön von Ihnen, Roßhaupt, daß Sie heute noch kamen. Also geben Sie mir die Hand, und Ihre liebe Mutter, die ruht ja nun in guter Erde. Gebt ihm die Hand, ihr, und Sie, Herr Roßhaupt, begrüßen Sie auch Zerline! Zerline, Herr Roßhaupt will dir Lebewohl sagen.“

Wieder fiel eine Stille ein, in der auch das Zörnli schwieg.

Und dann trat einer nach dem andern heran und gab Will die Hand.

Will hatte plötzlich die Gewißheit, daß etwas geschehen war. Das waren Abschiedsgrüße, und nun standen sie voreinander, Zerline und er.

Die kluge Mutter beschäftigte den jungen Mann mit der weißen Mütze.

Bogumil Lange stand dicht vor den beiden Liebenden. Mit einer Armbewegung hatte er die Söhne nach dem Haus zu gewiesen.

Zwei Hände lagen ineinander.

Da sprach Bogumil Lange mit gedämpfter Stimme: „Nun sagt euch Lebewohl! Die Mutter hat es dir ausgekramt, Zörnli, als du wie ein Wildes durchs Haus fuhrst und Tränen geschluckt hast, weil er fort war. Du aber, mein Sohn, hast deine Mutter begraben und die Liebesbriefe darüber vergessen. Das soll wohl so sein. Aber zum Verlieben seid ihr zu jung. Ich will nichts weiter wissen. Ich zähl euch die Küsse nicht nach, ihr Herrgottsakramenter. Und wenn ihr euch einen Abschiedskuß geben wollt, marsch in die Laube! Aber dann Schluß!“

Unwillkürlich blieben die Hände der beiden ineinander liegen, und wenn es nicht schon so dunkel gewesen wäre, so hätten die andern meinen können, Bogumil Lange gäbe seinen väterlichen Segen zu der Verlobung seiner einzigen Tochter mit dem Lehrling und angehenden Poeten Wilhelm Roßhaupt.

Das war die Stunde, in der Wills schwärmendes Herz gehärtet wurde.

Der ganze Himmel brach über ihm ein. Er spürte, daß es kein Auseinanderreißen mehr war, sondern daß nur er noch im Innersten litt. Er spürte, erfaßte mit einem Schlag, daß die Geliebte schon überwunden hatte.

schon von ihm weggeglitten war. Wie das gekommen war und was er versäumt hatte, wußte er nicht.

Ihre Hand zuckte und wollte sich befreien. Und als der Vater ihnen noch einen Abschiedskuß freigab, da warf sie das schöngesponnene schimmernde Haar, das jetzt wie ein dunkler Helm über ihrer weißen Stirn stand, empört zurück, und ein Laut schroffer Abwehr, beinahe des Abscheus kam aus ihrem Mund.

In diesem Augenblick war Will der Stärkere.

Er preßte ihre Finger, und ehe sie sich befreien konnte, riß er sie an die Lippen.

Die brannten heiß und zuckend auf der weichen Mädchenhand.

Und Bogumil Lange klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „So, nun komm, meine Frau ist hier besser am Platz. Ich bring dich noch ein Stück durchs Dorf."

Hart fiel das Gittertor ins Schloß und schied Will Roßhaupt von seiner ersten Liebe.

Neben ihm ging barhaupt Zerlinens Vater und grüßte leutselig mit seinem norddeutschen Akzent, den ein halbes Menschenalter nicht verwischt hatte, die bäuerlichen Nachbarn rechts und links vor den Türen.

Dann sprach er Will von der Zukunft und stellte ihm anheim, ob er seine Lehre in der Entengasse vollenden wolle, verhehlte ihm auch nicht, daß das Verhältnis durch die heute erledigte Sache gestört sei, erklärte ihm aber, daß diese Störung sich mit der Zeit wieder ausgleichen werde. An der Birsbrücke gab er ihm die Hand.

„Also überlegen Sie es sich, Roßhaupt. Sie sind ein Mensch für sich. Ich red Ihnen nicht drein. Die Liebschaft ist aus. Und wenn Sie mir morgen sagen ‚ich bleibe', so heißt das soviel wie ‚So ist's'."

Da antwortete Will: „Ich kann nicht bleiben. Es sind sieben Söhne da, und ich muß mich nun mit jedem abfinden. Es ist auch nicht mehr dasselbe, Herr Lange, es ist besser, ich ehe. Ich m u ß gehen. Ich habe Zerlinen ja so lieb und vielleicht —"

„Langsam, langsam mit den jungen Pferden", unterbrach ihn Lange gütig. „Vergaloppieren Sie sich nicht! Natürlich haben Sie das Zörnli lieb! Die Nacht ist schön, gehen Sie zu Fuß und lassen Sie die Sache abkühlen. Es war ein bißchen zu viel für Sie. Also — morgen, Roßhaupt!"

Es ist eine gute Stunde bis zur Basler Straße. Will ging gerade vor sich hin. Er hätte die ganze Nacht so vor sich hingehen können. Die Straßen der Stadt waren schon ausgestorben. Es kam ihm so vor, als wäre alles um ihn her tot und er allein auf der Welt. Aber er biß die Zähne zusammen. Es war etwas Heißes, Unruhiges in ihm. Er mußte an einen Bibelspruch denken, und als er im finstern Flur zum Dachstock hinaufstieg, hörte er ganz deutlich seine eigene Stimme sagen: „Lasset die Toten ihre Toten begraben."

Es klang ein bißchen zu feierlich, aber es wurde ihm wohl dabei.

Bogumil Lange hatte recht, wenn er ihm vorstellte, daß es mißlich sei, die Lehre abzubrechen, aber die Lehre war nicht das Leben!

Am frühen Morgen holte er eine Kiste aus dem Magazin und packte seine Sachen. Das Köfferchen setzte er mit hinein. Er schrieb an Wingen, daß er nach Zürich gehe. Geld verlangte er nicht. Er besaß noch 27 Frank. Frau Dänzler versprach ihm, das Gepäck nachzuschicken, sobald er die Adresse angebe.

Nun war er fertig. Er war jetzt ruhig und fühlte sich stark. Er ging aufs Kontor, und als er hereintrat, wußte Lange schon, daß er kam, um Abschied zu nehmen.

„Der erste, der mir aus der Lehre läuft, aber ich seh Ihnen heute etwas an, das läßt mir Ihren Entschluß als den richtigen erscheinen. Sie d i c h t e n Ihr Leben, und weil jetzt ein Kapitel zu Ende gegangen ist, so machen sie auch äußerlich einen Strich."

Er erhielt seine Zeugnisse, sah noch, wie Bogumil Lange die Brissago mit einem stillen, ernsten Gesicht vorsichtig in das Drahtkörbchen legte, und verließ das Kontor.

Unwillkürlich lenkte er die Schritte auf die Rheinbrücke. Jung und frisch kam der Rhein im Bogen von der Hardt her geschossen und schäumte an den Staketen.

Das Bild war ihm fremd wie die Stadt.

Er ließ es hinter sich und ging zum rußigen Bahnhof hinaus, um eine Fahrkarte zu lösen. In dem kleinen Rucksack, den er sich vor ein paar Monaten gekauft hatte, als er mit Elimar Lange den Jura durchstreifte, trug er das Nötigste bei sich.

Aber als er so durch die Anlagen vor dem Äschentor ging und alles grün war um ihn her, die kleinen Sommerwolken am blauen Himmel einhertrieben, da wurde ihm der Weg lieb, und er beschloß, nur ein Stück weit zu fahren und dann zu Fuß zu gehen. Und dabei merkte er ganz gut, wie er immer und immer wieder mit dem kämpfte und rang, was in diesen Tagen geschehen war.

Als der Zug über die Birs fuhr, das Tal hinauf die Landschaft in der Sonne lag, da stieg ihm plötzlich trotz aller Mannhaftigkeit der Schmerz zum Munde, und als er die Zähne zusammenbiß, drückte es ihm fast das Herz ab.

Aber im Rollen der Räder klang's unaufhörlich und wie im Takt: „Ich komm schon durch, ich komm schon durch."

Auf neuen Wegen.

Die Reise nach Zürich, die Wilhelm Roßhaupt am 8. Juni 1887 antrat, ist nie vollendet worden.

In Rheinfelden zwang er sich zwar noch, sitzenzubleiben, aber in Stein stieg er aus, denn das Bild der Stromlandschaft mit den Münstertürmen von Säckingen hatte ihn aus dem dumpfen Wagen gezogen. Scheffels Trompeter blies ihm ins Ohr. Als er über die gedeckte alte Rheinbrücke ging, klopften ihm die Schläfen, und ein Schwindel faßte ihn beim Blick in den glitzernden Strom.

St. Fridolins Acker lag weiß in der Sonne.

Im kühlen Garten des Trompeterschlößleins befiel ihn eine seltsame Müdigkeit.

Die Rosen blühten an der Schloßmauer, und Will setzte sich auf die Brüstung, die auf den Strom hinunterschaut, und träumte in den Tag. Die Müdigkeit wurde zur Qual, und er fand nicht die Kraft, sich ihr zu ent-



reißen. Plötzlich aber peitschte ihn eine wilde, siedende Unruhe in die Höhe.

Ein grenzenloses Gefühl der Verlassenheit überkam ihn. So heimatlos hatte er sich noch nie gefühlt! Das Leben starrte ihn mit tückischen Augen an. Tief unten lockte der Strom, das glitzernde Wellenspiel verwirrte ihm die Gedanken. Sie jagten mit ihm rheinabwärts nach Koblenz, der Stadt, die in seinem Geburtschein stand. Und er hätte aufschreien mögen in seiner Qual, in den Schrecken einer Heimatlosigkeit, die ihn umgaben wie nächtliche Finsternis, ihn mit Gespenstern äfften und aufpeitschten, daß er taumelnd aus dem verwunschenen Garten des Scheffelschlößchens und durch die ausgestorbenen Gassen floh. Er ging wie unter einem Zwang.

Seltene Menschen, die ihm begegneten, stutzten bei seinem Anblick. Er hatte einen hohlen, abwesenden Blick, und um seinen Mund lief ein Zucken wie von unterdrücktem Weinen. Die Heimat! Nach Hause, ich will nach Hause! Das war der Wirbel, der Kehrreim, der immer wiederkehrte, in dem die Erinnerung an das Zörnli, an Basel und Bogumil Lange, an Kolmar und das Kättele, selbst an Mutter Anne und den Wachtmeister ertrunken war.

Er hatte das Städtchen hinter sich gelassen und lief blind den Weg in den Schwarzwald hinauf. Zuweilen kam es ihm vor, als ob er ganz kaltblütig und bewußt handelte, nach Weg und Steg fragte, Wegweiser ablas, Kilometersteine maß und wie ein Wanderer in die Berge zog, der einen schönen Tag unter dem blauen Sommerhimmel verleben will. Aber dann ging er wieder lange Strecken, von denen er nichts wußte, lag verlassen auf einer Waldwiese, schrie sein wildes, wimmerndes „Ich will heim, ich will heim" in den Grillensang und das Rauschen des Windes in den hohen Tannen und brach plötzlich hoch oben im Gebirg mit wunden Füßen und bleischwerem Hirn wie vom Blitz gefällt zusammen.

Im letzten Augenblick war noch ein Rest von Klarheit und Überlegung in ihm gewesen, der hatte ihn auf ein einsames Bauernhaus zuhalten lassen. Aber er erreichte es nicht mehr. Er brach vornüber ins Gras, keine hundert Schritte von dem Hof entfernt, wie von einer Kugel getroffen.

Aber der Hund hatte angeschlagen, und unter der Tür war eine Frau erschienen und hatte ihn stürzen sehen.

Sie trugen ihn hinein. Der Kammerbodenbauer stieg am andern Tag ins Tal und brachte den Arzt hinauf.

„Wo habt ihr ihn aufgelesen?" fragte der Doktor.

„Dort auf der Matte, man kann ihn doch nicht liegen lassen", antwortete die Frau, und ihre von Wind und Wetter gebräunten harten Züge spannten sich. Sie maß den alten Arzt mit einem bösen Blick.

„So ein Bürschlein, so ein blasses Herrgöttlein", setzte sie hinzu, um ihr Mitleid zu verstecken und zu erklären.

„Aber ihr habt ihn jetzt für ein paar Wochen im Haus, das sag ich euch, er hat das Hirnfieber, und damit schafft man ihn nicht über den Berg", versetzte der Arzt, befahl brunnenfrisches Wasser und stellte das Mareile als Pflegerin an, ob es wollte oder nicht.

„Wird ihm nichts schaden, es kann im Winter ausschlafen", meinte der Vater, und das Mareile wurde rot wie Blut unter der glatten Haut.

Will lag drei Wochen in schwerem Kampf ums Leben. Die Gehirnentzündung brachte ihn an den Rand des Grabes. Und das Mareile hockte des Tags an seinem Bett, und nachts lag die Bäuerin neben ihm auf einem Obstschragen, auf dem sonst die Kirschen gedörrt wurden. Sie sorgten für ihn wie für einen Sohn, und die Frau sagte zum Arzt, als er eines Tages kam und erklärte, er käme heute zum letztenmal, sie sollten ihn nun noch ein wenig auffüttern: „Der Johann ist bei den Hundertzwölfern in Kolmar, an den denk ich bei jedem Bissen, den der arme Bub schluckt."

Will lag noch einige Tage schwach wie ein Neugeborenes. Er wußte, wer er war, und wo er war, fühlte das Leben und die Freude zu leben, aber es war etwas Unpersönliches in dem allen, etwas Vegetatives, das er nicht kannte.

Da trat der Bauer zu ihm und fragte, ob man nun nicht Bericht senden müsse an seine Angehörigen.

Will wußte erst gar nicht, was der Kammerbodenbauer wollte. Ja, war er denn nicht zu Hause hier oben? Und dann zerriß auf einmal der Bann, der ihn sanft umklammert hielt — er sah dem Leben und seinem Schicksal wieder ins Gesicht. Aber als ein Genesender, kräftig zu neuem Kampf.

Er fand den Bauer mit einer guten Ausrede ab. Drei Tage später griff er zu seinem Bündel. Das Mareile führte ihn vom Kammerboden über den Haubenstock und zeigte ihm den Weg zum Stirnitzpaß.

„Also lebet wohl und seid froh, daß ihr wieder hell aus den Augen schauet, und erstickt nicht am Dank für das Krankenlager im Kammerboden", sagte das Mädchen zum Abschied.

Will drückte ihr die harte Hand. Er hatte von seinen fünf großen Fünffrankstücken der Bäuerin vier zurückgelassen, und sie hatte nicht einmal die nehmen wollen, er habe ihnen ja nicht am Speck gezehrt, meinte sie treuherzig.

Jetzt sagte er ihrem Mädele Lebewohl. Er legte ihm den Arm um den Hals und sagte leise: „Darf ich? Es sieht's niemand."

„Und wenn auch", gab es zurück und hielt still, als er es auf den roten Mund küßte.

Frisch und kühl waren die Mädchenlippen, und in die braunen Backen stieg ein roter Schein.

Er küßte es noch einmal und zum drittenmal, immer länger und langsamer, als pflückte er Erdbeeren mit den Lippen, und in seine weißen Wangen stieg das erste Blut.

„Jetzt ist's aber genug", sprach es endlich besonnen und löste Wills Arme kräftig von dem schlanken Hals.

Als er um die Felsnase bog, wo es der Stirnitz zuging, sah er es noch am Scheideweg stehen und ihm mit der Hand über den Augen nachblicken. Jetzt winkte es noch einmal und verschwand hinter den Tannen . . . .



Wilhelm Roßhaupt schritt kräftig aus, frei den Kopf und die Brust gelüftet. Ein Gewitter hing um den Blauenberg und donnerte in dem stillen Wald. Im Felsengrund rauschten die Wasser, wo er ging, war Sonne.

Er war mit sich eins, er ging als ein anderer ins Ungewisse. Nicht mehr, um etwas hinter sich zu lassen, sondern um etwas vor sich zu bringen! Er hatte noch einen Taler im Sack und einen Erdbeerstrauß am Hut und pfiff die Romanze des Fra Diavolo. Sie klang wie ein Reitermarsch.

Er hatte noch einen Taler im Sack, so groß wie ein Wagenrad, und er wollte jetzt das Leben neu angreifen. An jedem Zipfel, den es ihm bot.

Nicht um durchzukommen, sondern um das Leben zu meistern!

Er sagte sich: ich nehm nichts von dem Geld, das ich erbe, um den Hunger zu stillen und mich über Wasser zu halten — ich nehm es erst, wenn ich es zu etwas Rechtem brauch. Wenn ich allein stehen und gehen kann. Vorher nicht!

Je tiefer er hinabstieg, desto höher wuchsen die Tannen, und vom Gewitter her kam ein Wind und strich über die Wipfel, daß sie wie die Saiten einer Riesenharfe schwirrten und klangen. Eine blaue Wolke jagte auf der Flucht an der Sonne vorbei und warf Will einen Regenschauer ins Gesicht. Rascher schritt er bergab. Ohne ein bestimmtes Reiseziel, aber mit einem kühlen Kopf und ausgeblasen vom Wind und von der Krankheit strebte er vorwärts.

Unterwegs wechselte er den „Fünflivres", um in einer Säge Milch und Brot zu erhalten. Er mußte sich noch einen Abzug gefallen lassen, weil es fremdes Geld war. Als er am Ausgang des Tals in Schweighofen ankam, stand die Nacht zwischen den Bergen. Er kehrte in der „Sonne" ein und aß vier Eier aus der Pfanne. Morgen war der letzte Pfennig fort, dann —

Er schlief einen guten, tiefen Schlaf.

Am Morgen zog er weiter. Er konnte weder holzen noch sägen, weder mähen noch melken, er mußte seine Schreibhand und das bißchen Wissen im Kopf daransetzen, und dafür gab es hier nichts zu tun. Aber es waren Sommergäste da, die tagsüber in Badenweiler die Kur genossen. Der Kurort war eine Stunde entfernt. Da kam er auf den Gedanken, dorthin zu gehen. Vielleicht fand er dort das Glück.

Am frühen Morgen schritt er durch den stillen Wald und atmete die herbe Luft in tiefen Zügen.

Als ihm die ersten Spaziergänger begegneten, trat er zur Seite und bürstete seinen Anzug, war zufrieden, daß er trotz der Wanderung durch den Schwarzwald noch gut aussah, rieb die Schuhe ab und ging ins Dorf. Zerstreute Dächer, eine vierschrötige Kirche mit breitem Dach, ein Park mit einer Ruine auf sanftem Hügel, die ihre schartigen Zinnen ins Blau des Himmels zeichnete, eine Anzahl Kutschwagen, die langsam die Talstraße heraufkrochen — er fand sich schnell zurecht.

Ein Buchlädchen fiel ihm zuerst auf, aber er zog daran vorbei, der Buchhändler in ihm rührte sich nicht. Der schien gestorben zu sein, ehe er ausgelernt hatte. Er ging weiter. Am Rathaus las er die Aufgebote, die hinter dem Drahtgeflecht hingen, aber die konnten ihm wenig helfen. So schlenderte er in den Kurpark. Der war um diese Stunde leer. In der Stille dufteten die Rosen in den Beeten doppelt so stark.

Will fand den Weg ins Lesezimmer des Kurhauses. Seinen Rucksack schob der alte Portier als Konterbande in einen nie benutzten Papierkorb, der als Ablage für solche unerwünschten Garderobenstücke zu dienen schien.

Will machte sich über die Zeitungen. So muß man es machen, wenn man eine Stelle sucht. Als er eine Freiburger Zeitung erwischte, glaubte er eine Anzahl Adressen notieren zu können. Bis Freiburg kam er noch auf Schusters Rappen, ehe der letzte Pfennig aus der Tasche flog.

Zuletzt nahm er noch ein Blatt von Badenweiler zur Hand. An der Spitze stand ein Gedicht, ein Lob Badenweilers, wohl von einem Kurgast. Will schämte sich, als wäre es von ihm. Aber auf der letzten Seite stand eine Anzeige und wartete nur auf ihn.

Da wurde für zwei Knaben von zehn und acht Jahren ein Lehrer gesucht, solange Madame la Comtesse de Puoy-Lautrec in Badenweiler verbleibe. Ein deutscher Lehrer, der genügend Französisch könne, um die Knaben zu überwachen und im Sprachunterricht anzuleiten.

Will blickte in den Spiegel. Er sah noch recht mager aus, aber die Bräune war schon zurückgekehrt, und er fand sich selbst etwas älter und straffer.

Als er am andern Morgen erwachte, mußte er sich erst besinnen, wo er war. Und dann überlief ihn ein köstliches Gefühl. Er sprang auf und blickte zu dem Fenster der sauberen Dachkammer hinaus in den grünen Park, über den eben die Morgensonne ihr reifes Gold schüttete.

Will war seit gestern Lehrer der Grafenkinder.

Anfangs hielt er den Unterricht in Gegenwart einer Vertrauensperson, die der Gräfin als Gesellschafterin diente. Zweimal kam die Mutter selbst und hörte zu, wie er Jean und René ein wenig Lateinisch und Deutsch beibrachte. Die Gräfin konnte aber nicht lange stillsitzen. Ihr nervöses Herz ließ sie nicht ruhen, und so steckte sie Will rasch ihre Bonbonniere zu, damit er die Knaben belohne, dann ging sie wieder.

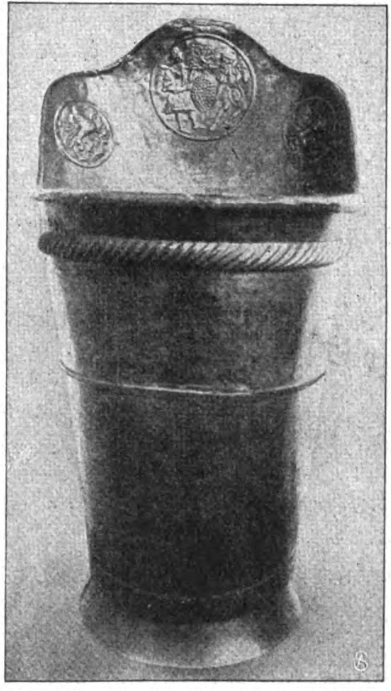
Will lernte manche artige Wendung und eine gewisse Sicherheit des Benehmens. Seine Kenntnisse reichten weit über den Horizont der Schüler, aber er freute sich, daß er ihnen bald Vertrauen einflößte. Er empfand es als Freude, zu lehren und zu bilden, und wenn sie ihn anschauten mit ernsten oder zerstreuten Gesichtern und „oui" oder „non, Monsieur Gui" sagten, wie sein Name abgekürzt wurde, da der Familienname ihnen unaussprechlich blieb, dann klang es ihm freundlich ins Ohr. Das bedeutungslose Lehramt gab ihm bald das Gefühl einer gewissen Überlegenheit und Reife und hob ihn aus dem Puppenstand heraus. Sein Selbstbewußtsein wuchs, und zugleich legte ihm die Verantwortung, die er trug, Zügel an.

(Fortsetzung folgt.)

Metallbeschlagnahme und Kunstschatz.

Von Dr. Walter Stengel, Kustos am Germanischen Nationalmuseum. Hierzu 11 Aufnahmen.

Im November des Kriegsjahres 1806 wurde in der ehemaligen Freien Reichsstadt Nürnberg eine eigenartige Versteigerung abgehalten. Es war keine Kunstauktion, wiewohl man nichts Geringeres feilbot als jenes wunderbare, mit verschwenderischem Reichtum an Ornament und figürlichem Schmuck ausgestattete Gitter von Peter Vischer, das einst die Fugger in Augsburg bei dem Meister bestellt hatten. Es war schon bald nach seinem Tode gegenüber der mittelalterlichen Allegorie auf die kommerziellen Beziehungen Süddeutschlands und Flanderns in dem ehrwürdigen Saal des Nürnberger Rathauses aufgerichtet worden, hatte bei dem Friedensmahl des Kongresses von 1649 dort gestanden, und nun wurde es als Bruchmessing einem Fürther Händler zugeschlagen, das Pfund um 53 Gulden 36 Kreuzer. Neben dem Sebaldusgrab das bedeutendste Werk des Bronzegusses der deutschen Renaissance, kam das Vischergitter so als Altmetall nach Frankreich. Lange hat sich die Legende erhalten, es sei noch dort in irgendeinem verträumten Park. Vielleicht finden es unsere Soldaten; wahrscheinlicher freilich bleibt, daß das Messing für den artilleristischen Bedarf der napoleonischen Heere umgeschmolzen wurde.


1. bis 3. **Aus der Kupferschau im Kupferstichkabinett des Germanischen Museums: Alte Wasserbutten** (links), **imitierte Butte** (rechts).

Es ist nicht anzunehmen, daß jemals wieder ein ähnlicher Schildbürgerstreich in deutschen Landen sich ereignen kann. Die Werke der hohen Kunst sind heute auch dem ketzerischsten Laien heilig. Ebensowenig werden Arbeiten ausgesprochen kunstgewerblichen Charakters von der Metallbeschlagnahme dieser Kriegzeit bedroht. Allerdings ist es vorgekommen, daß eine kirchliche Behörde jetzt in patriotischem Übereifer die Hingabe der kirchlichen Geräte ihres Sprengels verfügte. Aber die amtliche Denkmalpflege, deren Kontrolle gerade das kirchliche Altertumsgut unterliegt, ist im heutigen Deutschland viel zu scharf organisiert, als daß hier irgendwelche Besorgnis gerechtfertigt wäre. Und wo Kunstbeamte oder Kunstfreunde nicht wachen, hat nach den etwa noch im Privatbesitz verborgenen Aquamanilien des Mittelalters, den gotischen Mörsern und romanischen Dornleuchtern, die der Magnet der Metallbeschlagnahme aus ihrem Versteck in den Schmelztigel locken könnte, der große Antiquitätenhandel längst seine Polypenarme mit der goldverheißenden Wünschelrute ausgestreckt. Unkenntnis des Wertes wird man da nur in Ausnahmefällen voraussetzen dürfen. Anders steht es mit den unscheinbaren Hausgeräten unserer Voreltern, jenen einfachen Gegenständen heute nicht mehr vorhandener Bedürfnisse des alltäglichen Lebens, die der vornehme Antiquitätenhandel nie umworben hat und das kleine Lokalmuseum höchstens zum Metallwert kaufte: wie Lichtputzscheren, Fidibusbecher, Einsatzgewichte, Räucherpfannen, Wasserbutten bzw. -gölten, Feuerkieken, Salatschwingen, Fischkessel und viele andere Dinge volkskundlichen Charakters, deren Typenreichtum nur zum geringsten Teil wissenschaftlich ausgeschöpft ist. Von diesen kann viel verloren gehen, wenn nicht in zwölfter Stunde das öffentliche Interesse mobilgemacht wird. Leider ist dies nicht ganz leicht, weil alle Voraussetzungen fehlen. Unsere Schulbildung versagt bei den Realien der deutschen Vergangenheit. Die Gymnasiasten wissen heute so gut wie früher Bescheid im Hause des Odysseus. Von den Geräten, mit denen die deutsche Hausfrau in Küche und Keller hantierte, erfahren sie weniger, und es wird wohl kaum gefragt, wie etwa

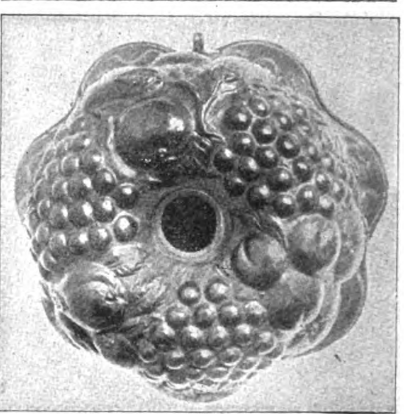


die Leuchter ausgesehen haben, bei deren Schein Luther die Bibel übersetzt, Goethe den Faust geschrieben und Jakob Grimm die Sammlung deutscher Hausmärchen. Soweit verbreitet das Schlagwort von der Zweckkunst ist, so eng bleibt doch der Kreis derer, die ihr in der deutschen Vergangenheit nachspüren. Stünden hier nur archäologische Tüfteleien in Frage, so wäre die breite Öffentlichkeit an dieser finanziell verhältnismäßig wertlosen Kategorie von Altertümern nicht beteiligt. Die Gesundheit der materialgerechten alten Formen verlangt ihre Aufmerksamkeit.

Das blitzblanke Messing, das warmleuchtende Kupfer war der Hausfrau dauernde Freude, täglicher Stolz. weniger als 19 Stück — allmählich abnimmt, bis seit dem 18. Jahrhundert durch das Aufkommen der Fayence-, Porzellan-, Steingut- und Emaillegeschirre eine rasche Rückbildung des Metallbestandes erfolgt. Daß die Metallpreise gleichzeitig eine aufsteigende Tendenz nehmen, versteht sich. Ich notiere z. B. in einem Inventar aus der Zeit um 1600 für Zinn 32 Pfennig das Pfund, für Messing und Kupfer 28 Pfennig gegenüber 25 bezw. 18 Pfennig in einer Berechnung, die 50 Jahre älter ist. Die damalige Geldwährung entspricht zwar nicht der heutigen, aber trotzdem ist der Preis, den unsere Militärbehörde zahlt, vergleichsweise ein beträchtlich höherer. Nach dem Kriege könnten





4. bis 9. Alte Backformen aus der „Kupferschau" im Kupferstichkabinett des Germanischen Nationalmuseums.

Der ideelle Wert, der darin liegt, darf nicht unterschätzt werden. Soll künftig wirklich bloß stumpfes Aluminium oder gar Emaille unsere Küchen zieren? Es widerstreitet dem Staatsinteresse, wenn eine Entwöhnung vom Kupfergerät Platz greift. Die Behörden müssen darauf bedacht sein, zu verhindern, daß nicht die Bestandserhebung bei einem künftigen Krieg ein unzulängliches Ergebnis bringt. Schon der moderne Haushalt ist nicht mehr so reich an Metallen wie die Küchen früherer Jahrhunderte. So besaß z. B. Willibald Pirkheimer, Dürers Freund und Gönner, Geräte von Kupfer im Gesamtgewicht von 1 Zentner 40 Pfund, Messinggeräte im Gesamtgewicht von 2 Zentner 24 Pfund sowie an Zinn fünfmal soviel wie Kupfer, ein Verhältnis, das auch sonst damals nicht ungewöhnlich ist. Späterhin scheint die Verhältniszahl des Kupfers sich günstiger zu gestalten, während die des Messings — noch in einem Nürnberger Haushalt vom Ende des 15. Jahrhunderts finden sich von den bekannten Beckschlägerarbeiten nicht Messing- und Kupfergeschirre leicht derart verteuert werden, daß der Mittelstand auf solchen Küchenschmuck verzichtet und sich mit Surrogaten begnügt. Darum gilt es, Vorsorge zu treffen, daß bei der Metallbeschlagnahme neben eigentlichen Museumstücken auch gute einfache Formen zurückbleiben, die geeignet erscheinen, den Sinn für die Qualität alter Handarbeit im Volke wachzuhalten. Eine Rettungsaktion in diesem Sinne hat bereits eingesetzt. Aufrufe, die der Verein der Kupferschmiedereien Deutschlands und der Bayrische Kunstgewerbeverein, letzterer gemeinsam mit dem Bayrischen Verein für Volkskunst und Volkskunde und dem Münchner Bund, ergehen ließen, sind hier zu nennen, ferner die „Kupferschau", die das Germanische Nationalmuseum als Zentralstelle der kulturgeschichtlichen Interessen Deutschlands im Saale seines Kupferstichkabinetts veranstaltete. Diese Ausstellung, die aus öffentlichem und privatem Besitz unter starker Beteiligung des Antiquitätenhandels zusammengebracht wurde, verfolgt den



10. **Sargschild d. Nürnberger Kupferschmiede** mit punziertem Fischkessel, Stützen, Butte und Schwankkessel. 17. Jahrhundert.

praktischen Zweck, das Publikum und die Vollzugsorgane der Behörden aufzuklären über die weniger augenfälligen Schönheiten des alten Gebrauchskupfers. Neben ausgesprochenen Kunstformen sind darum hauptsächlich solche Gegenstände ausgestellt, die an sich unter die Beschlagnahme fallen können, wie alte Wasserbutten (Abb. 1—3), Backformen (Abb. 4—9) und dergl., aber durch Gestalt und Dekor Kunst- und kunstgeschichtlichen Wert besitzen. Insbesondere soll das Interesse auf die zarte alte Punzierung gelegt werden (Abb. 10), die nur zu häufig geringer beachtet wird als aufdringliche halbmoderne Geschmacklosigkeiten. Die Bestimmung, daß Kupfergeräte mit Beschlägen im allgemeinen nur als Altmetall gelten, hat dazu geführt, daß gute alte Stücke durch voreilige Entfernung der Eisenreifen zerstört wurden. Das sollte tunlichst überall verhindert werden. Mit Recht weist eine Verfügung der städtischen Kriegsmetallstelle Augsburg darauf hin, daß „bei dem Abtrennen der Beschläge die Gegenstände nicht derart zugerichtet werden dürfen, daß sie nunmehr als Altmetall gelten können; vielmehr sind Beschädigungen nur soweit zulässig, als sie zum Zweck der Loslösung offenkundig notwendig waren. Außerdem müssen die Gegenstände gebrauchsfähig und mit geringen Mitteln ausbesserungsfähig sein". Eine besondere Gruppe „Kupferschau" bildet eine Sammlung von Gegenbeispielen, die sich zunächst beschränkt auf jene Exportware halbmoderner Treibarbeit, von der wir eine Wasserbutte in der Abbildung 3 wiedergeben. Während bei den guten alten Stücken (Abb. 1 bis 2) die Innenseite verziert ist, die man sah, wenn man den vom Brunnen gehenden Mädchen nachblickte, hat der Fälscher die im Falle des Gebrauches unsichtbare Seite dekoriert, nicht ohne die törichte Jahreszahl 1787 hinzuzufügen. Meist sind es wirklich alte Gefäße, die so mit roh getriebenen Ranken und Wappen „verschönt" wurden, um reisende Engländer damit zu beglücken. In Deutschland hätte das Genre vielleicht noch weitere Verbreitung gefunden, wenn die Wünsche des dilettantisch sammelnden Publikums sich nicht ausschließlich auf das „alte" Zinn konzentrierten. Immerhin bietet dies und anderes Pseudokunstgewerbe denjenigen Sachverständigen der Metallabgabestellen, die ihr Richteramt ernst nehmen (c' est la guerre!), Stoff genug, Berge von Kitsch aufzutürmen, neben denen die zu rettenden guten Formen nicht ins Gewicht fallen. Die Zeit drängt zu sozial ästhetischen Maßnahmen. Den Stadtverwaltungen eröffnet sich da ein fruchtbares Feld. Wird es nicht möglich sein, auf dem Wege kommunaler Verfügung bestimmte Kategorien von Hausgreueln, Petroleum-Hängelampen, Aschbecher, Bowlen, zu bezeichnen und abgelieferte Gegenstände der Art umzutauschen gegen gute Modelle aus anderem Metall, die der Kommunalverband im Engroseinkauf billig erwirbt? Was aber soll mit den geretteten Sachen werden? Dieses Problem wäre so zu lösen, daß man die besten Stücke zu Wanderausstellungen vereinigt, mit niedrigen Preisen ausgezeichnet und den Freunden schöner Metallarbeit wieder zuführt.



11. **Alter Mehlbehälter** (Sammlung Wallraf) aus der Kupferschau im Kupferstichkabinett des Germanischen Museums.

Blockade.

Roman von

Meta Schoepp.

Nachdruck verboten.
20. Fortsetzung und Schluß.

Nach Wochen sah Brommy Stürkens. Er war zu ihm gekommen, um Abschied zu nehmen.

„Für immer?" fragte Brommy.

„Für immer", sagte Stürkens. „Ich habe einen Vertreter für meine Firma gefunden. Ich muß nach Hamburg zurück. Ich habe ein altes Haus am Flet. Es liegt im Schatten. Und entspricht meiner Art. Ich habe hier zu oft in die Sonne gesehen. Das können wir Friesen nicht ungestraft tun. Ich glaube auch, daß für uns Hamburger jetzt bessere Zeiten kommen."

„Das wünsche ich Ihnen", sagte Brommy. Er sah müde aus. Die trostlose Finanzlage der Marine nahm ihm die Schaffensfreude. „Vielleicht führt uns das Schicksal einmal wieder zusammen, Herr Stürkens", sagte er. „Vielleicht lohnt das Werk für schwere Enttäuschungen, die wir durchlebten. Vielleicht tröstet uns beide die Zukunft für das, was wir jetzt erfahren. Sie haben Schweres durchgemacht, Herr Stürkens. Und ich mache Schweres durch. Ich sehe mein Lebenswerk in der kraftvollen Entwicklung der deutschen Marine; ich habe mein Wort gegeben, meinem Vaterland zu dienen bis zum letzten Atemzug. Aber ich weiß nicht, wie lange ich diese Ärgernisse, diese fortwährenden Kämpfe werde ertragen können. Und dazu die drückenden Geldsorgen! Sowie der Friede geschlossen ist, werden die in England bestellten Schiffe auf der Weser eintreffen; aber wie ich nur die dringendsten Ausgaben zahlen soll, weiß ich nicht. Manchmal ist

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

mir, als sei ich auch noch verantwortlich für all die Schulden, die uns schon belasten. Die Seezeugmeisterei hat 68,000 Taler Schulden, 30,000 brauche ich im Monat, die Flotte zu unterhalten, und unter uns, Herr Stürkens, ich habe 400 Taler in der Kasse. Wenn uns Preußen nicht hilft, weiß ich nicht, wie es werden soll."

Stürkens hörte die tiefe Erbitterung in seiner Stimme. Aber er wußte nichts zu sagen. Er wußte so gut wie der Kapitän, daß vorläufig an bessere Zeiten nicht zu denken war.

* * *

Erst im Anfang des Jahres 1851 kam Peter Stürkens wieder nach Brake. Er wollte vom Admiral der deutschen Flotte selbst erfahren, wo Rechnungen für Lieferungen einzureichen waren, wenn man sie endlich bezahlt haben wollte. Er fand einen erbitterten, nervös erregten Mann, der aus düsteren Augen ihn spöttisch ansah. Der ihm kurz antwortete: „Ich weiß es nicht". Einen Mann, der zermürbt war von den Sorgen, die die Verwaltung der Marine auf ihn häufte, von den Sorgen für den kommenden Tag, von der Trostlosigkeit der Verhältnisse! Nichts merkte man mehr von der wohltuenden Frische seines Wesens! Nichts mehr von der Energie, die die Leute mit sich fortriß! Er sah von seinem Haus am Deich auf die stattliche Reihe von Schiffen; aber sein Blick war trübe. Er wußte wohl, daß die Totengräber an der Arbeit waren! Die politischen Voraussetzungen, unter denen die Flotte gegründet war, waren vollständig geschwunden. Der Traum von einem geeinten deutschen Vaterland haftete nur noch in den Köpfen der Phantasten.

Erschüttert sah Stürkens auf den Admiral. Seine Stimme war müde. Das Haar an seinen Schläfen war grau geworden.

Es gingen häßliche Gerüchte um. Stürkens wagte nicht zu sagen, daß man in Hamburg offen von der Auflösung sprach.

Brommy sah schweigend auf die Schiffe. Vom Eckfenster seines Hauses konnte er den Hafen übersehen. Die kleineren Schiffe lagerten dort in ihren Schlammbetten. Für die großen aber war die Rille im Hafen nicht tief genug. Stürkens hatte „Hansa", „Barbarossa", „Ernst August" und die „Gefion" in der Geestmündung liegen sehen.

Stürkens sah den Mann neben ihm teilnahmsvoll an. „Ich fürchte, Herr Admiral, Sie haben den Mut verloren."

Und Brommy richtete die dunklen Augen, in denen der Schmerz glühte, auf den Hamburger, dem er Freundschaft bewahrt hatte.

„Ja, Herr Stürkens, es ist mir selbst, als hätte ich den Mut verloren. Ich hoffte, daß ich die Ehre hatte, eine Schöpfung ins Leben zu rufen, die das Zeichen deutscher Macht und Herrlichkeit ist, und nun sehe ich, daß man sie für den Zankapfel ansieht, dessen man sich auf irgendeine Weise entledigen möchte. Wie nötig uns die Flotte ist, sollte man schon am Ärger der Mächte über sie erkennen; aber außer Preußen ist niemand da, der das begreift! Ja, Herr Stürkens, ich habe den Mut verloren! Das wundervolle Werk geht unter in Strömen von Tinte und Bergen von Papier! In der schweren Zeit seines Anfangs habe ich alles mit ein paar Federzügen erledigt, und es ging, Herr Stürkens, es ging! Jetzt sitzen in Bremerhaven 76 Rechnungbeamte, die an ihre Regierungen berichten, die tausend Dinge berechnen, die über jeden Nagel Aufschluß haben wollen, die jedes Einheitliche verhindern! Man hat einmal die kühne Idee gehabt, Schiffe zu bauen, die Flotte wachsen zu lassen, aber nun gibt man sich nicht einmal mehr Mühe, das Geschaffene zu erhalten!"

Stürkens sah schweigend über die Weser, an deren Ufer Eisblöcke sich gehäuft. Er wollte den Mann nicht ansehen, dessen bebende Stimme die Erschütterung seiner Seele verriet.

„Was habe ich in diesen anderthalb Jahren für Gutachten abgeben müssen!" fuhr Brommy zornig fort, und Stürkens hörte, wie wohl es ihm tat, zu einem Mann zu sprechen, dem er vertraute. „Was habe ich vermitteln müssen! Hannover ist verstimmt, daß auf der Marine oldenburgisches Strafgesetz eingeführt ist, und Oldenburg, weil man in Hannover nicht abgeneigt war, den Schiffen die hannoversche Flagge zu geben! Als wenn das ohne Preußen möglich wäre. Als wenn es nicht der einzige Ausweg wäre, die Schiffe unter preußische Verwaltung zu stellen! Aber nun denken Sie die kleinliche Interessenpolitik, lieber wird man die Flotte opfern, als daß Hannover eine Stärkung der preußischen Seemacht zugeben wird! Man fürchtet, daß Preußen die Leitung der deutschen Handelspolitik dadurch an sich reißen wird, und ist mit den Nordseestaaten und den Regierungen der Binnenländer aufs äußerste entschlossen, das zu vermeiden. Selbstverständlich kennt man in Berlin genau die preußenfeindliche Haltung in Frankfurt und verweigert weitere Zahlungen! Man weiß, daß die Nordseestaaten vorgeschlagen haben, fünf kleinere Schiffe zum Postdienst zu verwenden und die großen in Hamburg lagern zu lassen. Man weiß sogar — —" er lachte rauh auf — „daß in Hannover die Meinung besteht, selbst eine Auflösung der Flotte sei gefährlich, weil Preußen dadurch die Schiffe erwerben könne. Eine solche Gefahr könne nur durch Verbrennung der Schiffe vermieden werden."

Stürkens fuhr auf. Wie ein Schlag ins Gesicht traf ihn das.

„Das ist nicht möglich, Herr Admiral."

Sie sahen sich starr in die Augen. Beiden war die Farbe aus den Wangen gewichen.

„Es ist so", sagte Brommy und dämpfte die Stimme, als fürchte er, daß sie weiter gehört würde, als des Zimmers Wände es zuließen. „Ich will Ihnen noch mehr sagen," und seine Stimme wurde tonlos, und die Muskeln in seinem Gesicht zuckten, „man hat mich gefragt, ob ich Schritte übernehmen will, mein Werk aufzulösen! Man hat mir zugemutet, daß ich mit eigner Hand meiner Schöpfung den Todesstoß geben soll. Und das — —" sein Gesicht war grauweiß — — „das kann ich nicht!"

Als Stürkens ging, drückten sie sich stumm die Hände.

Während eines ganzen Jahres konnte man in den Zeitungen von der Gleichgültigkeit des deutschen Volkes und der Feindschaft der Regierungen gegen das größte Werk lesen, das der Sturm von 48 hervorgebracht. Es wurde ein letzter Versuch gemacht, die Bundesstaaten, mit Ausnahme von Österreich und Preußen, Holstein und Luxemburg, zur Übernahme eines Teils der Flotte zu gewinnen. Falls auf den Kopf der Bevölkerung 2 Groschen, auf den der Küstenbewohner aber 4 gerechnet wurden, konnte vielleicht die notwendige Summe von 1 Million Talern zur Erhaltung einer deutschen Kriegsflotte herauskommen. Aber am 22. März 1851 stellte sich bei der anberaumten Sitzung in Hannover heraus,

daß die Regierungen insgesamt doch nur 525,563 Taler, 29 Silbergroschen und 9 Pfennig aufbringen konnten, an die von vielen Staaten völlig unhaltbare Bedingungen geknüpft wurden.

Damit war das Schicksal der Flotte besiegelt.

In Frankfurt suchte man einen Mann, der den Verkauf der deutschen Flotte übernahm.

Der frühere oldenburgische Regierungspräsident Geheimer Staatsrat Laurentius Hannibal Fischer erklärte sich bereit, als Bundeskommissar die deutsche Flotte aufzulösen.

Als Siebzigjähriger übernahm er damit eine Aufgabe, von der er sich für die Regierungen nur Segen versprach. Er war der Ueberzeugung, ein gutes Werk zu tun, wenn er die Flotte, in der er eine revolutionäre Überlieferung sah, auflöste und so das sichtbare Zeichen der demokratischen Bestrebungen vernichtete.

Am 11. April erfolgte die Übergabe der beiden Fregatten an den preußischen Kommodore Schröder. Eisig war der Empfang durch Brommy. Die Bürger aber waren außer sich über das streng militärische Zeremoniell der Preußen, die mit aufgepflanztem Bajonett unter Trommelwirbel Besitz von den Schiffen ergriffen und unter Trommelwirbel die preußische Flagge heißten. Als der Adjutant dem Admiral melden wollte, daß die Fregatten die Reede verlassen hatten, fand er den Mann gebrochen an seinem Schreibtisch. Und er hatte nicht den Mut, ihn anzureden.

Und nun sollten deutsche Kriegsschiffe verkauft werden!

Anfragen aus dem Ausland machten es wünschenswert, daß die angefertigten Verkaufslisten ins Englische und Französische übersetzt wurden. Fischer ersuchte das Oberkommando darum; aber Brommy schlug es kurz ab: der Sprachlehrer sei entlassen. Keiner der Offiziere sei fähig, fehlerfrei zu übersetzen. Und als der Bundeskommissar Kapitän Reichert darum bat, erhielt er eine ablehnende Antwort. Ein Bremer Handelskapitän fand sich endlich bereit.

Peter Stürkens kam nach Brake, nachdem ihm ein Freund den Oldenburgischen Anzeiger schickte mit der Bekanntmachung: „Mittwoch, den 18. August, mittags 12 Uhr soll auf der Reede von Brake die Segelfregatte ‚Deutschland‘ mit allem Zubehör an den Meistbietenden gegen bare Zahlung unter Vorbehalt der Ratifikation der hohen Bundesbehörde öffentlich versteigert werden.
Der Bundeskommissar Dr. L. H. Fischer.“

Stürkens hatte die Rechte seiner Firma geltend zu machen und fand es richtig, sich selbst zu vertreten. Denn es wurde bekannt, daß die Gläubiger der Marine, zu denen unzählige kleine Leute gehörten, um ihre Forderungen besorgt wurden und sich selbst bezahlt machten. Der Zimmerbas Cornelius in Bremerhaven brachte für sich einen Anker mit Kette in Sicherheit. Der Apotheker Büttner, der für Abnutzung in einem Mietverhältnis 20,000 Taler zu fordern hatte, legte Beschlag auf einen Teil des Arsenals. Ängstliche Schmiede und Schlosser, Bauleute und Schiffer, Schneider und Schuhmacher drohten Geschütze und Munition zurückhalten zu wollen, wenn man sie nicht befriedigte, und hörten mit wachsender Erregung von den Ansprüchen der Regierungen! Was blieb für sie, wenn man die Schiffe verkaufte?

Stürkens hatte schriftliche Zugeständnisse der Frankfurter Bundeszentralkommission, daß seine bedeutenden Rechnungen anerkannt wurden. Und da eine englische Firma in Betracht kam, zweifelte er nicht, daß er zu seinem Recht kam. Aber trotzdem kam er selbst.

Der Admiral ließ sich nicht sprechen. Stürkens hörte, daß er sich am 1. Juli mit Karoline Groß verheiratet hatte.

Aber in Brake herrschte eine Erregung, die an seine größte Zeit erinnerte. Trotzdem der größte Teil der Mannschaften und Offiziere entlassen war, trotzdem die Schiffe längst abgetakelt waren, drehte sich noch alles um die Flotte. Die Fregatte wurde „ohne Flagge“ versteigert, und um nicht Demonstrationen heraufzubeschwören, wurden nur „ernstmeinende Bieter“ an Bord gelassen. Auch Stürkens war unter ihnen. Und er meinte einen Schlag aufs Herz zu erhalten, als der Hammer fiel und der Kapitän Eugen Laun für die Firma Roessing und Muny in Bremen Goddefroys stolzes Vollschiff für 9200 Taler erstand. Der Taxwert war 20,000 Taler. Aber das Schiff war 50 Jahre alt, zweimal condemniert und von jeder Assekuranz ausgeschlossen.

Stürkens war auch anwesend, als man in Vegesack die 26 Kanonenboote versteigerte. 4100 Taler brachten sie! Das waren fünf v. H. des Taxwertes. Bödecker in Bremen hatte sie.

Aber niemand meldete sich für die übrigen Schiffe. Ein Gerücht ging um, daß sie von der Trockenfäule ergriffen seien. Brommy mußte zugeben, daß die in England erbauten kleinen Schiffe, zu denen man teilweise nicht einwandfreies Holz genommen, angefault seien. Aber tadellos waren die Hamburger Schiffe, die in der Geest lagen; über sie lautete das Urteil der untersuchenden Kommission: „In den Räumen haben wir überall nichts gefunden.“

Im Dezember erhielt er einen Bericht von Brake, der ihm mitteilte, daß die Tragödie in dem einstigen Kriegshafen beendet war. Die deutsche Flagge hatte aufgehört, auf der Reede zu wehen, und Englands stolzes Banner blähte sich an den Masten deutscher Kriegsschiffe. Die Steam Navigation Company in London hatte sie übernommen.

Für 238,000 Taler übernahm die englische Firma die sechs deutschen Dampfkorvetten. Für 175,000 erwarb das Bremer Haus Fritze und Genossen die stolze „Hansa“, Brommys Flaggschiff, und den „Erzherzog Johann“.

Aber die Flagge, die die Braker Damen dem ersten Admiral an Bord des „Barbarossa“ überreicht, die behielt er. Man erinnerte sich der Worte, die er gesprochen, als sie ihn bei der ersten Nachricht von der Auflösung der Flotte baten, diese Flagge nicht fortzugeben. Man erinnerte sich ihrer, als man den gebrochenen Mann sah, der den Todeskeim im Herzen trug, als man sein stolzes Werk vernichtete: „Solange das deutsche Geschwader besteht, soll diese Flagge auf dem Schiff, das meine Flagge führt, über meinem Haupte wehen. Hat aber die deutsche Marine zu Deutschlands unauslöschlicher Schmach aufgehört zu bestehen, dann werde ich sie als ein heiliges Zeichen der Erinnerung verschwundener, hoher Tage eines schönen Traumes aufbewahren. Einst aber soll diese Flagge, welche ich so glücklich war, den Feinden des Vaterlandes zuerst im offenen Kampf auf unserer deutschen Marine entgegenzuführen, wenn die Täuschungen der Gegenwart auf immer geschwunden sind, meine irdischen Reste im kühlen Grabe schützend umhüllen, wie ich dieselbe im Leben und trotz aller Widerwärtigkeiten treu und redlich geschützt habe.“

Fleckenlos und blitzblank leuchtet Brommys Ehrenschild aus dem trüben Nebel der Geschichte heraus. Ein Mann war er, dessen Herz ausgefüllt war von Liebe zur See und zu seinem Vaterlande. Der so sicher an deutsche Seemacht glaubte, daß das tapfere Herz brach, als der Flotte Totengeläut ertönte.

Als er nur wenige Jahre später zur letzten Ruhe in Hammelwarden beigesetzt wurde, folgte unter den vielen, vielen, die Deutschlands erstem Admiral trauernd das Geleit gaben, auch Peter Stürkens. Wieder klagte und schluchzte die Totenglocke, wieder sangen die Kinder. Eisiger Wind wehte von der Weser, und ein Schneesturm raste über das offene Land und machte die Menschen bis ins Mark erschauern. Entblößten Hauptes stand Stürkens, als man den Sarg in die Gruft senkte. Und wandte sich erschüttert ab, als er das Schluchzen der Männer hörte, die ihn geliebt und mit ihm gehofft haten, als er hörte, wie die harten Erdschollen dumpf und schwer auf den Sarg fielen.

Und ging rasch hinüber zu dem kleinen Grab, auf dem unter Efeu Rosen sich bargen. Ganz frei lag es. Und kein Stein drückte es. Wenn die Frühlingsonne kam, mußten ihre Strahlen es ganz in Gold und Purpur hüllen. Und wenn die Veilchen blühten, kamen die Kinder von Brake und staunten über die Pracht und sangen Lieder an dem Grabe der kleinen Baronin Trülülü. — — —

Ich besuchte Brommys Grab, als die Sommersonne durch der Coniferen dichte Zweige sich stahl. Es war von der Hoffnung grüner Farbe über und über eingehüllt. Mit tausend zarten Armen umklammerte der Efeu den Hügel. Auf unbehauenem Findling las ich Worte, die jedem Deutschen tief ins Herz sich prägen:

Karl Rudolph Brommy ruht in diesem Grabe,
Der ersten deutschen Flotte Admiral.
Gedenk des Wackren und gedenk der Zeiten,
An schöner Hoffnung reich und bittrer Täuschung,
Und „welche Wendung dann durch Gottes Fügung".

Ende.

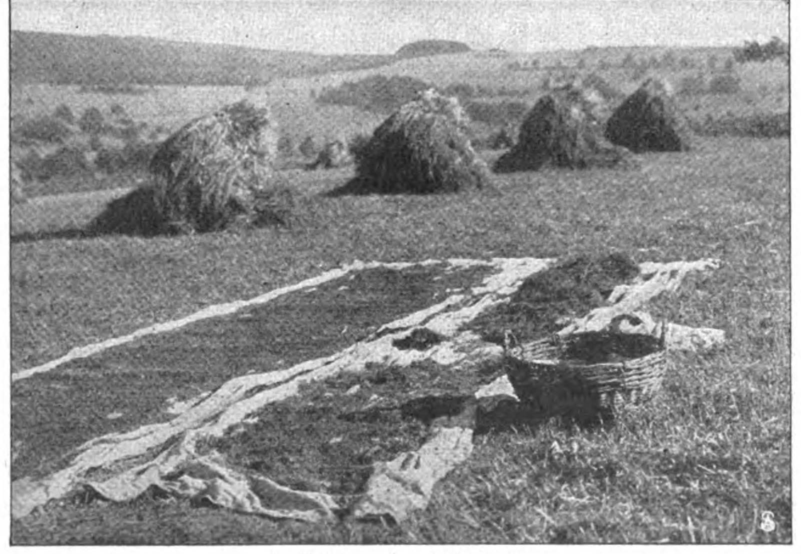
Heimische Oelpflanzen.

Von G. S. Urff. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß es in Deutschland in fast jedem Dorfe, das an einem fließenden Gewässer lag, eine Oelschlagmühle gab. Kurz nach der Rapsernte kamen dann die Bauern aus der Umgegend und brachten den Rapssamen, damit der Müller Oel daraus presse. Nach einer bestimmten Zeit wurden Oel und Rückstände wieder abgeholt. Ein kleiner Anteil blieb dem Müller für seine Arbeit. In den letzten Jahrzehnten haben sich diese Verhältnisse gründlich geändert. Durch die vielen, namentlich aus den Tropenländern eingeführten Pflanzenöle war das Rüböl, das früher bei der bäuerlichen Bevölkerung allgemein als Speiseöl diente, in Mißkredit geraten. Es war kein Zweifel, die neuen Oele schmeckten besser und waren nicht teurer, und als Brennöl fand man einen vorzüglichen Ersatz im Petroleum. Zudem erwies sich die alte Herstellungsmethode, wie sie in den Schlagmühlen gehandhabt wurde, als wenig ergiebig. Es blieb zuviel Oel in den Rückständen. Für die Bauern hatte dies wenig zu sagen. Sie konnten die Oelkuchen als Viehfutter sehr wohl verwerten. Aber für die Müller war die Arbeit schließlich nicht mehr lohnend. So ging eine Schlagmühle nach der andern ein. Heute findet man sie nur noch in ganz abgelegenen, weltvergessenen Winkeln.

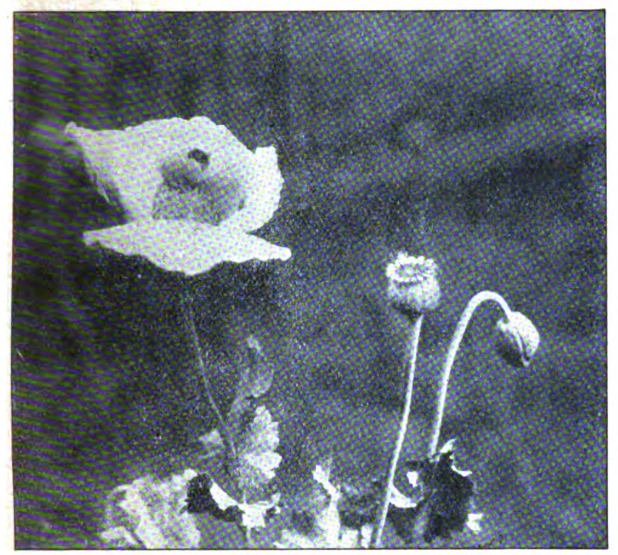
In diesem Jahr werden jene wenigen Oelmühlen gewiß wieder mehr zu tun bekommen. Da uns die Zufuhr vom Ausland fast vollständig fehlt, so haben unsere heimischen Oelpflanzen wieder an Wert gewonnen. Die beiden wichtigsten in Deutschland angebauten Oelpflanzen sind der Raps oder Rübsen und der Flachs oder Lein. Aus jener Pflanze gewinnt man das bekannte Rüböl, das gereinigt als Speiseöl recht wohl verwertbar ist, wenn es auch weit mehr zu Industriezwecken Verwendung findet. Der Flachs oder Lein (Abb. 3) liefert uns das Leinöl, eins der wichtigsten, die es überhaupt gibt. In Rußland, in Polen, auch im Spreewald benutzt man es als Speiseöl. Hauptsächlich aber dient es zur Herstellung der Oelfarben und Lacke. Ein Haupterfordernis beim Auspressen des Leinöls ist es, daß die Samen gut ausgetrocknet sind. Man verwendet deshalb nur zwei bis sechs Monate alte Samen, die der Einwirkung der Sonnenstrahlen reichlich ausgesetzt waren (Abb 1). Die Rückstände beim Pressen, die sogenannten Leinkuchen, sind sehr reich an Eiweiß und liefern deshalb ein vorzügliches Viehfutter.

Mögen diese beiden wichtigsten Oelpflanzen auch hauptsächlich Industriezwecken dienen, so haben wir doch auch unter unseren heimischen Oelpflanzen eine ganze Reihe von solchen, deren Erzeugnisse als Speiseöl recht wohl in der feinsten Küche Verwendung finden können. Ein sehr gutes Speiseöl liefern z. B. die Früchte des Walnußbaumes, die ja gerade in diesem Jahre in so reicher Ernte vorhanden sind. (Abb. 7). Kalt gepreßtes Nußöl ist farblos oder hell grünlichgelb und hat in frischem Zustand einen höchst angenehmen, milden Geruch und Geschmack. Leider wird es leicht ranzig und ist dann ungenießbar. In dieser Hinsicht ist ihm das aus den Samen der Rotbuche (Abb. 9) gewonnene Bucheckerkernöl weit überlegen. Schon seit sehr langer Zeit hat man die Früchte der Buche in Deutschland auf Oelgewinnung verarbeitet. Heute findet diese Verarbeitung namentlich in Thüringen, Hannover und am Rhein statt. Das Eckeröl ist hellgelb, klar und von angenehmem Geschmack und Geruch. Es wird sehr schwer ranzig. Auch an Bucheckern haben wir heuer eine reiche Ernte zu erwarten. Ein sehr gutes Speiseöl erhält man auch aus den Samen des Gartenmohns (Abb. 2). Der Oelgehalt dieser Samen ist

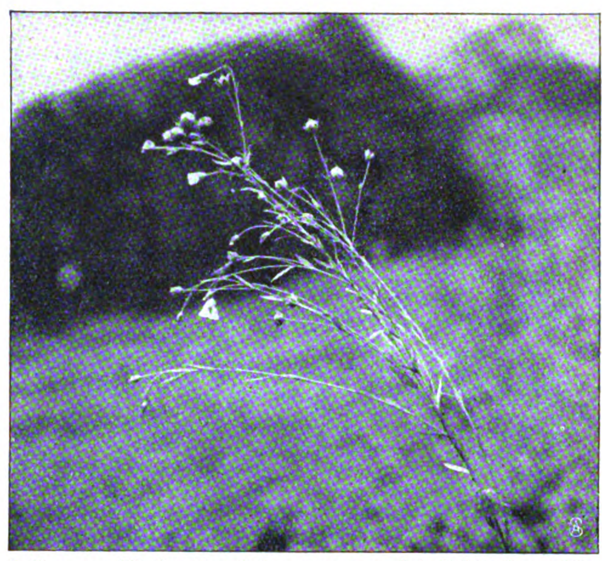


1. Trocknen der Leinsamen.

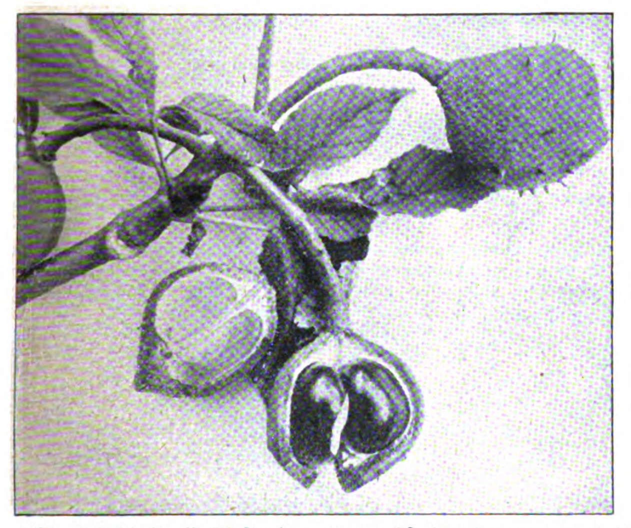




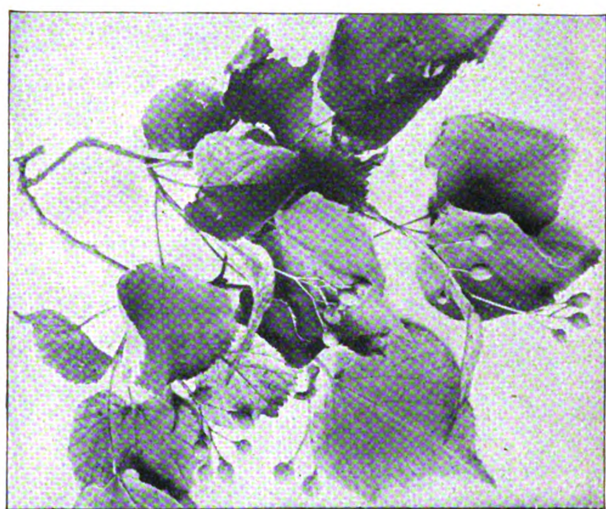
2. Aus Mohnsamen erhält man ein feines Oel.



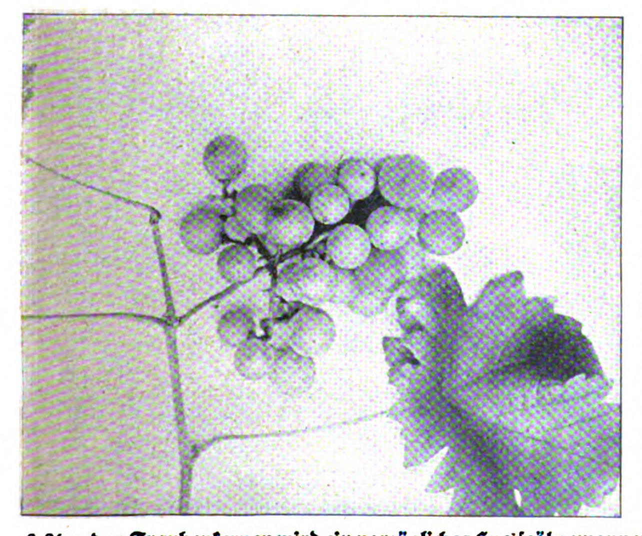
3. Das aus Flachs oder Lein gewonnene Leinöl ist sehr wichtig.



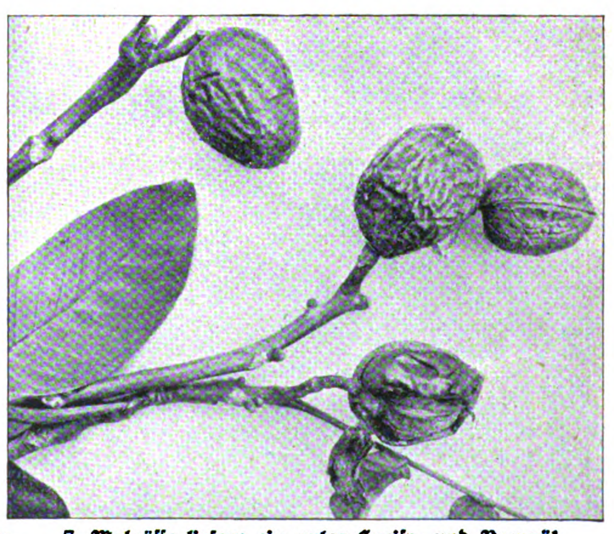
4. Die Früchte der Roßkastanie werden auf Oelgewinnung verarbeitet.



5. Lindensamen enthalten bis 58 % Oel.



6. Aus den Traubenkernen wird ein vorzügliches Speiseöl gewonnen.



7. Walnüsse liefern ein gutes Speise- und Brennöl.

Heimische Oelfrüchte.



sehr groß. Er schwankt zwischen 50 und 60 Prozent. Besonders in Belgien und Nordfrankreich ist das kalt gepreßte Mohnöl als Speiseöl allgemein von der Bevölkerung sehr geschätzt.



8. **Die Sonnenblume,**
die in ihrem Samen ein vorzügliches Speiseöl liefert.

Gewiß ist es schon manchem aufgefallen, wie zahlreich in diesem Jahre die Sonnenblumen (Abb. 8) bei uns vertreten sind. Besonders an den Eisenbahndämmen leuchten ihre großen Blütensterne. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß hier die Bahnverwaltung ihre Hand mit im Spiele hat und die Streckenwärter zur Anpflanzung dieses nützlichen Gewächses veranlaßte. Die Früchte der Sonnenblume liefern ein vorzügliches Speiseöl. In Rußland und in Ungarn wird die Sonnenblume schon lange zum Zweck der Oelgewinnung im großen angebaut.



9. **Die Bucheckerkerne**
liefern ebenfalls ein gutes Speiseöl.

Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Kerne der Weintrauben (Abb. 6) ein sehr gutes Oel enthalten. Bei der Weinbereitung werden die Kerne von den Trestern abgeschöpft, getrocknet und dann zunächst auf einer gewöhnlichen Mühle geschroten. Aus diesem Schrot gewinnt man dann durch Pressung das Traubenkernöl, ein feines Speiseöl von gelbgrüner Farbe.

Auch die Samen der Linde (Abb. 5) enthalten ein fettes Oel, das in Geruch und Geschmack bestem Olivenöl gleichkommt. Ebenso werden die Samen der Roßkastanie (Abb. 4) zur Oelgewinnung verarbeitet.

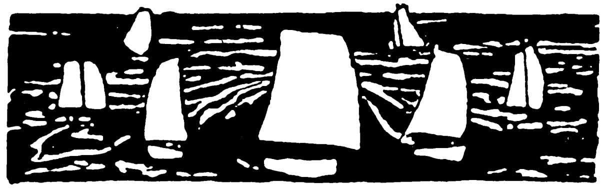
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 16. Oktober 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

5. Oktober.

Englische Handgranatenangriffe auf das Werk nördlich von Loos werden abgewiesen. Das von den Franzosen nordwestlich von Givenchy besetzte Grabenstück wird zurückerobert.

Unsere Truppen unternehmen von der Drina-Grenze aus Streifungen auf serbisches Gebiet.

6. Oktober.

Dem griechischen Ministerpräsidenten Venizelos wird vom König Konstantin erklärt, daß er der Politik des gegenwärtigen Kabinetts nicht bis zu Ende folgen könne. Venizelos reicht dem König sein Abschiedsgesuch ein.

In der Champagne versuchen die Franzosen die Offensive wiederaufzunehmen. Nach starkem Artilleriefeuer, das sich zu größter Heftigkeit steigert, gelingt es ihnen nur an einigen Stellen, ihre Truppen zum Sturm vorzubringen. Wo sie stürmen, werden sie unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

7. Oktober.

Die französische Offensive in der Champagne nimmt ihren Fortgang. Nach starkem, nach und nach bis zu äußerster Heftigkeit gesteigertem Artilleriefeuer setzen die Angriffe wieder ein. Westlich der Straße Somme-Py—Souain konnten in Richtung Ste.-Marie Teile von zwei neu eingetroffenen Divisionen an einer Stelle über unsere vorderste Linie vordringen. Durch sofort einsetzende Gegenangriffe wird der Feind wieder hinausgeworfen.

Bei Tahure gelingt es dem Feinde nach hin und her wogendem Gefecht etwa 800 Meter Raum zu gewinnen. Der Angriff kommt durch unsere Gegenangriffe zum Stehen.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen überschreiten die Drina, die Save und die Donau an mehreren Stellen.

8. Oktober.

Das Grabenstück östlich des Navarin-Gehöfts in der Champagne, das die Franzosen noch besetzt hielten, wird durch Gegenangriff gesäubert. Später nimmt das feindliche Artilleriefeuer wieder zu, und es kommt an einzelnen Stellen zu Infanterieangriffen, die sämtlich abgewiesen werden.

An der ganzen ostgalizischen und wolhynischen Front greift der Feind unter großem Kräfte- und Munitionsaufwand an. Die Angriffe bleiben ohne Erfolg.

Ministerpräsident im neuen griechischen Kabinett wird Zaimis.

9. Oktober.

In der Champagne greifen die Franzosen nach stundenlanger Artillerievorbereitung die Stellung östlich des Navarin-Gehöfts an, gelangen stellenweise bis in die Gräben, werden aber durch Gegenangriffe wieder hinausgeworfen.

Zwei Armeen einer unter dem Generalfeldmarschall von Mackensen neugebildeten Heeresgruppe überschreiten mit ihren Hauptteilen die Save und Donau. Nachdem die deutschen Truppen der Armee des k. und k. Generals der Infanterie v. Köveß sich der Zigeunerinsel und der Höhen südwestlich von Belgrad bemächtigt hatten, gelingt es der Armee, auch den größten Teil der Stadt Belgrad in die Hand der Verbündeten zu bringen.

10. Oktober.

Bei Tahure in der Champagne gewinnen wir von dem verlorenen Boden auf einer Frontbreite von etwa 4 Kilometer im Gegenangriff mehrere hundert Meter zurück.

11. Oktober.

In der Gegend Souchez—Neuville und in der Champagne nordwestlich von Le Mesnil wurden feindliche Handgranatenangriffe abgewiesen.

Auf der Front zwischen Sabac und Gradiste ist der Donau-Uebergang vollendet. Südlich von Belgrad sind die Höhen zwischen Zarkowo und Mirijewo erobert.

✠✠✠

Ein halbes Jahrtausend Hohenzollernherrschaft.*)

Von Archivrat Dr. Herman v. Petersdorff.

Am 21. Oktober sind es fünfhundert Jahre her, seitdem die märkischen Stände zum erstenmal einem Hohenzollern, dem von Kaiser Sigmund am 30. April 1415 zum Kurfürsten von Brandenburg bestellten Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, huldigten. Heute huldigt ein Siebzigmillionenreich, das waffengewaltigste Volk der Erde, dem Nachkommen jenes Burggrafen aus schwäbischem Geschlecht, dem Deutschen Kaiser als dem Vertreter des Herrscherhauses, dem es vergönnt war, das deutsche Volk zu der Höhe der Macht emporzuführen, auf der es sich jetzt befindet, und die es, so Gott will, nicht nur bewahren, sondern noch vermehren wird. Angesichts des heimtückischen Ueberfalls, dem wir vor fünf Vierteljahren ausgesetzt waren, und angesichts der ungeheuren Erlebnisse, die seitdem auf uns eingestürmt sind, ist es uns wieder so recht bewußt geworden, was wir an unserm Fürstenhause gehabt haben. Unzähligen hat der Krieg geradezu die Augen geöffnet über das, was wir den Hohenzollern verdanken. Kaum ein Herrschergeschlecht hat so sehr sein Volk zu dem gemacht, was es ist, als gerade die Dynastie Hohenzollern. Neben einer Menge anderer Errungenschaften, auf die wir Preußen stolz sein dürfen, verdankt das preußische Volk den Hohenzollern vor

*) Die den Aufsatz begleitenden Abbildungen entnehmen wir dem in Kürze erscheinenden Werk: „500 Jahre Hohenzollern. Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses. Von Geh. Archivrat Dr. Georg Schuster, Königlichem Archivar, mit mehr als 100 Abbildungen. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin."



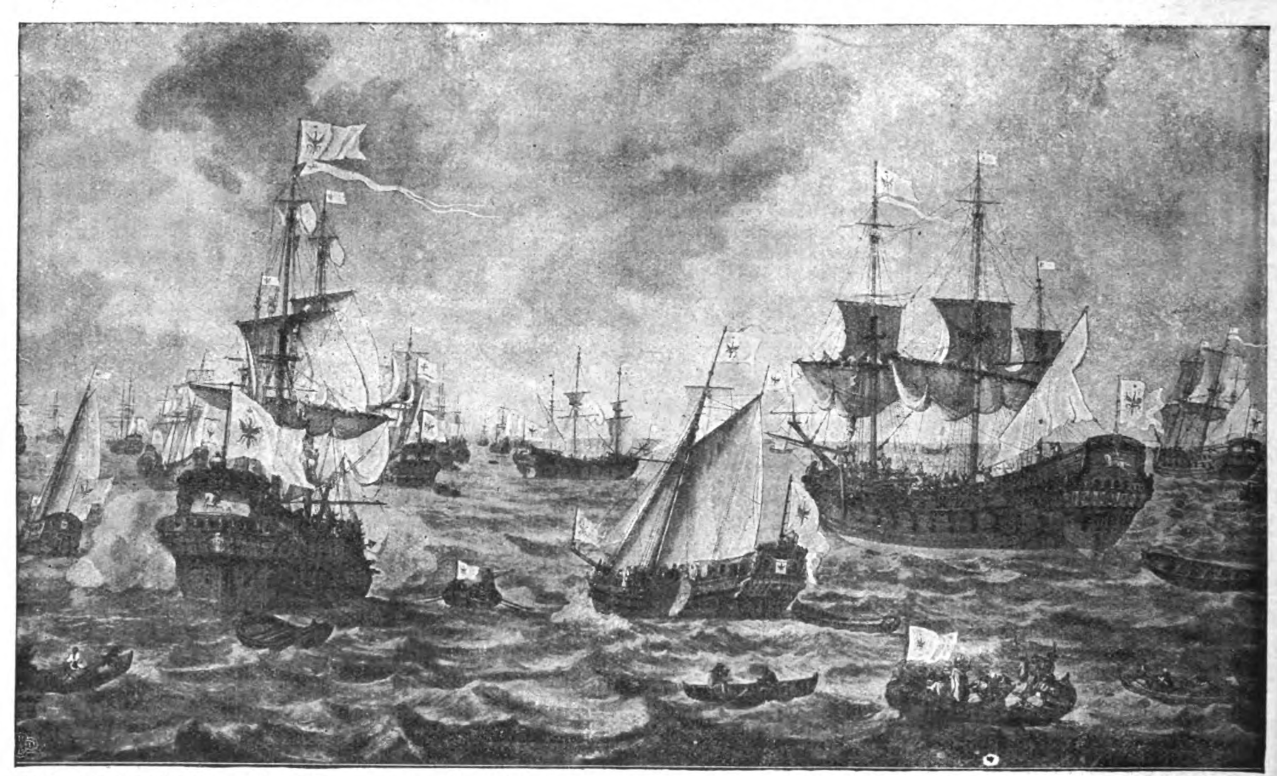
Kurfürst Friedrich I.
Bildnis aus dem von Friedrich I. für den Berliner Dom gestifteten Altargemälde, jetzt im Hohenzollern-Museum.

allem die straffe, militärisch monarchische Zucht, die die fremden Völker als das Eigenartigste im deutschen Staatswesen empfinden. Ohne sie wären wir jetzt ver-



Kurfürst Johann Georg und seine Gemahlin Elisabeth.
Farbiges Wachsrelief im Hohenzollern-Museum.

loren gewesen; die neu geweckte Erkenntnis von der Notwendigkeit der militärischen Zucht des von Feinden umgebenen Deutschlands drückt nichts beredter aus als



Die kurbrandenburgische Flotte auf der Ueberfahrt nach Rügen. In der Mitte die Schnelljacht des Großen Kurfürsten.
Nach einem zeitgenössischen Oelbild von Lieve Verschnier.





Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
Von Govaert Flinck.
Mit Genehmigung der Gesellschaft zur Verbreitung klass. Kunst.

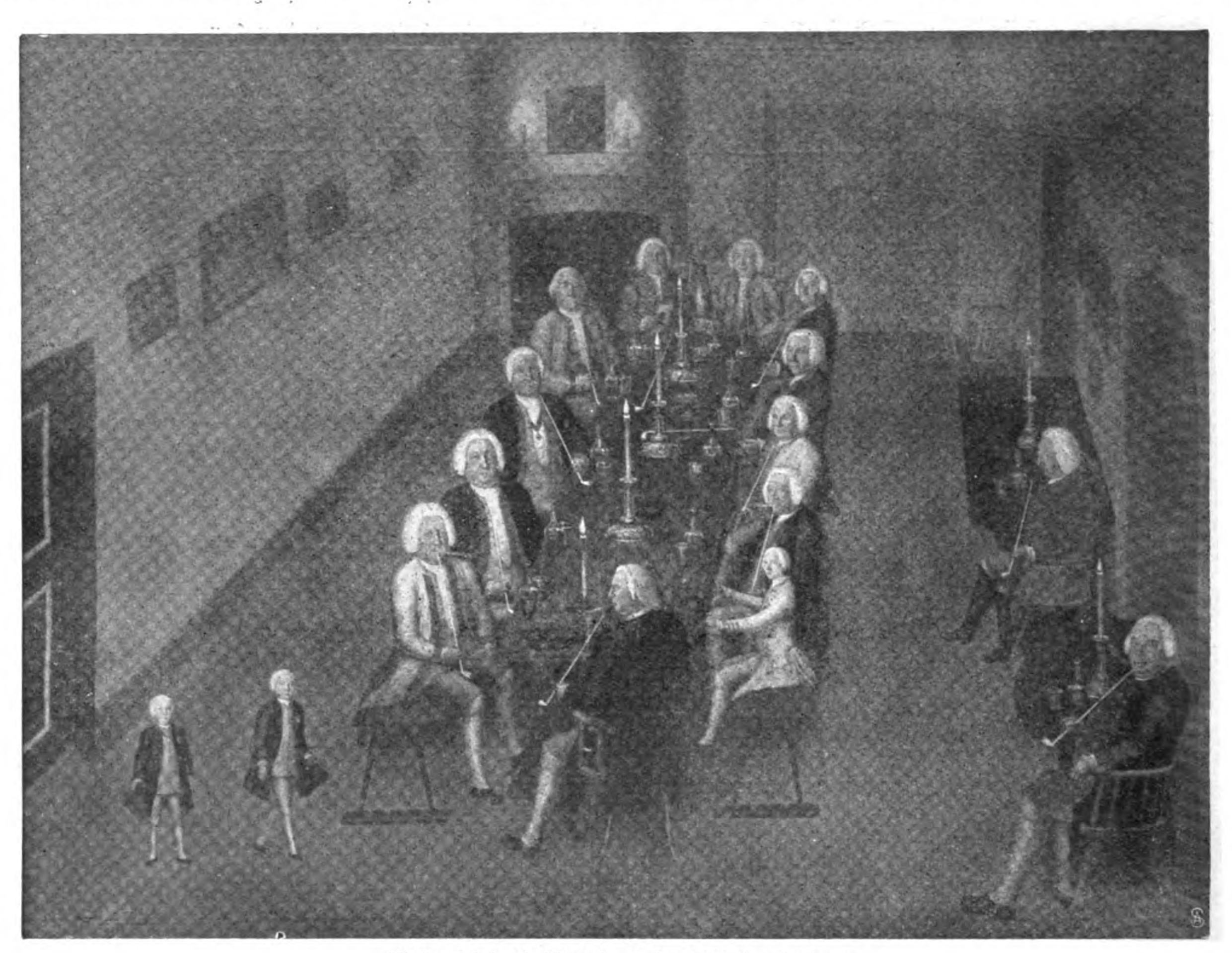
jenes Wort eines bisherigen Antimilitaristen: „Ich gehe zum Hindenburg!"

Heute ziehen sie alle im Geiste an uns vorüber, die Glieder des tatkräftigen Hohenzollerngeschlechts. Schon die drei ersten Kurfürsten können sich sehen lassen, die beiden Friedriche, von denen der erste ein Mann großen Stils ist und der zweite so recht ein Vertreter der schlichten hohenzollernschen Tüchtigkeit, und dann die glänzende Kraftnatur Albrecht Achills! Auch noch Joachim I. ist eine beachtenswerte Persönlichkeit, ein kühl rechnender Realpolitiker. Hierauf setzt freilich die Kraft des Geschlechts ein volles Jahrhundert aus. Kaum daß noch der Geschäftsinn Johanns von Küstrin und der haushälterische Geist Johann Georgs bemerkenswert erscheint. Mit dem Großen Kurfürsten wächst dann das Haus urplötzlich in die weltgeschichtliche Aufgabe hinein, die ihm durch die Erbschaften im Westen und Osten Deutschlands gestellt wurde. Wir kennen ihn, diesen herrlichen Mann: ein Fürst, erfüllt von unermüdlichem Tätigkeitsdrang und mächtigem Unternehmungsgeist, von erstaunlicher Spannkraft und Anpassungsfähigkeit, bei dem wir ein schon früher bei den Hohenzollern zu spürendes Pflichtgefühl in voller Deutlichkeit wahrnehmen, der sich in gewissen Augenblicken als ein Werkzeug des göttlichen Willens betrachtete, der erste Hohenzoller, der Weltpolitik trieb. Wäre er nicht gewesen, der Streubesitz des Hauses Brandenburg von damals hätte auseinanderfallen müssen. Der Schwung im Wesen dieses stürmischen Mannes, dessen Augen schienen „wie zwei funkelnde Kometen", elektrisiert. Wer Andreas Schlüters Werk anschaut, der spürt den Hauch seiner Persönlichkeit. Aber Friedrich Wilhelm war daneben auch kühler Realpolitiker, der, wie der Großvater seiner Gemahlin, Wilhelm von Oranien, im Interesse seines Staates zuweilen auf Macchiavells Pfaden wandelte. Doch der Haupteindruck, den sein Wirken hinterläßt, ist der des Schlachtenhelden. Als der Sieger von Warschau und Fehrbellin, als der kühne Kämpfer, der dem Feinde über das Eis des Kurischen Haffs nachjagte, steht er gerade jetzt lebendig vor unserer Seele. Unbändige Urkraft findet sich in seinem Enkel Friedrich Wilhelm I. gesammelt, der das vom Großen Kurfürsten geschaffene



Denkmal König Friedrichs I. in Königsberg. Von Andreas Schlüter.

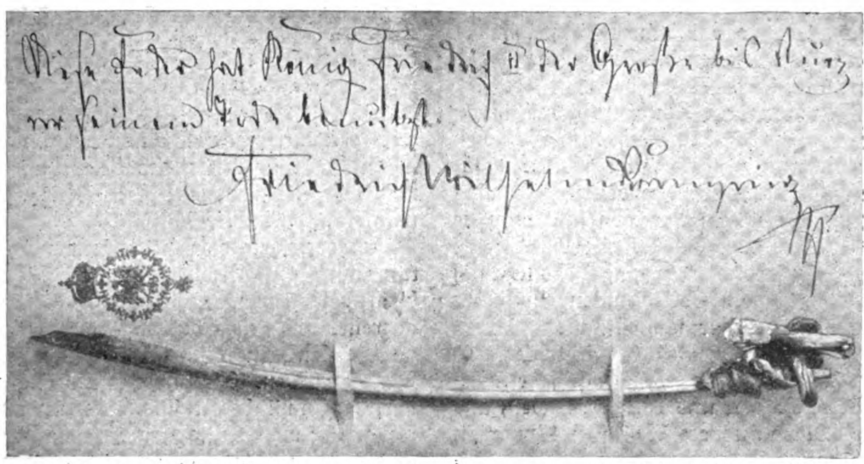
und von dem im übrigen mehr den Werken des Friedens sich widmenden ersten König weiter gebildete Heer zum unzerbrechlichen Rückgrat des Staates gestaltete, das preußische Beamtentum schuf und mit eiserner Hand seinen Sohn in den Dienst des Staates zwang, der gewaltigste Organisator, den das Hohenzollernhaus hervorgebracht hat. Sein stürmisches Schalten und Walten hat die Physiognomie des preußischen Staates so beeinflußt, daß diese bis auf den heutigen Tag noch wesentliche Spuren davon an sich trägt. Er muß als der Schöpfer des vielgeschmähten preußischen Militarismus betrachtet werden. Lebensgüter gestellten Schön- und Freigeist, der aber, und das in gesteigertem Maß, von dem leidenschaftlichen Machtwillen des Großen Kurfürsten und dem unerhörten Pflichtbewußtsein des Soldatenkönigs gepackt wurde und das Instrument des Heeres sowie die sonstigen von ihm vorgefundenen oder neu geschaffenen Hilfsmittel mit einer an das Wunderbare grenzenden Entschluß-, Tat- und Erfindungskraft, zuweilen auch, obwohl er einst idealistisch die Lehren Machiavells bekämpft hatte, voller Machiavellismus zu verwerten wußte, um dann in einer langen Friedenszeit ein unvergleichlich segensreiches Regiment zu entfalten und



König Friedrich Wilhelm I. im Tabakskollegium.

Gemälde im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

Der preußische Ordnungsinn, die preußische Pünktlichkeit und Sparsamkeit sind auf niemand so zurückzuführen als auf ihn. Das Wort von der „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit“ klingt so, als wenn er es geprägt hat. Bei all seinen Einseitigkeiten und abstoßenden Härten war er eine kerndeutsche Persönlichkeit von tiefem Gemüt; einen „stummen Poeten“ hat ihn verständnisvoll Carlyle genannt. Freilich vermögen gerade ihn die wenigsten Ausländer ganz zu verstehen, kaum die Süddeutschen. Desto mehr haben die Völker — Franzosen, Briten, Italiener — den reichen Genius seines Sohnes zu würdigen vermocht, des Großen Friedrich, um den die ganze Welt uns beneiden darf, jenen auf den Genuß der feinsten als „der alte Fritz“ eine nie erlebte Volkstümlichkeit zu erlangen. Ein Hochgefühl ergreift uns Preußen gerade inmitten des heutigen Kriegsgetümmels bei dem Gedanken, daß dieser Mann unser war. Sein stolzer Angriffsgeist, sein Todesmut, seine Ausdauer stehen uns jetzt so lebendig wie nur je vor der Seele und lassen uns freudiger die uns umdräuenden Gefahren bestehen. Nach ihm steigt in Wilhelm I. wiederum ein Herrscher auf den Thron, dem eine glorreiche Heldenlaufbahn beschieden war, eine der vornehmsten und ehrwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte und zugleich einer der heißgeliebtesten unter den Fürsten, der mit selbstüberwindender Hingabe bis in die letzten Stunden seines ungewöhnlich langen Lebens sein schweres Herrscher-



Schreibfeder Friedrichs des Großen. Mit handschriftlicher Bemerkung Kaiser Friedrichs.
Im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

amt ausübte. „So hochgefürstet ist noch kein Monarch der Erde gewesen", hat ihm sein Kanzler ins Grab nachgerufen.

Was Wilhelm I. mit seinen Dienern geschaffen hat, das hat sein Enkel weitergebildet, und Hand in Hand damit hat Wilhelm II. in richtiger Wahrnehmung der Stunde jene Weltpolitik, die der Große Kurfürst unter ungleich ungünstigeren Bedingungen einzuleiten versuchte, in Angriff genommen, indem er zugleich das zum Schutze dieser Politik erforderliche Instrument der deutschen Flotte schuf.

Pflichtbewußtsein, Verantwortungsgefühl, Tatkraft, praktischer Sinn, zähe Beharrlichkeit: das sind die Tugenden, die uns namentlich seit dem Großen Kurfürsten immer wieder bei den Hohenzollern begegnen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit lastete auf vielen derartig, daß dadurch ihre Kraft zu handeln stark gelähmt wurde. Beim regierenden Kaiser haben unsere Feinde anscheinend auf den hemmenden Druck der Verantwortlichkeit Pläne gebaut. Vom ersten Kurfürsten an bis auf Wilhelm II. sind die Hohenzollern friedliebender gewesen, als es mancher Wort haben will. Schloß doch auch der Alte Fritz seinen letzten Krieg mit dem aufrichtig gemeinten Ausspruch: Oliva lauro potior. Aber die mächtigsten Empfindungen beim Rückblick auf die Geschichte der Hohenzollern werden doch in uns ausgelöst, wenn wir daran denken, wie die Größesten des Geschlechts, Kurfürst Friedrich Wilhelm und der Philosoph von Sanssouci, sich allezeit „das stolze Vorrecht der Initiative" bewahrt haben. Dank göttlicher Fügung hat der brandenburgische Adler den Siegesflug, den er vornehmlich unter diesen beiden Herrschern und Wilhelm I. nahm, in den vergangenen schaurig schönen Monden fortgesetzt. So umweht uns heute die Stimmung von Fehrbellin, und wie in der Dichtung Kottwitz und die Seinen, so rufen wir bei Beginn des neuen Halbjahrtausends der Hohenzollernherrschaft jubelnd:

In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

Edelkastanien, Nüsse und Mispeln.

Von J. Barfuß.

Edelkastanien und Nüsse gehören zum Schalenobst, die Mispel dagegen zum Kernobst. Alle drei Fruchtarten können spät, oft noch anfangs November geerntet werden. Die Verwertung dieser drei Früchte zum Einmachen, zu Marmelade, zum Kuchenbacken, zum Strecken des Brotmehls, zur Ölgewinnung usw. ist noch viel zu wenig bekannt.

Von den viel Fett enthaltenen Edelkastanien sind die Maronen die großfrüchtigsten; der Geschmack der kleinfrüchtigen Sorten steht ihnen nicht viel nach. Man findet die Edelkastanien namentlich in Süddeutschland, Baden-Baden, Heidelberg, ferner im Münsterland und in Österreich-Ungarn, Böhmen usw. Um die Kastanien bezw. Maronen längere Zeit bis nach Weihnachten aufbewahren zu können, trocknet man dieselben in einem Dörrapparat oder im Backofen, um das Keimen zu verhindern. Die Edelkastanien geben geschält und leicht geröstet zu Grün-, Wirsing- und Rosenkohl eine gut schmeckende Zutat. Auch kann man sie gerieben als Zusatz zu Teltower Rüben verwerten, haben diese doch von Natur einen mehr oder weniger ähnlichen Geschmack. Um diesen zu verfeinern, kocht man die Teltower Rüben musartig und läßt die geriebenen Edelkastanien einmal mitaufkochen. — Zum Brotmehlstrecken nimmt man sowohl kleinfrüchtige wie großfrüchtige, von der braunen Schale befreite, geriebene oder gemahlene Edelkastanien. Man kann je nach Vorrat der Kastanien zu je 3 Pfund Brotmehl 2 Pfund Kastanien nehmen. Das hieraus gebackene Brot hat einen ausgeprägten Maronengeschmack und sättigt sehr. Wählt man zu diesem Brot nicht beschlagnahmtes Mehl, so kann man Kastanienbrot neben dem gewöhnlichen Kriegsbrot verspeisen — mithin die Brotrationen vermehren. Ebenso lassen sich aus zusammen 5 Pfund Roggen- und Weizenmehl, 3 Pfund geriebenen Kastanien und 3 Pfund geschälten und geriebenen Kartoffeln nahrhafte, gut schmeckende Brote herstellen. Man bäckt dieselben im gut geheizten Ofen. Um besseres Kastanienbrot zu erzielen, gibt man in eine Kasserolle 1 Pfund Zucker, 100—400 Gramm Butter, 1 oder mehrere Eier und rührt alles gut durcheinander, fügt dann 2 Pfund im Handel zu kaufendes Mehl und 2 Pfund geriebene Edelkastanien dazu. Diese Masse wird mit der notwendigen Menge Backhefe zu einem geschmeidigen Teig verarbeitet. Dann wird der Teig 3 Zentimeter hoch ausgerollt, in 4 Zentimeter breite und 10 Zentimeter lange Streifen geschnitten und auf einem gefetteten Kuchenblech in ziemlich stark geheiztem Ofen gebacken. Maronen lassen sich auch ganz ohne Schale, wie folgt, konservieren. Man nimmt gleichmäßig große Maronen, spießt diese auf kurze, vorn zugespitzte Stöckchen. Dann

stellt man einen dickflüssigen Zuckersirup her, taucht die Maronen ein und zieht sie mit dem Stöckchen in der süßen Masse hin und her. Haben die Früchte genügend Sirup aufgenommen, läßt man sie an der Luft trocknen. Die Maronen müssen von dem Zuckersirup vollständig eingehüllt sein. Will man die Maronen ohne Stöckchen zuckern und trocknen, muß man sie mit einem Abschäumer aus dem Sirup herausnehmen, wobei immer etwas Sirup verloren geht. Nach dem Trocknen füllt man sie einzeln in Konservendosen oder Gläser. Sie halten sich, auf diese trockene Art konserviert, sehr lange. Es läßt sich auch aus den frisch entschalten Edelkastanien ein feiner Likör herstellen, der noch besser schmeckt, wenn hierzu die Hälfte Walnüsse genommen wird. Edelkastanien und Nüsse haben einen hohen Fettgehalt, sind also sehr nahrhaft. (Zuweilen 57 v. H. Fett und 16 v. H. Eiweiß und 14 v. H. Zucker.) Die grünen Walnüsse können in Zucker und Essig eingemacht werden. Die reifen, schalenlosen Spätherbstfrüchte sind dagegen wertvoll für die Bäckerei und Schokoladenfabrikation und zum Rohessen. Will man den reinen Walnußgeschmack haben, so entferne man das gelbe Häutchen, welches sich gut abziehen läßt. Von den Walnüssen sind die Butternuß, die gewöhnliche Nuß und die amerikanische Nuß besonders wertvoll. Die dickschaligen Walnüsse sind meistens schmackhafter als die dünnschaligen, weil sie mehr Zuckergehalt haben. Der Walnußbaum wächst besonders in Elsaß-Lothringen, den Vogesen, der Rheinpfalz, Westfalen, Thüringen, in Belgien und der Schweiz. Dagegen gedeiht die Haselnuß in ganz Deutschland, Holland, der Schweiz, Österreich-Ungarn usw. Die großfrüchtigen Haselnüsse: Frauendorfer, der Schah, Garibaldi, Hallesche Riesen, Webbs Preisnuß, Blutnuß, besitzen viel Eiweißstoffe. Walnüsse sowohl wie Haselnüsse bedeuten für uns eine gut wirkende Nervennahrung. Die verschiedenen Substanzen der Nüsse stärken die Nerven und erhöhen den Blutlauf. Das in den Nüssen enthaltene Alkaloid ergibt ihren Nährwert; Nußkuren sind daher für bleichsüchtige, schwächliche Personen sehr zu empfehlen.

Sowohl Walnüsse wie Haselnüsse, fein gerieben, sind leicht verdaulich; sie schmecken vorzüglich auf dem Butterbrot oder auch mit Brotmehl verbacken. Wohlschmeckend wird auch das vorhin erwähnte Kastanienbrot, wenn ein drittel Teil Wal- oder Haselnüsse hinzugefügt wird. Ein sehr geschmackvoller Walnußkuchen läßt sich herstellen, wenn Kuhmilch mit etwas Zucker und geriebener Walnuß oder großfrüchtiger Haselnuß vermischt wird. Man rechnet auf ½ Liter Milch ¼ Pfund Zucker und 1½ Pfund geriebene oder gemahlene Nüsse. Dieses Quantum wird gut verrührt und auf einem aufs Kuchenblech gestrichenen Mehlteig gleichmäßig auseinandergebreitet und hell gebacken.

Die Mispeln können bis anfangs November am Baume bleiben. Sie reifen auf Brettern, die mit Papier oder Torfmull belegt sind, nach und werden schließlich weich. Sie wachsen in ganz Deutschland, in Frankreich, in Österreich-Ungarn und in Südrußland. Für Deutschland sind die europäischen klein-, groß- und mittelgroßen Sorten gleich geschätzt. Zum Einmachen in Büchsen wählt man noch festfleischige (nicht teigige) Mispeln, sticht die einzelnen Früchte mit einer Nadel an und läßt diese Früchte in Milchwasser aufwallen. Hierauf nimmt man 1-Liter-Dosen und legt die Mispel hinein, worauf eine Zuckerlösung in die Dose gegossen wird, so daß alle Mispeln festgepackt in dem Zuckerguß eingehüllt sind. Mispelmarmelade kann sehr wohlschmeckend sein, wenn sie mit ⅓ geriebenen Maronen oder geriebenen Walnüssen vermischt ist. Die Mispeln hierfür müssen zu diesem Zweck einen leichten Frost erhalten haben und etwas teigig geworden sein. Man gibt sie in einen Emailletopf und läßt sie stehen, bis die Schale aufbricht. Dann drückt man sie durch ein Sieb, um die Kerne zu sondern. Zu einem Mispelbrei von 3 Pfund gibt man ½ Pfund geriebene Nüsse und 1½ Pfund gemahlene Edelkastanien, alles gut verrührt. Für diese 5-Pfundmasse rechnet man 2 Pfund guten Zucker und kocht diese Dreifruchtzuckermasse solange, bis die Marmelade leicht tropft. Je nach Geschmack kann auch Vanille beigemischt werden.

Auf Patrouille.

Ein letztes Halfterklirren ....
Ein leiser Freundesgruß ....
Nun gleit ich auf Waldpfads Irren
Durchs Dunkel auf huschendem Fuß.

Des Feindes verstohlene Feuer
Haben zu Abend geloht ....
Kameraden! Leiser und scheuer!
Im Dunkel lauert der Tod ....

Still! Wer da? — Bang lauschendes Beben ...
Fern hallt ein Schuß durch die Nacht.
Leben! Du köstliches Leben,
Wie hast du so reich mich gemacht!

Wie grüßt aus fernen Talen
Der Mutter liebes Haus! ....
Schau nicht in Sorg und Qualen
Nach deinem Jungen aus ....

Und du mit den schimmernden Haaren
Flehst auf aus Grabesnacht?!
Ach, hast du in jungwilden Jahren
Mir tiefe Schönheit gebracht!

Und warm klingt mir im Blute,
Was mir am treusten blieb:
Du Ferne, Liebe, Gute,
Mein Weib, wie hab ich dich lieb! — —

Und habt ihr mir alles gegeben,
Nun gleitet ihr fern, ach, so fern ...
Hoch strahlt ob meinem Leben
Leuchtend der Morgenstern ....

All meines Lebens Amen
Verglüht in seinem Brand:
Dein heilig süßer Namen:
Mein Vaterland!

Roland Abramczyk.



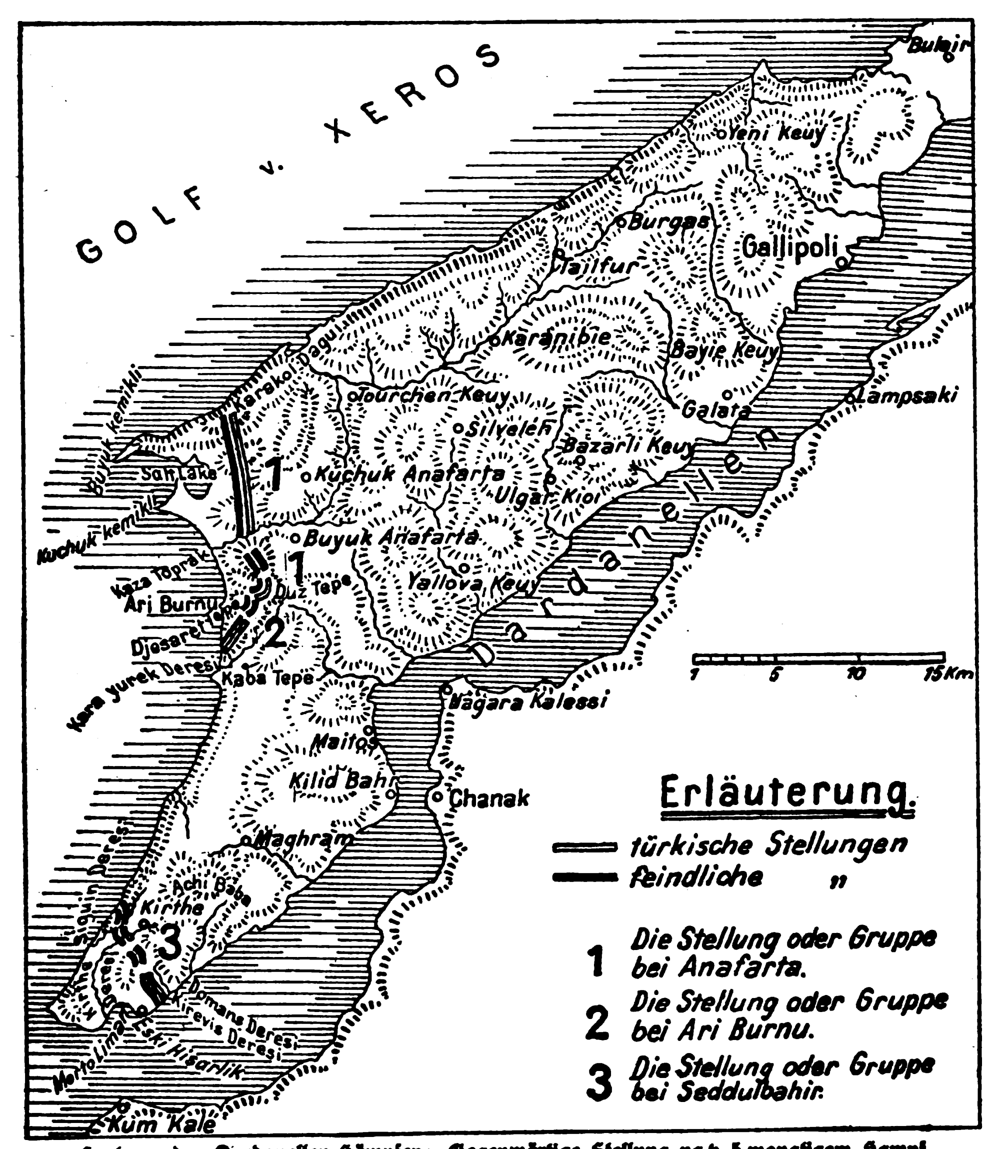
Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Stadt Belgrad und beherrschende Teile des umliegenden Geländes sind in unserm Besitz. Der Fall Belgrads wurde am selben Tage gemeldet wie vor einem Jahre der Fall von Antwerpen. So hat das Kriegsspiel sich gewendet, daß entscheidende Züge jetzt nach Jahresfrist in einem entgegengesetzten Teile der Karte Europas zu verzeichnen sind. Heute steht die deutsche Linie im Westen völlig lückenlos, und ebenso beherrscht im Osten die deutsche Angriffslinie die Lage. Der Schwerpunkt der Ereignisse liegt auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz, im Balkan.

Der Krieg ist in ein Stadium getreten, das eine ganz außerordentliche interessante Wendung bedeutet. Dort, wo der Feuerbrand des Weltkrieges entzündet wurde, der sich über Europa verbreitete, ist gegenwärtig der Schauplatz von Ereignissen, die möglicherweise entscheidend werden können.

Indem Stadt und Festung Belgrad in Händen der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen ist, hat der neue serbische Feldzug, der jetzt mit vereinten Kräften aufgenommen wurde, mit einer so energischen Aktion eingesetzt, daß die Aussicht für seine unsern Zwecken entsprechende Durchführung den besten Erfolg verspricht. Die vom Reichskanzler in seiner Reichstagsrede im August erwähnten Armeen, die wir „zur Verwendung an andern Stellen zur Verfügung haben“, da die Aufgabe, die unsere Truppen zur Bekämpfung Rußlands zu lösen hatten, erfüllt war, haben in dieser neuen Betätigung bewiesen, daß sie, kaum frei geworden, mit aller Schärfe zu neuer Kriegsarbeit vorgegangen sind. Die für den Feldzug gegen Serbien neugebildete Heeresgruppe Mackensen besteht aus der Armee Gallwitz und der Armee Köveß. Erstere hält den linken Flügel unserer Angriffslinie gegen Serbien. Sie hat zur Zeit des Falles von Belgrad bereits flußabwärts von Semendria die Donau an mehr als einer Stelle überschritten. Die Armee Köveß, die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zusammengesetzt ist, bildet den rechten Flügel im Osten unserer Front gegen Serbien. Es handelt sich um ein Vorgehen in breiter, geschlossener Front, die das Kampfgelände in ihrem Vorgehen derart beherrscht, daß es nach rückwärts vom Feinde vollständig gesäubert wird.

Der Angriff auf Belgrad begann damit, daß die deutschen Truppen der Armee Köveß die Zigeunerinsel und die beherrschenden Höhen im Südwesten eroberten. Die Festung schiebt sich, an der Spitze des vorspringenden Stadtgebietes gelegen, genau an der Einmündung der Save in die Donau vor. Die dahinter liegende Stadt, deren Mittelpunkt die serbische Königsburg, der Konak, umgeben von den Staatsgebäuden und Kasernen, bildet, wird durch lauter Schanzen im Westen und die Höhen im Osten geschützt. Nach der Stürmung der Zigeunerinsel und der überhöhenden Ufer der Save im Süd-



Karte zu den Dardanellen-Kämpfen: Gegenwärtige Stellung nach 5 monatigem Kampf.

westen drangen die deutschen Truppen in die Stadt Belgrad ein. Der Flußübergang geschah im mörderischen feindlichen Feuer. In der Stadt tobte ein schwerer Straßenkampf. Die Serben leisteten erbitterten Widerstand. Zwei Tage und zwei Nächte wurde von Haus zu Haus, von Barrikade zu Barrikade gekämpft und Schritt für Schritt die ganze Stadt vom Feinde gesäubert. Die Verbündeten besetzten die wichtigen Punkte und pflanzten auf der Zitadelle die deutsche und die österreichisch-ungarische Fahne auf.

Eine Episode von besonderer Heftigkeit bildete die Erstürmung des Konak, wo die deutschen Truppen ernsten Widerstand fanden. Die österreichisch-ungarischen Truppen der Armee Köveß drangen von Norden und Nordosten her vor, und es war ihnen die Genugtuung vorbehalten, die Zitadelle einzunehmen. Wie der österreichische Heeresbericht hervorhebt, haben sich in unermüdlicher, heldenhafter Tätigkeit die österreichischen Pioniere und die Donau-Flottille ausgezeichnet.

Der Widerhall, den das Ereignis im kriegführenden Europa findet, ist eindrucksvoll und unerwartet; eindrucksvoll, weil das Ereignis ein gewichtiges Moment bedeutet und unerwartet, weil das durchaus richtige Gefühl, in dem unsere Feinde in der letzten Zeit lebten, daß etwas Außerordentliches geschehen müsse, vorahnend das richtige getroffen hat. Es ist etwas Außerordentliches geschehen, allerdings in anderem Sinne, als es unseren Feinden erwünscht sein kann.

Ein zweites wichtiges Moment bildet im gegenwärtigen kritischen Zeitpunkte die mannhafte Absage Bulgariens an England. Weder durch Drohungen noch durch Lockungen hat dieser neutrale Staat sich kirren lassen. Auf seine Entschlossenheit konnte natürlich auch der Umstand, daß Rußland im Sinne Englands durch sein eigentümliches Ultimatum einen bestimmenden Einfluß zu üben versuchte, keinen Eindruck machen. Es muß für England außerordentlich peinlich sein, daß dieser Balkanstaat es wagt, ihm zu trotzen, umsomehr, als nun auch die andern Balkanstaaten sich mit ihrer Haltung danach einrichten werden.

Griechenland ist heute England gegenüber in derselben Lage wie Belgien zu Kriegsbeginn uns gegenüber. Wie lächerlich wirkt gegenüber den Tatsachen das heuchlerische Entrüstungsgebaren, mit dem das England von damals sich als angeblichen Beschützer des „in seiner Neutralität vergewaltigten“ Belgiens aufspielte! Das heutige England findet es ganz selbstverständlich, daß sein Verhalten gegen Griechenland durch die Verhältnisse gestattet sei. Unbedenklich bricht es die Neutralität des griechischen Staates, weil ihm das so in seine Pläne paßt, leugnet natürlich mit Hilfe all seiner gefügigen Mitarbeiter den Tatbestand des Neutralitätsbruches und betätigt mit einer Dreistigkeit, für welche parlamentarische Ausdrücke eigentlich nicht mehr ausreichen, eine Willkür, die mit dem Begriff von Recht und Unrecht Fangball spielt. Belgiens Neutralität war damals eine Wichtigkeit für England, weil Belgien seinen Zwecken in dieser Weise dienen sollte. Griechenlands Neutralität hingegen ist heute den Engländern eine Unwichtigkeit, die sie nach Belieben mißachten zu können glauben, weil es ihren Zwecken in der entgegengesetzten Weise dienen soll. Der Fortschritt der Ereignisse wird zeigen, wie Griechenland und schließlich auch Rumänien, über welches England natürlich auch zu disponieren versuchen will, sich zu der Frage stellen werden. Weswegen England mit allen Mitteln der List, der Vergewaltigung, aber nur nicht mit aufrechtem Mannesmut alles einsetzt, ist klar. Die Dardanellen zu erobern, ist im gegenwärtigen Stand der Lage so gut wie aussichtslos. Alle Opfer, die die Verbündeten Englands an dieser Stelle gebracht haben, haben es nicht vermocht, das Schloß an den Dardanellen zu entriegeln. Nunmehr bildet die Bedrohung von Suez die große Lebensfrage des britischen Reiches. Es besteht für England die höchste Gefahr, an diesem Punkte angefaßt zu werden.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz macht die deutsche Offensive gegen die Dünalinie und im östlichen Galizien und Wolhynien beharrliche Fortschritte. Die Armee Below hat vor Dünaburg in der verflossenen Woche zweimal erhebliche Erfolge melden können. Zahlreiche schwere Gegenangriffe der zurückgetriebenen Russen sind auf der ganzen Linie zwischen Njemen und Düna abgeschmettert und verfehlten ihren Zweck, die Armee Below von der Armee Eichhorn zu isolieren, vollkommen. Es haben heftige Kämpfe Mann gegen Mann stattgefunden, bei welchen die Russen blutige Verluste erlitten. Dieser Widerstand hat den Russen nichts genutzt, und war nicht imstande, unser Vorgehen aufzuhalten. Ebenso ist am südlichen Flügel unserer russischen Front beständig gekämpft worden. So haben bei Tarnopol und am Styr heftige Kämpfe stattgefunden, die den Russen schwere Verluste an Toten und Gefangenen kosteten.

Die französische Offensive machte in der Champagne erneut heftige Vorstöße. Außer einem unbedeutenden Geländegewinn bei Tahure können die Franzosen sich einer Wirkung ihrer Anstrengungen nicht rühmen. Überall steht unsere Mauer im Westen fest und unerschütterlich. Die Gegner erfahren schwere Verluste. Ihre Sturmangriffe, die sie durch die uns abgelernte erschütternde Wirkung schweren Geschützes vorbereitet hatten, kamen im allgemeinen nicht einmal durch die Feuerzone unserer artilleristischen Verteidigung hindurch und blieben von vornherein stecken. Wo jedoch ein Angriff an unsere Infanterieverteidigung herangetragen wurde, brach der Anlauf zusammen und ließ zahlreiche Gefallene vor unseren Stellungen zurück. Den Engländern gegenüber haben unsere Gegenvorstöße Fortschritte gemacht. Sie sind auf weite Strecken aus dem Gelände zurückgetrieben, das wir ihnen bei der großen allgemeinen Offensive Joffres einräumen mußten, weil ein günstiger Wind ihnen die Möglichkeit gab, uns erstickendes Gas zuzutreiben. Ein stärkerer Angriff, den die Engländer bei Vermelles riskierten, scheiterte unter schweren Verlusten.

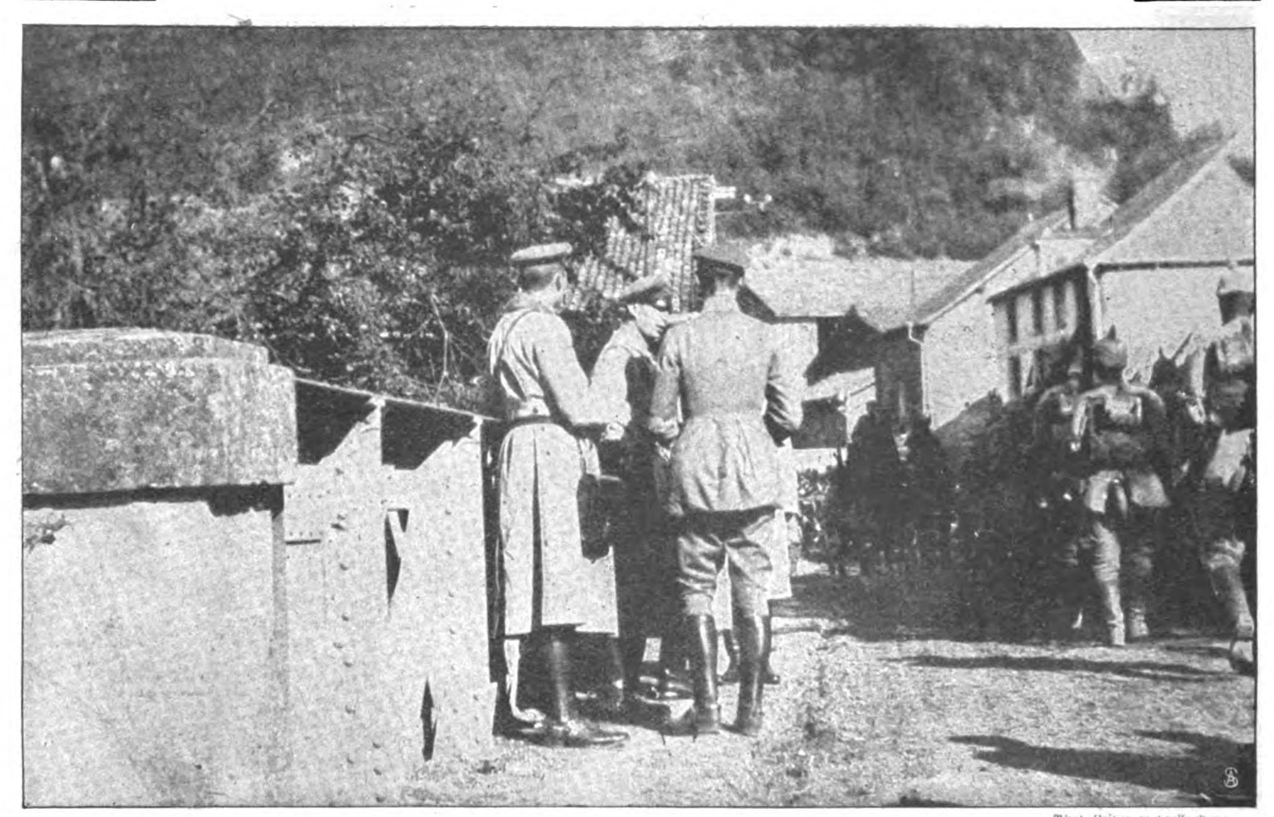
Auf die Mißerfolge im besonders lebhaft von feindlicher Seite geführten Luftkriege, deren empfindlichster die Erbeutung des französischen Luftschiffes „Alsace“ war, setzte einer unserer Zeppeline einen Trumpf, indem er das Lager von Chalons ergiebig bombardierte.

Selbst in Rußland wird es bereits öffentlich unverhohlen ausgesprochen, daß die mit so heftiger Wucht unternommene französisch-englische Offensive ganz belanglos ist. Dagegen wird es ebenso offen anerkannt, wie sicher die Bewegungen der deutschen Armeen, wie zuverlässig ihre Verteidigung im Westen und wie stetig ihr Vorrücken im Osten sei. Eine resignierte Genugtuung klingt aus diesen russischen Urteilen. Man merkt es ihnen an, daß die russische Eigenliebe einen Trost darin findet, daß es den Franzosen und Engländern auch nicht gelungen ist, gegen deutsche Truppen etwas auszurichten.

X

Phot. Lamm.

Alexander Zaimis, der neue griechische Ministerpräsident.



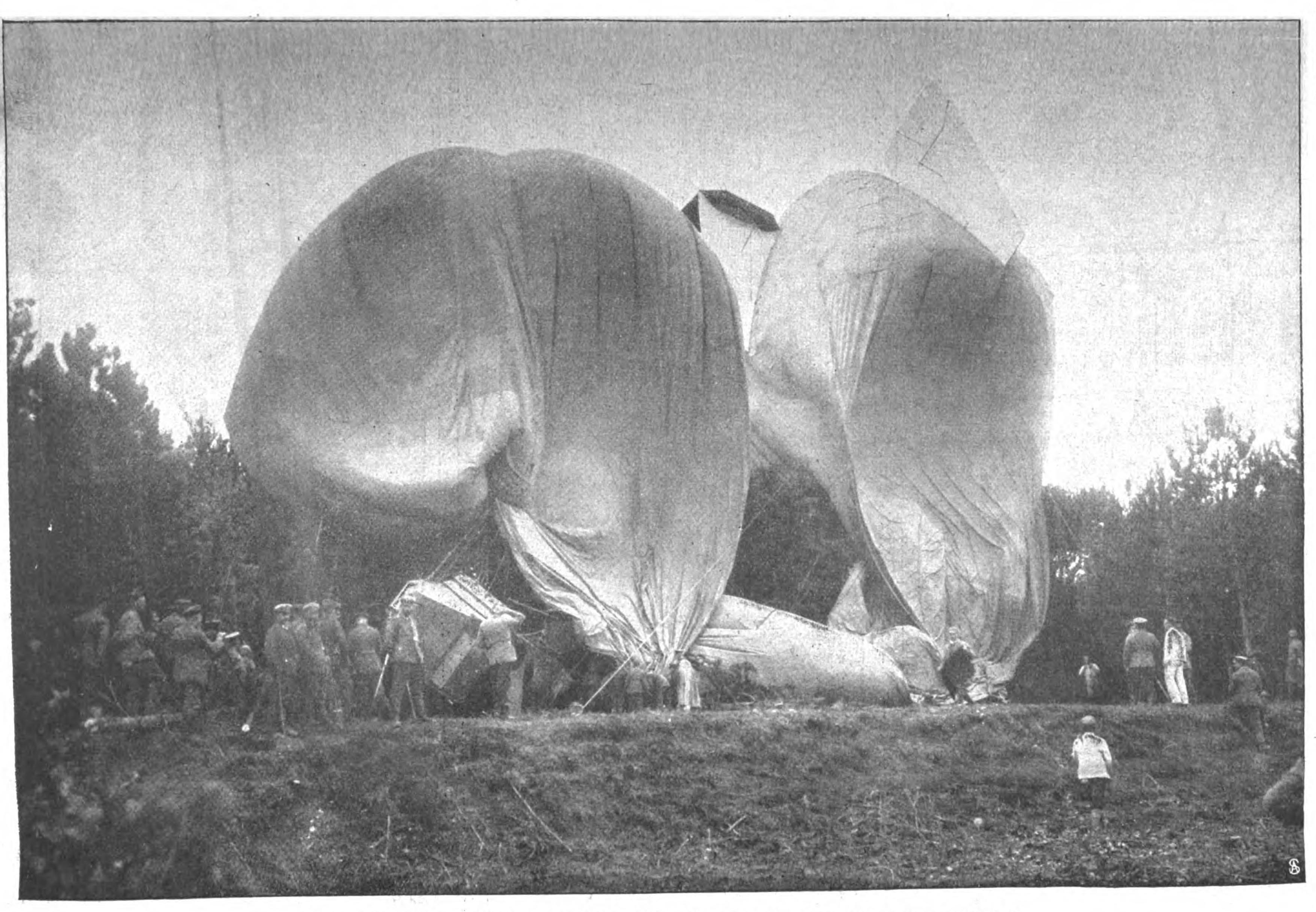
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die drei Söhne des Herzogs Albrecht von Württemberg im Gespräch mit einem Offizier in Autry (Frankreich).



Abordnung deutscher Rote-Kreuz-Schwestern in einem Gefangenenlager in Rußland.

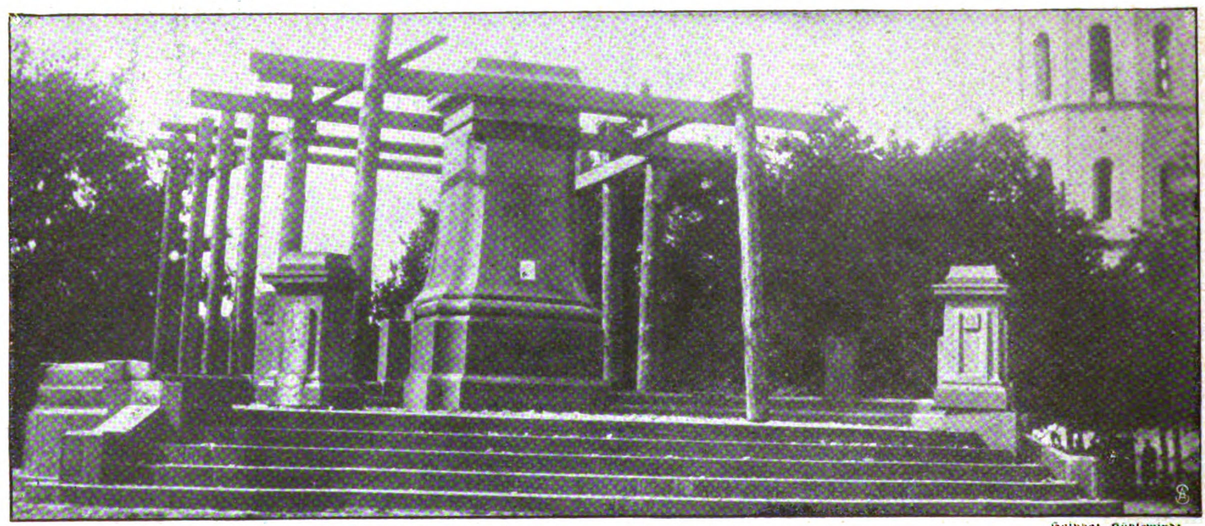
Von links: Der russische Begleiter Leutnant Anatole Constantinowitsch Wladimirsky, Oberin **Gräfin Uexküll, Schwester** Erika von Passow, Oberin Magdalene von Walsleben.



Das eroberte französische Luftschiff „Alsace" nach der erzwungenen Landung.



Deutsche Sanitätswagen vor der von den Russen abgebrannten Stadt Puchaczow. Hofphot. Berger.



Hofphot. Kühlewindt.

Das Bronzedenkmal wurde von den Russen entfernt, um den Deutschen das Metall nicht in die Hände fallen zu lassen.
Der Sockel des Denkmals Katharinas II. von Rußland auf dem Kathedralenplatz von Wilna.





Phot. Frankl.

Deutsche Truppen in Kowno.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Das bulgarische Königspaar: König Ferdinand und Königin Eleonore.

Aufnahme von Hofphot. Prof. Uhlenhuth in Koburg.





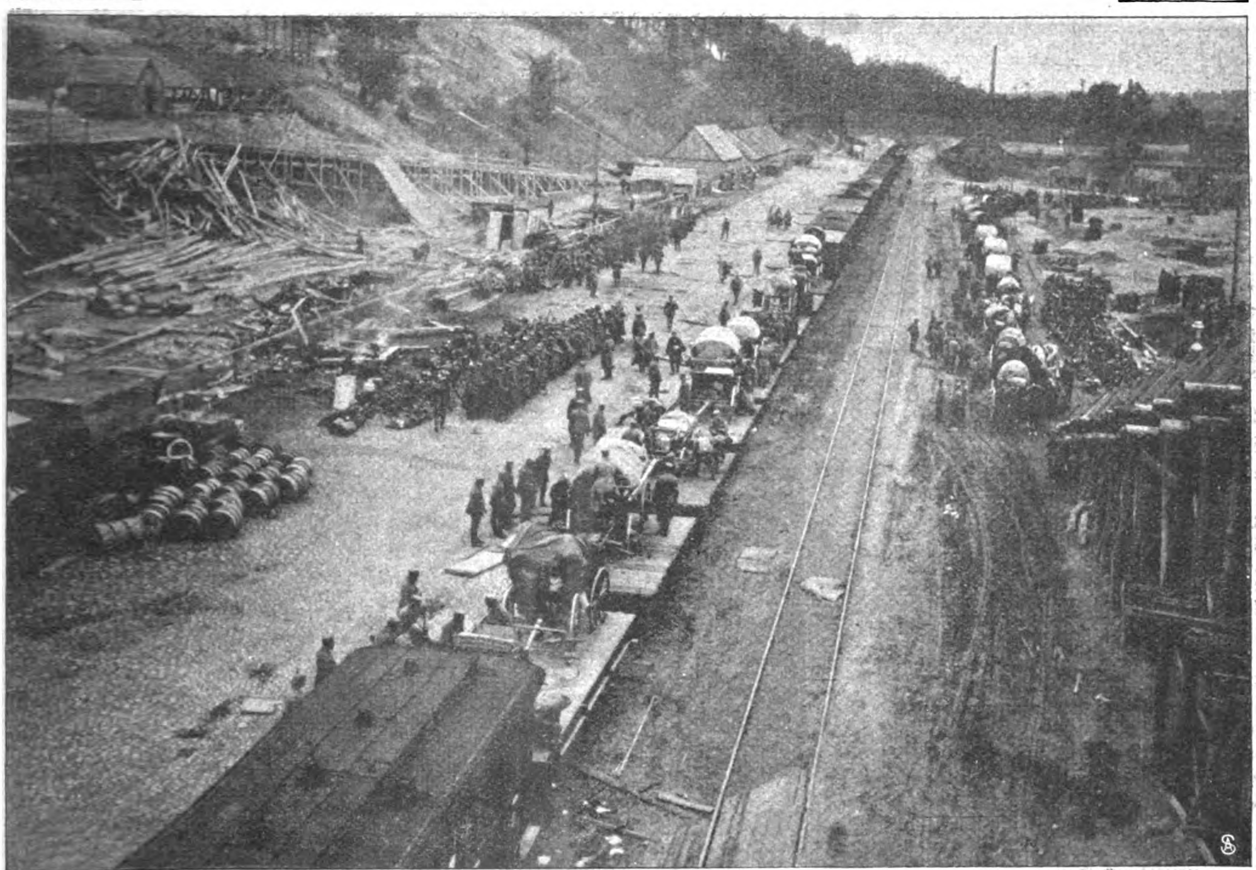
Oberleutnant Dröber. (Hofphot. Bensemann.) — Oberstleutnant v. Kaweczynski. — Leutnant Rudolf Selhausen. — Oberstleutnant Lueder. (Phot. Gericke.)

Major Reinicke. (Phot. Hoffert Nachf.) — Major Freiherr v. Rößing. (Hofphot. Bensemann.) — Oberst v. Held. (Hofphot. Bensemann.) — Leutnant v. Groeling. (Phot. A. Wertheim.)

Major Jouin. (Phot. M. Bätz.) — Leutnant Ernst Metge. (Phot. Bayer & Schmolz.) — Major Lewald. — Leutnant Kurt Vogel.

Leutnant Haenlein. (Hofphot. Bensemann.) — Leutnant Max Retzlaff. — Oberleutnant Ferdinand v. Zepelin. — Leutnant Friedrich Fuchs.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Verladung von Kriegsfahrzeugen auf dem Bahnhof in Kowno.

Hofphot. Kühlewindt.



Deutscher Munitionstransport passiert eine Furt durch die Lesna.

Hofphot. Berger.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Phot. Hohlwein & Girke.

Konzert der Marinekapelle in Blankenberghe.



Phototek.

Deutsche Soldaten auf dem Blumenmarkt in Brüssel.

Der Geschichtsunterricht der Zukunft.

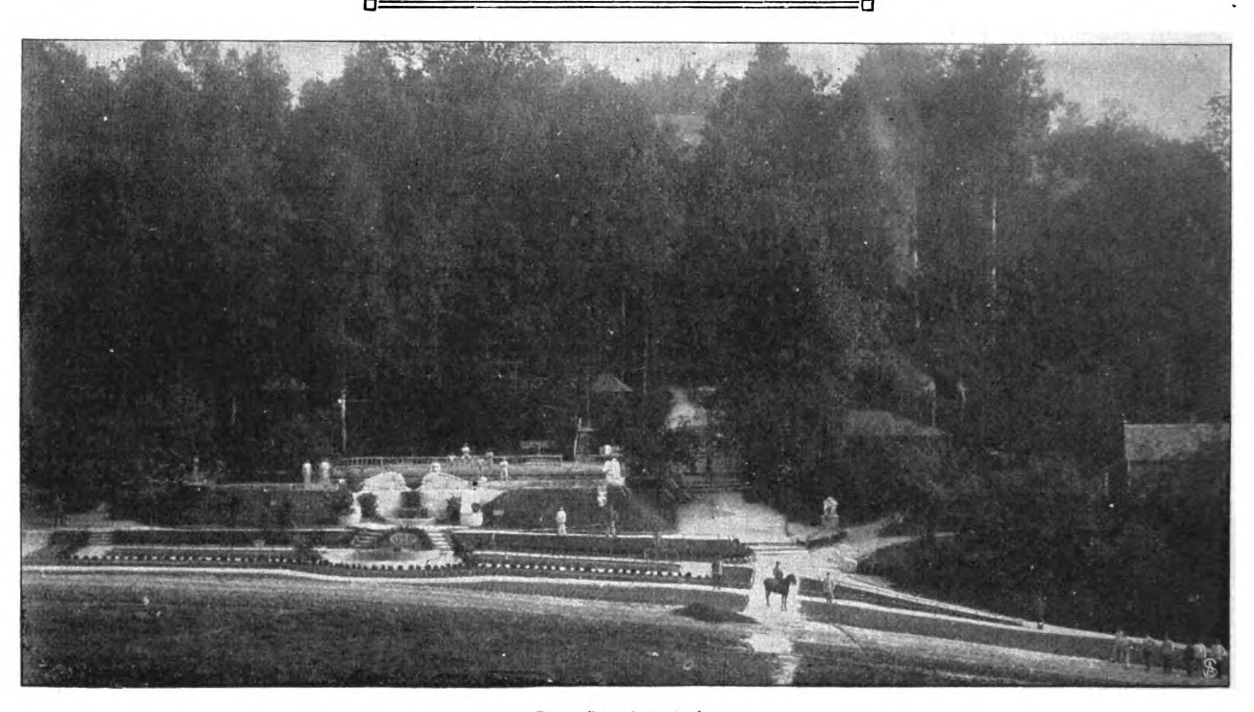
Von Professor Dr. W. Mettin.

Seitdem wir Älteren die Schulbänke verlassen haben, hat der Unterricht in der Geschichte so manchen Fortschritt gemacht, der in weiteren Kreisen vielleicht unbemerkt geblieben ist. Die Kulturgeschichte ist mehr in den Vordergrund getreten, während das Zahl- und Namenwissen tunlichst eingeschränkt wurde. Quellen und anderes Anschauungsmaterial werden herbeigezogen und eine organische Verbindung mit der Erdkunde an geeigneten Stellen angestrebt. Besonders aber tritt die Bemühung zutage, der neuesten Zeit zu ihrem Rechte zu verhelfen und nicht mehr mit dem Jahre 1871, sondern mit der Gegenwart abzuschließen. Dieses Streben wird nun jetzt durch einen Ministerialerlaß unterstützt, der nicht nur energisch den Grundsatz betont, daß im Geschichtsunterricht „Raum für die letzten 50 Jahre" geschafft werden müsse, sondern auch in ausführlichster Form Mittel und Wege angibt, wie diese Forderung erfüllt werden könne. Die Vorbedingung, sine qua non, ist dabei die Beschränkung der Geschichte des Altertums und Mittelalters, sowie der Neuzeit bis Friedrich d. Gr., und gerade in diesem Grundsatz scheint mir der Erlaß eine neue Aera des Geschichtsunterrichts einzuleiten; er wird dabei manche Freunde, aber auch manche Gegner finden. Mit Jubel werden ihn alle diejenigen begrüßen, die auch den „pädagogischen Vorschlägen aus dem Schützengraben" zugejauchzt haben, von denen kürzlich die Zeitungen berichteten: alle die, die unsere große Gegenwart nur aus sich selbst verstehen wollen, die den unaufhaltsamen Geist der Zeit nicht mit dem Ballast vergangener Jahrhunderte unnötig belasten mögen. Auf der andern Seite werden diejenigen Bedenken äußern, die — wie ich — der Ansicht sind, daß der humanistischen Bildung vielleicht dadurch eine weitere Stütze entzogen wird, daß die Geschichte des Altertums uns von der Schule her lieb und vertraut war, und daß wir sie darum gern auch den kommenden Geschlechtern eingehender überliefert hätten. Dazu kommt, daß die einfachen politischen und staatswirtschaftlichen Verhältnisse früherer Zeiten so recht geeignet erscheinen, als typisch ins Bewußtsein des Schülers überzugehen, und daß unser Mittelalter für viele unter uns auch heute noch nicht seinen romantischen Reiz verloren hat, zumal es eng mit unserer Literatur und Sprache verknüpft ist. — Aber man will uns ja auch nicht die ganze Vergangenheit nehmen, man will sie nur in der geschichtlichen Behandlung einschränken, um unsern Kindern die Gegenwart mit ihren Heldentaten näherzubringen, an ihr die Begeisterung der Kriegszeit weiter zu nähren und zu erhalten und die kommenden Generationen immer fester in das Gefüge des Staats und Reichs hineinwachsen zu lassen. Außerdem gibt — wie gesagt — der Ministerialerlaß selbst Mittel und Wege an, wie wir den Schülern die älteren Epochen einprägen und zum dauernden Besitztum machen können, trotzdem sie auch in der Reifeprüfung nur vergleichsweise und zurückblickend behandelt werden dürfen, und enthält auch in dieser Hinsicht ein Zukunftsprogramm des Geschichtsunterrichts.

Besonders erscheint dabei die Forderung der „Gruppenbildung und Gruppenbehandlung" beachtenswert; hier läßt sich der formale Gehalt aus dem Geschichtswissen herausholen, hier können die Schüler durch Gleichsetzen und Unterscheiden Staats- und Wirtschaftsleben kennen lernen, hier können sie sogar eine Ahnung von der verschiedenen und doch wieder gleichartigen Taktik und Strategie verschiedener Zeiten erhalten. Eng damit zusammen hängt die Aufgabe, die uns der Erlaß stellt, „innerlich zusammenhängende Abschnitte nach einheitlichen Gesichtspunkten zu behandeln": hier haben wir ja geradezu das Typische in den Dispositionen, wie es die Herbartsche Schule stets gefordert hat und, wie es erleichternd, stützend und einprägend auf das Bewußtsein wirkt. Nur eben ist dabei zu beachten, daß dies alles nicht zuviel Zeit fordern darf und die Behandlung der Ereignisse häufig den Raum dafür hergeben muß. Ein vortreffliches Mittel, das zu beleben, was uns von älterer Geschichte übrigbleibt, ist ferner die im Erlaß geforderte Konzentration mit anderen Lehrfächern: Erdkunde, Sprachen, Kirchengeschichte sollen als Stütz- und Ausgangspunkte benutzt werden, auch das Lesebuch wird seine Schuldigkeit tun und schließlich die Privatlektüre und das Privatstudium in den oberen Klassen. Haben doch in früherer Zeit überhaupt die „Realien" ihre Nahrung aus solchen Verbindungen gezogen: sollten sie ihnen heute nicht wenigstens zur Stütze dienen können? Ich möchte an dieser Stelle noch anfügen, daß auch durch ausgedehntere Benutzung der Anschauungsmittel eine bessere Vorführung und Einprägung des Geschichtstoffes erfolgen kann. Bilder und Modelle bleiben dem Schüler oft unvergeßlich und können bei später erfolgender vergleichender Wiederholung zum Anknüpfungspunkt gemacht werden. Ich selbst denke noch mit deutlicher Anschauung an das Modell der Rheinbrücke Caesars, wohl das einzige, das ich in der Schule zu sehen bekommen habe. — Um eine harmonische Uebereinstimmung zwischen dem Unterrichtsstoff und dem Lehrbuche herbeizuführen, verordnet der Erlaß zugleich eine Kürzung der entsprechenden Abschnitte im Leitfaden, dabei wird außerdem ein pädagogisch äußerst wichtiger Schritt getan: den späteren Bänden soll immer eine kurze Zusammenfassung des früheren Lehrstoffes gewissermaßen als eiserner Bestand beigegeben werden. Dies ist zwar nicht völlig neu, aber durch seine allgemeine Durchführung von höchster Bedeutung; es ist eine ständige, stumme Mahnung für Lehrer und Schüler, den früheren Lehrstoff zu wiederholen und zu verwenden, während man bis jetzt noch häufig die Erfahrung machen konnte, daß jeder Geschichtslehrer sich eben nur mit seinem Pensum abgab, und daß so der Fall eintrat, der in einem bekannten psychologischen Gesetz begründet liegt: je intensiver die neuen Vorstellungen eintraten, um so gründlicher verdrängten sie die früheren, und bei gelegentlichen Rückblicken war, bei den Schülern wenigstens, der Rest — Schweigen. — Suchen wir uns nun nach dem Gesagten ein Gesamtbild vom „Geschichtsunterricht der Zukunft" zu entwerfen, so wird dies Bild konzentrierter als das des bisherigen erscheinen. Es wird an Ausdehnung verloren haben, aber man wird diesen Ausfall durch eingehendere und eindringendere Behandlung der gebliebenen Stoffe ersetzen. Der Unterricht wird alle Hilfsmittel in umfassender Weise heranziehen und seinen eigenen Stoff mit dem anderer Fächer in Beziehung setzen. Er wird An-



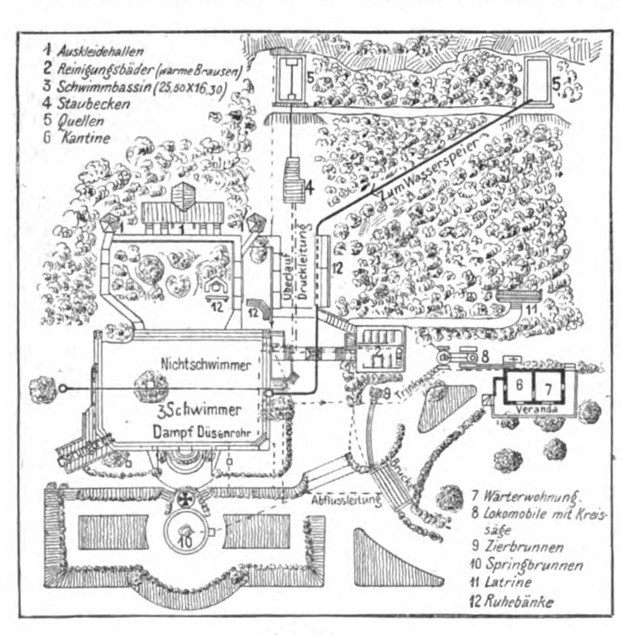
schauungen und **Begriffe** entwickeln, wo er immer kann, und wird durch beständige **Vergleiche mit der Gegenwart** das Interesse der Schüler zu fesseln suchen, zugleich aber auch systematisch darauf hinweisen, daß auch die Gegenwart historisch entstanden und deshalb zu ihrem vollen Verständnis eine gründliche Beschäftigung mit der Vergangenheit voraussetzt. Vieles davon ist ja auch jetzt schon so gehandhabt worden, aber so manches bleibt uns doch zu tun übrig: Auf ans Werk!



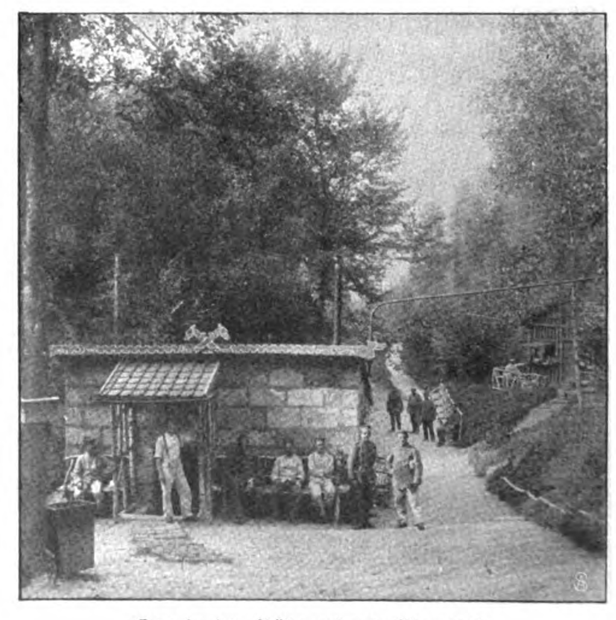
Das Schwimmbad.

Ein von einer Sanitätskompagnie hinter der Front in Nordfrankreich erbautes Schwimmbad.

Wenige Kilometer hinter der Front im Westen wurde ein prächtiges Schwimmbad von einer Sanitätskompagnie erbaut. Von zwei Quellen wird kristallklares Wasser durch Rohrleitungen zu einem großen Schwimmbecken geleitet, welches über 500 cbm Wasser faßt. Zur Erhöhung der Wassertemperatur wird von einer Lokomobile aus direkter Dampf in das Becken geführt. Im Walde versteckt liegen die laubenähnlichen Auskleidehallen. Die Gesamtanlage ist durch Bildwerke und gärtnerischen Schmuck verschönt und ist den vorübergehend in Ruhe kommenden Truppen eine begehrte Erholungstätte. In einem anderen Teile ist von der Kompagnie ein Wannen- und Brausebad erbaut, welches warme Brause- und Wannenbäder abgibt.



Lageplan.



Das in der Nähe erbaute Warmbad.



Abtransport gefangener Engländer bei Ypern.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Soldaten befördern Drahtverhaue vor die Schützengräben an der flandrischen Front.

Von den Kämpfen in Flandern.





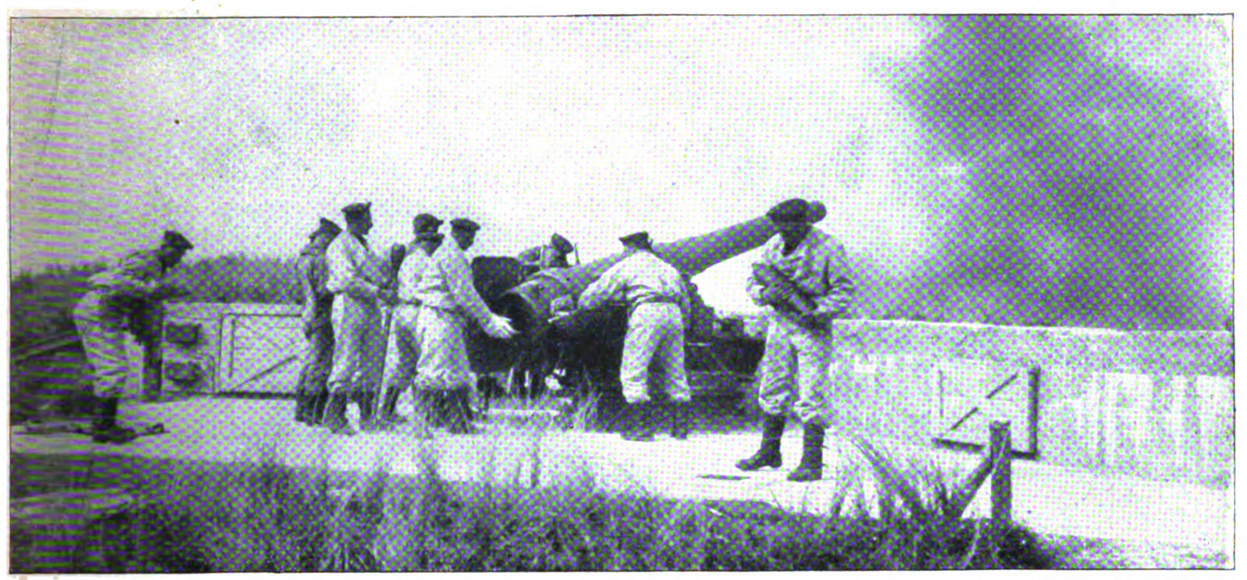
Unsere Feldgrauen bei der Apfelernte in Pinon. Phot. Haeckel.



Aus den Vogesen: „Ochsenbahn“ zur Beförderung von Essen in die Berge. Phot. Wipperling.

Von der Westfront.



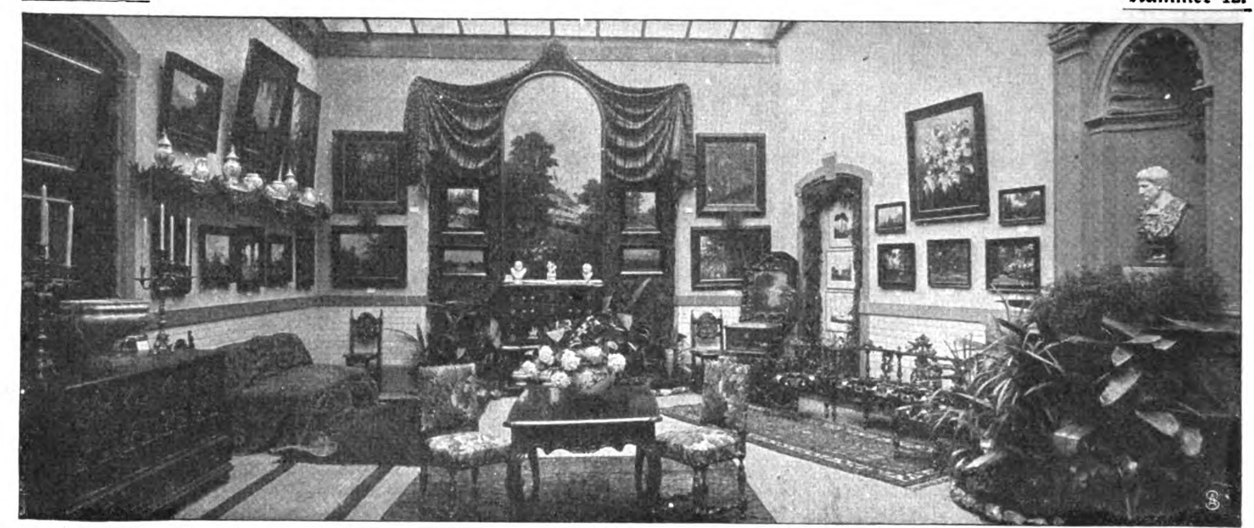


Phot. Hohlwein & Görke.

Von der Westfront: Unsere Küsten-Artillerie in Tätigkeit.

Im Infanterie-Biwak.





Ausstellung von Gemälden der Großherzogin-Mutter von Luxemburg, Herzogin zu Nassau, Hofphot. Schilling.
in ihrem Schloß auf Königstein zum Besten der Kriegsfürsorge.

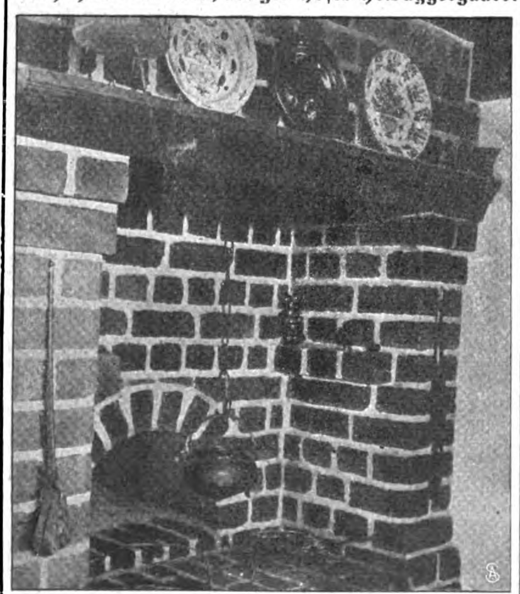
Ein Freiluft-Museum in Hadersleben.

Vor kurzem ist in Hadersleben ein Freiluftmuseum eröffnet worden, in dem als Hauptsehenswürdigkeit Nachbildungen von Gebäuden aus dem Mittelalter und Einrichtungen der mittelalterlichen Wohnungen aus der Gegend von Schleswig-Holstein gezeigt werden.

Photogr. Aufnahme v. Photothek



Wohnhaus des alten, adligen Hofes Heisaggergaard.



Backofen des adligen Hofes Heisaggergaard.
Rechts neben: Mittelalterliche Wohnung.



Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

6. Fortsetzung.

Der kleine Jean war ein Hitzkopf, Monsieur René ein Phlegmatikus. Die Gräfin hatte viel mit ihren Toiletten zu tun und fuhr dreimal in der Woche nach Müllheim in die Kirche. Mittags aß Will mit seinen Zöglingen an der Tafel, abends allein. Gold fiel ihm nicht in den Schoß, denn Madame Aurelie, die Vertrauensperson, hatte sein Alter und seine Notlage skrupellos wahrgenommen, um ihn auf kargen Sold zu setzen.

Als Frau Dänzler ihm seine Kiste geschickt hatte, konnte er sich auch besser kleiden. Da fand Will in der Klapptasche des ausgeräumten Köfferchens, wo er seine Papiere verbergen wollte, die erbrochenen und unterschlagenen Liebesbriefe Zerlinens.

Eine Zeitlang wußte er nicht, wie er sich den Fund erklären sollte. Endlich kam er der Wahrheit nahe. Er las die Briefchen mit einer gewissen Rührung, er ließ die Sonne auf die krause Haarsträhne fallen, daß sie sich flimmernd kräuselte, und es war ihm, als wäre manches Jahr vergangen, seit er mit dem Zörnli zusammen das Abc der Liebe gelernt hatte, ohne auch nur so weit zu kommen wie Bogumil Lange, als er die Taufnamen seiner Söhne zusammentrug.

Will sann und grübelte, aber er litt nicht. Das Bild Zerlinens stand jetzt schön und klar wie ein Stern in heller Nacht vor ihm. Sie ging als reine Erinnerung durch sein junges Leben. Er hatte ihr unrecht getan. Die Frauen waren doch nicht so grausam und herzlos, wie er sie gescholten hatte.

Aber es war ihm, als hätte das alles so kommen müssen. Die Mutter hatte die Briefe aufgefangen und geöffnet und, statt sie ihm dann wenigstens zu übergeben, im Koffer verborgen. Es konnte gar nicht anders sein.

Warum hatte die Mutter die Briefe nicht ganz unterdrückt? Er tastete an einem Geheimnis, an einem Rätsel. Warum? Er fand keine Antwort, keine Lösung. Aber der erste blinde Zorn und die sittliche Empörung, die ihn befielen, schmolzen rasch. Er sah Mutter Anne vor den Briefen sitzen, krank, mit sterbensmüden, unruhigen Händen, und er hatte das unsichere Gefühl eines, der nicht weiß, warum jemand so handelt, wie die Mutter gehandelt hatte, der aber trotzdem mit dem innersten, heimlichsten Empfinden die Liebe herausspürt, die auch in unrechten, zwecklosen oder schädlichen Handlungen sich offenbaren kann.

„Ich versteh's nicht", sagte er zu sich selbst und bekannte zum erstenmal seine Achtung vor dem Leben, das seine kleinen und großen Rätsel und Geheimnisse hat und nur wenige davon preisgibt.

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Er legte die Briefe wieder still an ihren Platz. Das malvenfarbene Buchzeichen aber tat fortan seinen Dienst.

Der Oktober war gekommen. Es wurde still im herbstlich erschauernden Wald. Der Kurpark verstreute seine letzten Blumendüfte.

Am Tage, da er die Briefe fand, lag eine weichere Stimmung über ihm, und das ging ihm auch im Unterricht nach. Er war zerstreut, zum erstenmal sah er sich plötzlich, er wußte selbst nicht, wie es gekommen war — einem trotzigen Ungehorsam des kleinen Jean gegenüber.

Als ob das Kind seine Schwäche und Unaufmerksamkeit beobachtet und abgewartet hätte, weigerte es sich störrisch, die gegebene Aufgabe ins Heft zu schreiben.

„Sie sind ja gar kein richtiger Lehrer", stieß der Knabe hervor, als ihm Will eine Strafarbeit auferlegte. „Madame Aurelie hat's gesagt", stieß Jean hervor, riß das Heft vom Tisch, warf es zu Boden und rannte aus dem Zimmer. René saß stumm dabei, aber als Will blaß auffuhr, um den Ausreißer zurückzuholen, machte auch er sich fluchtbereit.

Da überwand und bezwang sich Will und sagte: „Das ist feig von Jean, so davonzulaufen, nicht wahr, René, das tust du nicht?"

Und seine Augen hafteten fest auf dem Knaben, der eine Weile unsicher hin und her rückte, dann aber wieder in die Tinte fuhr.

Da stand Will auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Schreib noch die Zeile, dann hast du frei. Ich will sehen, wo der dumme Jean steckt."

Gehorsam blieb René sitzen, und seine Feder kratzte eifrig, als Will ihn verließ.

Aber er ging nicht auf die Suche, sondern bat bei der Gräfin um Gehör. Mit ruhigen Worten erzählte er den Hergang und schloß: „Ich bitte um Verzeihung, Frau Gräfin, wenn ich mit dieser Bagatelle komme. Aber ich muß den Unterricht aufgeben, wenn Madame Aurelie so von mir spricht. Das kostet mich die Achtung und den Einfluß bei den Kindern, und das ziemt sich auch nicht. Ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe, aber wenn ich auch Stunden gebe, ehe ich an der Universität solche genommen habe, so bin ich doch der Lehrer. Vielleicht nicht der beste, aber ich habe den Unterricht lieb und habe auch die Kinder lieb."

Die Gräfin hatte ihn anfangs ungeduldig angehört, war ihm ins Wort gefallen, um Jean zu verteidigen, den er kaum getadelt hatte, dann aber blickte sie ihn mit Interesse an, und seine entschiedenen, aber bescheidenen Worte begannen Eindruck zu machen.

Sie ergötzte sich mit weiblichem Empfinden für beginnende Männlichkeit im Wesen eines Jünglings, an

seinem Ernst und seiner guten Haltung und reichte ihm zuletzt bezwungen die Hand.

„Wirklich, Sie haben recht, Monsieur Gui; ich werde Frau Aurelie Vorhaltungen machen. Ich halte zu Ihnen, und Jean soll Sie um Entschuldigung bitten. Sind Sie zufrieden?“

Als sie die letzte Frage tat, lächelte sie mit der feinen Koketterie, die auch nicht den geringsten Anlaß vorübergehen lassen will, sich liebenswürdig zu zeigen, und Will nahm die schmale Hand, die sich weiß und glänzend von Ringen zu seinem Munde hob, und drückte verwirrt die Lippen darauf.

Ihr Blick folgte ihm noch, als er das Zimmer verließ. Der Schulmeister hatte sich behauptet, der Jüngling sich als Mann gezeigt, aber zum erstenmal war etwas von der Gefährlichkeit und dem verführerischen Reiz einer reifen Frau auf ihn eingeströmt und hatte ihn mit ungekannten Empfindungen überfallen. Es war nur ein Augenblick, wie das Heben eines Vorhangs, hinter dem das Leben neue Schauspiele vorbereitet.

Frau Aurelie begegnete ihm einige Tage mit einer Kälte, die an Ungezogenheit grenzte, aber er blieb ruhig und entwaffnete sie durch seine Zurückhaltung. Jean schämte sich und drückte sich scheu an ihn, die Worte, die ihm Mama eingeprägt hatte, als er Will um Verzeihung bitten sollte, gefroren ihm auf den Lippen, aber die schwarzen Augen waren so tränenschwer, daß ihm Will die Sache leicht machte. Von da an hing der kleine Wildfang an ihm.

Wills Lehrstelle war längst ein Vertrauensposten geworden. Sein Verkehr mit den Knaben beschränkte sich nicht mehr auf den Unterricht. Er ging mit ihnen spazieren, streifte im Wald, ging mit ihnen baden in dem schimmernden Marmorbecken, wo die warme Quelle sprudelte, und nur die Eifersucht Frau Aurelies verhinderte, daß ihm die Kinder nicht den ganzen Tag anvertraut wurden. Sie gehörten ihm erst von 10 Uhr morgens an, wo der Unterricht begann. Die Ueberwachung bei dem Frühstück und dem Morgenspaziergang ließ sich Frau Aurelie nicht nehmen. Die Gräfin wurde erst gegen 11 Uhr sichtbar.

Eines Morgens saß Will, der die Morgenstunden zum Selbststudium nützte, über seinen Büchern. Er arbeitete das Pensum der Prima durch.

Der Kastanienbaum vor dem Fenster war mit Tauperlen besät, und die Blätter, die schon die Farbe wechselten, schimmerten wie mit bunten Steinen beschwert in der ersten Sonne. Aus dem Park klang die Morgenmusik herüber.

Wenn er das Examen noch nachholen könnte.

Er verbiß sich trotzig in seine Arbeit.

Die Musik war verstummt.

Da stürmt es die Treppe herauf und fällt mit der Tür ins Zimmer. René, sonst so ruhig und gemächlich, steht verstört vor ihm und zerrt ihn vom Stuhl. Kaum vermag Will den hastigen, wirren Worten des Knaben zu folgen. Nur eins — daß Jean ein Unglück zugestoßen ist, das errät er, und sie eilen hinaus. Im Treibhaus der Gärtnerei liegt Jean auf der Matratze des Gärtners. Fremde Leute sind schon zum Arzt gestürzt. Frau Aurelie hat alle Fassung verloren und läuft händeringend umher.

Will hat erfahren, daß sie mit den Kindern zur Parkruine hinaufgestiegen ist. Dort habe sie die Knaben einen Augenblick aus den Augen verloren. Nur einen Augenblick, aber da war es auch schon geschehen. Jean ist verwegen auf ein überhängendes Mauerstück des alten Schlosses geklettert, auf dem taufeuchten Stein ausgeglitten und in den ehemaligen Kavaliergarten hinuntergestürzt.

Er ist bei Besinnung, als Will sich über ihn bückt, und wimmert leise, man darf ihn nicht anrühren. Er hat keine sichtbare Verletzung.

Als er Will erblickt, wird sein schneeweißes Gesicht von einem eigentümlichen Ausdruck übergossen. Er zieht ihn mit den Augen zu sich herab.

„Jean, Jeannot, es ist nichts, Liebling“, flüstert Will, und er ist allein mit dem Kind zwischen den letzten Blumen unter dem gläsernen Dach.

Da antwortet das Kind mit einem Vorwurf, der nur sein Vertrauen spiegeln soll: „Ah, Monsieur Gui, warum warst du nicht da?“

Will kann nichts tun, als ihm die feinen Haare aus der feuchten Stirn streichen, und dabei zerschlägt ihm das Herz fast die Brust.

„Geh, Jeannot, es ist nichts“, wiederholt er gequält.

Und mit einem überzeugten Ton, der etwas unsäglich Rührendes hat, flüstert das Kind: „Du hättest besser aufgepaßt.“

Da ist Wilhelm Roßhaupt neben ihm ins Knie gesunken und hat den Kopf zu dem blassen Köpfchen auf die Matratze gelegt, Backe an Backe. Still lag das Bürschlein mit seinem gebrochenen Bein und dem verletzten Rückgrat, das ihn nie mehr hat auf den Füßen stehen lassen wie andere.

Als der Arzt kam, begab sich Will zur Mutter. Sie hatten ihm die Aufgabe aufgeladen, sie zu verständigen. Und er wurde ihr eine rechte Stütze und hat tapfer und besonnen gehandelt, bis der Graf kam und der Knabe nach Paris gebracht werden konnte.

Dann war Will seines Amtes ledig.

Im Scharlachkleid stand der Buchenwald, letzte goldene Sonne tropfte schwer auf die ausgeräumten Rebhalden, der Blauen stieg mit seinen schwarzen Tannenwäldern weltentrückt in die Herbstklare. Die blaue Linie der Vogesen, über denen ein schimmernder Wolkenzug zur Ruhe ging, grüßte träumerisch den Wanderer, der zu Fuß nach Freiburg ging . . .

Will schritt mit verdientem Geld, mit festen Plänen und aufgeräumtem Kopf. Sein Herz ging im Takt. Ohne hinter sich zu blicken, schritt er weiter ins Leben.

Er wandte sich nach Straßburg und schrieb von dort aus an Wingen, um ihm mitzuteilen, daß er sich entschlossen habe, die Reifeprüfung nachzuholen und Philologie zu studieren.

„Bitte besuch mich nicht und laß mich ganz allein meinen Weg gehen. Ich will erst etwas sein, ehe ich Euch wiedersehe. Wenn ich auch keine Heimat habe,

so habe ich doch die Sehnsucht, einmal eine zu finden. Aber ich kann nicht auf die Suche gehen, ehe ich etwas Rechtes gelernt habe, und das soll nun geschehen. Grüße die Tante und Melanie und Kättele herzlich von mir und verzeih, daß ich so lange geschwiegen habe. Aber ich habe sehr viel mit mir selbst zu tun."

Das stand in dem Brief, den Wingen scheltend las. Das Kättele ging mit dem Gruß Wills zu Bett und stand mit ihm auf. Wußte niemand darum, daß ihm dieser Gruß so lieb war wie der Zettel im Schuh, den es in einem kleinen goldenen Herzchen verwahrt hatte.

Will nahm Privatstunden und bemühte sich zugleich um eine kleine Anstellung, denn sein bißchen Geld reichte nicht weit, wenn er studieren wollte. In ganz stillen Stunden quoll ihm das Herz, und dann begannen die ersten Gedichte in seinem Mansardenstübchen in der Pergamentergasse aufzublühen, in denen von unglücklicher Liebe und wildem Sturm und Drang die Rede war, und dabei lag diese glücklich unglückliche Liebe weit hinter ihm, und Sturm und Drang hatten noch keinen Namen und kein Ziel.

Arbeiten, das war's, was er wollte! Was er tat! Er trug seine Gedichte auf die Redaktion einer Straßburger Zeitung, und eines Tages sah er auch unter dem Namen Wilhelm Renner eine kleine Schilderung gedruckt, und ein winziges Honorar klingelte in seiner Tasche. Dabei empfand er Gewissensbisse, weil er der Philologie und der Vorbereitung auf das Examen eine Nacht gestohlen hatte.

Aber die Philologie rächte sich nicht an ihm, und er bestand im Frühling die Reifeprüfung.

Da, als er allein nach Hause ging, da wallte das Heimweh wieder mächtig in ihm auf.

Will kam von der Blauwolkengasse her. Vom scheidenden Tageslicht umflossen stand der Turm des Münsters über den hohen Giebeldächern in silbernem Grau. Schmelzwasser troff in den Kendeln. Feuchte Schwaden zogen durch die Gassen. An den Bäumen auf dem Brogli schwollen die ersten Knospen.

Wo war seine Heimat?

Ein wenig Abendsonne ist im Föhngewölk erschienen. Sie zieht rote und violette Bänder am Himmel, und tiefgrüne Töne schwimmen unter den Brücken der Staden. Das Münster ist von innen aufgebrochen. Purpur und Gold schlagen aus dem Turm. Aller irdischen Schwere bar, ein unendlich feingliedriges Spiel von Säulen und Steingirlanden, steigt er in den Himmel, und eine Föhnwolke, rot und weiß mit Gold gestickt, schwebt wie eine himmlische Fahne über dem strahlenden Helm.

Und plötzlich reckt sich Will Roßhaupt und spricht ganz laut: „Ich geh sie doch suchen! „Ich komm schon hin!"

Er wurde eingeschrieben und studierte Philologie. Das kleine Kapital war sauber eingeteilt, er wußte, was er wollte. Keine bunte Mütze, kein blanker Schläger, die heitere Welt blieb ihm verschlossen.

Er hatte auch nicht das Verlangen, in ihr zu leben. Er wollte schaffen, wirken, und um das zu können, mußte er arbeiten. „Ich will", sagte er durch die verbissenen Zähne, er packte die Arbeit wie einen Feind, den man erschlagen muß, und fand seine Lust in diesem Kampf ums Wissen.

Er wohnte in der Pergamentergasse auf einen Hof hinaus, auf dem ein paar alte Bäume standen. Blumen wuchsen dort nicht. Aber in einem Papierlädchen der Gasse blühte ein Röslein hinter den Scheiben. Ein bläßliches, gertenschlankes Kind, das jünger schien, als es war, mit flinken Fingern in den Bleistiften kramte und die Kunden freundlich anlächelte. Wenn das Lädchen leer war, stand es unter der Tür.

So sah Will es zum erstenmal. Er kaufte in diesem Semester mehr Bleistifte als das ganze Auditorium. Und eines Tages saßen sie in einem Kahn und trieben auf dem glatten, sanften Wasser der Ill.

Das Wasser glänzte wie Perlmutter und roch so herb wie blühende Kastanien. Aus dem Ufergebüsch ragten die Angelruten der Sonntagsfischer. Von Weidenblüten schaukelte ein goldener Schaum auf der Flut, wo der Fluß unter den weichen Schatten des Rheinwaldes sich zu verlieren schien. Die Stadt war versunken, nur das Münster stand still und feierlich, überall sichtbar über dem ruhenden Land.

Als sie am späten Abend im Mondschein heimfuhren und mit silbertropfenden Rudern dahinstrichen, schwer und selig vom Frühling und von dem bißchen Wein, das sie getrunken, da schlug im schwarzen Erlenbusch eine verspätete Nachtigall.

Am andern Tag erhielt Will einen Brief von dem Meister Buchbinder, der ihm jeden Umgang mit der Tochter in so starken Ausdrücken verbot, daß mit einem Schlag das neue Liebesspiel zerriß. Ging er nun an schönen Tagen an ihrem Laden vorüber, dann stand sie unter der Tür und lächelte ihn scheu an.

Will hatte ihr noch ein Bettelarmband gekauft, wie sie damals Mode waren, mit einer wunderschönen silbernen Münze daran, auf der zwei Schlüssel im Kreuz lagen. Bleistifte und Hefte bei ihr zu kaufen konnte der Meister ihm doch nicht verbieten. Sie nahm es mit einem Tränlein in den Augen und bedankte sich, und dann kaufte er ihr noch am Semesterschluß, ehe er nach München ging, ein Dutzend Hefte und Tintenstifte ab, denn die konnte er ja immer gebrauchen.

Ein Brief lud ihn nach Kolmar, aber er ging nicht. Es hielt ihn immer noch etwas zurück, mehr Scham als Mißbehagen und ein undeutbares Gefühl, für das er keine Erklärung hatte. Wingen schrieb noch einmal nach München, dann brach der Schriftwechsel ab. In diesem Brief hatte gestanden, daß das Kättele das Konservatorium besuche und nun auch auf eigene Füße treten wolle. Es lag wie ein Vorwurf dahinter, den Will nicht recht verstand, der ihm aber die Antwort vollends verleidete.

Er ging in seinem Studium und mehr noch in der Leidenschaft auf, mit der er an der Gärung in der Literatur Anteil nahm. In einem feurigen Temperament loderte er auf, das sein Wesen mit Glut und Ehrgeiz erfüllte. Aber die Unrast fraß ihm am Herzen. Fremd saß er auch in München unter den anderen, fremd in der Bank, wo hunderte vor ihm gesessen, fremd in dem Literatencafé, wo die Revolutionäre täglich mit der Zunge die Größen der Literatur köpften.

Da klopfte es eines Tages in der Theresienstraße an seiner Bude. Es war früh am Morgen. Er saß im Bett und arbeitete. Unwillig rief er herein.

Einen Augenblick später stand Peter Wingen leibhaftig vor ihm, ein Vereinszeichen am Hut, mit grau angelaufenem Schnurrbart und seinen hellen unerschrockenen Augen.

„Ja, ich bin's, und meine Frau und die Mädchen lassen grüßen. Hast du einen Kognak, mir ist noch jämmerlich von der Nachtfahrt. Zu neun in einem Abteil dritter Güte. Bummelzug. Die Reisekasse gibt's nicht nobler. Kegelgesellschaft, ganz gewöhnliche Kegelgesellschaft. Um 11 Uhr treffen wir uns am Odeon, und dann geht's ins Bräuhaus. Also keinen Kognak, na, dann geht's auch so. Junge, Junge, was bist du für ein Kerl!"

Er setzte sich auf Wills Kleider, die auf dem Stuhl am Bett lagen, und hielt ihm eine Zeitlang die Hand, als müßte er ihm den Puls fühlen. Will wußte nach den ersten paar Worten und Fragen nicht, was er tun und reden sollte. Ein Schweigen entstand, sie hatten sich nichts zu sagen.

Drei Tage dauerte Wingens Aufenthalt. Am zweiten Abend machte er sich von seinen Kegelbrüdern los, und Will opferte seine Studien und seine dichterischen Versuche und setzte sich zu ihm in den Ratskeller hinter eine Flasche Wein. Wingen war aufgeräumt, aber er hatte es darauf abgesehen, Will zum Sprechen zu bringen, und vertraute auf den hellen Wein, der blinkend und perlend in das Glas floß.

„Ich will dir was sagen, Will, du bist ein Einspänner. Das geht nicht für einen jungen Menschen. Du bist doch nicht allein auf der Welt, zum Donner!"

„Doch," entgegnete Will, „das bin ich, gerade das bin ich. Oder kannst du mir sagen, wo meine Heimat ist?"

Die Röte stieg ihm ins blasse Gesicht, unter dem dunklen Schnurrbart krümmte sich der Mund in einem herben Zug.

„Unsinn, du weißt ganz genau, wo du daheim bist", knurrte Wingen und schenkte wütend ein. „Das Kättele und du, ihr habt die ewige Unruh im Blut!"

Als Will schwieg, fuhr er fort: „Das mit der Heimat, das legt sich, schaff dir einen Wirkungskreis, dann hast du eine Heimat."

„Das legt sich nie. Das ist mir angeboren, Onkel Wingen. Daß ich wirklich nicht weiß, wo sie ist, das ist's nicht einmal. Ich wurzele nirgends, das ist's, und das ist ärger, viel ärger."

„Unsinn, kommt von dem verdammten Dichten," knurrte Wingen, „wenn das dein Vater wüßt, drehte er sich im Grab um. Prosit, Will!"

Die Gläser klangen. Es war schon gegen drei, sie saßen lange und tranken langsam. Der Schlagschatten der Säule hüllte sie ein. Da begann der Wein Wills Gedanken aufzurütteln, daß sie wie die Perlen im Glas in die Höhe stiegen.

„Ja, allein und ein Einspänner, du hast recht. Und Freunde! Meinst du? Feinde sind wir alle. In irgend einem Augenblick springt der Feind heraus. Es sprechen keine zwei dieselbe Sprache, keine zwei! So bleibt einem die Arbeit und bleiben einem die eigenen Gedanken. Die Arbeit ist da, um gezwungen zu werden, die Gedanken reiten in die Zukunft. Die Arbeit hält einen fest, die Gedanken machen einen frei. Wer weiß, wohin ich reite? Ich habe viele Rosse im Stall, alle gesattelt und gezäumt, und wer weiß, wann ich reite. Es muß schön sein, aufzusitzen und zu sagen: Fahrt wohl, jetzt reit ich in die Zukunft. Und dabei nicht wissen, wohin der Gaul trabt! Ich weiß ganz genau, wie mein Weg sein muß: Triennium, Examen, Probejahr, wissenschaftlicher Hilfslehrer, Professor, Direktor oder auch nicht, Abschied, Pension, Ausfallen der Zähne, das Kopf-



haar ist schon vorher weg, und der Rest folgt nach. Aber ich will diesem Leben einen Inhalt geben, ich will! Die Pferde stehen noch im Stall. Sie sind schon gesattelt, aber sie stehen noch im Stall. Ich schlafe mit den Sporen an den Stiefeln. Immer hör ich sie klirren, meine heimlichen Sporen, im Kolleg, im Café, wo wir die Literatur revolutionieren, auf der Straße und manchmal sogar bei einem lieben, süßen Mädchen. Sie klingeln so hell, sie mahnen mich an alles, was noch kommt."

Wingen lachte, aber seine hellen Augen, die der Wein nicht zu trüben vermochte, hingen ernst und prüfend an dem Erregten.

„Hast du schon einmal einen Philologen mit Sporen ins Examen steigen sehen? Einen wissenschaftlichen Hilfslehrer mit Sporen in Kolmar ins Lyzeum wandeln sehen? Entweder muß ich sie abschlagen, oder ich komme weder ins Examen noch ins Lyzeum", schloß Will.

Da hob Wingen das letzte Glas. „Du bist ein verrückter Kerl, aber ich begreif's, daß dir so ein Mädelchen bis zur Unvernunft gut sein kann."

Es war ein schwermütiger, sorgenvoller Unterton in dem letzten Wort, und Will sah, wie Wingen plötzlich still wurde und die Stirn kraufte.

Als sie aufbrachen, schwamm ein grauer Schein in der Luft, und das einsame Licht im Petersturm stach hell in die verblassende Nacht.

Sie sagten sich Lebewohl und Will trug Wingen Grüße auf an die Tante, an Melanie und das Kättele.

Wingen wiederholte „und an das Kättele, ja!"

Noch manchmal dachte Will an diesen Abend zurück, und immer war dann ein unsicheres Gefühl in ihm, das er nicht erklären konnte. Als im nächsten Jahre seine erste größere Novelle in einer Zeitschrift gedruckt und darauf mit andern als Buch erschien und gelobt wurde, da ging auch ein Exemplar nach Kolmar. Aber es kam nur ein kurzer Brief Wingens als Dank Nur ein Satz biß Will in die Augen: Wenn das deine Eltern noch erlebt hätten!

Da packte ihn das lang unterdrückte Verlangen, an den Rhein zu reisen und die Heimat, die Eltern zu suchen.

Wie nach vielen Jahren plötzlich aus einem erloschenen, schon lange mit frischem Leben bedeckten und grün bewachsenen Feuerberg die glühende Lava bricht, so war in ihm auf einmal die vergrabene Sehnsucht wach geworden, der Spur seiner Eltern nachzuforschen.

Er wußte, daß es ein aussichtsloses Beginnen war, aber er unternahm es trotzdem und wog Hermann Roßhaupts letztes Schreiben, das er ungeöffnet so lange bei sich getragen, gedankenvoll auf der Hand. Dann schloß er es wieder ein.

Als er in Koblenz in den alten Registern des Standesamtes und der Protokolle nachschlagen ließ und auf dem Polizeipräsidium alle Auskünfte nachsuchte, von denen er etwas glaubte hoffen zu können, da zeigte sich bald, daß der Wachtmeister Roßhaupt ihm nichts verschwiegen hatte. Sein kurzer sachlicher Bericht war in seiner einfachen Darstellung die Summe aller Erkenntnis, und seltsam — dieses Ergebnis ließ Will mit tiefem Respekt und großer Liebe an den Vater denken. Er hatte die Empfindung, als wäre er selbst noch der kleine Will, und jeden Augenblick könnte der alte Wachtmeister um die nächste Ecke kommen.

„Jung, wo steckst du? Jung, mein Jung!" sprach eine Stimme aus dem Grabe.

Und Will schritt fröhlich aus wie zu einer Begegnung und machte Wachtmeister Roßhaupt einen Besuch an der Gräberhalde der Kartause.

Da lag er unter seinem kleinen, flachen Stein. Efeu überwucherte den Namen, Efeu stand dicht und dunkel über seinem Hügel, daß er wie ein schwarzgrüner Sarkophag anzusehen war.

„Da bin ich, Vater", sagte Will und putzte mit seinem Federmesser den eingemeißelten Namen blank.

„Wie geht's dir, mein Jung? Bist du gesund? — Kerlchen, was hast du uns Sorgen gemacht! Weißt du noch, wie du wie in deinem vertrackten Märchen zum Tor hinaus bist, und wie du in der Mosel gelegen hast? Jung, mein Jung!"

„Sorg dich nicht, Vater, mir geht's gut", antwortete Willi und putzte den Stein mit seinem sauberen Taschentuch und pfiff dazu ganz leise die schöne Romanze: „Seht ihr auf Felsenhöhn . . ."

„Aber nun bist du bald was! Was bist du eigentlich?" fragte der Wachtmeister nach einer Weile.

Ein Windzug strich über die Bäume, stärker rochen die Tujahecken, Resedenduft mischte sich drein, und vom neuen Moselbahnhof klang Lärmen und Pfeifen. Eine violette Riesenwolke stieg aus dem Strom, wo heute hundert Schlepper qualmend zu Berg keuchten.

„Schulmeister werd ich. Professor, wenn du das lieber hörst!" erwiderte Will, und dann bückte er sich und schämte sich, als er dem Wachtmeister ganz heimlich gestand, was er sonst vor keinem Menschen in den Mund nahm, daß er ein Dichter sei.

„Professor! Das laß ich mir gefallen. Hab sie lieb, die Jungen, hab sie lieb, Will, und halt sie stramm! Und vergiß die Ohrfeigen nicht zur rechten Zeit! Jung, weißt du noch, wie ich dir eine heruntergehauen hab auf dem Klemensplatz — an dem Tag, wo der Kaiser — weißt du noch? Aber was hast du noch gesagt: Dichter! Ist das was? Dichter fallen vom Himmel, hab ich einmal sagen hören. Und das bist du uns ja, Will! Aber wenn du Professor bist, so kannst du ruhig weiter dichten. Das kannst du! Und nun geh noch zu der Anne, Will! Hörst du! Da unten in der 46. Reihe, das dritte am Berg. Adieu, adieu, mein Jung!"

Das Namentäfelchen stach blank aus dem dunklen Rahmen, als Will sich aufrichtete und zum Grab der Mutter ging.

Ein krumm geratenes Rosenbäumchen stand darauf. Aber es hatte schon dicke Herbstknospen angesetzt, und Will schnitt die wilden Reiser ab, die aus der Wurzel aufgeschossen waren.

Und da Anne muckstill blieb und Will wußte, daß sie ein schlechtes Gewissen hatte, so war er es, der begann: „Es tut nicht mehr weh! Was du dir bloß gedacht hast damals, Mutter! Dem Mädchen seine Briefe verheimlichen!"



Keine Antwort. Das Grab schwieg.

Er lächelte. Mein Gott, wie lag das alles weit, und vielleicht war es gut so, daß er damals die Briefe nicht erhalten hatte, so war die erste Liebe dadurch schmerzloser zur Ruhe gekommen.

Er schnitt langsam, zögernd die schönste Knospe ab. Da zitterte das Stämmlein, als hätte das Herz unter den Wurzeln einen klingenden Schlag getan.

Und dann fragte Anne auf einmal besonnen und sorglich: „Jung, hast du noch Geld?"

„N' ja, Mutter, das will gar nicht all werden, so viel ist es", antwortete Will, und wieder rauschten die großen, alten Bäume, und eine schöne weiße Wolke flog von der Mosel her hoch im Blau über den Rhein.

„Nun bist du schon dreiundzwanzig Jahre, Will. Hast du jetzt ein anderes Mädchen?"

„Bangst du dich, Mutter? Bist du am End eifersüchtig? Hast keine Ursach, Mutter Anne! Du hast mich stramm gehalten, und ich weiß, wie lieb du mich gehabt hast!"

Damit nahm er Abschied vom Friedhof und der fremden Stadt und ging. Die Heimat fand er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsdienst ungarischer Magnatenfrauen.

Von Frau Ida von Lónyay*). Hierzu 10 Zeichnungen von Prof. Joseph Hein-Berlin.

In der Geschichte blätternd, haben mich stets die Frauen der großen Epochen interessiert. In den Stürmen verhängnisschwerer, düsterer Zeiten, in den glanzvollen Freudentagen glorreicher Siegesperioden — immer suchte ich den Anteil der Frau. Und ich sehe die Frau bei den großen Ereignissen aller Zeiten als Gefährtin des Mannes im Kampf und Anteilnehmerin an seinem Ruhm. Der hervorragende Schriftsteller der sechziger Jahre, Graf Emerich Mikò, schreibt über den Beruf der Frauen: „Frauen! Mütter! In eurer Hand liegt zum großen Teile die Zukunft des Vaterlandes. In eurer Hand liegt die Gegenwart, das innere Leben der Nation, die Vorbereitung der Zu-

Seit einem Jahre verteidigen unsere glorreichen Armeen die Grenzen des Vaterlandes. Während sie die Waffen des Kriegsgottes Mars führen, halten zu Hause die Frauen ebenfalls die Kriegsfahne hoch und kämpfen mit den Waffen der Charitas um die Gegenwart, um das innere Leben der Nation, die Vorbereitung der Zukunft."

Gleich am ersten Tag der Mobilisierung entstand sozusagen von heute auf morgen eine mächtige Organisation, um die zurückgelassenen Familien der Krieger und die durch den Krieg geschädigten Armen zu unterstützen und unseren verwundet heimkehrenden tapferen Soldaten Hilfe angedeihen zu lassen. Diese Organisation war von keinem amtlichen Apparat geleitet, sie brauchte keine Zentralleitung, sie war kein Resultat angestrengter Agitation — die Vaterlandsliebe, die Begeisterung, das Gefühl der Menschlichkeit brachte sie zustande und leitete sie im Kampfe mit den gefährlichsten Feinden des im Kriege stehenden Volkes: mit Elend und Not.

Humanität und Vaterlandsliebe sind die Triebfedern dieser Organisation, die ungarischen Frauen sind aber die wirkenden Faktoren, die im Rahmen der Kriegsfürsorge-Institutionen ihrem geliebten Vaterland dienen.

An der Spitze dieser herrlichen Armee steht Erzherzogin Auguste, die edelmütige und edeldenkende Gattin des Großherzogs Josef. Ihre glänzende ungarische Hofhaltung, die zu Friedenzeiten der Mittelpunkt der Welt des ungarischen Hochadels war, hat sich im ersten Augenblick des Krieges dem Ernst der Zeit entsprechend geändert.

Erzherzog Josef — einer unserer talentiertesten Soldaten, aus dessen Kriegstaten seither ein ganzer Legendenkranz entstand — zog in den Krieg. Am selben Tage noch, am 31. Juli, leitete Erzherzogin Auguste die ungarländische Kriegswohltätigkeitsaktion ein.

Ihre majestätische Gestalt trägt das hechtgraue Kleid der Krankenwärterinnen, und wo immer sie sich hinbegeben mag, erscheint sie stets in diesem einfachen, dem schweren patriotischen Beruf einzig würdigen Kostüm. Peinlich meidet sie jeden Luxus, jede Prachtentfaltung, sie hat jeden äußeren Glanz aus ihrer Umgebung verbannt und widmet ihre ganze Kraft der Linderung des Schmerzes und der Trauer.

Schon frühmorgens verläßt sie in Gesellschaft ihrer Hofdame ihr Palais und besucht der Reihe nach die Kriegslazarette, wo sie die Verwundeten tröstet. Sie findet für jeden kranken Krieger ein liebevolles Wort und gibt mit ihrer unermüdlichen, beispiellosen Opferwilligkeit den Damen des Hochadels ein anspornendes Beispiel.

Auch an der Neuorganisierung des Kriegssanitätsdienstes hat sie großen Anteil.

Außer ihrer öffentlichen charitativen Tätigkeit bringt sie auch innerhalb ihres Heims fürstliche Opfer im Dienste des Krieges. Ihr Naytapolcsányer Schloß hat sie in ein Kriegslazarett umgestalten lassen, in welchem ständig achtzig Verwundete nach ihren heldenmütigen Kämpfen Erholung und Linderung ihrer Schmerzen finden, liebevoll gepflegt werden und ihnen unter persönlicher Aufsicht und Leitung der Erzherzogin Auguste die beste ärztliche Behandlung zuteil wird.

Erzherzogin Stefanie ist die zweite fürstliche Frau, deren Namen das dankbare ungarische Volk wie den einer Schutzheiligen Ungarns ausspricht. Die Gattin des weiland Kronprinzen Rudolf war immer ein Abgott des Volkes, das in der zukünftigen Königin seinen Schutzengel sah. Das unbarmherzige Schicksal hat aber die schönsten Träume des ungarischen Volkes zerschmettert, die Nation hat die Königin Stefanie vom Throne

*) Die Dame, der wir diesen Artikel verdanken, Frau Ida von Lónyay, ist ein sehr geschätztes, ungemein beliebtes Mitglied der ungarischen Aristokratie; sie war so liebenswürdig, auf Wunsch der Redaktion einiges über die hier gezeichneten Damen und deren Kriegstätigkeit zu berichten. Frau v. Lónyay selbst ist eine der rührigsten Unermüdlichsten unter den Damen, die sich in den Kriegswohlfahrtsarbeiten in Ungarn hervorgetan haben. Durch viele glückliche Einfälle hat sie es verstanden, ungeheure Mittel den Kriegswohlfahrtzwecken zuzuführen, ohne das Geld zu erbetteln. Sie ist die Präsidentin des Kriegsfürsorgeamtes, sie ist die Leiterin der Bewegung für das „Monument der Opferwilligkeit", sie rief den „Auguste-Fonds für rasche Hilfe" ins Leben, der im Kriege bereits 350000 Arme unterstützt hat, außerdem Volksküchen unterhält, Säuglinge pflegt, einen Lazarettzug geschaffen hat, dessen erste Fahrt deutsche Verwundete nach Berlin gebracht hat. Unter vielen anderen Wohltaten, die durch diese unermüdliche Wohltäterin den armen verwundeten Helden zugekommen sind, wird wohl ihre letzte Gründung die bedeutendste sein; das „Haus der Nation", das ein intimes Heim der im Kriege gänzlich invaliden akademisch gebildeten Männer werden soll.

Die Redaktion.

Erzherzogin Auguste von Oesterreich-Ungarn.

verloren, sie gewann aber dafür in der Person der Gräfin Elemér Lónyay: Schwester Stefanie. Jetzt wird Stefanie Lónyay weit und breit im Lande so genannt. Ihr Herz, ihre Seele, jeder ihrer Gedanken gehört der ungarischen Nation. Sie waltet tatsächlich wie ein Engel unter uns, der mit sanfter Hand jede Not, jeden Schmerz, jede Trauer zu verwischen sucht.

Ich weiß es von jenen, denen sie Wohltaten erwies, daß sie mit Spenden, die ein Vermögen ausmachen, die Not von sieben Komitaten gelindert hat. Sie kleidet Arme, sie verteilt ganze Magazine an Lebensmitteln, sie erhält ganze Familien, gibt reiche Unterstützungen, spendet komplette Spitalseinrichtungen, überhäuft die Verwundeten mit unzähligen Geschenken aller Art und unterhält von Kriegsbeginn an im herrlichen Oroszvárer Lónyay-Schloß ein musterhaft eingerichtetes Kriegslazarett, in welchem ständig hundert Verwundete gepflegt und versorgt werden.

Gräfin Karl Khuen-Hédervárn in Kroatien, allgemein die Patronin des armen Volkes genannt, entwickelt eine unermüdliche Tätigkeit um die Versorgung verwundeter Soldaten. Sie ist zweite Präsidentin des ungarischen Roten-Kreuz-Vereins und errichtete für die vom Kriegschauplatz verwundet heimkehrenden Krieger Labestationen und Erholungsheime. Gräfin Khuen-Hédervárn strebt mit aller Feinheit ihrer subtilen Seele danach, daß die vom Schlachtfeld gebrochen heimgekehrten



Gräfin Julius v. Andrássy, geb. Gräfin v. Zichy.

Helden auch seelisch und geistig gestärkt der Gesellschaft zurückgegeben werden.

Die vorzügliche ungarische Schriftstellerin Gräfin Alexander Teleki, deren unter dem Pseudonym „Szikra“ geschriebene Werke dauernden Wert haben, nimmt an allen gesellschaftlichen Bewegungen intensiven Anteil. Bald stellt sie sich an die Spitze einer Aktion und führt sie mit ihren hervorragenden geistigen Eigenschaften zu glänzendem Erfolg, bald wirkt sie als fleißiger Mitarbeiter. Sie hat immer neue, großartige Ideen, die der Kriegsfürsorge-Aktion Gehalt geben und den Erfolg sichern. Im Kriegspital in der Munkácsygasse, wo sie die Küche führt, wirkt sie Wunder. In der Gräfin sind bemerkenswerte Eigenschaften vereinigt — sie, die



Frau Ida v. Lónyay.

Künstlerin der Feder, ist gleichzeitig die vorzüglichste Hausfrau. Es gibt kaum ein Kriegslazarett, wo es die Verwundeten so gut haben, wie in der Munkácsygasse.

Zwischen den herrlichen Fichten der Tatra, in einer romantisch schönen Gegend steht eine reizvolle Villa, das „Szikra-Haus“. Gräfin Teleki hat es aus ihrem Schriftstellereinkommen erbauen lassen, um im Sommer, vom Lärm der Welt zurückgezogen, im poetischen Milieu ihre Seele zu erbauen und für sich selbst zu leben. Seit einem Jahr ist das Szikra-Haus verlassen. Seitdem uns die Schrecken des Krieges heimgesucht haben, lebt Gräfin Alexander Teleki mit dem ganzen Reichtum ihrer Seele, mit allen Schätzen ihres Geistes für die Nation.

Gräfin Sigmund Mikes ist der wohltätige Engel des wichtigsten Komitats von Siebenbürgen. Mit großer Rührigkeit sammelte sie mehrere tausend Kronen für die Sektion „Gold für Eisen“ des Augustefonds. Sie errichtete eine Labestation, und die massenhaft durchreisenden Verwundeten gedenken segnend ihres Namens. In den Spitälern obliegt sie mit großer Aufopferung der Verwundetenpflege und widmet sich während des Krieges ganz dem Dienst des Vaterlandes. Ihr Gemahl ist in einer exponierten rumänischen Gegend Obergespan, und Gräfin Sigmund Mikes spielt auch im öffent-

Schwester Stephanie vom Roten Kreuz.
Gräfin Elemér von Lònyay, Prinzessin von Belgien.



lichen Leben ihres Komitats eine wichtige Rolle. Sie ist eine vorzügliche Hausfrau, und an ihrem weißen Tische wurden viele heikle Fragen mit Erfolg gelöst, über die die gegnerischen Politiker des Komitats am grünen Tisch wohl lange und erregt debattiert hätten. Außer den zahllosen Vorzügen ihrer Person verfügt sie noch über einen, der alle anderen krönt: Gräfin Sigmund Mikes ist eine der schönsten Frauen Ungarns.

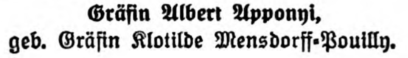
Gräfin Julius Andrássy, die rührige Präsidentin des Urania-Vereins, hat schon viele Aktionen mit schönem Ergebnis geleitet, die zur Linderung des durch den Krieg verursachten Elends beitrugen. Sie war die Urheberin der im ganzen Lande mit Erfolg durchgeführten Aktion „Eisenmörser für Messingmörser“ und ist ein Muster der unermüdlichen Krankenpflegerinnen. Sie und Gräfin Ludwig Batthyány, deren Porträt wir wegen Familientrauer nicht erhalten konnten, sind die populärsten und regsamsten Mitglieder der adligen Gesellschaft Ungarns. Ohne sie könnte man sich das gesellschaftliche Leben in Budapest gar nicht vorstellen.

Gräfin Albert Apponyi, führendes Mitglied der Wohlfahrts-Kommission, österreichischer Herkunft (geborene Gräfin Mensdorff-Pouilly, Schwester des Botschafters in London), spricht tadellos Ungarisch und ist würdige Gattin ihres berühmten Gatten, der als Redner und Politiker sehr bekannt ist. Es gibt kaum einen Wohltätigkeitsverein, dem sie nicht vorsteht. Seit dem Kriege ist sie mit Leib und Seele Pflegerin. Sie unterhält vollkommen auf eigene



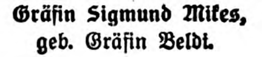
Frau v. Lánczy.





Gräfin Albert Apponyi,
geb. Gräfin Klotilde Mensdorff-Pouilly.





Gräfin Sigmund Mikes,
geb. Gräfin Beldi.





Frau A. v. Berzeviczy de Berzevicze.



Gräfin Alexander v. Teleki.



Gräfin Khuen-Hedérváry, geb. Gräfin Teleki.

Kosten in dem uralten Apponyischen Schloß Eberhard (Preßburger Komitat) ein Lazarett, wo ständig fünfundzwanzig bis dreißig Verwundete gepflegt werden. Sie wird in der Pflege von ihrer Tochter Komtesse Marica Apponyi unterstützt.

Frau Albert Berzeviczy, Gattin des früheren Ministers und jetzigen Präsidenten der Königlich Ungarischen Akademie für Wissenschaften, ist Präsidentin des Allgemeinen Wohltätigkeitsvereins, außerdem die taktvollste und verständigste Leiterin der Sektion des Auguste-Fonds „Für gebildete Arme". Sie hilft diskret und schnell und löst diese heikle Frage mit vorzüglichem Geschick. Aufs beste unterstützt von Frau von Králmán, verteilt sie jeden zweiten Tag eigenhändig die schon vorher zurechtgemachten Pakete mit Lebensmitteln.

Frau Leo von Lánczy, eine der schönsten Frauen, Präsidentin vieler Wohltätigkeitsvereine, zuerst Pflegerin, später Mitbegründerin der „Zentral-Volksküchen". Sie erwarb sich sehr große Verdienste um die Gründung des Auguste-Fonds und ist seit dessen Bestehen Leiterin der gesellschaftlichen Abteilung. Sie fehlt nirgends, wo Gutes zu machen ist. Ihr Gemahl Exzellenz Lánczy, einer der genialsten Finanzmänner, ist Präsident der Pester Ungarischen Kommerzialbank.

Wir können nicht schließen, ohne Gräfin Denise Almásy zu nennen, die wegen Familientrauer nicht gezeichnet werden konnte, die aber Tag und Nacht unermüdlich pflegte und selbstaufopfernd sich an einem Infektionskrankenhaus anstellen ließ. Aus diesem Grunde ist sie jetzt von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen

Das Polnische Lied.

Erzählung von Gertrud Papendick.

Hinter den weichenden Russen her ritten die deutschen Schwadronen. Bayrische Chevaulegers und Schwere Reiter, württembergische Dragoner, preußische Ulanen und Kürassiere. Zum erstenmal fast war es in dem langen Kriege, daß sie das Handwerk üben durften auf ihre Art. Endlich einmal durften sie zeigen, was Reiten heißt. Tag für Tag im Sattel, die Schenkel wie angeschmiedet und die Zügelfaust geschlossen — sie ließen die Gäule laufen.

Die Bagage blieb zurück, der Proviant kam nicht nach, die Post fiel aus. Es kümmerte sie wenig. Wie sollten sie Briefe lesen und Grüße senden nach Hause, wenn sie den Russen auf den Fersen hielten? Was scherte sie die ganze Welt, wenn sie die herrlichste Hetzjagd ritten, die einem Reitersmann beschert sein kann!

Wie ein Sturmwind fegte die deutsche Kavallerie über die polnische Erde.

Polen trug viel in dieser Zeit. Polen, das immer geknechtete, litt die ganzen furchtbaren Schrecken des großen Krieges. Wie die Russen selbst im eigenen Lande gehaust, davon sprachen die rauchenden Trümmer und die ausgeraubten Gehöfte. Das ganze ausgesogene Land erzählte eine lange, stumme, traurige Geschichte. Ein einziges großes Schlachtfeld dehnte sich von der Warthe bis zum Bug. Eines Abends erreichte eine vorgestoßene Schwadron preußischer Kürassiere ein großes Dorf rechts vom Narew. Die Gäule trabten matt, und den Reitern klebte die Zunge am Gaumen. Der Ritt war lang gewesen, der Tag heiß, und die Feldflaschen hingen leer.

Der Rittmeister von Schoewen hielt mit Joachim von Zülkow die Spitze. Der saß hoch und hell und gerade auf seinem schweren Dunkelfuchs, hielt die rechte Faust in die Seite gestemmt und sah aus seinen blauen, hochmütigen Augen auf die armseligen Häuser.

Schoewen lächelte: „Na, mein Junge, wie gefällt dir unsere neue Residenz? Fürstlich, was?“ Er wandte sich im Sattel und gab nach rückwärts das Kommando: „Eskadron — Schritt!“

Joachim von Zülkow fragte: „Gedenken Herr Rittmeister hier haltzumachen?“

„Jawohl, mein Junge. Nicht der Leute wegen. Die halten durch. Aber Pferde schindet man nicht ungestraft. Ich gedenke es mir hier sogar bequem zu machen. Wir werden unter irgendeinem Dach tief und traumlos schlafen und morgen warten, bis die Unsern uns eingeholt haben.“

„Herr Rittmeister,“ fragte Zülkow, „ist das Warten durchaus nötig?“

„Gewöhne dir das Fragen ab, dummer Junge. Glaubst du, ich täte es, wenn's nicht nötig wäre? Mit dem Kopf durch die Wand, das geht bloß manchmal, alter Jochen, und eine Schwadron, die sich einzeln in der Weltgeschichte herumtreibt, wird auf die Dauer nichts ausrichten. Läuft nur Gefahr, gelegentlich abgeschnitten zu werden . . . Sieh dir die polnischen Mädchen an, mein Junge, es lohnt mitunter.“

Langsam ritten sie die lange Straße hinunter. Und das Dorf spürte die fremden Gäste. Hie und da drückte sich ein Gesicht an die Scheiben. Ein paar Türen taten sich auf, verstohlen und lautlos. Und neugierig und doch scheu starrten die Leute auf den fremdartigen Zug. Wie groß und schrecklich die Soldaten waren! Mit solch riesigen Helmen. Das waren Deutsche. Die hatten sie noch nicht gesehen. Es waren die ersten. Was würde nun geschehen? Es hieß, daß die Deutschen alle Häuser ansteckten und die Menschen töteten. Daß sie die Polen besonders haßten . . .

Aber es geschah nichts. Die Kürassiere ritten ruhig ihres Weges. Nur hin und wieder flog aus ihren Reihen ein deutscher Gruß, den niemand verstand, zu den polnischen Türen hinüber oder ein derbes Scherzwort, das einem Mädchen galt.

Schließlich wagten sich ein paar Mutige weiter vor, ein paar Kinder liefen hinter den Reitern her. Was für große Pferde sie hatten! Wie braun die Soldaten waren, und wie sie lachten!

Auf dem Platz vor der Kirche ließ Schoewen haltmachen. „Seht, daß ihr unterkommt, Leute“, sagte er. Mehr war nicht nötig. Wie das gemacht wurde, das wußten sie. Das hatten sie in den langen Monaten des Feldzuges gelernt. An die Ställe zunächst. Jeder brave Kavallerist denkt zuerst ans Pferd und dann an sich selbst. Und wenn's auch oft so eng war in den polnischen Pferdequartieren, daß sie die Gäule draußen absatteln mußten, um sie hineinzubekommen, es war doch gut, wenn die mal ein Dach überm Kopf hatten für eine Nacht.

Es war gegen zehn Uhr, als Joachim von Zülkow aus seinem Quartier ins Dorf ging, um die Wachen zu revidieren. Der Rittmeister und Graf Lanningen lagen beim Pater, Rewitz und er im Schulhaus. Rewitz schlief schon, hatte sich, todmüde wie er war, von den langen Ritten nach kaum überstandener Krankheit auf das knüppelharte Sofa des Schulmeisters gestreckt. Ihm selber, als dem jüngsten Offizier der Schwadron hatte der Rittmeister den Wachtdienst zugeteilt.

Es war schon still draußen und fast ganz dunkel. So schnell hatte sich alles zur Ruhe gefunden. Nur aus ein paar Fenstern blinkte ein trübes Licht in die Finsternis hinaus. Und wie große, schweigsame Schatten schritten die Posten gleichmäßig auf und ab. Auf dem großen Platz zwei, hinter der Kirche einer, an jedem Dorfausgang einer.

Zülkow ging mit seinem festen, klirrenden Schritt in den mächtigen Stiefeln durch die stillen Straßen. Er nahm getreulich jede Wache ab. Es fiel ihm nicht ein, das für überflüssig zu halten, obwohl er wußte, daß die Leute ihre Pflicht taten auch ohne Kontrolle. Dienst war Dienst. Der mußte getan werden. Wer die Verantwortung trug für die Sicherheit einer schlafenden Truppe, dem mußte es besonders ernst damit sein. Und schließlich — wenn man auch bisher nicht schlechte Erfahrungen mit der Bevölkerung gemacht hatte — wer wußte denn, ob den Polen zu trauen war?

An einer Straßenbiegung stieß Zülkow auf ein paar Leute der Schwadron. Zwei von ihnen trugen zwischen sich mit großer Sorgfalt einen schweren, unförmlichen Gegenstand. Zülkow blieb stehen: „Was habt ihr da?“

Der Kürassier Richter, der Schoewens Bursche war, zog den Mund von einem Ohr bis zum andern. „Schnaps, Herr Leutnant!“

„Wozu?“



„Der Herr Rittmeister haben befohlen. Das soll die Schwadron morgen mitnehmen, damit Vorrat ist.

Zülkow lachte: „Taugt er denn was, Richter?"

Und wieder das breite Grinsen: „'Befehl, Herr Leutnant."

„Wo habt ihr den her?"

„Aus der Schenke, Herr Leutnant. Die nächste Straße links."

Zülkow spürte etwas im Halse. Das war ein Gefühl, das ihm kein Trunk Wasser fortnahm und kein noch so guter Rotspon. Das war der Durst einer deutschen Reiterkehle nach einem herben, scharfen, brennenden Schnaps.

„Komm mal mit, Richter, und zeig mir die Tür."

Die Schenke war ein altes, niedriges Haus wie die andern, nur größer. Und die Fenster waren hell. Als Zülkow eintrat, schlug ihm der Tabaksqualm wie eine Wolke entgegen, von der Mitte der Decke herab schaukelte eine blakende Lampe im Luftzug, der zur Tür hineinfuhr. Der Raum war groß, viel größer, als man von außen ahnte, und ganz voll Menschen.

Unwillkürlich faßte Zülkow nach dem Revolver. Damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte erwartet, eine kleine, dumpfe Schankstube zu finden mit ein paar stillen Trinkern. Was er hier sah, war etwas ganz anderes. Die ganze männliche Bevölkerung des Ortes schien sich eingefunden zu haben, als wollten die Polen den fremden Gästen zeigen: wir sind eine Nation. Wir halten zusammen. Gegen jeden, der uns bedroht.

An großen und kleinen Tischen saßen sie, an den Wänden entlang, neben dem Schanktisch. Die Mützen auf dem Kopf, die Pfeifen im Mund, vor sich die Gläser. Ein paar spielten Karten, einer klimperte auf einer verstimmten Gitarre.

Und doch war eine Stille in dem Raum, in die das Quietschen der Tür hörbar hineinschnitt, als Zülkow sie hinter sich schloß. Er ging zwischen den Tischen hindurch, und sein Schritt dröhnte auf den Dielen. Er trat an den Schanktisch. Und er sah, wie die Köpfe sich nach ihm drehten, wie die Hälse sich nach ihm reckten, wie aus all den fragenden Augen die Blicke zu ihm herüberflogen, wie sie die Pfeifen aus dem Mund nahmen und das Trinken vergaßen. Und dazu kein Laut.

Wenn sie mich jetzt anfallen, dachte er und drehte ihnen den Rücken zu, hundert gegen einen, dann können sie mich totschlagen wie einen Hund!

Zülkow fragte mit lauter Stimme auf deutsch nach dem Wirt. Der kroch aus einer Ecke hervor, ein kleiner, schmieriger Jude, der den hohen Gast mit tiefen Bücklingen und unzähligen Worten willkommen hieß. Er sprach Deutsch. Zülkow ließ sich einen Korn geben und trank ihn im Stehen. Wie flüssiges Feuer rann der ihm durch die Kehle. Dann verlangte er noch einen.

„Haben Sie Leute von uns im Quartier?" fragte er den Wirt.

„Hab ich, Herr Leitnant, drei Herren. Hab ich, Herr Leitnant, den Herrn Wachtmeister, ä Herrn Unteroffizier und ä Herrn Trompeter. Sitzen nebenan in der Stube, die Herren, wollten nich sitzen mit die Leite."

Zülkow war stehengeblieben, sein Glas auf dem Schanktisch neben sich. Von da aus konnte er den Saal übersehen. Und er sah, wie grundlos es war, zu denken, daß ihm, der hier als einziger deutscher Soldat unter lauter russischen Untertanen stand, von diesen Leuten irgend etwas drohte.

Den Polen war der Deutsche kein Feind.

Kaum zwanzig war Joachim von Zülkow. Aufgewachsen als ein Landkind der Mark, als ein Erbe preußischer Tradition, aufgezogen zum preußischen Soldaten. Der Krieg hatte manchen gereift und manches gewandelt. Was er hier sah, das verstand er, und es ergriff ihn.

Anders war es in den großen Städten gewesen. Warschau grüßte in den Deutschen die Befreier. Die Intelligenz Polens fühlte die Schicksalswende. Die Masse des Volkes aber begriff sie nicht.

Und was hier um die kahlen, gescheuerten Tische, in dem stechenden Tabaksqualm saß, das war Polens Volk.

Mit hellen, warmen Augen sah Zülkow um sich. Und es war ihm in dieser Stunde, als könnte er hineinsehen in die polnischen Herzen.

Still saßen sie. Ohne ein Wort. Ein paar hatten die Arme vor sich auf den Tisch gelegt und die Köpfe gesenkt, andere saßen zurückgelehnt, rauchten schweigend; einer stützte den Kopf in die Hand.

In den Augen war kein Haß und keine Drohung. Aber auch kein heller Blick ging zu dem deutschen Offizier hinüber. Eine finstere Verschlossenheit lag in den Gesichtern, ein stummes, scheues, abwehrendes Mißtrauen und hie und da eine stumpfe Gleichgültigkeit.

Wer seid ihr? fragten sie. Was bringt ihr uns? Wir wissen es: nichts. Der Russe ging, und ihr kamt. Heute der eine Herr und morgen der andere. Und die Leidenden immer wir. Die Knechte immer wir. Wer das Heft behält — uns kümmert es nicht. Wer auch oben bleibt — die Unterdrückten sind doch immer wir!

Joachim von Zülkow atmete schwer. Die Luft war dick und beißend und die Stille unter den vielen Menschen drückend. Es tat ihm auf einmal leid, daß er nicht Polnisch konnte, nicht ein Wort. Daß er mit den Leuten da nicht reden konnte wie mit den Tagelöhnern zu Hause. Daß er ihnen nicht sagen konnte, was er wie einen Triumph fühlte in seinem warmen deutschen Herzen: Eure Retter sind wir, Polen!

Und dann fiel ihm plötzlich etwas ein. Sein junges, helles Gesicht wurde rot bis unter die geschorenen blonden Schläfenhaare von der Kühnheit dieses Gedankens. Er sah eine Tür im Hintergrund, ging auf sie zu, machte sie auf. Und fand in dem Nebenraum an einem kleinen wackligen Tisch drei Leute seiner Schwadron bei einem friedlichen Skat. Den Wachtmeister, den Unteroffizier Müller und einen Trompeter, den Trompeter Kutschke, der mit bei der Schwadron war.

„'N Abend." — Und als die drei auf die Füße sprangen mit der geräuschvollen Wuchtigkeit des Kürassiers — „Kutschke, haben Sie Ihr Instrument zur Hand?"

„'Bfehl, Herr Leutnant."

„Kommen Sie mal her damit."

Der Trompeter Kutschke ging hinter seinem Leutnant in den Saal. In der Mitte, gerade unter der Lampe, blieb er stehen.

„So, Kutschke, hier stellen Sie sich auf. Und nun zeigen Sie den Polen, was ein deutscher Trompeter kann."

„Was befehlen Herr Leutnant?"

Zülkow umfaßte den Saal mit einem Blick. „Blasen Sie," sagte er, und seine Stimme war hell und scharf, „blasen Sie ihnen das Polnische Lied!"

Der Trompeter sah ihn groß an.

Da sagte er's noch einmal: „Das Polnische Lied, verstanden?!"



„'Befehl, Herr Leutnant."

Zülkow trat in den Schatten der Tür. Und drüben in der offenen Mitte des Saales zog der Mann seine Trompete sorgsam und umständlich aus der Hülle.

An einem Tisch entstand eine Bewegung. Einer stand auf, ein junger, schlanker Pole, trat ein paar Schritte vor, maß den Kürassier mit einem zornigen, herausfordernden Blick. Aber ein anderer faßte ihn beim Arm, sagte halblaut ein Wort und drückte ihn nieder auf seinen Sitz.

Ein paar Sekunden lang war es totenstill. Der Trompeter hob das Instrument zum Mund. Und dann lösten sich aus der Trompete tief und voll und mächtig, stöhnend in dumpfer Klage und schmetternd in hellem Siegesruf die Töne des alten, geheiligten Liedes der Polen:

„Fern bei Tataren —
Knecht der Barbaren —
Fielst du in Schanden,
Stolzer Starost." — — —

Stumm saßen die Polen. Erstarrt. Keiner rührte sich, keiner wagte zu atmen. Sie saßen und schauten, sie saßen und lauschten. Sie glaubten es nicht. Sie begriffen es nicht. Und doch hörten sie es. Hörten es mit allen Sinnen, hörten es mit bebenden Nerven. Ihr Lied. Ihr Polnisches Lied.

Einer stand auf an einem Tisch in der Ecke. Dann die neben ihm. Dann einer in der Mitte des Saales. Noch einer und noch einer. Immer mehr. Und dann standen sie alle. Nach den Mützen faßten sie, mechanisch, unbewußt, zogen sie herunter, einer nach dem andern. Hielten sie fest in den gefalteten Händen. Keiner gab einen Laut von sich. Unbeweglich standen sie wie Bildsäulen. Die Augen groß und hell und andächtig. Man sah es an den Augen: mit dem Herzen erfaßten sie es, mit der Seele lauschten sie.

Der Trompeter Kutschke blies das Polnische Lied einmal, noch einmal. Alle Kraft seiner Lungen brauchte er, und seine Trompete dröhnte durch den Saal. Der Deutsche gab den Fremden ihr Heiligtum. Der preußische Kürassier blies auf feindlichem Boden, auf des Feindes Spuren, den Polen das Lied der polnischen Schmach und der polnischen Sehnsucht.

Zülkow lehnte schweigend an der Tür. Er sah: drüben weinte einer. Langsam rannen dem Mann die Tränen über das braune Gesicht. Ein alter Pole stand in seiner Nähe, und in den harten Zügen zuckte es. Einer hielt die Hand über die Augen, noch einer — noch einer. So viele weinten.

Zülkow legte die Hände fest übereinander. Einen flüchtigen Augenblick dachte er an seinen Rittmeister und an den energischen Anpfiff, den er ihm zuteil werden lassen würde. „Leutnant von Zülkow, ich ersuche Sie, sich in Feindesland jeglicher sentimentalen Anwandlungen zu enthalten" . . . So ungefähr würde er lauten. Den mußte er einstecken, natürlich. Verdient hatte er ihn.

Und doch . . . .

„Blasen Sie es noch einmal, Kutschke. Zum drittenmal!"

Verstehen sollten sie, was er meinte. Verstehen, was der Deutsche für sie war. Kein Feind. Ein Helfer und ein Freund. Ein Halt und eine Hoffnung. Der Sämann für Polens Zukunft. . .

Zum drittenmal setzte der Trompeter an. Und Joachim von Zülkow trat still in die Nacht hinaus.

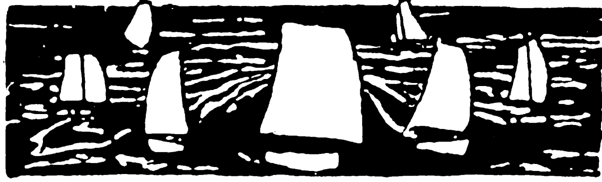
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 23. Oktober 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

12. Oktober.

Nördlich von Arras setzen die Franzosen ihre Angriffe fort. Stärkere Angriffe gegen die Front von nordöstlich von Souchez bis östlich von Neuville brechen zusammen. Auch in der Champagne enden französische Angriffe beiderseits Tahure mit einem empfindlichen Rückschlag für den Feind.

Auf der Westfront von Dünaburg führt unser Angriff zur Erstürmung der feindlichen Stellungen westlich von Illuxt.

Unsere Truppen nehmen Stadt und Festung Semendria.

Alle Höhen im Umkreis von Belgrad, die die Stromübergänge auf Feldgeschützertrag beherrschen, sind im Besitz der Verbündeten.

13. Oktober.

Oestlich von Souchez verlieren die Franzosen wieder einige Grabenstücke, in denen sie sich am 11. Oktober noch halten konnten. In der Champagne scheitert ein französischer Angriff südlich von Tahure.

Eins unserer Luftschiffe belegte in vergangener Nacht die befestigte und mit Truppen angefüllte Stadt Dünaburg ausgiebig mit Bomben.

Südlich von Belgrad werden Dorf Zeleznik und Höhen östlich beiderseits der Topoidersta gestürmt. Der Angriff auf Pozarevac ist im günstigen Fortschreiten.

14. Oktober.

Die Engländer setzen fast auf der ganzen Front zwischen Ypern und Loos hinter Rauch- und Gaswolken zum Angriff an, der gänzlich scheitert. Fünf Angriffe ohne Benutzung von Rauchwolken, aber mit starken Kräften gegen die Stellungen westlich von Hulluch werden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

In der Champagne setzen die Franzosen ihre Angriffe beiderseits von Tahure mit äußerster Erbitterung fort. Fünf Angriffe südlich, zwei nördlich der Straße Tahure—Souain brechen unter schweren Verlusten für die Angreifer zusammen.

Südlich von Belgrad sind unsere Truppen im weiteren Vorgehen. Die Werke des festungsartig ausgebauten Ortes Pozarevac sind genommen.

Der Feind greift die österreichisch-ungarische Stellung westlich von Tarnopol an. Er stürmt, drei Glieder tief, wobei er die Männer des ersten Gliedes nur mit Schutzschilden ausgerüstet hat. Er erleidet große Verluste.

15. Oktober.

Südlich der Chaussee Dünaburg—Nowo-Alexandrowsk werden die Russen unter ungewöhnlich schweren Verlusten zurückgeschlagen. Eines unserer Luftschiffe belegt den Bahnhof Minsk, auf dem zurzeit große Truppeneinladungen stattfinden, ausgiebig mit Bomben.

Südlich von Belgrad und von Semendria sind die Serben weiter zurückgedrängt; die befestigte Stadt fällt in unsere Hand.

Die bulgarische erste Armee beginnt den Angriff über die serbische Ostgrenze; sie nimmt die Paßhöhen zwischen Belogradcik und Knjazevac in Besitz.

16. Oktober.

Die Armeen der Heeresgruppe Mackensen sind im weiteren Fortschreiten. Südlich von Semendria ist der Vranovo-Berg, östlich von Pozarevac der Ort Smoljinac erstürmt. Bulgarische Truppen erzwingen nach Kampf an vielen Stellen zwischen Negotin und Strumica den Uebergang über die Grenzkämme: die Ostforts von Zajecar sind genommen.

17. Oktober.

Vor Dünaburg werden starke russische Angriffe abgeschlagen. Ebenso werden südlich von Smorgon russische Vorstöße, zum Teil in Nahkämpfen, überall abgewiesen.

Beiderseits der Bahn Belgrad—Palanka werden der Petrovgrob und der beherrschende Avala-Berg sowie der Vk. Kamen und die Höhen südlich von Ripotek (an der Donau) genommen; das Höhengelände südlich von Belgrad ist damit in unserer Hand. Die Armee des Generals v. Gallwitz wirft den Feind von der Podunavlje hinter die Ralja (südwestlich von Semendria) und von den Höhen bei Sapina und Makci. Die Armee des bulgarischen Generals Bojadjeff erzwingt sich den Uebergang über den unteren Timok.

18. Oktober.

Der erste bulgarische Generalstabsbericht stellt einen allgemeinen Fortschritt der Operationen fest.

✠✠✠

Serbien.

Von Rudolph Stratz.

Im weltfernen Ostrog-Kloster im tiefen Innern Montenegros, nicht weit von der albanischen Grenze, las ich vor drei Jahren als der erste europäische Besucher seit sieben Monaten im Fremdenbuch einen flammenden altslawischen Haßgesang. Er war im Gegensatz zu den krausen orthodoxen Lettern um ihn her französisch. „Xénie de Monténegro" stand darunter. Eine der vielen Töchter des Königs der Schwarzen Berge und Schwägerin des Großfürsten und Exgeneralissimus Nikolai hatte diesen wilden Aufruf zu Kampf und Blut und Erzwingung der serbischen Vorherrschaft vom Schwarzen Meer bis zur Adria verfaßt.

Die Herrschaft des Serbentums im weitesten Sinn! Anderthalb Jahrzehnte sind es her, da war ich auch einmal in glühendem August im Reich jener blutrünstigen und goldgestickten Operette, die Montenegro heißt, und sah in der sonnenverbrannten Steinwüste mitten auf dem Weg zwischen Njegus und Cettinje einen ganz unwahrscheinlichen, lächerlich in der Leere dastehenden Triumphbogen. Er galt der feierlichen Zusammenkunft zwischen den Landesvätern von Serbien und Montenegro, die damals unter der Schützerhand des kleinen listigen rus-

sischen Gesandten in Cetinje zum erstenmal den altserbischen Gedanken besiegelte — den Gedanken des Entscheidungskampfes gegen die verhaßten „Schwaben" und Madjaren, den Geist des blinden Haßgesangs, der seitdem diese ganze Serbenwelt erfüllt.

Xenia von Montenegro kann zufrieden sein. Aus ihrer Tinte wurden Blut und Tränen. Blut und Tränen — was gibt es in der serbischen Geschichte viel anderes? Jedesmal, wenn mich der Orient-Expreß nach Belgrad brachte, sah ich in der bergigen Waldwildnis des Hirschparkes von Topschider das kleine steinerne Kreuz: hier wurde Fürst Michael auf der Jagd von seinen Untertanen in Stücke gehauen!

Nicht weit davon liegt das Kloster Racowiza. Eine Spende in die Kirchenkasse löste, als wir dort vorfuhren, den verwilderten, giftig die „Schwaben" musternden Mönchen die Zunge. Sie zeigten uns stolz ihre gute Stube. Recht schöne Möbel — etwas unwahrscheinlich elegant für den Empfangsraum eines orthodoxen Klosters in der Einsamkeit. Und woher? Aus dem niedergerissenen Alten Konak in Belgrad. Sie gehörten einst dem Landesfürsten. Sie waren herrenlos geworden, als die serbischen Offiziere die Leiche ihres Kriegsherrn und seiner Frau, die Leichen ihrer Brüder, des Kriegsministers und vieler anderer in jener Mordnacht voll johlender Betrunkenheit aus den Fenstern des ersten Stockwerkes stürzten.

Und Alexander und Draga, wo ruhen sie? Zwischen dem Swet—Marka-Platz in Belgrad und dem nahen Viehmarkt erheben sich am Eingang zum alten Friedhof zwei elende kleine Holzkreuze aus Straßenstaub und zertretenem Rasen. Kein Vorübergehender würdigt sie eines Blickes. Sie weisen auf den Ort hin, wo, ermordet und schon halb vergessen, das einstige Herrscherpaar seine letzte Stätte fand.

Und wer nicht getötet wurde, der wurde vom Thron gestoßen. Man denke sich das Kopfzerbrechen eines serbischen Schulknaben, der sich die Herrschertafel seines Vaterlandes seit dessen Befreiung durch die Österreicher einprägen muß: Fürst Milosch, abgesetzt 1839, wiedereingesetzt 1858, Fürst Milan, abgesetzt 1839, Fürst Michael, abgesetzt 1848, wiedereingesetzt 1860, Fürst Alexander, abgesetzt 1858, Fürst Milan, abgesetzt 1889, wiedereingesetzt 1894, wieder zum Rücktritt gezwungen 1900.

Das ist Serbien. Der Liebling Rußlands. Das klassische Land der Zuchtlosigkeit und des Blutvergießens, das erst sich selbst zerfleischte und dann, durch den Petersburger Schutz ermutigt, die rottriefende Faust über die Grenze reckte. Da, wo die maurischen Bogen des Rathauses von Serajewo auf den Appelkai herniederschauen, an jener Straßenecke unten geschah das Furchtbare, sanken der Erzherzogthronfolger und seine Gemahlin nieder, getroffen von Mördern, die aus dem Königreich Serbien gekommen, von serbischen Offizieren bewaffnet und unterwiesen, von serbischen Staatsbeamten geleitet worden waren. Dar-el-Dschihad, das Tor des Krieges, heißt Belgrad auf türkisch. Und in der Tat: zweimal in fünf Jahren durfte der unmündige und unbändige Kleinstaat Serbien den Erdball bis an den Rand des Weltkrieges führen, und beim dritten Mal durch jene Schüsse von Serajewo hat er sein Ziel erreicht und Europa entflammt.

Das Tor des Krieges — nun flammt es selbst! Deutsche Granaten schmettern in den Neuen Konak. Österreichisches Hurra ertönt in der Milosch-Straße, wo sonst in der Skuptschina geräuschlos der Rubel auf Reisen rollte. Ungarische Geschosse splittern die Bäume des Parkes von Kalimegdan oben hinter der alten Festung, durch den früher an Sommerabenden die schöne Welt Belgrads in schwülen Parfümwolken und grellen, mißverstandenen Pariser Toiletten, im Säbelklirren der einstigen Königsmörder und bei schlechtem Französisch lustwandelte und haßerfüllt auf die weiten Pußten jenseit der Donau hinabsah. Nun ist das Mörderneſt stumm und tot geworden. Was in ihm lebte, floh nach Nisch.

Es gibt wohl wenig Menschen, die freiwillig einige Zeit in Nisch gelebt haben. Ich gehörte vor ein paar Jahren, kurz vor Ausbruch des ersten Balkankrieges, zu diesen sonderbaren Leuten. Ich sehe noch die breiten, holperigen Gassen und die einstöckigen Häuschen dieser typischen, Wasser umflossenen Balkanprovinzstadt vor mir. Ich höre noch den Lärm der serbischen Linienoffiziere, die den Tag über mit allerhand Volk, Droschkenkutschern, Markttreibern und derlei in den Kneipen herumsaßen und die ganze Nacht hindurch den Stolz des Städtchens, den großen Tingeltangel, füllten — das Ganze leer, eintönig, freudlos, dumpf: die Langweile des Daseins, gemildert durch neue Hoffnung auf Blut und Mord — Serbien.

Serbien in Not. Über ihm ein deutscher und ewiger Flammenspruch: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Südlich von Nisch strömt der Wardar durch fruchtbare Kukuruzebenen und kahle Gebirgshochflächen dem Mittelmeer zu. Dorthin, gen Saloniki, richten sich jetzt in letzter Rettungsangst die Blicke eines verspielten und betörten Volkes: ich wollte, es wäre Nacht, oder die großen Freunde kämen! Wann werden die ersten Träger der Kultur und Völkerfreiheit, wann werden die ersten Papuas und Maoris, die Turkos und die Kongoneger, die Gurkhas und die Fremdenlegionäre durch das Wardartal erscheinen?

Ich habe das Wardartal und seine Verzweigungen bereist und mich längere Zeit in dem damals noch türkischen Üsküb aufgehalten. Ich kenne den Wardar und seine meilenlangen, giftgrünen Sümpfe, seine wilden Gebirgshänge, seine zerklüfteten Engen, durch die über einsame Brücken der eingleisige Schienenstrang zum Ägäischen Meer zieht. Es ist ein mißlich Ding, zu prophezeien, aber ich glaube doch: die Nacht wird eher kommen als die Neuseeländer, das Dunkel eher als die Zuaven.

Denn noch ein zweiter Hannibal steht vor den Toren. Nicht nur in dem Flußdreieck oben im Norden donnern die Geschütze der Verbündeten, auch der Nachbar im Osten zieht das Racheschwert. Wieder erscheint ein Bild vor mir wie aus Wallensteins Lager: das Militärkasino in Sofia. Ich sehe wieder diese heißblütigen, martialischen Soldatengestalten. Oft von einem brünetten, knebelbärtigen Wallonentyp. Ich sehe wieder ganz Bulgarien vor mir. Dies aus dem Nichts entstandene, jugendstarke und stürmische Neuland. Dies grimme, aber ritterliche Volk, das mir überall bis in die entlegensten, von mir durchstreiften Täler des Zentralbalkans stets durch Straffheit, Selbstzucht, Höflichkeit, Tatendrang in Krieg und Frieden jenes Gefühl der Achtung einflößte, das man sonst zwischen Donau und Ochrida-See nie empfindet. Und ein gebildeter und tadellos Deutsch sprechender Montenegriner sagte: Was sollen wir machen? Die Bulgaren sind das stärkste Volk auf dem Balkan!

Der Tod und das Leben.

Von Rudolf Herzog.

Des Feindes Rückzug war zum Stehn gebracht.
Links hieb und rechts der Aar ihm in die Flanken,
Und seine Fänge zwangen ihn zur Schlacht
Und rissen Fetzen aus dem Fieberkranken.
Verzweifelt rang er seine Klinge bloß,
Kein Atmen war vor pfeifenden Geschossen,
Und selbst des Himmels wolkenschwerer Schoß
Entlud aufs Land die Flut der Hagelschlossen.

Am Weg ein Bauernhaus; bedrückt und schmal
Im blumenleeren, windgefegten Garten.
Mit seinem Stabschef steht der General
Im einzgen Stübchen über breiten Karten.
Und jeder Nerv der Männer angespannt,
Die Stirn gebeugt, die Augen kühl, besonnen,
Des Tages Schicksal eisern in der Hand,
Das Würfelspiel: begonnen — und gewonnen.

Wer klopft und stört? Die niedre Türe klafft.
„Feldpred'ger, Sie? Wolln Sie Stratege werden?"
Der lächelt hastig, steht zum Gruß gestrafft.
„Mann Gottes, schnell! Wo drücken die Beschwerden?"
„— Die Bauersfrau — drei Tage sind es kaum —
Gebar ein Mädchen, möcht getauft es sehen.
Der Mann im Krieg. Die Hütte ohne Raum ..."
„Und jetzt — und hier — wolln Sie das Fest begehen?"

„Was ihr den Ärmsten tut, tut mir ihr an,
Spricht Gott, der Herr. Ein Mensch bedarf der Taufe.'"
„Spricht das der Herr, streitbarer Gottesmann?
Nun wohl denn: Taufe unterm Degenknaufe,
Doch — sechs Minuten! Keinen Herzschlag mehr.
In sechs Minuten Sturm auf Front und Flanke ..."
Der Stabschef räumt den Tisch von Karten leer
Und rückt den Waschnapf auf die Eichenplanke.

Die Feldkanonen krachen ungezähmt,
Der Hagel winselt um die arme Kate ...
Es steht die Litauerin, vor Angst gelähmt,
Mit rotem Kopf in vollem Sonntagstaate,
Hält an der Brust ihr Mädchen weich und warm,
Stiert auf die Krieger, die als Rächer kamen ...
Die nehmen zart das Kindlein ihr vom Arm
Und nennen flüsternd ihrer Frauen Namen.

Der Prediger spricht der Taufe Formel knapp.
Drei Tröpflein Wasser. „Dreifach Segen fließe
Vom Vater, Sohn und Heiligen Geist herab.
So heiß im Diesseits denn: Klara Alice."
Kanonendonner und des Winds Gefauch! — —
Leer ist der Raum und wie vordem zu schauen.
Doch durch die Kammer flüstern zart wie Hauch
Die beiden Namen der geliebten Frauen — —

Am Fensterglas verharrn die Männer stumm,
Die Augen groß, als prüften sie das Wetter ...
Und wenden jählings beide sich herum
Und breiten auf den Tisch die Kartenblätter.
„Just sechs Minuten", knurrt der General.
Der Stabschef nickt, das Fernsprechrohr am Munde,
Und klar und schneidend fliegt das Sturmsignal
Vom Tauftisch in des Lebens Sterbestunde.



Im Osten. September 1915.



Eisenbahnminister von Breitenbach.

Als der Königliche Eisenbahnpräsident von Breitenbach vor Jahren aus Köln nach Berlin berufen wurde, um das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu leiten, kam er aus einer Schule von ganz besonderer Art. Die älteren Leser werden sich aus Zeitungsnotizen entsinnen, daß es eine Zeit gab, in der chronischer Wagenmangel im rheinischen Industriegebiet sozusagen eine ständige Einrichtung geworden war. Wer tieferen Einblick in die Dinge hatte, der wußte auch, daß das ganze Bahnnetz im Industriegebiet an einer dauernden Überlastung litt, daß Verkehrsstockungen nur allzuhäufig waren, und daß man den Tag voraussehen konnte, an dem die Anlage den Anforderungen überhaupt nicht mehr entsprechen würde. Bei der gründlichen Beseitigung dieser Übelstände hat sich der heutige Ministerial-Eisenbahnpräsident die Sporen verdient. Er sorgte nicht nur für reichliches rollendes Material, sondern baute das rheinische Netz durch zahlreiche geschickt angelegte Linien derartig aus, daß es der von Tag zu Tag wachsenden Industrie wieder auf lange Jahre gute Dienste zu leisten vermochte.

Durch den unerwartet schnellen Tod Buddes, der erst General und Leiter der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstab, danach Eisenbahnminister gewesen war, wurde die Neubesetzung dieses Ministeriums notwendig, und auf Grund der geschilderten Leistungen fiel die Wahl des Königs auf Breitenbach. Jetzt konnte und mußte er im großen, im Rahmen der ganzen preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft wiederholen, was er vorher im kleineren Raume einer Eisenbahndirektion geübt hatte. Nicht nur in Rücksicht auf die Forderungen der Industrie, sondern vielmehr noch im Interesse der Landesverteidigung. Der Laie konnte nur feststellen, daß die bereits unter Budde begonnene Aera der unrentablen Nebenbahnen mit verstärkten Mitteln fortgesetzt wurde. An vielen, vielen Stellen des deutschen Vaterlandes entstanden solche Zweigbahnen, und selbst eingefleischte Optimisten wagten für das nächste Dutzend Jahre keinen angemessenen Gewinn davon zu erhoffen. Bis dann dieser Weltkrieg ausbrach und es sich überraschend offenbarte, wie doch durch diese Nebenbahnen eine überaus günstige strategische Ausnutzbarkeit des ganzen Bahnnetzes erreicht war, wie dadurch neben den allgemein bekannten, durchgehenden Hauptstrecken tatsächlich noch zahlreiche andere Strecken gebildet worden waren, auf denen ebenfalls ein durchgehender Verkehr vom Westen nach dem Osten, vom Norden nach dem Süden stattfinden konnte. Daß selbstverständlich die volle Nutzbarkeit dieser Strecken nicht durch Wagenmangel geschmälert wurde, sei nebenbei erwähnt. Wir wissen es heute, wie planvoll und glücklich unser Generalstab das Eisenbahnnetz und das rollende Material für eine schnelle Mobilmachung benutzt hat. Aber bei voller Anerkennung dieser Tatsache darf doch auch nicht vergessen werden, daß der Staatsminister von Breitenbach es gewesen ist, der dies wertvolle Instrument ausgebaut und für Deutschlands Schicksalsstunde bereitgehalten hat. Als Anerkennung erhielt Minister Breitenbach das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Feldmarschall von Mackensen.

Von Reinhold Cronheim. Hierzu 4 Abbildungen.

Wie eine Sturmflut der brandenden See schwillt heute die Kriegsliteratur an. Wir alle wollen wissen und erfahren, hören und lesen, was geschieht, und wer die Männer sind, die die großen Taten vollführen, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Wie hart immerhin das Leben der Gegenwart ist, so erscheint uns doch manches traumhaft, unerklärlich und wundersam. An den Bildern vieler Männer, deren eigentliches Wesen vor dem größten aller Kriege fast unbekannt war, hängt

Oekonomierat Ludwig Mackensen, der Vater des Feldmarschalls.

unser Blick mit Begeisterung und Entzücken, und es ist ein ganz erklärliches Begehren des deutschen Volkes, in nahe und herzliche Beziehungen zu diesen Großen unseres Zeitalters zu treten. Das ist keine schnüffelnde Neugier, sondern ein wahres Herzensbedürfnis, das beide gleich ehrt, das deutsche Volk und die Männer seiner hingebenden Verehrung.

Daher ist es gewiß eine hochverdienstvolle Tat von Wilhelm Renner, daß er uns in einem trefflichen Buch, das soeben in unserem Verlage erscheint, ein Lebens- und Charakterbild des Feldmarschalls von Mackensen entwirft. Der Verfasser hat sein Werk dem Feldmarschall in „tiefster Verehrung und Dankbarkeit" gewidmet, und wirklich sprechen aus jeder Zeile diese Empfindungen, aber was mehr ist, und was das Buch noch lesenswerter macht: eine wirklich zärtlich zu nennende Liebe hat die Feder geführt, und deswegen lernen wir denn in dem großen Feldherrn tatsächlich einen ganz anderen Mann kennen, als er den meisten, die nur von seinen Siegen und seinem äußern Lebensgang Kenntnis haben, vorschwebt.

In allererster Linie lernen wir bei dem glanzvollen Aufstieg, seinen herzerhebenden gewaltigen Waffentaten, seinen herrlichen Eigenschaften als Heerführer ganz großen Stils den Menschen Mackensen kennen, der vom Landwirtschaftseleven Einjährig-Freiwilliger Leibhusar wurde und mit dem Eisernen Kreuz auf der schwarzweißen Attila aus dem Deutsch-Französischen Kriege heimkehrte, um sich zunächst wieder der Landwirtschaft zu widmen. Den Menschen Mackensen! Seinem Vater gehorsam, widmete er sich den landwirtschaftlichen Studien wieder, aber das Husarenherz im Leibe und die Liebe zu dieser schneidigen Waffe ließen ihm keine Ruhe — endlich war der väterliche Widerstand besiegt, er durfte Berufsoffizier im zweiten Leibhusarenregiment werden.

Die Unterordnung unter den väterlichen Willen erfüllt uns mit tiefer Sympathie für den zukünftigen Feldmarschall, aber nicht nur durch das Buch, sondern durch



Leutnant Mackensen.





General von Mackensen als Jagdgast des Kaisers in Cadinen. Phot. Bassilius.

das ganze Leben von Exzellenz von Mackensen zieht eine ergreifend rührende Liebe zu seiner greisen Mutter, die heute noch, neunzigjährig, rüstig schaffend, unter den Lebenden weilt. Es dürfte fürwahr nicht viele Feldmarschälle in der Geschichte geben, die ihrer Mutter von lohenden Schlachtfeldern aus Briefe schreiben können, die von zärtlicher Sohnesliebe überwallen. Vielleicht ist dieses Glück noch größer als sein Schlachtenglück.

Doch wenn für irgend jemand das alte griechische Wort: „Vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß" Geltung hat, so ist es für Generalfeldmarschall von Mackensen der Fall. Unbegütert, unbekannt, ohne Beziehungen und Verbindungen zog er seine Leutnantsattila an, und gerade nach der Lektüre dieses Buches darf man wohl sagen: was er wurde, das verdankt er sich selbst, seinem unermüdlichen, rastlosen Fleiß, seiner selbstlosen Hingabe an den Dienst und allerdings seiner hervorragenden militärischen Begabung in theoretischer wie praktischer Hinsicht. Aber niemals ist er Duckmäuser oder Eigenbrödler gewesen, fröhlich unter Fröhlichen stellt er an sich selbst die äußersten Anforderungen und verlangt dasselbe natürlich auch von seinen Untergebenen. Unseres Kaisers Auge fiel bald auf den hochbefähigten Offizier, er zeichnete ihn verhältnismäßig früh aus, und wie wenig sich der Herrscher in seinem Husarengeneral täuschte, das dröhnt heute die Weltgeschichte aus — und Feldmarschall von Mackensen ist ja in diesem Augenblick noch lange nicht am Ende seiner Taten.

So möge denn dieses Buch seinen Weg finden in ungezählte deutsche Häuser und künden von dem Ruhm des Mannes, dem das Vaterland so unendlich viel zu danken hat.



Phot. Streich.

Die Mutter des Feldmarschalls inmitten Verwundeter des Hammersteiner Lazaretts vor ihrem Gutshaus in Geglenfelde.



Eine Geburtstagsgabe der deutschen Frauen für die Kaiserin.

Von L. Walden.

Zu den Organisationen, die mit besonderer Genugtuung auf ein Jahr anstrengender, aber auch befriedigender Tätigkeit zurückblicken können, gehört zweifellos der Vaterländische Frauenverein. Seine hohe Begründerin, Königin Augusta, hatte ihm ja gleich von Anbeginn an die Aufgabe gestellt, in Kriegzeiten die Fürsorge für die im Felde verwundeten und erkrankten Krieger zu üben, und als nun die Wolken am politischen Horizont sich mehr und mehr verdichteten und Deutschland sich schließlich einer Welt von Feinden gegenübersah, da erwies sich auch die „Armee der Kaiserin“ bereit und gerüstet zur Erfüllung ihrer Pflichten.

An den Platz gestellt, wo sie ihre volle Kraft entfalten konnten, wurden die vaterländischen Frauen in der Kriegswohlfahrtspflege zu einem Faktor, mit dem man jederzeit rechnete, und gleich den übrigen Frauen setzten sie ihren Stolz darein, den Helden draußen an Opfermut ebenbürtig zu sein. Auf diese nie versagende Eigenschaft des Spendens und Mitgebens bei unserer Frauenwelt fußend, beabsichtigt deshalb der Vaterländische Frauenverein mit seinen gesamten Verbänden und Zweigvereinen am 22. d. M., am Geburtstag der Kaiserin, von allen deutschen Frauen eingekochtes Obst und Fruchtsäfte für die Kämpfer in den Schützengräben, für die Kriegs- und Feldlazarette sowie für die Lazarette der Heimat in Empfang zu nehmen. Das hohe Geburtstagskind hat seine Zustimmung zu der Sammlung erteilt und genehmigt, daß diese die Bezeichnung „Geburtstagsgabe für die Kaiserin“ führt. Jeder der 2150 Zweigvereine errichtet örtliche Sammelstellen und wird diese durch Plakate kenntlich machen. Über die abgelieferten Spenden werden Einzelquittungen ausgestellt, das Gesamtergebnis gelangt später zur Kenntnis der Kaiserin.

Es erübrigt sich wohl, an dieser Stelle zu betonen, welch hohen Wert ein Fruchtsaft für Fieberkranke besitzt, wie Marmeladen und Gelees Genesende erquicken können! Hierbei ist es vielleicht nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß bereits im verflossenen Sommer der Vaterländische Frauen-Hilfsverein zu Hamburg durch Errichtung einer „Saft-Küche“ in der Speisehalle 2 der Oberhafenbrücke ein Kriegswerk großen Stils begründete. Dort wurden in mächtigen Öfen täglich etwa 800 Pfund und auf dem großen Herd 500—600 Pfund Früchte eingekocht. Und voll Stolz konnte die Leiterin des Riesenbetriebes berichten, daß weder von den 14,000 Pfund im Juni noch von den 20,000 Pfund im Juli hergestellten Marmeladen und Säften auch nur das Geringste verdorben oder in Gärung übergegangen. In einem nach Norden gelegenen großen Packraum lagerten die Flaschen, Gläser und Steintöpfe, und zweimal in der Woche gelangten die Behältnisse mit köstlichem Himbeer- und Johannisbeergelee, mit Kirschenkompott und Fruchtsäften hierher. Der Betrieb der „Saft-Küche“ forderte und erfordert noch heute viele Hände. Denn zurzeit ist man gerade mit dem Einkochen von Birnen und Äpfeln beschäftigt. Der verdienstvollen Leiterin steht eine große Anzahl Hilfskräfte — Damen der Hamburger Gesellschaft — zur Seite, die vollauf mit Spülen der Gefäße, Aussuchen des Obstes usw. beschäftigt sind. Zu ihren Obliegenheiten gehört auch noch das Einfüllen und das Verschließen der Gefäße sowie das Anbringen von Aufschriften an diesen. Die Mittel, die das Unternehmen verschlingt, sind nicht gering, werden doch allein täglich etwa 400 Pfund Zucker verbraucht, aber willig werden sie immer von neuem zur Verfügung gestellt, denn sie dienen ja dem Zweck, denen, die ihr Blut zur Befreiung des Vaterlandes vergossen, und die nun in Hamburgs Lazaretten Genesung suchen, Stärkung und Erquickung zu verschaffen.

So sehen wir allein schon an einem einzigen Ort eine staunenswerte Opferfreudigkeit! Und dabei wendet sich der Aufruf des Vaterländischen Frauenvereins an alle deutschen Frauen, daß sie von ihren Vorräten in



Phot. Frankl.

Vom südöstlichen Kriegschauplatz: Der Uebergang nach Serbien auf der Donau.

Küche und Keller für den guten Zweck spenden mögen. — Schon einmal, als zu Beginn dieses Jahres als Ergebnis der „Reichswollwoche“ Hunderttausende von Jacken und Westen und mehr als eine halbe Million Decken den Kämpfern in die Schützengräben gesendet werden konnten, verspürten diese die Einmütigkeit der Zurückgebliebenen in der Gebefreudigkeit. Wenn nicht alle Voraussetzungen trügen, wird es diesmal nicht anders sein. Ströme von Liebe und Dankbarkeit — umgewandelt in leibliche Erquickungen — werden sich hin zu denen ergießen, die wie ein Wall von Eisen die Heimat gegen den Einbruch des Feindes schützen.

* *

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Ereignisse im Balkan entwickeln sich nach den ersten Zügen, die wir dort unternommen haben, in einer Weise, die unseren Erwartungen entspricht.

Der serbische Feldzug macht, obwohl die Serben tapferen und erbitterten Widerstand leisten, Fortschritte. Nachdem die erste natürliche Verteidigungslinie Serbiens in ihrer ganzen Breite überschritten war, nach dem schweren Kampfe in und um Belgrad, konnte der Vormarsch unserer Truppen weder weiter aufgehalten noch in seiner Richtung gehindert werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß auf die erste Angriffsbewegung in breiter Front jetzt unsere verbündeten Truppen sich nach einem Richtungspunkte zusammenziehen. In ihrem Vorrücken hat die Armee Gallwitz Smoljinac genommen. Gleichzeitig wurde der Bravono-Berg im Süden von Semendria genommen, ferner das stark befestigte Pozarewac östlich der Morawa gestürmt. Damit wurde das Morawa-Tal erschlossen.



Zu dem Vordringen der Bulgaren im Timok-Tal.

Eine wirksame Unterstützung bringt ihrerseits die bulgarische Armee. Sehr bald war sie so weit, daß zwischen ihr und uns nur noch ein verhältnismäßig geringer Raum frei ist.

Die Landung englischer und französischer Truppenkörper in Saloniki ist eine Aktion, die wenig Bedeutung für die Absichten der Gegner hat, und die Enttäuschung in unseren feindlichen Lagern drückt sich ziemlich unverhohlen aus. Die Angaben über die Stärke dieser Truppen sind unsicher, indessen hat man Grund zu der Annahme, daß sie keine wesentliche Bedeutung haben.

Das Dardanellenunternehmen ist von England und Frankreich so gut wie aufgegeben. Beide ziehen ihre Truppen bereits allmählich zurück und geben sich den Anschein, als ob dies eine freiwillige Verschiebung wäre zur Verwendung an anderer Stelle. In Wirklichkeit tritt das ein, was längst als unabwendbar vorausgesehen wurde. Die Verpflegungs- und Unterkunftsverhältnisse sind so schwierig, daß die Dardanellenexpedition als gescheitert gelten kann. Es ist schmerzlich für Rußland, auch diesen Mißerfolg endgültig buchen zu müssen.

Griechenlands Haltung zu Beginn des serbisch-bulgarischen Kriegzustandes brachte zunächst unseren Feinden die Enttäuschung einer glatten Absage an Serbien. Die griechische Regierung beantwortete die Aufforderung Serbiens, auf Grund des griechisch-serbischen Vertrages von 1913 den Serben Hilfe zu leisten, ablehnend. Mit der genügend gekennzeichneten Nichtachtung Englands gegen die Rechte neutraler Staaten wurde trotz Protestes der griechischen Regierung die Truppenlandung fortgesetzt. Die Ereignisse werden zeigen, ob die Vergewaltigung Griechenlands unseren Feinden Glück bringt oder nicht.

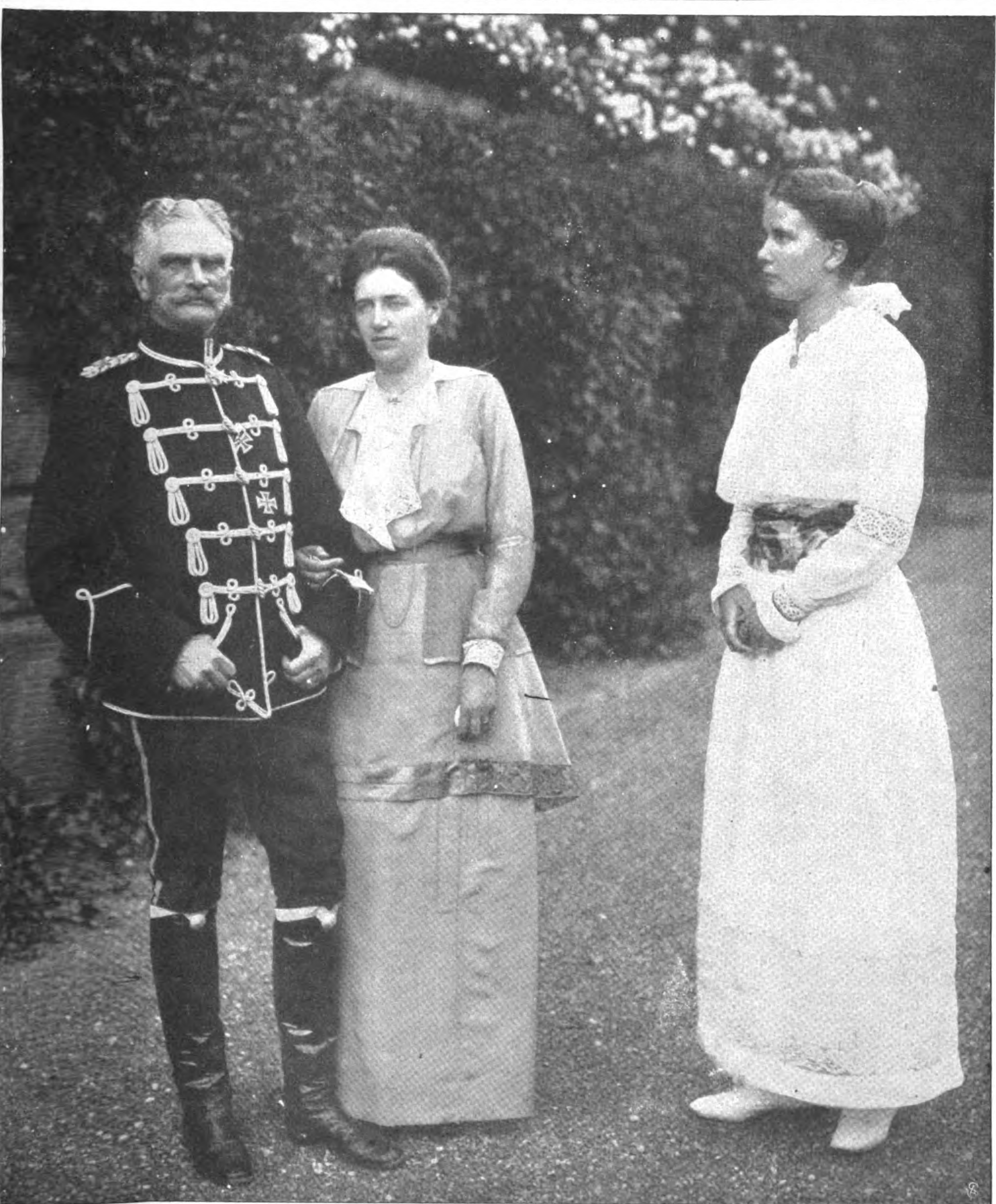
Aus allem aber ist klar ersichtlich, daß wir und unsere Verbündeten immer mehr erstarken in der Vereinigung unserer Kräfte, daß hingegen im Lager unserer Feinde eine Spaltung nach der anderen eintritt.

Immer klarer wird die gewaltige Enttäuschung Frankreichs über die Unfähigkeit, unsere Westfront zu erschüttern. Wie unangenehm muß es für Herrn Joffre sein, daß unsere Oberste Heeresleitung schon wieder einen seiner Armeebefehle veröffentlicht, aus dem hervorgeht, welche Erwartungen er in seine so gänzlich gescheiterte, große Offensive gesetzt hat! Worin wörtlich gesagt ist, daß drei Viertel der französischen Streitkräfte dazu eingesetzt wurden, und daß eine Artillerietätigkeit vorbereitet worden ist, die weit hinaus geht über die gesamten Vorbereitungen zu Beginn des ganzen Feldzuges. „Alle Vorbedingungen“, heißt es darin, „für einen sicheren Erfolg sind gegeben.“ Welch ein Widerspruch zwischen Absicht und Erfüllung!

An der russischen Front arbeiten unsere Armeen planmäßig weiter. Während im Zentrum verhältnismäßig Ruhe ist, entwickeln sich die Operationen im nördlichen wie im südlichen Teil weiter.

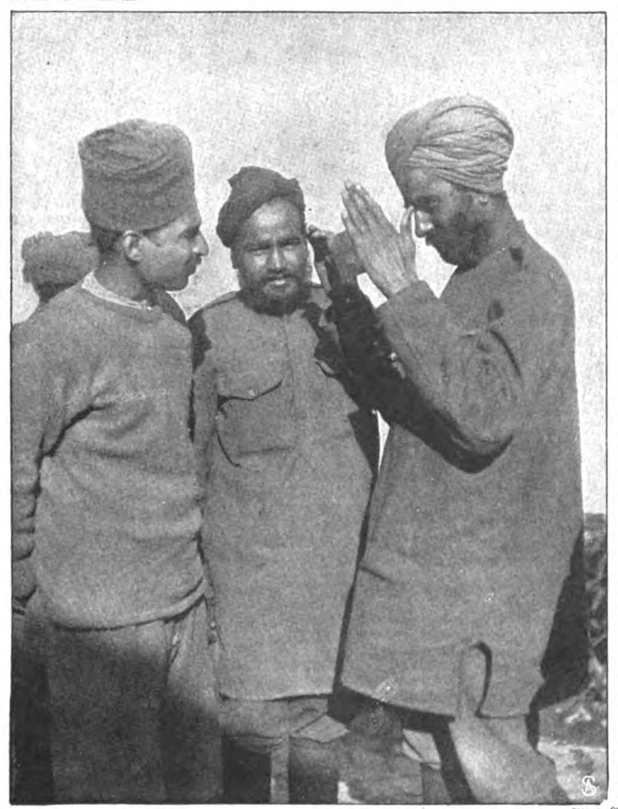
England erfuhr eine neue Heimsuchung durch einen vierten Luftangriff auf London, der an Heftigkeit hinter den schweren Wirkungen der ersten Angriffe nicht zurücksteht. Die City und die Docks von London wurden mit Brand- und Sprengbomben belegt, starke Sprengwirkungen und große Brände beobachtet. Wie stets sind auch diesmal alle unsere Marineluftschiffe unversehrt heimgekehrt. X.





Phot. Boehm.

Feldmarschall v. Mackensen mit Gattin und Tochter.



Phot. A. Groß.

Gefangene Inder auf der Zitadelle in Lille
betrachten eine Platte aus den Kämpfen, an denen sie teilnahmen.

Gefangene Franzosen
in ihrer neuen Ausrüstung mit dem Stahlhelm.



Phot. A. Groß

Gefangene Engländer und Territorialtruppen werden von unseren Landwehrleuten durch Lille zur Zitadelle gebracht.

Gefangene aus den Kämpfen in der Champagne.

Exzellenz v. Breitenbach,

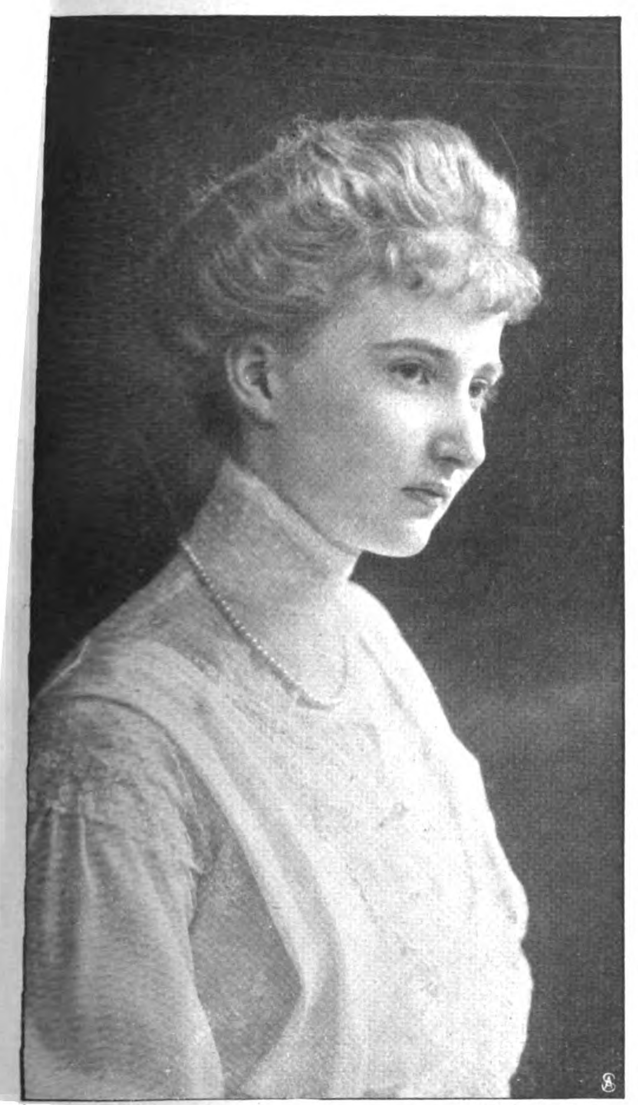
preußischer Minister der öffentlichen Arbeiten und Chef des Reichsamts für die Verwaltung der Reichseisenbahnen.

Für die „Woche" nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



Prinz Oskar von Preußen mit Familie.

Neueste photographische Aufnahme von Hofphot. Selle & Kuntze (W. Niederastroth).





Phot. Theodor Müller. Hofphot. Sandau.

Prinz Joachim von Preußen und seine Braut Prinzessin Marie Auguste von Anhalt-Dessau.

Zur Verlobung in unserem Kaiserhaus.



Staatsminister Eyschen †
Präsident der luxemburgischen Regierung.



Phot. Richter.

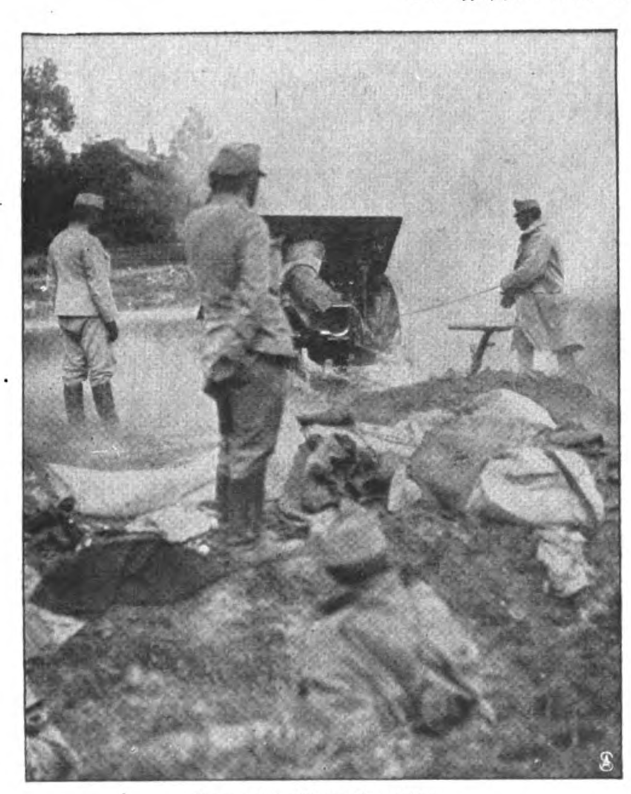
Geh. San.-Rat Dr. Ferdinand Goetz †
Vorsitzender der deutschen Turnerschaft.



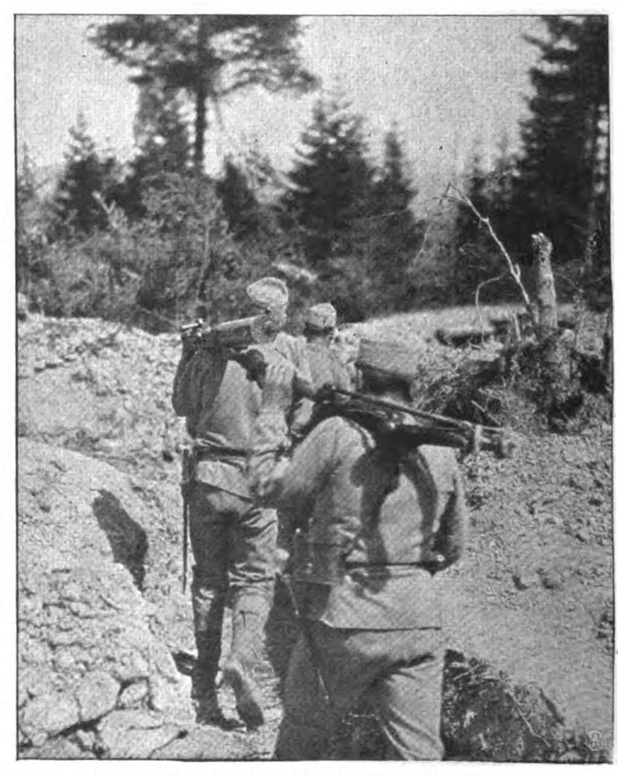
Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm v. Gwinner,
vollendete am 17. Oktober sein 90. Lebensjahr.



Ein typisches Bild: Etappenstraße in Polen.



Feuernde 15-cm-Haubitze.
Der Rücklauf während des Schusses.



Transport eines zerlegbaren Maschinengewehrs
in die vordersten Schützengräben.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Phot. Boedecker.

In den Dardanellen: Torpedoboot erhält Befehle.

Phot. Ewald. Phot. R. Kohlmann.

Oberstleutnant Freiherr v. Gugel. Oberstleutnant Gerstenberg. Leutnant Krause. Hauptmann Siebe.

Phot. van Stuppenberg. Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Major Heim. Leutnant Werner Junge. Hauptmann Anker. Hauptmann Ernst Lesser.

Phot. W. Bosholm. Foto-Dörr-Cassel. Hofphot. Bensemann. Phot. O. Wittich.

Oberleutnant Fischer. Major Boeltscher. Major Banzer. Major Fritz Pancke.

Oberleutnant Wilh. Crohne. Oberleutnant Hans Klinke. Leutnant Adolf Knees. Vizefeldwebel Robert Wolter.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Papierstoffgarne und -gewebe.

Von Dr. Ing. W. Heinke.

Ueberall in Ost und West und überall dort, wo deutsche Soldaten den feindlichen Heeren gegenüberstehen, zwingen deutsche Kraft und deutscher Mut den Ansturm der zahlreichen Widersacher nieder. Und wie es draußen an allen Fronten überall vorwärts geht, so haben auch die deutsche Industrie, der deutsche Handel, mit Erfolg den aufgezwungenen wirtschaftlichen Kampf aufgenommen. Deutscher Erfindergeist hat sofort die Rohstoffe, die wir bisher aus dem Auslande bezogen haben, und deren Zufuhr jetzt uns abgeschnitten ist, durch geeignete, im Inlande zu beschaffende Rohstoffe ersetzt. Namentlich die Textilindustrie wird in dieser Hinsicht hart betroffen, aber schon hat die deutsche Technik sich diesen Verhältnissen angepaßt und gute Ersatzstoffe entstehen lassen bzw. vorhandene so verbessert, daß sie als vollwertiger Ersatz in den künftigen Zeiten in Frage kommen können. Ein solches Produkt, das vor allen Dingen jetzt allgemein dafür in Frage kommt, und das geeignet ist, auch fernerhin den Markt zu behaupten, ist das Papierstoffgarn und sein Fertigfabrikat — Papierstoffgewebe.

Es sind noch nicht dreißig Jahre vergangen, daß die Papierstoffgarne in Deutschland hergestellt werden, während sich die japanische Industrie schon vor hundert Jahren und die amerikanische vor fünfzig Jahren damit beschäftigte. Ueber die Herstellung der Papierstoffgarne und -gewebe schreibt Rein in seinem Buche: „Japan nach Reisen und Studien“: . . . . „Papier und seine Umwandlungsprodukte dienten seit früher Zeit in den Ländern des chinesischen Kulturkreises, und so namentlich auch in Japan nicht bloß zum Schreiben, Malen, Bedrucken, Verpacken, zu Tischtüchern und anderen Gebrauchszwecken, sondern auch zu Fächern und Wandschirmen, Regen- und Sonnenschirmen, zu wasserdichten Mänteln und Kopfbedeckungen, zu festen Fäden, die man einerseits zum Binden statt der Kordel und Strohseile, anderseits als Einschlag zu leichten kühlenden Geweben benutzt, sowie mit Gold und Silber überzogen zur Herstellung prächtiger Verzierungen bei den kostbarsten Brokatgeweben.“ Um die Zeit, als in Japan die Herstellung der Papierstoffgarne in höchster Blüte stand, ließ sich am 16. September 1862 der Amerikaner A. Robinson ein Verfahren schützen, nach dem er gefalztes und auch gedrehtes Papier verwebte. In Deutschland war es Dr. A. Mitscherlich in Freiburg, welcher sogenannte Holzfasergarne zum erstenmal im Jahre 1890 in den Deutschen Reichspatenten erwähnt. Nachdem nunmehr in Deutschland der Anfang zur Herstellung von Papierstoffgarnen gemacht worden war, versuchten Erfinder und Fabrikanten der Papier- und Textilindustrie mit aller Macht diese neue Industrie zur höchsten Kraftentfaltung zu bringen. Namen, wie Kellner, Kron, Claviez, erschienen immer wieder und wieder in den deutschen Patentschriften, und Garne bestimmter Herstellungsweisen, wie Xylolin, Silvalin, tauchten auf und versprachen eine gute Zukunft.

Ueber die Papierstoffgarne und ihre Fertigfabrikate ist folgendes zu berichten: Papierstoffgarne und -gewebe sind Erzeugnisse der Papier- und Textilindustrie. Als Rohmaterial dient der aus Holzzellulose, Holzschliff, altem Papier, Hadern, Lumpen, Tauen oder Abfällen der Baumwoll-, Jute-, Flachs- und Hanfspinnereien bestehende Papierstoff, aus dem nach den jetzt herrschenden Verfahren mit Hilfe geeigneter Maschinen das Papier, so wie wir es zum Schreiben, zum Verpacken und dergleichen verwenden, gebildet wird. Das Papier wird in Streifen geschnitten und in ungedrehtem und gedrehtem Zustande namentlich als Ersatz für Jute und gröbere Baumwollgarne bei Wandverkleidungen, Teppichen, Läufern, Säcken verwendet. Durch den Krieg ist die Nachfrage nach Papierstoffgarnen und deren Fertigfabrikaten natürlich eine gesteigerte, so daß es notwendig war, daß von maßgebender Seite einmal über die Herstellung und Eigenschaften der Papierstoffgarne bzw. über ihre weitere Verwendung geschrieben wurde.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, bietet das Papier und insbesondere der Leim, der in dem Papier enthalten ist, einen guten Schutz gegen Kälte und Witterungseinflüsse. Nun kann man Leim in der Bütte, d. h. beim Entstehen des Papierstoffes, diesem oder der fertigen Papierbahn in ausreichendem Maß zugeben, so daß tatsächlich Gewebe aus Papierstoff in dieser Hinsicht als Schutz gegen Kälte verwendet werden können. Auch für das Wasserdichtmachen kann man Stoffe in gleicher Weise wie beim Leimen verwenden, nur war bis jetzt der hierdurch bedingte hohe Preis gegenüber den als Konkurrenzprodukt in Frage kommenden Jutegarnen ein Hindernis, diese Mittel anzuwenden. Dadurch, daß uns die Einfuhr von Rohstoffen, wie Jute, Baumwolle und dergleichen, abgeschnitten ist, können die Papierstoffgarne so hergestellt werden, daß sie uns tatsächlich einen Ersatz für die uns fehlenden Rohstoffe bieten.

Wie schon oben angedeutet wurde, stellt man jetzt die Papierstoffgarne dadurch her, daß man die fertige Papierbahn durch Schneidvorrichtungen in Streifen schneidet und sie auf besonderen Spinnmaschinen zu Garnen weiter verspinnt bzw. verdreht. Nun würde aber ein trockenes Papierstoffband beim Verdrehen infolge seiner Steifigkeit leicht einreißen, so daß schon während des Spinnprozesses die Zerstörung des Papierstoffbandes vor sich geht. Feuchtet man dagegen das Papierstoffband an, so nimmt es infolge seiner dadurch erzielten Bildsamkeit leicht jedwede Form an, ohne daß es während dieser Verarbeitung zerreißt. Die hierzu dienenden Anfeuchtvorrichtungen sind meist direkt an den Spinnmaschinen angebracht. Bei den Spinnmaschinen kann man drei verschiedene Arten unterscheiden: Ring-, Flügel- und Tellerspinnmaschinen. Es würde zu weit führen, sollte auf das Prinzip dieser Maschinen hier näher eingegangen werden.

Die den Papierstoffgarnen zugrunde liegenden Papierstreifen können in mannigfaltigster Farbenwirkung hergestellt werden. Man kann dann die daraus erzeugten Garne zu Wandverkleidungen, Borten, Läufern usw. verwenden. Auch Säcke aus Papierstoffgarnen haben sich, besonders wenn dieselben wasserfest und gleichzeitig geschmeidig gemacht worden sind, gut bewährt, so daß auch hierfür für kommende Zeiten ein guter Ersatzstoff geschaffen worden ist.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch

auf die beiden geschützten Garne Textilin und Textilose zu sprechen kommen. Das sogenannte Textilingarn, dessen Erfinder Herr Generaldirektor a. D. Kron in Thalheim im Erzgebirge ist, ist kein gedrehtes Papierstoffgarn, sondern nur ein mehrfach gefalztes. Durch das nur Falzen soll das Flächengewicht, was namentlich bei Geweben für Säcke eine gewisse Rolle spielen kann, geringer gemacht werden. Das Textilosegarn, das von dem Direktor der Sächsischen Kunstweberei in Adorf, Herrn Kommerzienrat Claviez, stammt, hat auf seiner Oberfläche aufgeleimte Woll- und Baumwollfasern. Dadurch wird eine größere Dichte erzielt, was für gewisse Gewebe von Vorteil ist.

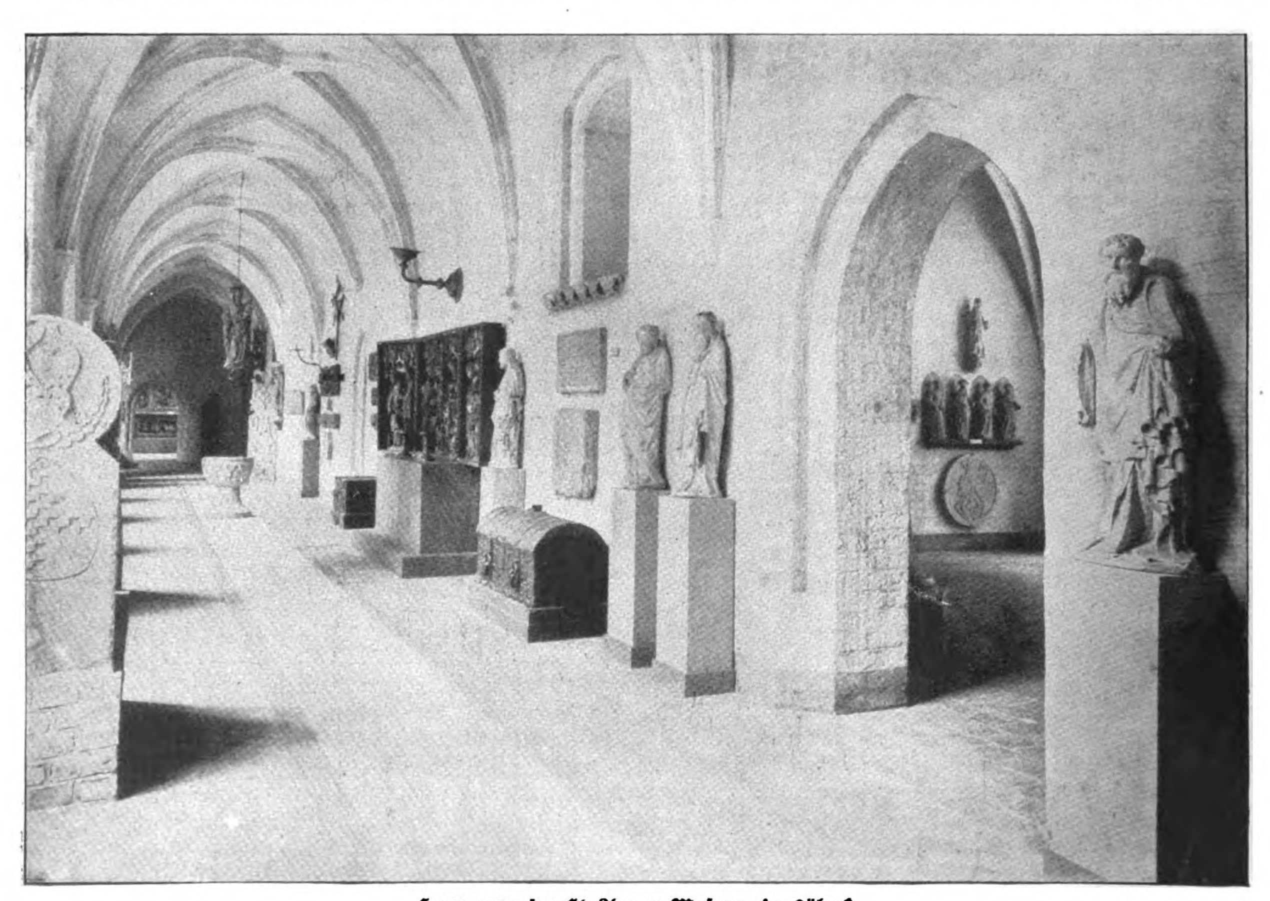
Jahrelang haben Erfinder und Hersteller in aller Stille daran gearbeitet, aus den Papierstoffgarnen vollwertige Ersatzstoffe für Jute- und gröbere Baumwollgarne zu erzielen. Der Krieg hat diese Bestrebungen gefördert, so daß zu erwarten ist, daß die Papierstoffgarne auch in den kommenden Friedenzeiten sich nutzbar erweisen und den von außen eindringenden Rohstofffremdlingen zum Segen der deutschen Industrie ein energisches Halt gebieten.

Das Lübecker St.-Annen-Museum.

Hierzu 3 photogr. Aufnahmen.

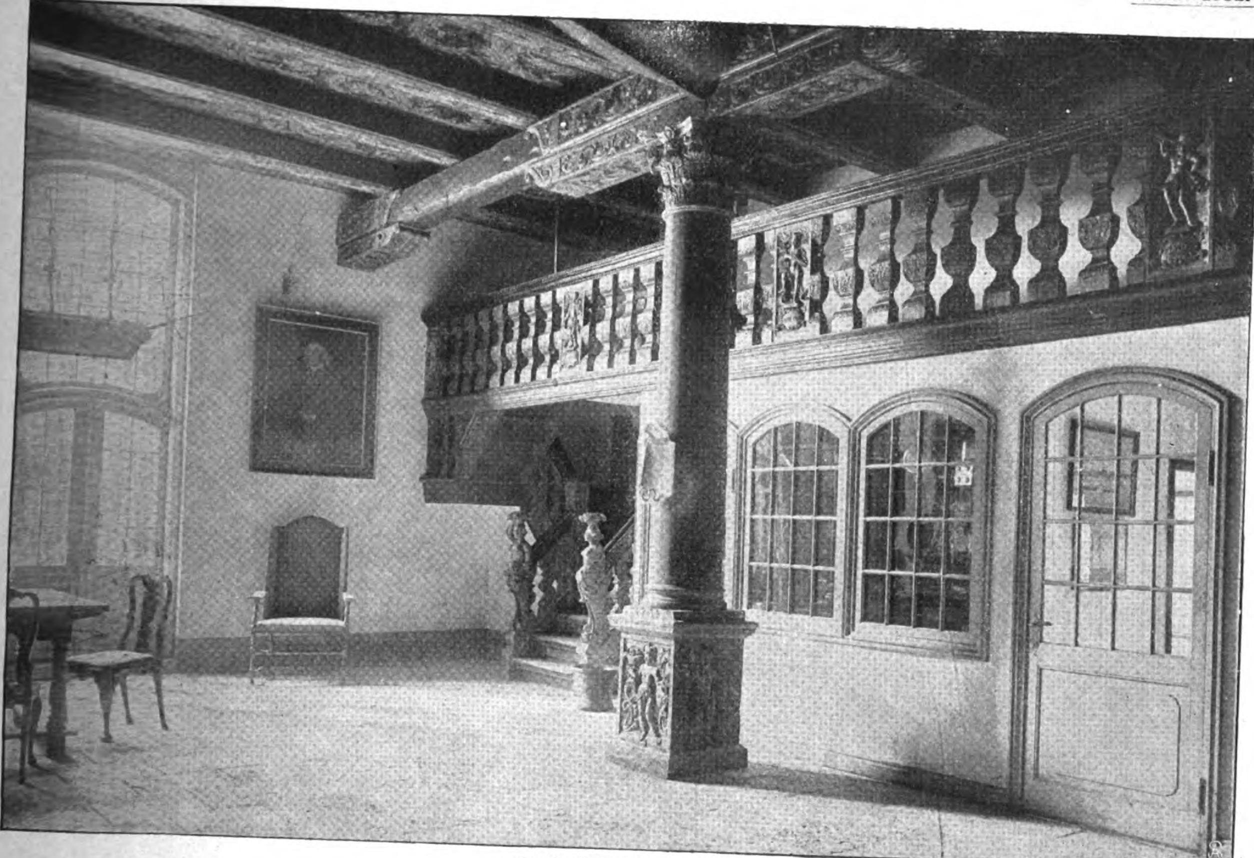
Aus dem St.-Annen-Kloster, einem alten Lübecker Gebäude, von dem Brände nur das Erdgeschoß übriggelassen hatten, ist ein Museum geschaffen worden, das in seiner Eigenart und Schönheit in Deutschland wohl kaum seinesgleichen findet. Sein Schöpfer, Direktor Dr. Karl Schaefer, fand hier eine ungewöhnlich dankbare Aufgabe. Es handelte sich um ein reiches und bedeutsames, aber bestimmt abgegrenztes Gebiet: die Kultur und Kunst einer Stadt, die nicht nur als Haupt der Hansa im Mittelalter herrschenden Einfluß ausübte, sondern auch in ihrer Blütezeit Mittelpunkt des gesamten Kunstlebens der Ostseeküste war. Prachtvolle Dokumente einer stolzen und reichen Zeit, kirchliche und profane Kunstwerke von hohem Wert fanden in den Räumen des alten Klosters einen echten Rahmen, wie er günstiger kaum gedacht werden konnte, und wie man ihn anderswo künstlich mit viel weniger überzeugender Wirkung hergestellt hat. Diese Räume, Kreuzgänge und Hallen, die einen wunderschönen, weiträumigen Klosterhof umgeben, haben — dank auch der höchst geschmackvollen und klugen Anordnung — überall die Stimmung ihres Inhalts, und nirgends verleidet Ueberfüllung die ruhige Betrachtung. Hier veranschaulichen Plastiken und Malereien, Flügelaltäre, keramische Werke, Glasmalereien u. a. m. die Kunstblüte des romanischen und des gotischen Mittelalters. Im Obergeschoß, dessen Räume neu ausgebaut werden mußten, kann man, wieder in der Folge der Jahrhunderte das Kunstgewerbe der verschiedenen Stilperioden, wie es in Lübeck blühte, studieren.

Die anspruchslose fensterlose Mauerfront, die von dem abgebrannten Kloster stehenblieb, hat einen kostspieligen Fassadenbau erspart. Wir zeigen im Bilde außerdem einen der gut belichteten Kreuzgänge und eine sehr schöne alte Diele, die im Obergeschoß neben einem höchst interessanten, der Entwicklungsgeschichte der Hansa gewidmeten Saal vornehmlich den Betrachter fesselt.



Kreuzgang im St.-Annen-Museum in Lübeck.





Teilansicht der Diele.



Außenansicht des St.-Annen-Museums in Lübeck.

Unser Vormarsch nach Serbien.

Hierzu 5 Aufnahmen der Berl. Ill. Ges.

Die Entwicklung des Weltkrieges ist auf einem entscheidenden Punkt angelangt. Die unvergleichlichen Heldentaten unserer Heere im Westen und Osten sichern uns auf den Seiten. Die englisch-französische und die russische Sturmflut zerschellt an den weit vorgeschobenen Außendeichen, gebildet aus Mauern von Menschenleibern. Links und rechts werden die Feinde niedergehalten. Immer schwächer, immer vergeblicher wird der Ansturm der feindlichen Kräfte, die diesen lebenden Wall durchbrechen wollten. Mögen sie auch noch einmal den Durchbruch versuchen, es wird ihnen nicht mehr gelingen.

Wir haben nun neue Heere frei zu neuen Taten. Das Ziel ist die Sicherung unserer Verbindung mit Konstantinopel und darüber hinaus mit dem gesamten Vorderasien. Östlich und westlich davon liegen Indien und Aegypten, die Quellen der Macht und des Reichtums Englands. Unsere Feinde haben sehr gut gewußt, daß für sie die Hauptaufgabe war, zwischen uns und der Türkei einen Keil einzutreiben. Darum die Verzweiflungskämpfe an den Dardanellen; darum die Landung in Saloniki. Das wohlverstandene Interesse der Balkanstaaten gebot ihnen, sich dem neuen Dreibund anzugliedern, ihm zum mindesten nicht hinderlich zu sein. Sie folgten diesem eigensten Interesse, sobald die Siege unserer Heere ihnen die Gewähr boten, vom Vierverband nicht zermalmt zu werden.

So offenbart sich heute der Welt das Ziel der Riesenkämpfe eines Jahres. Mit Recht darf der Balkan hoffen, als Mittelstück dieses großen Staatenfreundschaftsverhältnisses von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen selber großen Vorteil zu erringen. Frei von der Vormundschaft Rußlands, frei von der ehrgeizigen Politik der Westmächte wird der Balkan sich entwickeln dürfen, wenn unser Vormarsch nach Serbien den Erfolg haben wird, den wir ohne Überhebung erwarten dürfen.

Die kriegerischen Operationen wurden durch einen allgemeinen Vormarsch der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere eingeleitet, der gleichzeitig über die Drina, die Save und die Donau führte. Der Oberbefehl liegt in der Meisterhand Mackensens, unter dem die Generale v. Gallwitz und v. Köveß befehligen. Da kann der Sieg nicht ausbleiben. Während wir diese Zeilen schreiben, ist Belgrad von den verbündeten Truppen in zweitägigem Straßenkampf erobert, und auf dem Konak des serbischen Königs wehen die Fahnen des Deutschen Reiches und die von Österreich-Ungarn. Den tapferen Serben haben die französischen und englischen Kanonen nichts genutzt und die Hilfe der fremden Offiziere nichts geholfen. Ihre Hauptstadt ist fest in unserer Hand und wird in unserer Hand bleiben, bis das Ziel erreicht ist, nämlich die Sicherung unserer Freiheit vor der Herrschsucht unserer Feinde.

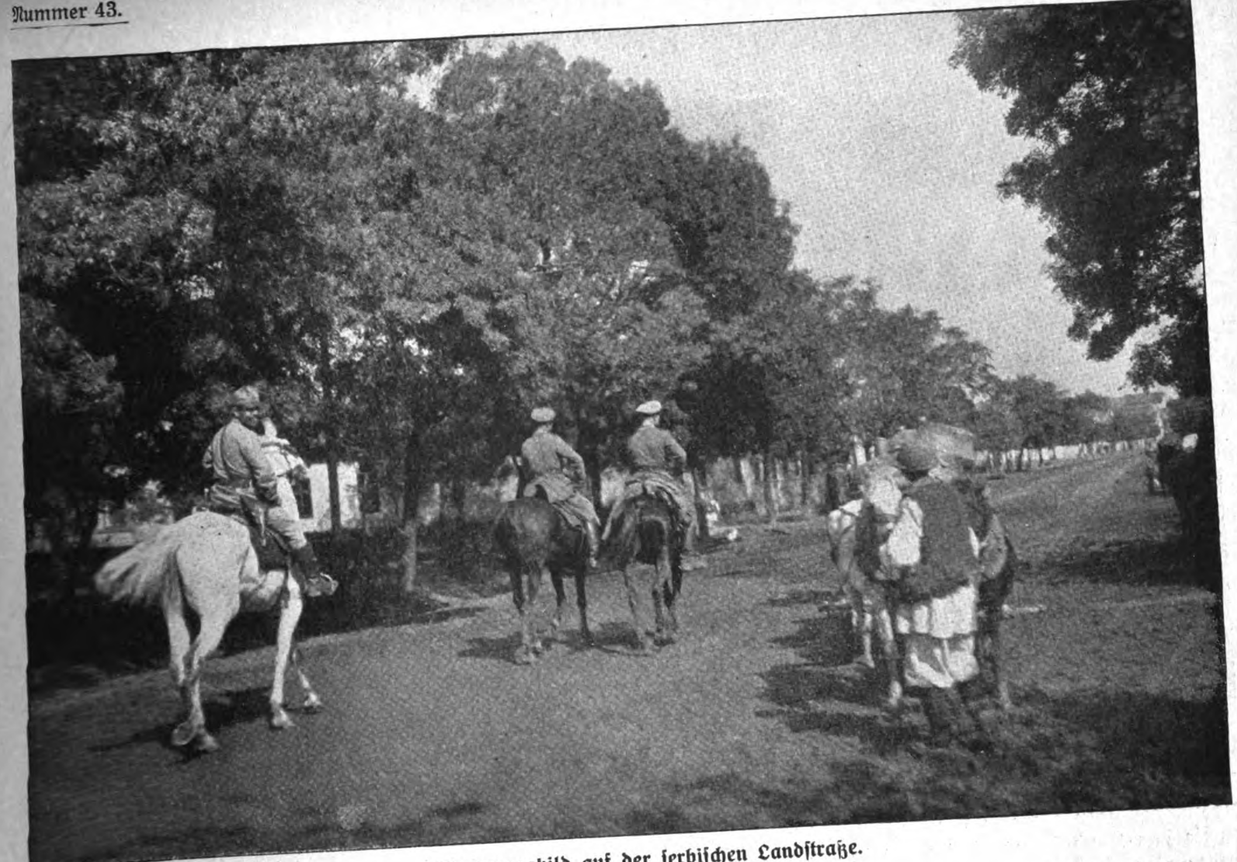


Deutsche Transportautos auf der serbischen Landstraße erregen das lebhafteste Interesse der Dorfbewohner.

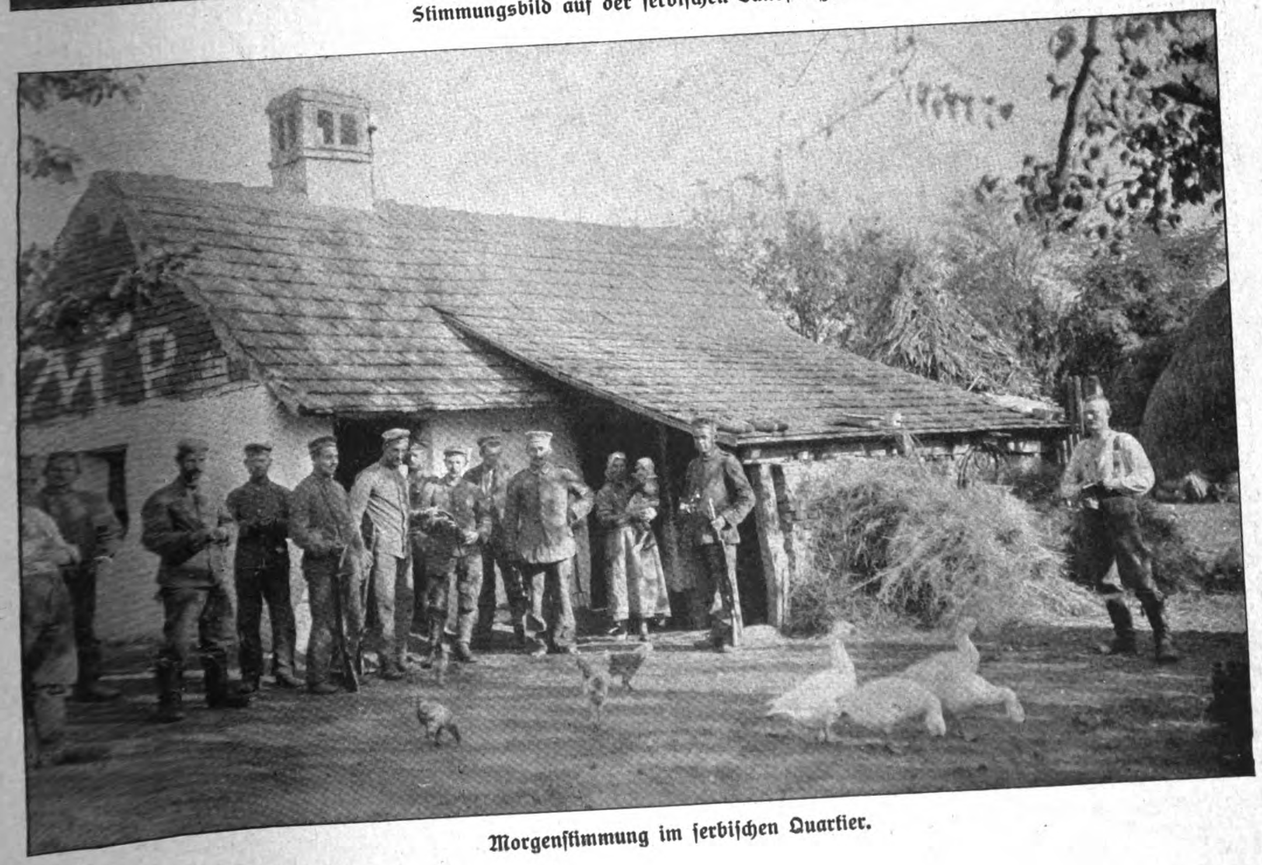
Die Kanonen und die Gewehre haben ihr Machtwort gesprochen, die Bajonette haben ihre Arbeit getan. Manch guter Kamerad hat die Augen für immer geschlossen, der vor wenigen Tagen noch frohen Mutes die Grenzen des Staates überschritt, in dessen Mitte die Mordtat von Sarajewo geschah, an der sich der Weltkrieg entzündete.

Auf unsern Bildern sehen wir die siegreichen Truppen vordringen in das Gebiet der Serben. Ko

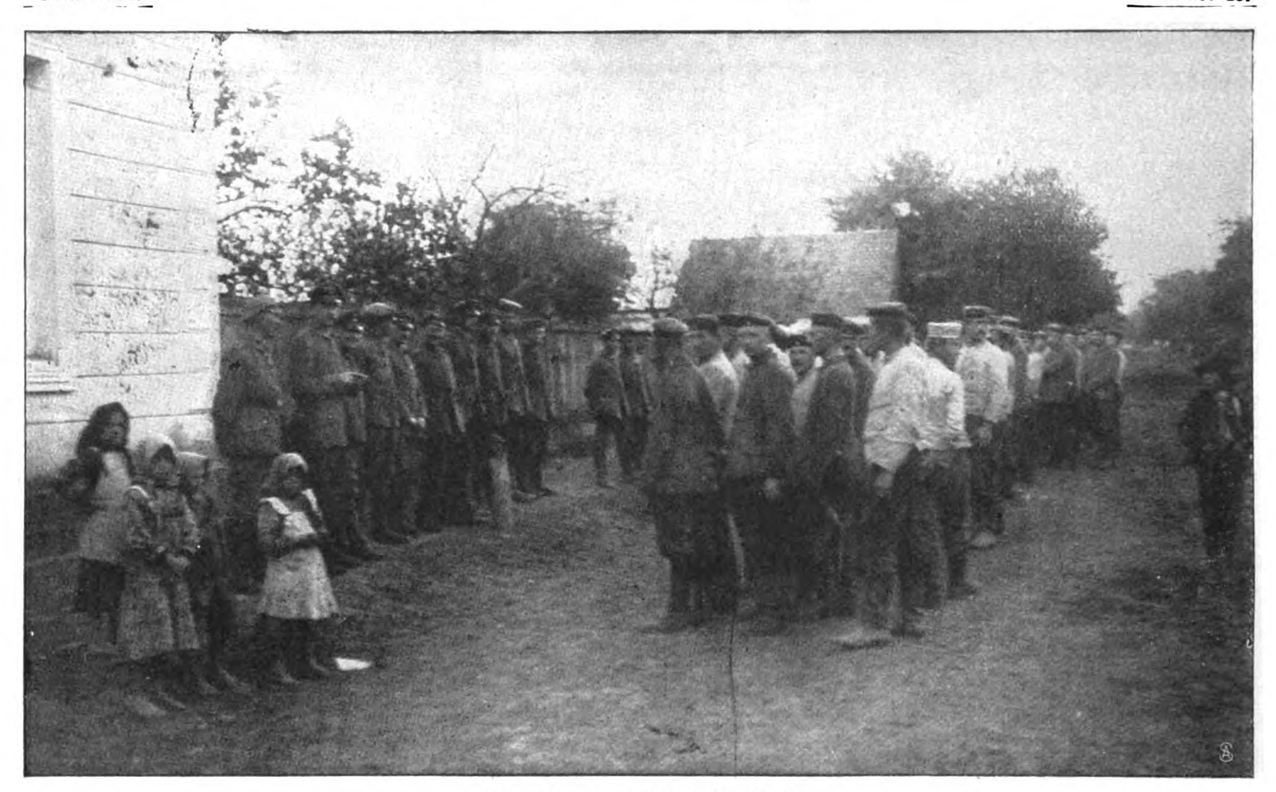




Stimmungsbild auf der serbischen Landstraße.



Morgenstimmung im serbischen Quartier.



Appell in einem serbischen Dorf.

lonne nach Kolonne wälzte sich vorwärts, um dem Heere die notwendigen Vorräte bereitzustellen, denn allzuviel dürfte das Land selber nicht mehr in sich bergen. Es gilt, außer der Munition auch alle Art von Proviant mitzubringen, damit das Heer wohlversorgt dem schweren Kampf entgegengehen kann. Das frisch-gesunde Aussehen unserer Feldgrauen zeigt, daß ihnen bisher nichts gemangelt hat. Unsere bewährte Organisation bürgt dafür, daß dies auch in dem schwierigen und nicht leicht zugänglichen Gebirgslande so bleiben wird.



Deutsche Truppen passieren ein serbisches Grenzdorf.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

7. Fortsetzung.

Die Liebe.

Noch mächtiger wurde in Will die unruhvolle Sehnsucht wach, die ihn unstet machte und ihm nun auch die wohlüberlegten Studienpläne zu verrücken drohte. Wohin? Er hatte in München keine Wurzel geschlagen. Ja, er war froh, dem geschäftigen, erregten Literatenkreis entronnen zu sein, der ihm im Grunde fremd geblieben war.

Und wie er so die ausgestreckte Bahn vor sich sah, von der er Peter Wingen unter dem Einfluß des Weins erzählt hatte, als er fühlte, wie der straffe Gang des Lebens ihn auf ein Gleis zu setzten drohte, aus dem es kein Entweichen mehr gab, da befiel ihn die Sehnsucht und peitschte ihn zu einem ganz merkwürdigen Entschluß. Er wollte noch einmal in die Schweiz ziehen, an deren Schwelle er umgekehrt war, als ihn Bogumil Lange entließ und er mit krankem Kopf nach Zürich wollte, um schon in Säckingen zu stranden.

Es war noch etwas anderes dabei. Er wollte in Kolmar haltmachen. Sein bißchen Geld war dem Ende nahe, aber er hatte etwas vor sich gebracht. Er durfte zurückkehren, ohne sich schämen zu müssen.

So fuhr er vom Grab der Eltern wieder den Rhein hinauf ins Elsaß und grüßte die Vergangenheit. Er fuhr seinem Schicksal entgegen.

Das Kättele hatte nicht gezuckt, nicht einmal die Farbe gewechselt, als es erfuhr, daß Will sich angemeldet habe. Es ging nur still in sein Zimmer und schaute eine Weile in das grüne Laub vor dem Fenster. Dann lächelte es ruhig, ein Lächeln, das von einem beruhigten Herzen sprach, und wartete auf den Besuch.

Will blieb drei Tage in Kolmar.

Er ging allein mit ihr über die Felder und an dem rauschenden Bach entlang ins Münstertal. Er erzählte ihr von seinen Plänen. Ihr stilles, ruhiges Wesen tat ihm wohl. Aber nie schlug er einen Faden nach rückwärts. Als hätte alles erst gestern seinen Anfang genommen.

Als er erfuhr, daß sie sich in der Kinderschule der Fräulein Hirn nützlich mache und ihre Freude daran habe, den Kleinsten die Nase zu putzen und sie singen zu lehren, da sah er sie mit ungeheucheltem Erstaunen an.

„Welcher Einfall, Kättele! Hast du dafür Musik studiert?“

„Vielleicht,“ erwiderte sie, „und noch eins, Will: ich hab sie lieb, die Kinder!“

Und als er sie prüfend anblickte, wurde sie rot. Da lächelte sie, um unbefangen zu bleiben, und dann schlug sie die Augen nieder und blickte still vor sich hin. Ein Widerschein des Lächelns blieb in ihrem Antlitz haften. Ein feiner mütterlicher Ausdruck stieg aus der Tiefe ihres Wesens und verklärte ihr Gesicht.

Will grübelte. Dieses Antlitz erinnerte ihn an jemand. Sie glich weder ihrer Mutter noch ihrem Vater, eher Mutter Anne. Und doch nur von fern. Er konnte nicht darauf kommen, wann und wo er dieses Gesicht schon gesehen hatte, und das beschäftigte ihn noch, als er schon wieder unterwegs war.

Jenes Gespräch aber führte er harmlos fort, indem er sie auf einmal fragte: „Warum heiratest du denn nicht?“

Sie waren dicht vor einem der künstlichen Wasserfälle angelangt, die den Gewerbekanal in ein romantisches Kleid hüllten, und das Rauschen der Kaskade verbot eine rasche Antwort. Einen Augenblick standen sie auf dem Schleusensteg, und das Wasser sprühte seinen Perlenstaub zu ihnen herauf. Dann gingen sie weiter. Der Wasserfall blieb hinter ihnen. Sie waren auf einen Feldweg gekommen. Die ersten Herbstzeitlosen leuchteten in den Wiesen.

Da wandte sie ihm das Gesicht zu. Der Wasserstaub hing in bunten Perlen in ihrem schlichten Haar und bleichte ihre Wangen.

„Zum Heiraten gehören zwei, Vetter“, sagte sie, als wollte sie ihn belehren.

Er lachte.

„Das ist die Regel. Aber das machst du mir nicht weis, daß du deswegen noch nicht hättest heiraten können.“

„Zwei, die sich liebhaben“, entgegnete sie ruhig und bestimmt.

Will war über diese einfache Antwort beinahe betroffen. Endlich sagte er nachdenklich: „Ganz recht. Oder zwei, die sich brauchen.“

Und sie verließen diesen Gegenstand, den sie als junge Leute so klug und vernünftig erörtert hatten. — —

In einer Kunsthandlung an der Bahnhofstraße in Zürich war's, wo Will Roßhaupt eines Tages die Ähnlichkeit wiederfand, die ihn in Käte Wingens Gesicht so beschäftigt hatte. Im Schaufenster hing ein guter, ein wenig stockfleckiger Stich von French „The Virgin and Children“, Raffaels heilige Jungfrau im Grünen, wie Hermann und Anne Roßhaupt das Bild immer erklärt hatten.

Das waren die feinen, breitgeschwungenen Brauen und Lider, die schmale Nase und die sanfte Rundung der Wangenlinien. Nur die Lippen der Madonna waren zierlicher gewölbt als der blaßrote Mund des Kättele.

Das Blatt kostet fünf Frank.

Als es nach drei Wochen nicht mehr auslag, beunruhigte sich Will über sein Verbleiben. Er trat in den

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Laden und fragte danach. Es kostete jetzt sechs Frank, denn es sah noch „echter" aus dank der Schaufensterbleiche, und Will kaufte es von einem Honorar, das ihm ein Aufsatz eingetragen hatte. Er schrieb dann eine der damals neuaufkommenden Ansichtskarten an das Kättele. Es hänge in seiner Stube und hüte zwei Buben, von denen einer heiliger sei als der andere.

Als Will diese Karte absandte, kam schon der Tag herauf, der seinem Leben einen neuen Inhalt geben sollte.

Will hatte in einer der zahlreichen Pensionen am Zürichberg Wohnung genommen. Er genoß den Nachsommer, der aus den Herbstdünsten stieg und in stiller, gesättigter Schönheit durch die erntemüde Natur schritt. Er freute sich der Arbeitslust, die ihn erfüllte. Er ist nie stetiger gewesen, hat nie emsiger gearbeitet als damals. Aber eins fehlte diesem Schaffen noch: der Atem der Leidenschaft. Und seinem Leben, dem fehlte der Kampf um etwas, mit dem man lebt und stirbt.

Da lernte er Eva Baumeister kennen. Sie war die Nichte der Eigentümerin des großen, schönen Anwesens und wohnte im Hause.

Will war ihr schon einigemal begegnet.

Das erstemal war es ein flüchtiges Stutzen. Das zweitemal wandte er den Kopf nach ihr. Als er sie auf der Treppe grüßte, blieb der Blick ihrer großen dunklen Augen in seinem Herzen haften. Aber es kam ihm noch eine geraume Zeit nicht zum Bewußtsein. Und dann war er eines Tages verliebt. Er begann ihre Nähe zu suchen und fand heraus, daß sie täglich um sechs Uhr abends den Berg hinaufging, um englischen Sprachunterricht zu nehmen. Nun wurde er zerstreut, und wenn der Nachmittag rückte und der kurze Tag sich neigte, zog er die Uhr. Zweimal wollte es ein Zufall, an den er beinahe selbst geglaubt hätte, daß er ihr am Schmelzbergweg begegnete. Er kam von der Höhe, sie stieg mit ihrem behenden Schritt hinauf. Das englische Fräulein wohnte oben in Fluntern.

Eva trug ihre Bücher gegen die Brust gedrückt. Sie sah ihn kommen. Sie spürte das Klopfen ihres Herzens an den Büchern. Und dann gab sie seinen Gruß zurück. Ihre großen Augen schimmerten, ein zarter bräunlicher Schmelz von der süßen Frische einer reifenden Frucht lag auf ihren Wangen. Wenn sie lächelte, wurden die Augen brunnentief und dunkel, und der ein wenig schwer gebildete Mund ließ die Zähne sehen, wurde weich und verlor seinen ernsten, beharrlichen Ausdruck.

Als das Wetter trüb und regnerisch wurde und die Dämmerung schon vor sieben Uhr über den Berg fiel, nahm Will die Gewohnheit an, sie abzuholen.

Eines Abends stand er oben vor dem Flunterner Kirchlein und wartete auf sie. Er sah sie aus einem der wenigen Bauernhäuser treten, die sich damals noch allein um die Kirche schlossen, und ging auf sie zu.

„Guten Abend, Fräulein Baumeister. Es ist schon dunkel", begrüßte er sie.

„Oh, das tut doch nichts", antwortete sie, und er wußte nicht, wie diese Antwort gemeint war.

Sie gingen nebeneinander. Dunkle Rebgärten und ein Stück Gartenland, ein paar zerstreute Häuser um sie her und unter ihnen die tausend glitzernden Lichter der Stadt.

Sooft sie auch so miteinander heimgingen, es fiel kein Wort von Liebe.

Eva sollte später mit ihrer Cousine die Leitung der Pension übernehmen. Ihre Verwandten hatten das Haus vor nicht langer Zeit gekauft und zu teuer bezahlt. Aus Baden zugezogen, um mit ein paar tausend Mark, die in der Heimat nicht zählten, in Zürich ihr Glück zu machen, arbeiteten und sorgten sie für die Gläubiger, die ihre Hypotheken auf dem von Hand zu Hand gegangenen Anwesen aufgebaut hatten.

Evas Vater, der Bürgermeister in einer kleinen Amtstadt gewesen war, war früh gestorben. Die Mutter hatte sich verleiten lassen, dem Schwager und der Schwester ein gut Stück Geld zu leihen, und war schließlich ihrem Gelde nachgezogen. Nun hausten sie wurzellos im „Tannengarten", in dem die letzte Tanne schon vor fünfzehn Jahren gefällt worden war.

Eva lernte die englische Konversation, um den Engländern Rede stehen zu können, die in der „Pension Internationale" verkehrten.

Will und Eva waren in ihren Empfindungen nun schon so weit gekommen, daß der Tag für beide nur noch eine Stunde hatte, und auf die warteten sie von morgens früh, bis es Abend wurde, um dann nach dem gemeinsamen Nachhauseweg von vorn zu zählen.

An der Ecke der Universität pflegte Will seinen Hut zu ziehen, und Eva ging die letzten hundert Schritte allein.

Im Hause hielten sie sich voneinander fern.

Da sagte eines Abends Frau Baumeister zu ihrer Tochter: „Ich weiß alles. Aber daraus wird nichts. Er hat nichts, und fort kommst du mir nicht. Hier ist dein Platz."

Eva hatte sich verspätet, da Miß Hobhouse in der Erteilung des Unterrichts durch einen Besuch gestört worden war und die Versäumnis gewissenhaft eingeholt hatte.

Ruhig legte sie die Bücher auf das Wandbrett.

„Ich weiß nicht, was du meinst, Mutter", erwiderte sie, aber ihr Mund schloß sich fester, und der Zug stiller Beharrlichkeit trat stärker hervor.

Frau Baumeister war eine rauhe Frau. Sie litt darunter, daß sie niemand mehr Frau Bürgermeister nannte, aber sie ließ ihr Geld nicht aus den Augen und wäre um keinen Titel und keine Ehre nach Baden zurückgekehrt. Das Geld aber lag so tief versenkt, daß es niemals mehr abgelöst werden konnte. So saß sie in dem schönsten Zimmer des dritten Stocks und wohnte, aß und trank für ihre Zinsen.

Sie stand nicht auf, saß in der Sofaecke, den schweren Leib tief in die Polster gedrückt, und nahm jetzt die Lesebrille von den Augen.

„Also du weißt nicht, was ich meine? Ich wiederhole dir, daß er nichts hat. Und wenn du auch nichts in der Schürze trägst, so stehst du doch hier so gut wie im Eigenen. Ich such dir den Mann."

Die Bäuerin, die ihr noch von den Eltern her im Blut lag, brach aus ihr heraus.

Das Gesicht der Tochter wurde so klar wie Wachs und färbte sich wie mattes Elfenbein.

„Ich versteh dich nicht, Mutter, ich versteh dich immer weniger.“ Dabei blickte sie ihr in die scharfen, weitsichtigen Augen und wehrte mit den schwer betonten Worten alles von sich ab. Gleich darauf aber schoß ihr die Glut ins Gesicht, und Eva hat Will später erzählt, daß sie in jenem Augenblick von der seligen Erkenntnis erfüllt worden sei, wie tief sie ihn liebte.

Aber sie blieb ruhig und ließ die Mutter schelten und drohen.

Als Will sie am anderen Abend erwartete, grüßte sie ihn wie immer.

Es regnete leise aus grauen Nebelwolken, die von den Bergen tief auf den See herabhingen. Alles lag still und ließ sich von dem sanft rieselnden Tropfenfall einschläfern.

Da sagte Eva, indem sie unter seinen Schirm trat: „So, das war heute die letzte Stunde.“

Eine Zeitlang wußte er nichts zu erwidern. Dann fragte er mechanisch: „Die letzte Stunde?“

Und auf einmal war alles um ihn her versunken. Er fühlte nur eins, daß ihm diese nichtige Eröffnung die Ruhe stahl.

„Ja, es ist heute das letztemal“, erwiderte sie und drückte ihre Bücher fest an das schwer schlagende Herz. Sie hatte ihren Entschluß wahrgemacht. Nun mußte er reden oder ... Sie ging ruhig und gefaßt neben ihm her.

Noch hundert Schritte gingen sie, da sagte Will mit einer Stimme, die wie eine Glocke nachzitterte: „Das ist gut, denn es wäre sonst noch lange so weiter gegangen, und ich wäre vielleicht nie dazu gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich“ —

Er brach ab.

Eine Laterne stand über ihnen im Grau, und silbergrau rieselte es um sie her in den einsamen Lichtschein, als drängte der Regen sich von überall her hier zusammen.

An den Fenstern der Frauenklinik, die weiter unten am Berghang in der fließenden Dunkelheit verschwamm, bewegten sich die Schatten von Menschen.

Er schloß langsam den Schirm, als gehörte das dazu, und blieb stehen.

Sie hob die Augen und blickte ihn prüfend an.

Eine Weile standen sie so wie verloren im rieselnden Dunkel. Dann legte Will die Arme um sie und zog sie an sich samt ihren Büchern und Heften, die sie noch an die Brust gedrückt hielt, die Hände in den Ärmeln ihrer flockigen Jacke verborgen, und Eva reckte sich ein wenig und bot ihm schweigend und treu den Mund und mit dem Mund ihr ganzes Leben.

Ohne Gepränge, ohne Ansage und Vorbereitungen war die große Liebe in das Leben Wills und Evas getreten. Wie eine Bettlerin hatte sie an ihrem Wege gesessen. Sie waren lange vorbeigegangen und hatten ihr jedesmal eine kleine Münze in die Hand gelegt. Eines Tages aber erhob sich das Weib und stand herrlich wie eine Königin vor ihnen, und als sie in die Hand blickten, in die sie wiederum einen Bettelpfennig legen wollten, siehe, da waren es lauter Blutstropfen aus ihren jungen Herzen gewesen, und als sie auch den letzten noch hineinfallen ließen, da hielt ihnen die himmlische Erscheinung plötzlich ihre lebendig schlagenden Herzen entgegen, und sie erkannten, daß es die Liebe war, der sie geopfert hatten.

Als Will Roßhaupt Eva wieder traf, sagte er frischweg: „In einem Jahr mache ich das Staatsexamen, und wenn ich nachher Glück hab, heiraten wir in drei Jahren.“

„Und wenn du kein Glück hast?“ fragte Eva ruhig lächelnd.

„Dann heiraten wir doch“, erwiderte er trotzig.

Aber sie machten die Rechnung ohne die Mutter und ihren Anhang.

Will wollte bald um Eva anhalten, damit sie sich verloben konnten. Es kam ihm nicht einmal der Gedanke an eine Zurückweisung.

Eva machte ihn nicht unsicher. Sie bereitete die Mutter auf seinen Besuch vor, und das geschah, indem sie ohne Umschweife zu ihr sagte: „Mutter, er kommt heute zu dir.“

Frau Baumeister lächelte. Ein böses, befriedigtes Lächeln.

„Gut, Eva! Um so schneller sind wir zu End.“

„Er hat mich lieb, Mutter.“

Evas Stimme klang dunkler als sonst.

„Sonst käme er ja auch nur wegen der Partie“, antwortete die Mutter gehässig.

Da färbte sich das Gesicht der Tochter.

„Er kommt, weil er mich liebt. Und ich hab ihn auch lieb, Mutter. Wir warten gern, bis wir heiraten können. Sei uns nicht dagegen, Mutter.“

„Nicht dagegen!“ Sie lachte bös. „Du ungeratenes Kind tust, wie du willst, und ich soll das Amen dazu geben! Einem Hergelaufenen, der auf einer Feder daherreitet und auch ein Habenichts bleibt, wenn er irgendwo ins Ämtlein schlupft, so einem soll ich dich herschenken! Du hast noch nicht einmal dein Leben und deine Erziehung abverdient! Du gehst mir nicht aus dem Haus, ehe ich's sag! Meinst du, ich hätt unser Geld hier hineingesteckt, damit ich dir die Zinsen nachwerf! Du hast mit ihm eine Liebschaft gehabt — meinetwegen — es ist eine Krankheit wie eine andere, aber jetzt sprech ich dich gesund, und ich will doch sehen, ob ich der Sach nicht ein End mach, eh's nachtet.“

Wortlos, von einem Gefühl des Einsamseins gepackt, das sie erschauern ließ, blickte Eva auf die blind wütende Frau.

War das ihre Mutter? Aber sie war nicht anders als sonst. Nur Evas eigenes Wesen war heute verwundbarer, und sie ging stumm hinaus. Diese Frau hatte sie geboren und war ihr in der Kindheit eine strenge, aber redlich besorgte Mutter gewesen, und doch war immer etwas Fremdes zwischen ihnen gestanden, und seit dem Tode des Vaters war das nur noch sichtbarer geworden.

Und heute!

Eva ging ihm selbst öffnen. Sie sagte nichts, aber er sah es ihr an, und da wußte er auf einmal, daß er sie selbst mit Gewalt zu seiner Frau machen würde.



„Bist du mein?“ fragte er rasch.

„Dein“, antwortete sie, und beider Hände krampften sich schmerzhaft ineinander.

Er fand Frau Baumeister in ihrer Sofaecke. Sie war ganz ruhig und ließ ihn alles vorbringen, ohne ihn zu unterbrechen.

Dann antwortete sie: „So, Herr Roßhaupt, und jetzt ist's an mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen meine Tochter nicht gebe. Nicht heut und nicht in drei oder zehn Jahren. Und wenn ein anderer kommt, so gebe ich sie ihm auch nicht. Oder er trägt mir Geld ins Haus, und die Ev bleibt an dem Platz, wo sie gebraucht wird. Wir kündigen nicht gern, aber ich habe mit meiner Schwester gesprochen, und es wird gut sein, wenn Sie ausziehen. Auch der Ev wegen.“

Will hatte sich erhoben. Er war blaß, sein Herz wie ein Stein, aber zugleich härtete sich sein ganzes Wesen und Wollen, erfaßte ihn die Gewalt eines großen Entschlusses, und es war wie ein Dank, als er entgegnete: „Sie haben vergessen, daß Eva auch ein Mensch mit eigenem Willen ist. Und ich sage Ihnen heute schon, Frau Baumeister, daß wir nie voneinander lassen werden, nie!“

„So sagen sie alle“, erwiderte sie und strich mit der Hand über den Tisch, als wischte sie seinen Entschluß wie Brotkrumen von der Decke.

Auf dem Gang trat ihm Eva entgegen. Sie lächelte mutig, und da gerade ein Pensionär die Treppe heraufkam, sagte er scherzend zu ihr: „Ich ziehe aus, Fräulein Baumeister. Heute noch. Aber alles kann ich nicht mitnehmen. Bewahren Sie mir das, was ich Ihnen zurücklassen muß.“

„Sie können beruhigt sein, Herr Roßhaupt, ich bewahr's“, antwortete sie, und im Dämmerlicht stand ihre Liebe wie ein goldener Stern in ihren Augen.

Sie waren verlobt, aber es war eine harte Zeit.

Will empfand das Leben doppelt stark. Neue unbekannte Kräfte entfalteten sich in ihm, sein Wille spannte sich, seine Gestaltungskraft begann Lieder wie Perlen auszustreuen, seine wissenschaftliche Arbeit wuchs zu festerm Erfassen. Er wußte jetzt erst, wofür er lebte.

Aber er sah Eva nur von weitem. Einmal kam sie geradeswegs auf ihn zu und bat ihn, ihr nicht mehr zu schreiben, denn die Briefe würden abgefangen. Als er, im Innersten verwundet, mit Repressalien drohte, beschwichtigte sie ihn.

Ihre Liebe hatte keine Zärtlichkeiten. Und doch standen die größten, die erlesensten in ihren Augen, wenn sie einander begegneten.

Zu Hause aber erwartete Eva Baumeister die Hölle. Sie stachen sie mit Nadeln, sie verleumdeten Will, sie wiesen ihr die niedrigsten Arbeiten an, sie ließen sie ihre Abhängigkeit täglich und stündlich fühlen. Es war eine Wollust für die Tante und die kränkliche Cousine, das Mädchen gewissermaßen mit Billigung der eigenen Mutter zu quälen, wie nur Frauen ihresgleichen quälen können.

So rächte sich die Schwester für die Abhängigkeit von der Frau Bürgermeister, und so entschädigte sich die bleichsüchtige Cousine für die körperlichen Mängel, Eva trug alles.

Da kam Will Roßhaupt anfangs Dezember ins Haus. Eva erschrak. Sie hatte auf den Knien gelegen und die Treppe gescheuert, als er die Stufen heraufkam. Einen Augenblick blieb sie wie gelähmt und von Scham übergossen liegen. Sie schämte sich nicht der niedrigen Arbeit, aber jener, die sie dazu anhielten.

Er ging an ihr vorüber, denn er hielt sie für die Magd. Aber unwillkürlich blickte er noch einmal zurück.

Ein Paar große, dunkle, dunkel umrandete Augen in einem ganz verblaßten Gesicht starrten ihn an.

„Eva, um Gottes willen, Eva!“

Er hatte alles erraten.

Aber da stand sie ruhig auf, trocknete die gerötete Hand an der groben Schürze und reichte sie ihm mit ihrem stillen Lächeln. Und als wäre gar nichts dabei, sagte sie: „Fast wärest du an mir vorbeigelaufen!“

Da riß er sie an sich und bedeckte ihr blasses, kaltes Gesicht mit Küssen und fuhr ihr mit bebenden Händen über Schulter und Arme, ob sie es auch wirklich wäre, ob er sie auch hielte, und küßte sie immer wieder, immer wieder.

Sie hielt still. Stimmen tönten im Flur, Türen gingen, sie hörte alles, aber sie hielt ganz still, als wüßte sie, daß er außer sich war, und als müßte sie besonnen und ergeben seine Erregung erst vertoben lassen. Als wäre das ihre erste und einzige Sorge. Sie lebte ja nur in ihm.

„Wo willst du denn hin?“ fragte sie, als er endlich ruhiger wurde.

„Zu deiner Mutter!“

„Geh nicht, es nützt nichts, wir müssen warten.“

„Ich wollte ihr sagen, daß ich nach Hause fahre und Dispens einhole, jetzt noch in Straßburg das Semester zu belegen. Das macht uns ein halbes Jahr. Aber du hast recht, es hat keinen Zweck. Sie machen dich mir kaputt in der Zeit, sie quälen dich tot in der Zeit — ach, die jämmerlichen Seelen, die elenden Menschen!“

Er war auf einmal hellsehend, und es packte ihn wieder, er riß sie an sich und hielt sie fest an sich gepreßt, ihr vom Dampf der Lauge feucht und stumpf gewordenes Haar ruhte an seiner Backe. Ihre Finger zuckten in seiner Hand, ihr Herz stieß schwer an das seine. Kalt strich die Zugluft durch das leere Treppenhaus.

Eva schloß die Augen und blieb so stehen, und nun hörte sie nichts mehr um sich her.

Als er sie verließ, brannte nur noch ein einziger Gedanke in ihm: sie diesen unwürdigen Verhältnissen zu entreißen. Und er warf alles, seine Pläne, seine Zukunft, seine Hoffnungen und jeden Einwand, jeden Selbstvorwurf, alles, alles in die Flamme, die prasselnd zur Höhe stieg. Mit sehenden Augen tat er, ohne Besinnung, aber zu allem bereit, und doch, ach, so unerfahren, den entscheidenden Schritt!

Er schrieb an Frau Baumeister, daß er und Eva nicht erst in drei Jahren, sondern auf der Stelle heiraten wollten. Er wisse, daß Eva erst im Frühling mündig werde, aber die Mutter möge erwägen, ob sie diese kurze Frist noch gegen ihr Glück ausspielen wolle. Er gehe, die nötigen Schritte zum Aufgebot zu tun.



Frau Baumeister las ihrer Tochter den Brief zitternd vor Zorn vor. Und dann fragte sie Eva, ob sie ihm ins Elend folgen wolle.

„Wie du gehst und stehst, bedenk es wohl, du ungeratenes Kind, das der Mutter die Schürze vor die Füße wirft. Keinen roten Batzen geb ich dir auf den Weg. Aber die Tür, die laß ich dir offen. Und ich seh dich bald wiederkommen und an meine Tür klopfen, Ev, denn er hat nichts, und du hast nichts, und er ist nichts und wird nichts. Der Hunger treibt dich heim, eh du denkst."

Da antwortete Eva: „Ich hab nicht gewußt, daß Will es so meint. Aber wenn er ruft, so folg ich. Wir sind jung, Mutter, und ich hab keine Furcht. Daß du mir die Tür offen hältst, dank ich dir, aber ist sie nur für mich offen, oder gibst du uns beiden das Dach, wenn wir darum bitten müssen?"

„Komm mit deinem Kind, wenn ihr eins habt, ich hab Platz für euch. Aber er kommt mir nicht über die Schwelle!"

Eva blickte sie bekümmert an, und es war beinahe Mitleid, das aus ihren Augen sprach, als sie leise erwiderte: „Dann kommt keins, Mutter, dann kommt keins."

Und es geschah, wie sie es in ihrem Wagemut ausgesonnen. Der Studiosus Wilhelm Roßhaupt und Eva Baumeister wurden aufgeboten und verkündet, und an einem frostklaren Januartag fuhren sie in einer Kutsche, zwei Freunde Wills auf dem Vordersitz, zum Standesamt hinauf. Der Schnee knirschte, der Gaul glitt mehr als einmal aus.

Will hielt Evas Hand fest.

Eva lächelte mutig, und niemand sah ihr an, was sie in den letzten Tagen gelitten, und wie sie gekämpft und gerungen und noch in dieser Nacht versucht hatte, den Segen der Mutter zu erlangen, um dann die Heirat auf bessere Zeit zu verschieben.

Jetzt klang ihr Ja im Amtzimmer vor den Zeugen so klar wie das Wills, und als sie später allein ins Pfarrhaus gingen, da war hinter ihr die Tür zu der Mutter ins Schloß gefallen.

Und dann stiegen sie in den Schlitten, den Will bestellt hatte. Das war ihre Hochzeitsreise. Die Pferde hatten prächtige blauweiße Federbüsche auf den Köpfen und der Kutscher einen Fuchsschwanz an der Pelzkappe. So fuhren sie ins Glück, zwei Kinder, zwei Märchenprinzen, zwei junge frische Menschen.

Will blickte auf der Fahrt durch die Stadt und über die Brücken um sich, als gehörte ihm die Welt. Eva spürte seinen Arm unter dem Pelzwerk, er hielt sie umfaßt, und sie sah mit blicklosen Augen vor sich hin, als wäre der breite Rücken des Kutschers von Kristall, und sie sähe hindurch in Zeit und Ewigkeit.

Am linken Seeufer hinauf fuhren sie zwischen leuchtenden, vom Rauhreif überhangenen Bäumen nach Wollishofen. Dort hatten sie in einem heimeligen Landhaus zwei möblierte Stuben gemietet. Eva besaß außerdem noch ein Anrecht auf die Benutzung der Küche.

Es gab wirklich nichts Einfacheres auf der Welt als heiraten, heiraten, wenn man nichts hat und es still für sich besorgt. Aber sie waren ja reich. 970 Frank besaß Will, und 173 Mark lagen auf Evas Namen noch in Baden auf der Sparkasse.

Als sie ankamen, standen Evas großer weißer Reisekorb und Wills schwarzer Koffer schon friedlich eng nebeneinander auf der Diele.

„Du, die sehen auch schon ganz verheiratet aus", sagte Will und küßte die junge Frau auf den Mund.

Der grüne Kachelofen, der die halbe Wand der Wohnstube füllte, empfing sie mit freundlicher Wärme, und die Wintersonne lag blank in den frostblühenden Scheiben. Wie blauer Stahl schimmerte der See. Dann kamen die Trauzeugen, und sie aßen im „Leuen" zu Mittag. Sie sprachen von Literatur, und der kleine, immer ein wenig verschämt lächelnde Holthof schenkte Eva ein Veilchensträußchen.

Am Abend kam ein Brief von Peter Wingen. — Will hatte beinahe vergessen, ihn von seiner Heirat zu unterrichten. — „Angesichts der vollendeten Tatsache bleibt mir nichts andres übrig, als Dir zu Deinem Narrenstreich herzlich und aufrichtig Glück zu wünschen. Nun sieh zu, wie Du Dich durchbeißest."

Es war ihr einziger Glückwunsch.

Der ihn schrieb, hatte geglaubt, seiner Tochter die Nachricht schonend mitteilen zu müssen. Aber das Kättele Wingen hat nur einmal die Lider gesenkt, dann aufgeblickt und mit einem hellen Schein im blassen Gesicht gesagt: „Das ist der Will."

Will und Eva lebten auf dem Rebhügel, wo das Landhaus noch allein stand, wie auf einer Insel. Stand der Nebel um Haus und Hügel, so war es wirklich wie ein verwunschenes Eiland. Ihr ganzes Leben ging nach innen, außer ihnen war niemand mehr auf der Welt. Sie lebten in einer leuchtenden Kristallkugel, die frei und leicht, keinem Gesetz der Schwere untertan, im blauen Raum schwebte. Darin hausend hat Will Eva sein Leben erzählt, und auch das Kättele Wingen ist im schimmernden Kristall erschienen, aber es war nur ein Sonnenstrahl, der leicht hindurchgeht.

Auch die rauhe Außenwelt sahen sie damals in einem rosigen Schein. Es war, als könnte ihnen nichts geschehen und müßte ihnen alles dienlich und hilfreich sein.

Will war auf die Redaktion der Zeitung gegangen, die schon einige Schilderungen und Essays von ihm gedruckt hatte, und hatte gebeten, ihn auch für die lokale Berichterstattung zu berücksichtigen. Der erste Versuch mißlang. Er war mit dem Bericht über eine Gerichtsverhandlung betraut worden und machte ein Stimmungsbild daraus, ohne den Sachverhalt klarzustellen. Aber dann lernte er zwei Stile schreiben, lernte sachlich berichten und war erstaunt, als dies auch auf seine impressionistische Art der Schilderung wirkte.

Oft kam er spät in der Nacht heim, durchbeizt vom Rauch, ausgeblasen von der Bise, mit brennenden Augen und müde vom Weg. Dann stand Eva am Fenster und blickte zu dem goldenen Lichterkranz der Stadt hinüber, der seine Girlanden in den See streute und immer höher am schwarzen, weichen Leib des Berges emporstieg. Endlich klang sein Schritt. Da ging sie ihm entgegen, und wenn sie eintraten, blieb die Welt vor der Tür.



Sie hatten eine große schöne Lampe gekauft. Das Porzellan war mit Blau und Gold verziert, das Becken war so durchsichtig, daß das Oel hindurchschimmerte wie das Blut durch eine zarte Frauenhand. Und in der Fensterecke, da stand Evas Nähmaschine, ein Erbstück zum Handbetrieb, das immer zu große Sprünge machte, wenn es um möglichst kleine Stiche ging. Aber es war schön mit Perlmutter ausgelegt, und wenn Will am Tisch saß und die Notizen aus dem Block zu einem Artikel verarbeitete, dann schnurrte die Maschine, und jedesmal, wenn sie „knack“ sagte, war der Faden gerissen.

Eva säumte die sechs Leintücher, die sie am Stück gekauft hatte. Ihre Kochkunst war freilich nicht weit her. Sie hatte Lehrerin werden wollen, ehe die Mutter ihrem Geld nachzog, und sie schrieb lieber etwas für Will ins reine als Kochen.

Die Frau im Hause konnte ihr auch wenig helfen, denn der Mann war Klavierbauer und arbeitete tagsüber in der Stadt, und sie sparte deshalb mit den Kindern am Mittagessen.

Wenn Eva allein war, dachte sie an die Mutter, und zuweilen weinte sie auch in ihre selbstgekaufte winzige Aussteuer, aber der klare Grund ihres Wesens blieb ungetrübt.

So wurde es Frühling und Sommer. Will hatte monatlich im Durchschnit 75 Frank verdient. Eine Novelle, die er geschrieben hatte, war von einer deutschen Zeitschrift abgedruckt worden. Das Honorar hatte er nicht als Verdienst gerechnet.

Als es vom Briefträger auf den Tisch gezählt wurde, ließ er es liegen, und als Eva aus dem Kramladen kam und die stattliche Reihe von Fünffrankentalern aufmarschiert sah, sagte er stolz: „Eva, das ist für das Kind!“

Und Eva kaufte davon die Aussteuer für das Kind, das sie erwartete, wenn die Trauben reiften.

Aber der Sommer trug ihnen wenig ins Haus, und als das Kind geboren wurde, da schmolz das Geld und lief wie ein Bächlein den Hügel hinunter. Eva spürte ihre Stunde kommen. Sie war allein. Will war nach Kilchberg gegangen, um die Traubenlese zu beobachten und eine Schilderung daraus zu machen.

Da ging sie ruhig daran, alles zu ordnen. Aber auf einmal rief sie laut und rief nach ihrem Mann. Will! Will! Sie hatte ja keinen anderen Menschen mehr, war losgelöst und auf sich gestellt, hatte keine Mutter mehr, keine Heimat und wurzelte nur in dem Geliebten, der ihr alles in einem war.

Zweimal war sie der Mutter begegnet.

Das erstemal war Will bei ihr gewesen, und der Frühling ließ Eva noch schlank erscheinen. Will bemerkte, daß sie blaß wurde, als ihnen die Mutter mit der Cousine am Limmatkai entgegenkam.

„Ich will die Mutter grüßen“, sagte sie gepreßt und ging auf sie zu. Aber Frau Baumeister wandte sich ab und trat vor die nächste Auslage.

Da hatte Will seine Frau, die wie verstoßen stehengeblieben war, an der Hand genommen und mit erstickter, zornbebender Stimme gesagt: „Komm!“

Und vor sechs Wochen, als sie allein zum Arzt gegangen war, denn sie litt unter großen Schmerzen, die sie Will nicht eingestehen wollte, da war sie ihr ein zweites Mal begegnet.

Diesmal war sie allein.

Die Mutter musterte sie mit kalten, prüfenden Blicken, aber ein ganz klein wenig schien ihr schmaler, festgeschlossener Mund doch zu zucken.

In Evas magerem, von Schmerzen gebleichtem Gesicht standen die Augen noch größer als früher und ein so helles, harrendes Licht darin, als könnte sie die schwerste aller Stunden nicht erwarten.

Die Mutter ging langsamer.

Eva blieb stehen.

„Guten Tag, Mutter“, sagte sie und versuchte zu lächeln.

„So geht man nicht mehr aus“, erwiderte Frau Baumeister schroff.

Das Lächeln erstarb auf Evas Lippen. Langsam zog eine purpurne Röte in ihr Gesicht.

„Und das ist dein Gruß, Mutter?“ fragte sie und vergaß einen Augenblick ihre Schmerzen, das Kommen und Gehen um sie her und alles andere.

„Du hättest ihn dir ersparen können, Ev“, stieß Frau Baumeister heftig hervor und ging weiter. Aber gleich darauf blieb sie wieder an einem Laden stehen und schielte zurück.

Ihre Tochter war weiter gegangen.

Die Mutter stand noch lange vor dem Schmuckwarenladen und starrte blind auf die glitzernden Steine und goldenen Ketten.

Eva war seit dieser Begegnung nicht mehr in der Stadt gewesen. Aber jetzt, da sie ganz allein war, jetzt rief sie nach dem einzigen, der zu ihr gehörte, und dabei ersehnte sie dieses Kind, wie noch keine Mutter ihr Kind ersehnt hatte, als wüßte sie, daß sie ihr Leben in der Liebe zu ihrem Manne und zu den Kindern erschöpfen werde!

Zwei Frauen standen auf der Veranda, die sich um die Ecke des Hauses zog, als Will nach Hause kam. Er sah erstaunt auf.

Die Hebamme verwunderte sich über seine Jugend, wie er so schlank und elastisch daherschritt. Erst als er vor ihnen stand, sah sie die festen männlichen Linien in seinem Gesicht und die Falte zwischen den Brauen.

Dann kniete er an Evas Bett, und in dem weißen Wiegenkorb daneben lag's, und er sah im durchsichtigen weißen Gesicht die Verklärung stehen, wie Licht im Innern eines Tabernakels glänzt. Da erschütterte ihn das Geheimnis der Menschwerdung, und er erblickte mit ihren Augen in dem hilf- und gestaltlosen, wimmernden Wesen in der Wiege das Schönste und Anbetungswürdigste, das Rätselhafteste und Gewaltigste, was die Erde trägt — das Kind.

Eva hatte zwei selige Tränen in den Augen, denn sie hielt seine Hand, und sie war Mutter, und Will wurde in diesem Augenblick von einem Schauer ergriffen, denn ihre Hand war kalt wie Eis, und als sie ihn fragte, ob er denn seinen Sohn nicht küssen wolle, da bog er sich mit einem seltsamen Gefühl der Ueberwindung zu dem Klümplein in der Wiege. Doch als seine Lippen das pulsierende Leben berührten, durchfuhr ihn ein neues, un-

bekanntes Gefühl, und er spürte, wie auf einmal die Summe seiner Kräfte sich verdoppelte, die Summe seiner Kräfte und seiner Liebe.

Nun waren sie ihrer drei, drei in der kristallenen Kugel, frei schwebend im blauen Raum, nein, drei auf der grünen Erde unter dem blanken Himmel!

Und sie nannten das Kind Hermann. Eva aber machte daraus „Herrle", und als Will sagte, das sei ein Name für einen Dackel, da entgegnete sie, dann sei der Name „Will" gerade gut für eine Ulmer Dogg! Und darauf küßte sie das Kind und blickte mit glänzenden Augen auf ihren Mann.

Doch als es Winter wurde, da pochte die Not an ihre Tür. Sie suchten ihr zu entgehen, indem sie in die Stadt zogen. Oben am Zürichberg, in der Nähe der Klus, mieteten sie eine kleine Wohnung, zwei Stuben und Küche, und statteten sie mit Tannenmöbeln aus.

Nun konnte Will besser für die Zeitung tätig sein. Aber ihr Erspartes und Ererbtes war dahin, und sie lebten jetzt ganz von dem Erwerb, und der Winter tat weh.

Wilhelm Roßhaupt opferte seinem Reporterdienst mit verbissenen Zähnen. Er schrieb auch Plaudereien und übersetzte aus französischen Blättern.

Eines Tages brachte er eine englische Revue mit, aus der ein Auszug zu fertigen war.

„Ich hab's übernommen, Eva, es ging nicht anders. Aber du mußt mir die erste Uebersetzung machen. Griechisch und Latein gäb ich für ein bißchen Englisch."

Sie wurde rot vor Freude, und während sie den Teig für ihre billige Mehlspeise schlug, las sie prüfend den Artikel.

In der Wiege lag still, die großen, nachtblauen Augen voll dämmernden Lebens, das Kind.

Will hatte eine große Novelle geschrieben. Mit heißer Stirn hatte er darüber gesessen in fiebernden Nächten, und zum erstenmal hoffte er insgeheim auf den Ertrag. Aber die Zeitschrift, die ihm sonst wohlgesinnt war, gab sie ihm zurück. Noch zweimal kehrte die Arbeit von andern Redaktionen wieder.

Da trug er sie auf die Zeitung, für die er ums Brot schrieb. Der Redakteur wollte die Erzählung drucken, wenn Will für einen freundlicheren Ausgang sorge. Drei Tage kämpfte er, setzte sich hin, sprang wieder auf, und endlich stieß er sie trotzig in die Schublade. Nein, er hätte seine künstlerische Ueberzeugung preisgegeben, wenn er den tragischen Ausgang geopfert hätte. Er fühlte, daß ihm damit das Rückgrat gebrochen würde.

„Ich will jeden Lokalbericht machen, will die Privatstunde zu einem halben Franken geben, Schuhe putzen will ich, aber das tu ich nicht!"

„Das sollst du auch nicht", sagte Eva und strich ihm sanft über die Hand, die, mager und knochig, sich zur Faust ballte.

Die erste Weihnacht, die Herrle erlebte, warf trüben Schein. Will hatte auf dem Markt einen herrenlosen Tannenzweig aufgelesen. Den nagelten sie in eine Ecke des Zimmers, hingen eine Rassel und ein fingerlanges Tuchkaninchen daran und steckten drei Kerzen auf.

Aber Eva klingelte, als wäre der Heilige Christ selbst erschienen, und kam dann heraus, das Kind zu holen. Zusammen traten sie in die Stube.

Will hatte Eva ein Paar schöne gefütterte Handschuhe geschenkt, und Eva, die hatte Will noch etwas viel Schöneres, nämlich auch ein Paar gefütterte Handschuhe, unter dieses magere, winzige Bäumlein gelegt.

„Schau nur, Bubi, wie schön! — Und die vielen Lichtle und das Bäumele und eine Rassele — rrrrr — rrrrr — und ein Häsle — ei — ist das aber schön!"

So sprach Eva jauchzend zu dem Kindlein, das mit rosigem, klarem Gesicht in seinem Steckkissen lag und dumpf in das magere Lichterspiel staunte. Tausend Kerzen spiegelten sich in seinen träumenden, lichtsaugenden Augen.

Und Evas Mutterliebe sah Glanz und Fülle um sich her, und sie lächelte ihrem Mann glücklich zu, als gäbe es keine Not und keine Sorgen.

Aber in der Nacht lag sie wach.

Wills Schritt tönte noch in der Stube. Endlich legte auch er sich zur Ruhe. Sie tat, als ob sie schliefe. Aschgrau stand's vor dem Fenster und wollte nicht weichen, starrte unverwandt herein und war die Sorge.

Jetzt hörte sie, wie Will ins Kissen knirschte. Jäh fuhr sie auf. Da tat er so, als ob er schliefe.

Aber sie ließ sich nicht betrügen. Ihr Arm glitt leise zu ihm hin und bog sich liebreich um seinen Hals.

„Mir ist gar nicht bang, Will! Du zwingst alles. Glaub mir, Will, wir kommen schon durch!"

Irgendwann, irgendwo hatte Will selbst einmal so gesprochen — ein Echo aus vergangener Zeit klang in ihm nach, aber wie groß war die Liebe, die heute dieses alte Trutzwort beseelte! Und er ergriff ihre Hand und legte die feuchte Backe darauf.

Und eine tückische, verlockende Stimme erhob sich in seinem Innern und fragte: „Und wenn du nun allein und ohne Anhang wärst? Wenn du nicht für die beiden da schaffen und schuften müßtest?"

Da hob es ihn in den Kissen, fuhr die Woge des Blutes, fuhr all der gesammelte, in dieser Not geweckte und gewordene Reichtum strömender Gefühle, fuhr die dankbare, lautere Liebe zu diesem stillen, stolzen Weib und die sorgende, zärtliche Liebe zu seinem, zu ihrem Kind wie ein Feuerstrom durch seine Adern, und er warf den Arm über das schmale Bett, in dem Eva leise atmend lag, hörte die Wiege knistern im Schweigen der Nacht und segnete sein Leben und heiligte die Not.

Wind fuhr ans Fenster, sang wie ein Drähtlein so fein, blies in die Nebel, und als Eva aufstand, um das Kind neu zu betten, da war die Nacht ganz klar und voller Sterne.

Die heilige Not.

In diesen Tagen der Not ist Wilhelm Renners erstes größeres Werk entstanden, und wie die Sonnentropfen durch schwer und dicht schattendes Laub auf dunklen Grund fallen, so leuchtete in diesem Buch zum erstenmal der Humor.

Aber das Leben ging seinen Gang und machte aus dem Dichter einen Kärrner, der tagsüber sein kärgliches Brot verdiente und abends mühsam den Kopf aus den

müden Schultern reckte, um den kühlen Kranz der Muse auf die Stirn zu drücken.

Im Frühling des Jahres 1894 drohte die Not sie vollends zu übermannen.

Will hatte sich auf dem Heimweg aus dem Theater — er schrieb jetzt an zweiter Stelle die Schauspielkritik — schwer erkältet. Auch das Kind lag im Fieber.

Eva blieb aufrecht, und ihre Augen wechselten den Ausdruck gar nicht mehr, wenn sie von der Wiege zum Bett und vom Bett zur Wiege ging. Das mütterliche Empfinden, das das Weib auch in seine Liebe zum Mann, in seine Hingabe an den Geliebten als heilige Flamme trägt, stand wie ein ewiges Licht in ihren Augen und fiel tröstend auf beide. (Fortsetzung folgt.)

Bilder und Typen aus Russisch-Polen.

Von Dr. H. Roesing. — Hierzu 10 Abbildungen des Verfassers.

„Wagen 195 fährt sofort nach P . . ., wartet dort bis zum Eintreffen der Verwundeten aus C . . . und kehrt dann mit ihnen hierher zurück." — „Zu Befehl, Herr Leutnant." —

Der Befehl kam an einem Sonnabend nachmittag. In wenigen Minuten war das Auto fahrbereit, Decken und Proviant waren schnell zusammengerafft, und bald trug uns der ratternde Motor durch die Straßen unseres Standorts, an den Vorstadthäusern vorbei, hinaus ins Freie.

Wir waren zu zweit; mein Fahrer, ein junger Berliner Kriegsfreiwilliger, und ich, sein Begleiter vom Roten Kreuz, dem auf den Transporten die Versorgung der Verwundeten obliegt.

Es war ein strahlend schöner Tag. Warmer Sonnenschein lag auf der Gegend, machte das Grün der Felder lebensvoller, blitzte in den kleinen Wasserrinnen und milderte den Anblick der da und dort auftauchenden zerstörten Wohnhäuser und der zertretenen Kolonnenlagerplätze auf den Feldern.

Wir kannten den Weg bereits. Die leidlich gute Straße führte anfangs durch leicht gewelltes Gelände, zwischen Feldern hindurch, die oft durch schmale, langgestreckte Kiefernwäldchen unterbrochen wurden. Hellgelber Sand wechselte mit braunen Ackerflächen. Spielend leicht nahm unser guter Kraftwagen die Anhöhen, rollte flott in die sanften Täler, sprang mit kurzem Stoß über die häufigen kleinen Holzbrücken, die unsere Pioniere wiedererbaut hatten, um dann mit stärkerem Knattern die nächste Höhe hinanzuklimmen.

Eine Anzahl Dörfer lagen auf unserm Weg. Durch die fuhr ich immer mit besonderer Freude. Hat doch jedes seine Besonderheit, durch die es mir lieb wurde. Liegt da das eine auf einer Höhe, deren Scheitel die weiße, weitleuchtende Kirche stolz und selbstbewußt innehat. Und wie um den Kirchenfürsten in glänzendem Ornat das Volk im Staube kniet, so drängen sich demütig die grauen Bauernhütten um die weißen Herrschermauern. Aus roh behauenen Balken sind die Hütten erbaut, ein dickes, gestuftes Strohdach hängt schwer über dem niederen Bau; daneben ragt der hohe Balken des Ziehbrunnens frei in die Luft. Die Giebel der Häuser, die stets in einiger Entfernung voneinander stehen, sind meist der Straße zugekehrt, kleine Vorgärten und Bäume umgeben sie, aus deren Grün weißgestrichene Fensterläden freundlich leuchten.

An einem der Häuser müssen wir halten, denn der Gutsbesitzerfamilie, von der ich neulich eine Aufnahme machte, habe ich einen Abzug versprochen. Was trägt solch ein kleines Bildchen für eine Freude in das graue Haus! Ein Ereignis ist es, das vielleicht nie wiederkehrt in ihrem stillen Leben.

Weiter geht die Fahrt an manch malerisch schwermütigem Dorfwinkel vorbei. In einem der nächsten Dörfer gibt es wieder eine Freude. Sobald das Knattern eines Motors auf der Dorfstraße ertönt, kommen die Kinder herbeigelaufen und schauen. Manche kennen uns schon und winken. Und ein lieber, kleiner Bengel ist immer rechtzeitig zur Stelle. Stramm salutiert er wie ein Soldat mit drollig ernstem Gesicht. Dem muß ich immer ein freundliches Wort zurufen. Hat er nicht lichtblondes Haar und hellblaue Augen und den leuchtenden Kinderblick wie mein Bübchen daheim? Bleib so stramm aufrecht, mein Junge, immer im Leben und laß dich nicht beugen und knicken von widrigem Wind!

Und vor dem nächsten Dorf gibt es wieder ein stilles Sichbesinnen und Gedenken an die Heimat. Ein einzelnes Grab liegt da in freiem Feld. „Hier ruht ein deutscher Reiter." Sonst nichts, kein Name, kein Regiment. Wer bist du, stummer Schläfer? Wer wartet daheim auf dein Kommen und hofft, hofft, daß „vermißt" nicht „tot" bedeute? Wer schoß den unerschrocken Vordringenden aus dem Hinterhalt nieder und beraubte ihn aller Erkennungzeichen? So fanden ihn die Kameraden, viel später vielleicht, umfriedeten sein Grab mit freundlichem Birkenholz und pflanzten Wachholder ringsum. Schlaf wohl, Kamerad!

Aber bald tauchen wieder freundlichere Bilder auf. In einem Weiher spiegeln sich stattliche Dorfhäuser, ein Schloß fliegt vorbei, ein Gutshof, in dessen Garten die Leute des liebenswürdigen württembergischen Leutnants ein luftig Sommerhäuschen erbauten, und dann kommt wieder schöner Kiefernwald.

Jetzt verstummt unser Gespräch, denn der Weg wird schlecht und erfordert die volle Aufmerksamkeit des Fahrers. Eine polnische Landstraße ist wahrlich kein Kurfürstendamm. Ruckweise dringt der Wagen durch Löcher und über Unebenheiten, um schließlich auf den schlimmen Knüppeldamm überzugehen. Der hat seine besonderen Tücken und bedeutet schon für gesunde Glieder eine Strapaze. Endlose Kolonnen, Geschütze und schwere Lastautos sind wie oft über ihn dahingezogen, und zermalmende Räder haben manche Lücke gerissen. Arme Verwundete, die ihr hier durchmüßt! Gegen Abend winkt unser Ziel, ein Marktflecken, der fast ausschließlich von handelnden Juden bewohnt wird und eine Einkaufsquelle für alle umliegenden Dörfer bedeutet. Da unsere Verwundeten erst am andern Mittag kommen sollen, nehmen wir in der Kranken-Sammelstelle Quartier.

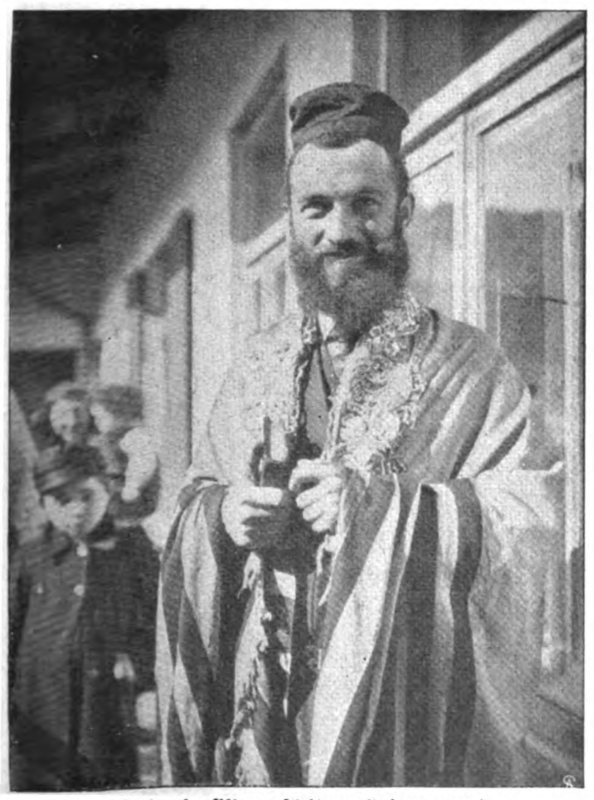
Unser Hauswirt ist ein feiner, weitgereister und reicher Mann. Am andern Morgen gelingt es mir, seinen prächtigen Kopf mit dem tiefschwarzen Bart auf die Platte zu bekommen. Eben stieg er, angetan mit



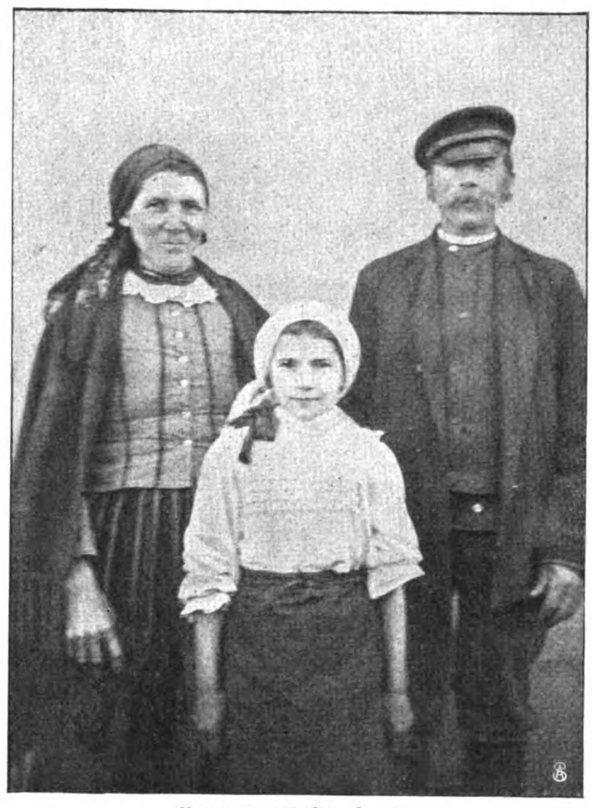


Typisches Bauernhaus mit Ziehbrunnen.

silbergesticktem Gebetgewand, aus dem Betsaal im Erdgeschoß seines Hauses die innere Holzgalerie empor, da überraschte ich ihn und hielt ihn auf der Platte fest.

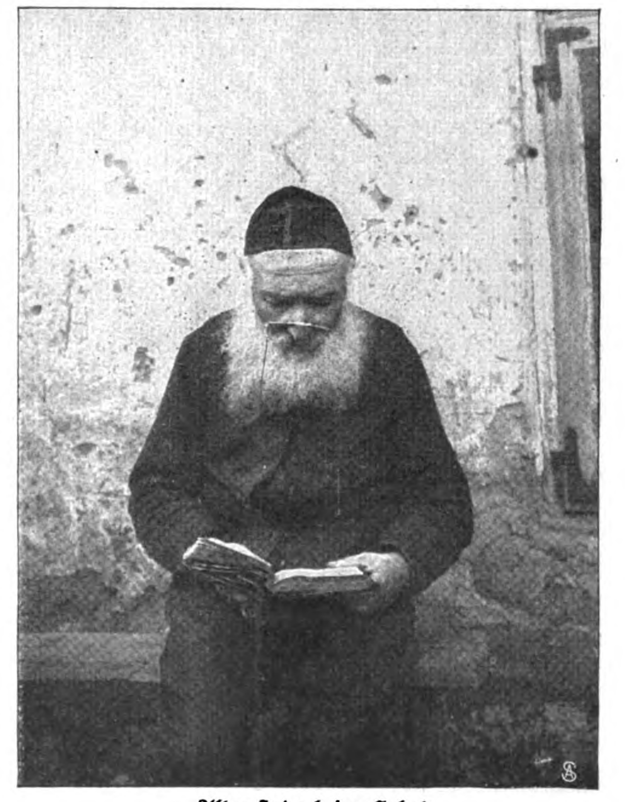


Jude in silbergesticktem Gebetgewand.



Bauerngutsbesitzerfamilie.

Dann benutzen wir die freie Zeit zu einem Gang in das Städtchen. In einer stillen Seitengasse sitzt ein alter Jude und liest im Gebetbuch. Ganz versunken



Alter Jude beim Gebet.





Die 700jährige Synagoge in Przedborz.

In den Hauptstraßen des Städtchens sieht es einigermaßen sauber aus da haben deutsche und österreichische Strenge zur Ordnung geführt, wobei es freilich ohne Geldstrafen und Arrest für die Anwohner nicht abging. In den Seitengassen ist es anders. Man hat daheim kaum eine Vorstellung, in welchem Schmutz und welcher Verwahrlosung die Masse des polnischen Judenvolkes dahinlebt. Die elementarsten Förderungen der Sauberkeit bleiben hier unbeachtet, und mit den Häusern ist es wie mit den Menschen. Faulen die Schindeln auf dem Dache, so gibt es eben ein Loch, und fällt der Kalk von der Wand, so geht es auch ohne ihn. Die Aufnahme der Judenhäuser zeigt, in was für „Villen“, die mit kribbelnder Menschheit und kleineren Lebewesen drangvoll gefüllt sind, dies gar nicht arme Volk sich wohl fühlt. Die Achtung vor dem Menschengeschlecht kann man verlernen bei solchem Anblick.

liest er, Ruhe und Andacht liegen auf seinem gütigen Greisenangesicht, das der lange, graue Bart noch ehrwürdiger macht. Später brachte ich ihm einmal ein Bildchen von ihm. Erfreut betrachtete er es, wurde dann plötzlich ernst, und auf einmal kamen die Tränen in seine Augen. „So alt!“ sagte er gedehnt und traurig. — Stehen wir auch einst so vor unserm Bilde, sehen das Alter und wollten noch so vieles tun.

Die Gasse führt zur Synagoge, einem sehr bemerkenswerten 700jährigen Holzbau, dem Stolz des Städtchens. Kunstvolle Holzschnitzereien, verblichene Gemälde biblischen Stoffes in naiver Ausführung, prächtige silberne Ampeln schmücken sein Inneres, in dem zahlreiche Juden im Gebetgewand und mit dem Gebetkästchen auf dem Kopfe vor den Gebetpulten sich neigen oder laut betend umhergehen. Wenn ich offen sein soll: der Alte vor seinem Häuschen gefiel mir weit besser als diese ziemlich laute und lärmende Schar.

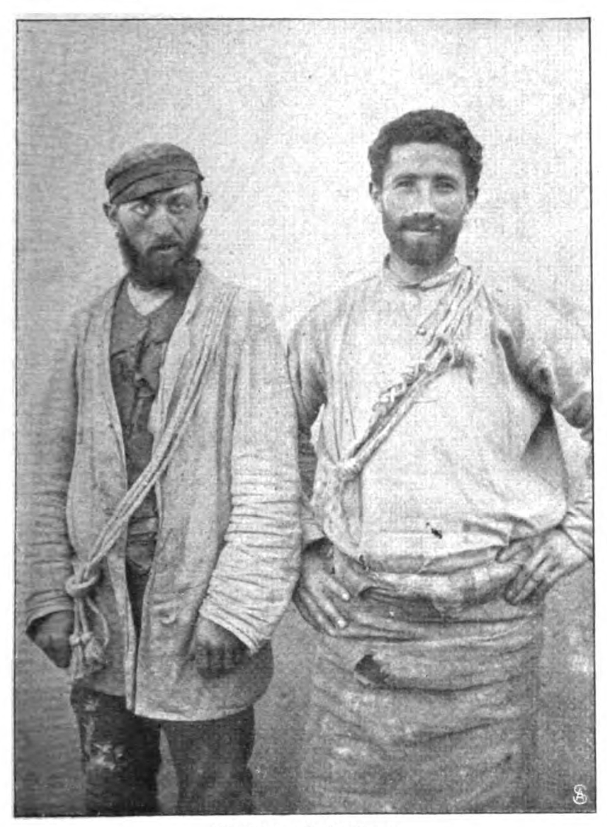


Auf dem Markt.

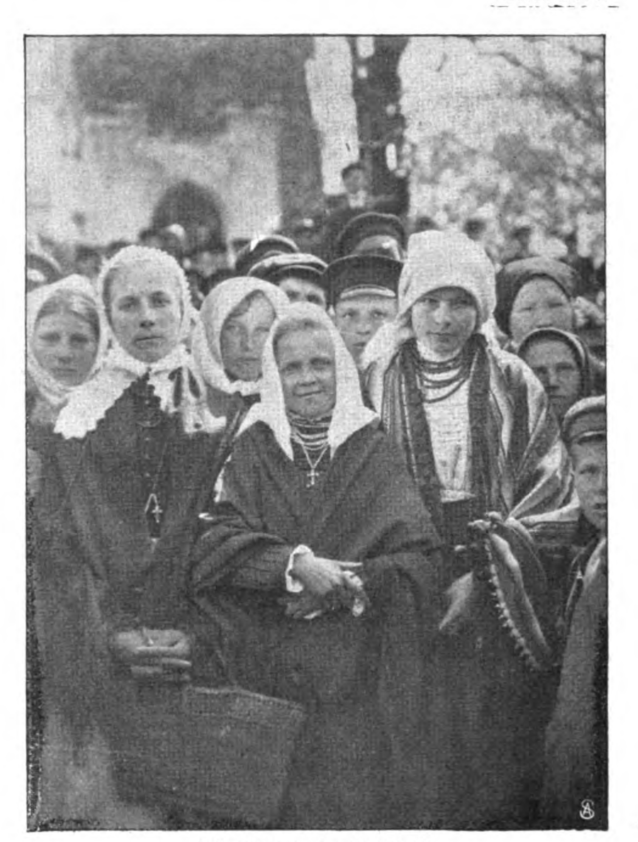


Judenhäuser in Russisch-Polen.

Wir gehen zum Marktplatz hinüber. Dort stehen Buden an Buden mit Waren aller Art. Zwei herrlich zerlumpte Lastträgertypen finde ich an der Ecke; einen mit interessantem Rassekopf, aus dem ein Paar stechende Augen prüfend blitzen. Und nun scheint es, als beginne das Treiben eines



Jüdische Lastträger.



Bäuerinnen in Festtracht.

Maskenballes. Aus der katholischen Kirche dringt jetzt die Menge der Kirchenbesucher, die zum Gottesdienst von den Dörfern herbeikamen. Trachten der mannigfachsten Art, leuchtend rote, gelbe und weiße Kopftücher, rot-, orange- und blaugestreifte Röcke und Umhänge, bunte Schürzen tauchen auf; vielfarbige Bänder tragen die Mädchen im Haar, breite, mehrreihige Ketten aus Korallen und Glasperlen an Hals und Brust. So frisch und lebensfroh wirkt dieser Farbenreichtum, daß man nicht müde wird, hinzuschauen. Neben den wettergebräunten, indianerhaft harten Zügen der Alten erscheinen junge Mädchen mit hübschen Zügen und frischen Farben. Polenmütter kommen mit ihren Kindern, die sie in einem um den Leib geschlungenen Tuch tragen. Die Männer wirken in ihrem langen Haar und dem bis zum Knie reichenden Schoßrock ernst und würdig. Und all dies sauber und festlich geputzte Volk strömt nun lachend von Bude zu Bude, handelt und kauft bunte Tücher und Bänder, Rosenkränze und Heiligenbildchen und die guten russischen Süßigkeiten.

Doch unversehens ist es Mittag geworden. Wir müssen Abschied nehmen von dem fröhlichen Treiben und unsere Kranken einladen. An Stelle des bunten Trubels treten nun bleiche Leidensgesichter, die der Schmerz gezeichnet hat. Langsam und vorsichtig arbeitet sich unser Wagen nach dem Weg zurück, den er gestern in froher Fahrt durcheilte. Unsere Augen haften am Weg, um seine glattesten Stellen zu finden, und Herz und Sinne lauschen nach dem Wageninnern, ob nicht ein Ruf nach Hilfe erschallt. Wieder leuchtet dieselbe Sonne wie gestern. Und doch, legt sich nicht ein ernster Schatten auf Menschen und Land, wenn unser Schmerzenswagen vorüberzieht?



Polenmütter mit ihren Kindern.



Und meine Seele vergißt dich nicht. —

Von E. Taufkirch.

Ich komme weither aus dem Nebelgrau,
Ich schreite weithin in das Silberblau,
Die Zeiten vergessend im kühnen Sprung,
Auflebend im Glück der Erinnerung,
Das quält mich wie einstmals im süßen Bann
Die seligsten Stunden es getan. —

Was weißt du von mir noch und ich von dir?
Durch leuchtendes Wiesenland folgst du mir —
Du gehst mir zur Seite im jungen Glanz,
Und meine Sehnsucht umfängt dich ganz.
So komm ich daher aus dem Nebelgrau,
So schreit ich dahin durch das Silberblau,
Die Dörfer, sie liegen im Morgenlicht,
Und meine Seele vergißt dich nicht. — —

Der Herr Professor.

Skizze von Luise Fer.

Professor Sartorius stand gerade mitten in seinem Rosarium und schnitt von der „heiteren Henriette" einen Riesenstrauß, denn es war Mittwoch, und er wollte ins Lazarett Ebenezer. Rosen und Zigarren am Mittwoch. Am Sonntag gab's Obst und Zeitungen.

Er stand in gestickten Hausschuhen, weiße Rosen auf blauem Grund (Malwine war nun einmal so, und dann waren sie so schön bequem), die grüne Gartenschürze vor und den riesigen Basthut auf dem Schädel.

Der lange, graue Herr an der Gartenpforte wollte dem Dienstmädchen allerlei sagen; etwas von ernster Mission, wichtiger Rücksprache usw. und dergl. mehr, aber das kleine flinke Ding streckte nur den Finger aus und wies auf den Mann im Rosarium. „Wir kochen gerade Johannisbeeren ein, bitt schön, das ist der Herr Professor."

Der Graue ging langsam über die verschlungenen Kieswege. Die waren so schmal, daß links und rechts die Blumen an seine peinlich gebügelten Beinkleider streiften. Phlox, Gartendisteln und hohe, bunte Plusternelken. Er mußte sich ein paarmal bücken, um da und dort ein Blütenblättchen abzustäuben. In sein korrektes Gesicht kam dann jedesmal eine gewisse Unordnung wie zu Hause, wenn das Mädchen ohne Anklopfen in sein Arbeitzimmer kam, um ihn mitten aus einer schwierigen Aufgabe an den Abendbrottisch zu rufen.

„Ein merkwürdiger Garten", tadelte er. „Und merkwürdige Blumen. Lauter unbekanntes buntes Zeug und kein einziges sauberes Porzellanschild, kein einziger lateinischer Name. Und überhaupt — wo blieb das System? Setzte man eine Fliederlaube in ein Rosarium? Pflanzte man Blumen unter die Obstbäume? — Aber das war so echt Sartorius. Immer — —"

Da wandte der Professor sich um, sah den langen Mann im grauen Gehrock, bückte sich und legte umständlich die letzte Henriette in den Korb.

Der Graue nahm den Hut ab und verbeugte sich — genau in einem Winkel von 45 Grad. „Herr Professor, — ich wollte —" der Professor blieb stehen, die Gartenschere in der Hand, und ließ ihn näher kommen.

Der Graue richtete sich auf und blieb sechs Schritte vor ihm an der „Großherzogin Amalie" stehen. Sein Gesicht war ein tadellos gelöstes Rechenexempel. „Herr Professor, ich komme im Auftrage meines Direktors. — Der große Weltkrieg 1914/15, der bereits den ganzen Erdball — — —"

Der Professor winkte mit der Gartenschere ab. „Schon gut. Ich habe auch zwei Söhne draußen. Sehen Sie, — da oben im Eckzimmer sitzt der eine. Beinschuß. Hinkt wie der Teufel. — Aber was führt Sie hierher. Gerade Sie, Herr Doktor Wiedemann?"

Doktor Wiedemann blickte auf das Eckzimmer — es war das falsche, auf der anderen Seite — und zog den Hut vor einer langen Reihe Einmachegläser, die dort am Fenster in der Sonne standen. „Mein Direktor bittet Sie, den Geschichtsunterricht vertretungsweise zu übernehmen. Am Montag werden meine letzten Kollegen eingezogen."

„So — so — so." Die Gartenschere sprang auf und zu. Doktor Wiedemann verbeugte sich noch einmal vor den eingemachten Kirschen, wandte sich um und blickte dem Professor in das Gesicht. „Herrgott — diese Augen. — War da nicht noch eine Nelkenblüte auf dem linken Ärmel? Nein, es war ein Phloxblättchen — halt — und da noch eins. — Die Wege waren auch zu schmal." Er nahm sie vorsichtig und drückte sie in der Hand zusammen.

„So — so — — also Geschichtsunterricht."

„Jawohl — Herr Professor."

„Und die letzten Kollegen gehen hinaus?"

„Ja."

„Sie auch?"

„Ich? — Nein."

„Ach richtig. — Ich vergaß. Sie sind ja kurzsichtig, eminent kurzsichtig — nicht wahr? — Immer noch?"

„Herr Professor — ich leide an Rheumatismus."

„Und trotzdem bemühen Sie sich hier heraus?"

„Der Direktor bat mich. Außerdem wohnt meine Schwester hier in der Nähe." (Sie war zwar gerade verreist, aber sie wohnte doch tatsächlich hier.)

Der Professor wog die Gartenschere in der Hand. Also — man rief ihn zurück, jetzt nach sieben Jahren. Jetzt im Kriege, jetzt brauchte man ihn.

Er dachte an jenen unglückseligen Septembertag, als die zwölf Abiturienten vor ihm saßen. Nicht wie fremde junge Leute, die halb feindlich, halb ängstlich vor dem prüfenden Kollegium saßen. Nein, wie ein Stück von seinem Leben. Kannte er sie nicht von Tertia an? Den

Hansen mit der kurzen Oberlippe, der viel zu ernst und viel zu allwissend war, den schönen Leopold Winter (der war sicher keine glatten Wege gegangen), den Lütters, ein ganz fabelhaftes Sprachgenie, Rollenhagen, den Phantasten, Weber, Meier und Leuthold, seinen geliebten Leuthold, den wilden, bummligen Leuthold, der keine Jahreszahl behielt und doch die Weltgeschichte auf eine so frische, lebendige Art auffaßte. Leuthold, ein Kerl, der in den Ferien auf Jagd ging mit seinem Vater — schon in Tertia — und Tag und Nacht im Sattel war. „Herr Professor," hatte er eine Woche vor dem Examen gesagt, „wenn Sie mir mit Zahlen kommen, falle ich glatt durch, ich bitte Sie — denken Sie an unser Hausgesetz — die Leutholds müssen ihr Abitur haben. Fragen Sie mich nach den letzten Stuarts, der Karl Eduard ist meine Spezialität."

Er hatte sich gehütet. Bevorzugung? Ach nein, mein Junge. Gerade weil ich dich liebe. Er mußte zum Deutsch-Französischen Kriege heran. Das mußte ja sitzen. Ein halbes Dutzend Leutholds war wohl dabei gewesen.

Es ging auch. So auf Leutholdsche Art, famos packend, die Daten ganz im Hintergrunde. Aber da mußte der Schulrat etwas von Zahlen sagen. Leuthold kam aus dem Konzept. „Zahlen?" Er sah den Professor an. Ein Blick voll Entsetzen, Anklagen, Angst. „Ich glaube, der Vortrag war gut", hatte er halblaut zum Kollegium gesagt.

„Herr Professor," sagte der Schulrat leise und strich sich über sein kränkliches Gesicht (es war ein heißer Tag, und er hatte es mit dem Herzen,), „ich bitte Sie." Und dann lauter: „Also Leuthold, Sie standen bei der Übergabe von Metz. Wieviel gefangene Mannschaften, Offiziere, Marschälle, wieviel erbeutete Adler, Feld- und Festungsgeschütze, Mitrailleusen — —."

Leuthold hatte dagestanden, groß, schlank, mit seinen wilden blauen Augen und dem trotzigen Mund. „Ob es 180 000 Mann oder 200 000 Mann, 4-, 5- oder 600 Offiziere waren, 600 oder 800 Feld- und ebenso viele Festungsgeschütze waren, weiß ich nicht. Aber daß es die erschütterndste Übergabe einer Festung war, die je die Weltgeschichte sah — das weiß ich von meinem Vater und seinen drei Brüdern."

Er war totenblaß als er sich setzte. —

Das Herz hatte Sartorius gehüpft vor Freude über den Knaben Leuthold, aber er blieb ganz ruhig. „Bitte, Hansen", rief er, „die Belagerung von Paris und ihre Konsequenzen." — Da prasselten die Zahlen nur so aufeinander. — —

Am Nachmittag war Konferenz.

„Ist es Bevorzugung oder Schwäche, Herr Professor, wenn Sie den Leuthold so heraushauen wollten." Der Direktor hatte sein Korrekturgesicht.

„Keins von beiden. Es ist nur Einsicht in die Fähigkeiten eines Schülers und seine Grenzen. — Der Vortrag war gut."

„Und die Zahlen mangelhaft", warf Doktor Wiedemann hinterdrein.

„Verehrter Herr Doktor Wiedemann, Geschichte ist keine Rechenstunde."

„Verehrter Herr Professor Sartorius, man — —"

Der Direktor schnitt mit einer Handbewegung die Diskussion entzwei: „Merkwürdigerweise klappte doch aber die Mathematik."

„Da steht der Fischer dahinter." Doktor Wiedemann fand nun doch noch ein Ventil für seine Opposition. „Fischer." Das traf wie ein Giftpfeil. Der Mathematikprofessor ließ seine mißtrauischen Blicke wie einen aufgeregten Ameisenhaufen über den grünen Tisch laufen, in den ein vorwitziger Spaziergänger seinen Spazierstock gestoßen hatte. Hätte er nicht doch lieber die andere Aufgabe nehmen sollen? Fischer, der abgedankte Lehrer, der schwache Schüler ins Examen paukte. In der Vorstadt wohnte er, in einem Gewirr alter Gassen. Da saß er wie die Spinne im Netz und lauerte auf die Jungens, bekam von wer weiß woher und auf was für dunklen Wegen Wind von den Prüfungsaufgaben und träufelte den Schülern mit der Lösung so nebenbei allerlei giftige Bemerkungen über den Schulbetrieb ein. Ließ sich unverschämt bezahlen und ging an den Examentagen so wie zufällig in den Anlagen am Gymnasium auf und ab. Schmutzig, höhnisch, triumphierend.

Fischer, das war wie Schmutz an Leutholds Namen. Sartorius bekam ein Zittern in seine Hände. Man hatte ja, Gott sei's geklagt, solche Schüler. Man wußte wohl, der Selbmann damals, der war mit Fischers Hilfe durchgekommen — leider, es wäre nicht schade gewesen um sein Druchfallen. Gebummelt, gesumpft, es gingen da allerlei Schmutzgeschichten über ihn herum und kurze Zeit vor dem Examen eine impertinente Allwissenheit. Das paßte so zu dem Fischer. Aber Leuthold, sein sauberer, stolzer Leuthold —

„Pfui", fuhr es durch das Konferenzzimmer. Wer hatte das gesagt? Sie hatten alle auf ihn gesehen.

„Pfui", hörte er sich da noch einmal sagen. — In der Nacht hatte er das Nervenfieber.

Es war nicht nur davon. Der Hans, sein Ältester, der Mediziner, hatte sich tags zuvor mit seinem Chefarzt überworfen. Er war ein Hitzkopf und fanatischer Neuerer.

Sie gingen beide am Abend durch den Garten, sprachen, diskutierten, beide das Fieber im Blut. Dem alten vor Zorn, dem jungen vor Tatendurst.

Es war ein Abend voller Wind und Kühle. Malwine hatte immerzu gerufen: „So kommt doch schon", mal aus dem, mal aus jenem Fenster.

„Gleich," hatten sie gerufen, „gleich" und waren bis gegen Mitternacht geblieben. —

Es war der letzte Schultag gewesen. — — —

„Du wirst krank werden", sagte Malwine, als das Entlassungsgesuch abgeschickt wurde.

„Du mußt es einschreiben lassen — und dann — geh mal vor den Spiegel, dein Häubchen sitzt schief."

Nein, er wollte nicht mehr. Aber wußten denn die anderen, was er sich selber damit nahm? Wußten sie, wie das tat: frühmorgens an ein Zimmer voll junger Leute zu denken, an gespannte Knabengesichter, an Seelen, die vor ihm lagen, wie offene Gefäße, und an ein Herz, das überfließen wollte von mitteilender Kraft? Wußten sie das, alle die anderen Kollegen? Und wußten sie, wie das tat, nicht in dieses Zimmer treten zu dürfen, draußen bleiben zu müssen, alle Begeisterung einzusperren wie ein wildes Tier und daheim im Garten Blumen zu pflegen? War er denn ein alter Mann trotz seiner grauen Haare? War er nicht hundertmal jünger als andere, die wie öde Grammatiken morgens zur Schule aufgeschlagen wurden und mittags wieder zugeklappt?

„Hm", machte es in der Fliederlaube.

Er ließ die Gartenschere auf und zu springen.

Hatten die Jungen nicht an ihm gehangen wie die Kletten? Hatten sie nicht sein Haus gestürmt an den privaten Diskussionsabenden, daß Malwine den Kopf



aus der Küchentür steckte — „Herrgott, Herrgott, wo kommen bloß die vielen Jungen her. Noch zehn Butterbrote, Marie."

Und dann — mit einem Schlage alles aus.

Das Haus still, die Vormittage lang. — Das Mädchen durfte keinen Schüler mehr einlassen. — Wie abgebrochen das frühere Leben.

„Hm", machte es aus der Fliederlaube.

Er rückte sich den Hut aus der Stirn. — Da saß der Doktor Wiedemann in der Fliederlaube und stand auf, als der Professor auf ihn zukam.

„Verzeihung, ich bat, mich setzen zu dürfen wegen meines Rheuma. Aber Sie hörten gar nicht — Sie dachten wohl gerade an Ihre Rosen — und da war ich so frei."

„An meine Jungen dachte ich, Herr Doktor Wiedemann, und besonders an den einen, Sie wissen schon. Der macht jetzt Weltgeschichte auf seine Art. Das Kreuz 1. und 2. Klasse, den Verdienstorden und wer weiß was noch — im Osten und Westen geholt — und das alles auch ohne Zahlen, Herr Doktor Wiedemann. Und wenn Sie mir heute zugeben, daß Geschichtstunde keine Rechenstunde ist, dann — sagen Sie Ihrem Direktor — ich komme."

Der lange Graue verbeugte sich. „Ich gebe es Ihnen heute gern zu, Herr Professor." — — —

Am Montag stand Sartorius in der Prima.

„Meine lieben Primaner." — Er kam nicht weiter. Seine Hände zitterten an dem Tintenfaß auf dem Katheder. Es war noch dasselbe mit dem herzförmigen Riß auf dem Messingdeckel. Es war derselbe Raum wie damals, dasselbe Fenster, dieselbe Platane auf dem Schulhofe. „Meine lieben Primaner." — —

Da ging ein Ruck durch die Klasse, ein Sichwenden, Sich-in-die-Augen-Sehen, Fragen, Nicken. Der erschütterte alte Herr da oben — — natürlich hatten ihn fast alle gekannt, den Herrn Geschichtsprofessor mit dem wilden grauen Bart und den gewaltigen Augen, wie er über den Schulhof wanderte mit weiten, großen Schritten. Natürlich. Auch die Geschichte mit dem Leuthold. Nur waren sie damals Sextaner gewesen, Knirpse in braunen Mützen. Aber nun! — Sie schlugen mit den Absätzen den Boden, zuerst durcheinander, dann ging es im Takt, und dann wurde plötzlich ein Rhythmus daraus, ein Rhythmus, daß der Professor die Arme ausstreckte und wahrhaftig — die Tränen schossen ihm in die Augen. „Jungen," rief er, „Jungen."

Aber sie hörten ihn nicht. Einer begann, ein anderer fiel ein — und dann sang die ganze Klasse. „Wir treten — zum Beten — vor Gott den Gerechten . . . er wollte — es sollte das Recht siegreich sein — —"

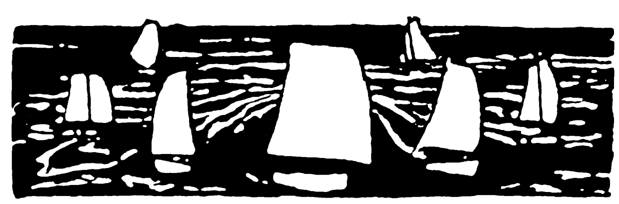
„Jungen." Er nickte, wehrte, aber seine Hände fuhren im Takte hin und her, ohne daß er es wußte, und erst am Schluß, als es wie ein langes Atemholen durch die Klasse ging, als einer den anderen ansah, erwacht — erschrocken — sagte er, und seine gewaltigen Augen waren blank von Tränen: „Meine lieben Primaner! — Ich muß Ihnen ein Monitum ins Klassenbuch schreiben wegen unerlaubten Lärms in der Geschichtstunde."

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 30. Oktober 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

19. Oktober.

Südlich von Riga stürmten unsere Truppen mehrere russische Stellungen und erreichten die Düna östlich Borkowitz.

Von der Armee des Generals v. Köveß wurde Obrenovac genommen. Südlich von Belgrad erreichten deutsche und österreichisch-ungarische Verbände nach Kampf die Höhen östlich von Vranic. Bulgarische Truppen haben Vranje im oberen Morawatal genommen und weiter südlich die Linie Egri-Palanka—Stip bereits überschritten, sie sind in Stip und Radowist eingezogen.

20. Oktober.

Nordöstlich und nordwestlich von Mitau machten unsere Truppen weitere Fortschritte.

Die italienische Infanterie griff im Krn-Gebiet, gegen den Brückenkopf von Tolmein, dann gegen den Monte Sabotino, den Monte San Michele und östlich von Vermegliano an, wurde aber überall unter großen Verlusten abgeschlagen.

Oesterreichisch-ungarische Truppen dringen auf Sabac vor. — Bulgarische Truppen setzten sich in Besitz des Sultan Tepe (bei Egri Palanka); sie machten beim Vormarsch auf Kumanovo 2000 Gefangene und eroberten 12 Geschütze.

21. Oktober.

Nordöstlich von Mitau gewannen wir das Dünaufer von Borkowitz bis Berſemünde.

Die Bulgaren gewinnen zwischen Zajecar und Knjazevac das Timoktal und nähern sich östlich von Pirot den Hauptwerken auf Geschützertrag. Eine ihrer Armeen erkämpfte sich vorgestern mit den Vortruppen den Austritt in das Becken von Kumanowo und in das Vardartal.

22. Oktober.

Nach mehr als fünfzigstündiger Artillerievorbereitung hat der allgemeine Ansturm der Hauptkräfte des italienischen Heeres gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen im Küstenlande begonnen: der dritte in fünfmonatiger Kriegsdauer.

Die Offensive der Verbündeten in Serbien macht überall Fortschritte. Vranje—Kumanowo und Veles im Vardartale sind in der Hand der Bulgaren.

23. Oktober.

Die Italiener setzen nahezu an der ganzen küstenländischen Front neuerdings mit ihren äußerst heftigen Angriffen ein. Wie an den früheren Schlachttagen sind wiederum alle italienischen Anstrengungen vergebens.

Bei Visegrad wird der Uebergang über die Drina erzwungen. Die bulgarischen Truppen setzen sich in den Besitz von Negotin und Rogljevo. Sie stehen östlich und südöstlich von Knjazevac im fortschreitenden Angriff und weisen südöstlich von Pirot serbische Vorstöße blutig ab.

24. Oktober.

Nordwestlich von Dünaburg werfen unsere Truppen den Gegner unter großen Verlusten für ihn aus seinen Stellungen bei Schloßberg und erstürmen Illuxt.

Die allgemeine Schlacht am Isonzo dauert fort. Wieder brachen die Stürme des Feindes allenthalben am zähen Widerstand der österreichisch-ungarischen tapferen Infanterie, die in der mächtigen Wirkung der Geschütze eine vorzügliche Stütze fand, unter furchtbaren Verlusten zusammen.

Die Armee des Generals v. Gallwitz hat bei Palanka das Süduser der Jassenica gewonnen. Bei Orsowa ist die Donau überschritten, die Höhe der Slava Bozija gewonnen.

Die Armee des Generals Bojadjeff hat in Prahovo (an der Donau nordöstlich von Negotin) ein russisches Munitionslager erbeutet und hat halbwegs Zajezar—Knjazevac das Westufer des Timok besetzt.

25. Oktober.

Valjewo ist von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt worden.

Die Isonzoschlacht dauert fort; alle feindlichen Angriffe werden abgewiesen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine meldet, daß am 23. Oktober der große Kreuzer „Prinz Adalbert" durch zwei Schüsse eines feindlichen Unterseebootes bei Libau zum Sinken gebracht wurde. Leider konnte nur ein kleiner Teil der Besatzung des Schiffes gerettet werden.

In Konstantinopel stirbt der deutsche Botschafter Freiherr von Wangenheim.

Fettersparnis und Fettersatz.

Von Professor Dr. Carl Oppenheimer.

Englands Plan, unser deutsches Volk durch die Abschneidung der Lebensmittelzufuhr auszuhungern und uns auf die Knie zu zwingen, ist gescheitert und wird nicht wieder auftauchen. Wir haben uns anpassen gelernt, wir haben gelernt, daß unser reiches und verwöhntes Volk in Friedenzeiten sehr viel mehr Nahrungsmittel verzehrt hat, als seinem wirklichen Bedürfnis entsprach, und haben weiter gesehen, daß darüber hinaus sehr große Mengen von Nahrungsmitteln sinnlos vergeudet worden sind, die wir heute richtig zu verwenden und zu sparen gelernt haben.

Ernähren können wir also unser Volk gut und reichlich; eine andere Frage ist aber, ob auch die gewohnte Art unserer Ernährung in derselben unveränderten Form während des zweiten Kriegsjahres fortgesetzt werden kann, wie sie in Friedenzeiten gewesen ist. Diese Frage muß verneint werden. Wir haben in Friedenzeiten einen gewissen Luxus in unserer Ernährung getrieben. Diese Luxusernährung bezog sich in Friedenzeiten nicht etwa in der Hauptsache auf die wirklich kostspieligen Nahrungsmittel, feine Fleischsorten, Fische und Gemüse, die ja immer nur von einer ganz

dünnen, wohlhabenden Oberschicht verbraucht werden, sondern die Luxusnährmittel der breiten Massen sind in Friedenzeiten Fleisch und Fett gewesen.

Beide Arten von Nahrungsmitteln sind aber während der Kriegzeit bereits erheblich knapper geworden; und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß sie im nächsten Winter noch knapper werden müssen. Wir haben nicht nur sehr erhebliche Quantitäten von Fetten wirklich eingeführt, so namentlich sibirische Butter und amerikanisches Schweineschmalz, ferner sehr große Mengen von ausländischen Pflanzenfetten zur Margarinefabrikation, sondern wir müssen auch die einheimische Produktion an Fleisch und Fett ganz erheblich einschränken. Unsere heimische Produktion an pflanzlichen Fetten, wie z. B. Leinöl und Raps, ist eine so geringfügige, daß sie überhaupt für die gewaltigen Zahlen der Volksernährung nicht in Betracht kommt. Es handelt sich also bei unserer einheimischen Fettproduktion, genau wie bei der Fleischproduktion, ganz ausschließlich um unsere heimische Viehzucht. Wir erzeugen das Fleisch unserer Schlachttiere gleichzeitig mit deren Fett, und wir erzeugen tierisches Fett darüber hinaus in der Milch, die von unseren Rindern und Ziegen geliefert wird. Wenn nun aber auch diese Produktion selbst innerhalb unserer heimischen Grenzpfähle vor sich gegangen ist, so waren wir doch in Friedenzeiten nicht imstande, sie auch mit einheimischen Mitteln zu bewirken: wir waren vielmehr genötigt, über die Futtermittel hinaus, die uns unser eigener Boden darbietet, noch ungeheuer große Quantitäten ausländischer Futtermittel zu importieren. Wir können die Dinge auf die einfachste Formel zurückführen, wenn wir sagen, daß ein sehr großer Teil unserer Schweine, etwa ein Drittel unseres Bestandes, mit ausländischer Gerste gemästet worden ist, während ein Teil unserer Milchproduktion der Fütterung mit amerikanischen Ölkuchen und ähnlichen Pflanzenstoffen zu verdanken ist. Wenn also nach der Absperrung unserer Grenzen alle diese Futtermittel knapp geworden sind, so liegt es auf der Hand, daß wir nicht mehr dieselbe Menge an Fleisch und tierischem Fett erzeugen können; wollen wir unsere Milchproduktion auf der Höhe erhalten, so müssen wir die Fleisch- und Fettmast einschränken; und wollen wir Fleisch und Fett reichlich haben, so muß darunter die Milchproduktion leiden. Wenn wir auch durch geschickteste Ausnutzung aller Möglichkeiten den Mangel an ausländischen Futtermitteln bis zu einem gewissen Grade wieder gut machen können, so ist doch eine völlige Ausgleichung unmöglich, und mit einer Beschränkung der Produkte unserer Viehzucht müssen wir jetzt schon rechnen und müssen einer noch stärkeren Beschränkung, wenn der Weidegang der Rinder zu Ende gegangen sein wird, mit Sicherheit entgegensehen.

Wir müssen also mit voller Sicherheit daran festhalten, daß sowohl Fleisch wie auch jede Art von Fett im nächsten Winter knapp bleiben werden, und müssen nun sehen, welche Bedeutung diese feststehende Tatsache hat, und wie wir uns mit ihr abzufinden haben. Zu diesem Zweck ist ein ganz kurzer Blick darauf nötig, zu welchem Zweck wir denn überhaupt die Nahrungsmittel zu uns nehmen.

Dieser Zwecke sind zwei, die vollständig verschieden sind. Einerseits müssen wir Nahrung aufnehmen, um den verwickelten Organismus unseres Körpers in Ordnung zu halten. Bei den mannigfachen Leistungen, die der menschliche Körper zu vollziehen hat, geht ständig lebendige Substanz zugrunde und muß durch neue leistungsfähige Zellsubstanz ersetzt werden. Da nun die Zellen in der Hauptsache aus Eiweiß bestehen, so liegt es klar auf der Hand, daß wir gezwungen sind, ein Quantum an Eiweiß in der Nahrung zu uns zu nehmen, sollen nicht die Verluste an Eiweiß größer werden als die Zufuhr und damit der Organismus an diesem unentbehrlichen Zellbaustoff verarmen und schließlich zugrunde gehen. Wir müssen also als einen wichtigen Hauptsatz der Ernährungslehre ansehen, daß jeder Mensch genötigt ist, täglich eine ganz bestimmte Menge von Eiweißstoffen zu sich zu nehmen, ganz allein um seinen Körper zu erhalten. Diese Menge beträgt für einen erwachsenen Mann von 70 Kilogramm etwa 80 Gramm auf den Tag, für Frauen und Kinder entsprechend weniger. Eiweißstoffe finden wir nun sowohl im Tierreich wie auch im Pflanzenreich. Bei unserer in Deutschland gebräuchlichen Nahrung wird ein großer Teil des Eiweißes aus tierischer Nahrung, hauptsächlich in Fleisch und Milch gedeckt, der andere Teil entstammt dem Pflanzenreich, insbesondere dem Brotkorn und den sehr eiweißreichen Hülsenfrüchten. Welcher Art das zugeführte Eiweiß ist, ist völlig gleichgültig, man kann sich auch allein mit pflanzlichem Eiweiß genügend ernähren, wie dies die Vegetarier zeigen.

Der menschliche Organismus soll aber nicht nur existieren und seinen Bestand erhalten, sondern er soll Arbeit leisten. Arbeit leistet nun aber nicht nur der, der wirklich schwere Körperarbeit tut, sondern auch der völlig ruhende oder sich nur ganz unbedeutend bewegende Mensch hat einen recht erheblichen Arbeitsverbrauch, schon allein deswegen, weil das Herz, die Atemmuskeln und andere Organe des Körpers dauernd in Tätigkeit sind. Es ist also die „Maschine" Mensch dauernd im Betriebe und verbraucht zu diesem Zweck Heizstoffe. Während aber der Bedarf an Eiweiß allein von den Erhaltungsnotwendigkeiten des Körpers abhängig ist, nicht aber von dem Maße der geleisteten Arbeit, hängt die Menge der notwendigen Zufuhr an arbeitleistenden Nährstoffen ganz allein davon ab, welche Leistungen dem Körper zugemutet werden. Der schwer arbeitende Holzfäller verbraucht ihrer fast das Doppelte als der Stubenhocker. Zur Leistung solcher Arbeitsmöglichkeiten oder Energie, wie man sich ausdrückt, sind nun alle Stoffe fähig, die überhaupt Nährstoffe sind, also auch die Eiweißkörper. Es gibt in der Tat Tiere, wie z. B. die Raubtiere, die fast ausschließlich von Eiweiß leben und damit auch ihre sehr großen Arbeitsleistungen befriedigen; und auch im Versuche hat sich herausgestellt, daß dazu geeignete Tiere, z. B. Hunde, ganz allein mit rohem Fleisch ernährt werden können. Wenn also auch das Eiweiß zu diesem Zwecke brauchbar ist, so ist es doch nicht nötig: im Gegenteil stehen uns andere Nährstoffe in großen Mengen zur Verfügung, die das Eiweiß nicht als Baustoff des Körpers ersetzen können, wohl aber zu dem Zwecke, Arbeitsleistungen zu ermöglichen. Diese Nährstoffe sind die sogenannten stickstoffreien Nährstoffe, nämlich die Kohlehydrate (Stärke, Zucker) und die Fette. Beide erfüllen im menschlichen Körper keine andere Funktion wie die Heizstoffe in der Maschine, und ihr Nährwert hängt ganz ausschließlich von dem mit ihnen dem Körper zugeführten Energiewert oder Heizwert ab, den man in der Sprache der Ingenieure in Kalorien ausdrückt (eine Kalorie ist diejenige Wärmemenge, die notwendig ist, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad zu erwärmen).



Damit war nun aber immer noch nicht ohne weiteres bewiesen, daß nicht doch für die Arbeitsleistung des Körpers beide Gruppen von Nährstoffen, Kohlehydrate und Fette, unentbehrlich sind, da wir ja zum mindesten in unseren Breiten gewohnheitsmäßig beide nebeneinander aufnehmen. In der Tat herrscht im Volk vielfach die Meinung, daß ein gewisses Quantum von Fett an sich völlig unentbehrlich sei, und daß insbesondere das Auftreten kalter Witterung einen höheren Fettgenuß erzwingt. Man hat vielfach versucht, dieser Frage wissenschaftlich nachzugehen, aber so weit unsere Kenntnisse irgend reichen, hat sich bisher ein Unterschied in dem Werte von Kohlehydraten und Fetten für die menschliche Ernährung nicht auffinden lassen. Wir verdanken insbesondere den klassischen Arbeiten von Rubner die unbedingte Feststellung, daß zum mindesten bis zu einem sehr weit gehenden Grade die Fette und Kohlehydrate sich für die Leistungen des menschlichen Körpers in dem Maße gegenseitig vertreten können, in dem sie dem Körper Heizwerte zuführen. Dieses Verhältnis ist nun derartig, daß ein Gramm Fett etwas mehr als 9, ein Gramm Stärke oder andere Kohlehydrate, wie z. B. Zucker, etwas mehr als 4 Kalorien liefert. Wir können also diese Forschungen mit dem ganz einfachen Satz zusammenfassen, daß man einen Ausfall von Fett durch die ungefähr doppelte Menge an Kohlehydraten ohne jeden Schaden für die menschliche Leistungsfähigkeit ersetzen kann.

Wir haben also bisher festgestellt, daß eine geringe Menge von Eiweiß, etwa 80 Gramm auf den Tag, für den Menschen absolut unentbehrlich ist und durch nichts anderes ersetzt werden kann. Da nun unser Eiweiß-, speziell unser Fleischverbrauch in Friedenzeiten in ganz enormem Maß über diese Ansprüche hinausgegangen ist, so ist ersichtlich, daß eine erhebliche Beschränkung unseres Eiweißverbrauches, die immer wieder in der Hauptsache auf Beschränkung des Fleischverbrauches hinausläuft, so lange nicht die geringsten hygienischen Bedenken hat, als der Mindestbedarf noch in vollem Maße garantiert ist. Der Mangel an Fleisch und die hohen Fleischpreise, unter denen wir jetzt leiden, sind zwar also eine unangenehme Störung liebgewordener Gewohnheiten, aber keine tief greifende Schädigung unserer Existenzmöglichkeit und müssen infolge dessen klaglos als Folgen des uns umbrandenden Weltkrieges hingenommen werden.

Was aber für den Fleischmangel gilt, gilt noch viel mehr für den Mangel an Fetten. Auch bei der notwendigen Einschränkung des Fettverbrauchs handelt es sich nicht um eine wesenswichtige Beeinträchtigung unserer Volksgesundheit, sondern wieder nur um die Einschränkung oder teilweise Beseitigung eingewurzelter Gewohnheiten.

Der Fettverbrauch ist in den letzten Jahrzehnten speziell in den Großstädten ungeheuerlich gestiegen. Ganz abgesehen von den Kriegzeiten haben die Hygieniker seit Jahren dafür gekämpft, daß diese unzweckmäßige und unwirtschaftliche Ausdehnung des Fettgenusses eingeschränkt wird. Es ist also nicht nur in keiner Weise bedenklich, sondern geradezu vom volkshygienischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn der heutige Mangel an Fetten unsere Hausfrauen dazu zwingt, einmal wieder darüber nachzudenken, wie sie ihrem Mann und ihren Kindern eine anständige und ausreichende Kost zubereiten, ohne daß sie, wie sie es in den letzten Jahrzehnten gewohnt gewesen sind, überreiche Fettmengen verwenden. Die völlig ausreichenden Möglichkeiten dafür liegen in dem begründet, was wir oben bereits erwähnt haben, daß man nämlich die Fette ohne weiteres durch Kohlehydrate aller Art ersetzen kann. Die Kohlehydrate finden wir in unserer Nahrung, insbesondere in allen stärkehaltigen Pflanzenteilen, also im Brotkorn und ähnlichen Samen, und außerdem in Form von Zucker, wie ihn uns die Früchte darbieten, und wie wir ihn in gewaltigen Mengen aus der Zuckerrübe gewinnen. Die allerwichtigsten Kohlehydratquellen sind aber für uns die stärkehaltigen Kartoffeln, von denen uns ja ungeheure und den Bedarf der menschlichen Ernährung weit übersteigende Mengen zur Verfügung stehen.

Wenn wir also davon ausgehen, was uns an kohlehydratreichen Nahrungsmitteln zur Verfügung steht, so ersehen wir auch ohne weiteres, in welcher praktischen Art und Weise wir daran gehen können, den Fettmangel ohne jeden Schaden für unsere Gesundheit zu ersetzen. Zwar können wir unsern Brotbedarf zurzeit nicht steigern, da ja, wie allgemein bekannt, die Zumessung an Brotkorn durch Reichsgesetz für jeden einzelnen beschränkt ist, und damit ist uns eine der wichtigsten Möglichkeiten, den Fettgenuß durch stärkeren Brotkonsum zu ersetzen, verschlossen. Es bleiben danach noch zwei wichtige Möglichkeiten, nämlich einerseits die Bereitung von Gemüsen und namentlich von Gemüsen unter Zusatz der sehr stärkereichen Kartoffeln, und andererseits eine intensivere und zweckmäßigere Ausnutzung unserer großen Zuckervorräte. Der Konsum an Gemüsen und namentlich an den so wertvollen und billigen Wintergemüsen, wie z. B. Kohl, Kohlrüben usw., spielt in Deutschland und namentlich in den großstädtischen Schichten noch lange nicht die Rolle, die ihm zukommt. Es ist jetzt Sache der Hausfrau, es wieder zu lernen, wie man aus diesen Gemüsen, unter Zusatz von Kartoffeln und wenig fettem Fleisch oder auch mit Hilfe anderer Zubereitungsmethoden, die auf Fleisch und Fett gänzlich verzichten können, nahrhafte und sättigende Gerichte herstellt, die ein Bedauern über den Fettmangel nicht aufzukommen lassen brauchen. Die einzige Schwierigkeit liegt eben darin, daß die Zubereitung solcher Gerichte ein sehr viel größeres Maß an Kochkenntnissen und an Sorgfalt verlangt, wie dies bisher ein großer Teil der Arbeiterfrauen aufbringen konnte, die entweder nicht genügend kochen gelernt haben, oder die durch eigene berufliche Tätigkeit an einer sorgsamen Pflege ihres Haushaltes verhindert sind.

Neben die Herstellung von Gemüsegerichten tritt als zweite, gleichberechtigte Möglichkeit des Fettersatzes die Herstellung süßer Speisen. Auch hier können wir zwei verschiedene Möglichkeiten unterscheiden, nämlich einerseits die Herstellung süßer Mehlspeisen der verschiedensten Art, für die es eine sehr große Anzahl billiger und vortrefflicher Kochvorschriften gibt. Die zweite und gerade jetzt mit großer Energie ins Werk gesetzte Möglichkeit aber ist, die bessere Ausnutzung unserer gewaltigen Vorräte an billigem Obst, die, mit Zucker eingekocht, in Form von Marmeladen und ähnlichen Dingen den allerbesten Fettersatz darbieten. Und zwar liegt das daran, daß die Verwendung von Marmelade an Stelle von Fett die geringsten Umwälzungen in den Lebensgewohnheiten bedingt: man kann einfach an die Stelle des mit Fett bestrichenen Brotes das mit Mar-



melade bestrichene Brot setzen, und die ganze Anpassung ist vollendet, ohne daß an die Kenntnisse und Zeit der Hausfrau übermäßig große und oft gar nicht zu befriedigende Ansprüche gestellt werden.

Man kann diese notwendige Umwälzung der Lebensgewohnheiten sehr erheblich dadurch erleichtern, daß man darauf verzichtet, die schwer arbeitenden Haushaltungsvorstände selbst zu einer allzu weitgehenden Änderung ihrer Lebensgewohnheiten zu bekehren. Die Männer haften meist sehr fest an ihren Gewohnheiten, sie erachten den Genuß von reichlich Fleisch und Fett für ihre schwere Arbeit als absolut notwendig; und so ist es besser, wenn hier nicht allzu viel und allzu eindringlich geschieht. Viel besser ist es, wenn man mit größter Energie daran geht, den Kindern den für sie völlig überflüssigen Fettkonsum aufs äußerste zu beschränken. Für die Kinder ist es auch vom rein hygienischen Standpunkte aus unbedingt besser, wenn man ihnen zu den Mahlzeiten anstatt fetten Fleisches lieber wohlschmeckende Gemüse oder süße Mehlspeisen gibt; und vor allen Dingen ist es sicher für sie besser, wenn man ihnen zum Frühstück und Abendbrot anstatt der in den Großstädten unvermeidlich belegten Stullen Brot mit Marmelade oder auch einfach Brot mit Äpfeln oder Pflaumen zum Essen gibt.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Bewegung des Ersatzes des Fettes durch Obst und Zucker in Deutschland bereits in vollem Gange ist. Die Nachfrage nach billigen Marmeladen ist eine geradezu gewaltige, auch dann, wenn man davon absieht, daß die Militärverwaltung für die Truppen kolossale Aufträge an Marmelade gegeben hat. Es kann aber noch sehr viel mehr in dieser Beziehung geschehen. Unsere Ernte an billigen Früchten in diesem Jahr scheint eine geradezu hervorragende zu werden, an Zucker werden wir auch genügend im Lande haben, so daß es uns an solchen zweckmäßigen Fettersatzstoffen nicht fehlen wird.

Wenn also die Hausfrauen es einsehen werden, daß eine allzu reichliche Fettkost nicht nur entbehrlich, sondern geradezu wirtschaftlich und hygienisch schädlich ist, so werden sie mit großer Ruhe dem kommenden Winter entgegensehen; sie werden mit voller Klarheit ihren Bedarf an Butter und Schmalz auf das äußerste beschränken und werden dafür ihren Kindern wohlschmeckende Gemüse und süße Mehlspeisen zu Mittag, zum Frühstück und Abendbrot aber Brot mit Marmelade geben. Ein völliger Verzicht auf Fett ist auch dann nicht nötig, wenn man Schmalz und Butter z. B. den Kindern gänzlich entzieht, denn wir haben immer die fettreiche Milch, die ja für Kinder das beste Nahrungsmittel darstellt. Selbst wenn man also auf dem Standpunkt steht, daß ein gewisser Fettkonsum für das Gedeihen des Körpers unumgänglich notwendig ist, so werden doch die Mengen, die wir mit der Milch und dem natürlichen Fettgehalt der Gemüse dem Körper zuführen, unter allen Umständen ausreichen, und was der Körper sonst noch an energiereicher Nahrung für seine Arbeit braucht, können wir ganz ohne jedes Bedenken durch Kohlehydrate, durch Stärke und Zucker ersetzen.

Deutscher Kampf und deutsches Wort.

Von Heinz Amelung.

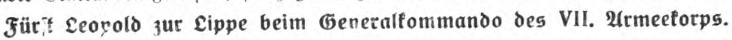
Schon Leibniz hat beobachtet, daß „gemeiniglich die Nation und die Sprache zugleich geblüht“. Herrlich hat sich diese Erfahrung jetzt wieder bestätigt: nie ist Deutschlands innere und äußere Größe so machtvoll in die Erscheinung getreten, nie auch ist unsere Muttersprache reiner und kräftiger gewesen als heute, als in diesem deutschen Kriege. Eine von vielen kaum noch erhoffte Zeit der Selbstbesinnung zog wie eine goldene Morgenröte herauf, als wir jäh erkennen mußten, daß dem Vaterlande nicht nur Gefahr drohe, daß unsere Feinde auch dem Deutschtum, dem deutschen Geiste und deutschen Wesen, den Untergang zugeschworen hatten. „Das Schillernd-Faule sank ins Grab, sank wie dorrende, welkende Blätter“, und jeder wurde durchdrungen von dem Gefühl, „daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlandes im Hintergrunde liege“. Mit Jacob Grimm dürfen wir über diese Erkenntnis frohlocken, zugleich aber auch mit ihm fragen: „Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes, höheres Recht geben mag es als das, kraft welchem wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet — dann werden sie wie Flocken verstieben, wenn Deutschland, sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.“ Ein gewaltiger Sturmwind hat alles Unkraut ausgerissen und fortgeweht. Was undeutsch war in unserem Wesen, was undeutsch in unserer Sprache — wie Spreu ist es verweht. Über dem unwürdigen Schielen nach dem Ausland haben so viele Deutsche gar nicht gemerkt, welch ein riesiger Reichtum, an Geld und Geldeswert nicht nur, sondern vor allem auch an ideellen Gütern in unserem Volke aufgespeichert ist. Staunend blickten sie auf diese Fülle, und überrascht gewahrten sie, welch unausschöpflichen Schatz wir in der Muttersprache unser eigen nennen können. Diesen Born rein und frisch zu erhalten, erschien jetzt allen als eine köstliche und verdienstvolle Aufgabe.

Mit musterhaftem Beispiel ging in dieser die Oberste Heeresleitung voran; ihr täglicher Bericht zeichnet sich durch Klarheit, Reinheit und Einfachheit der Sprache aus, nicht minder die Aufrufe, Erlasse und Ansprachen des Kaisers wie die Armeebefehle der Truppenführer. Sie stehen da, mit Blut und Eisen wie in Erz geschrieben, und wirken doch nicht hart. Sie enthalten das Schicksal der Welt und reden doch in ganz schmucklosen, dabei aber oft überraschend wohllautenden Worten. Die Briefe, die aus dem Felde zu uns gelangen, atmen nicht nur vaterländische Gesinnung, sie sind auch in Ton und Wort rein deutsch. Es ist auffallend, wie viele Feldpostbriefe druckreif und -würdig, ja nicht selten geradezu kunstvoll sind, obwohl eine solche Wirkung sicher nicht beabsichtigt war und die Niederschrift oft unter dem frischen Eindruck eines furchtbaren Ereignisses, bei den ungünstigsten äußeren Umständen erfolgte. Das zeigt sich auch bei Verfassern, die nur Volksschulbildung genossen haben — ein Beweis, daß sich das Instrument der Sprache auch ungefügen Händen nicht verschließt. Wie beim Schreiben,





Unterste Reihe von links: Oberleutnant Freiherr von Schütz, Geheimrat Epstein, Professor Marcell Salzer, Landgraf von Hessen, Fürst Leopold zur Lippe, Kommandierender General von François, Prinz Julius zur Lippe. Major von Pawels, Hauptmann Weiser, Professor Rabes.

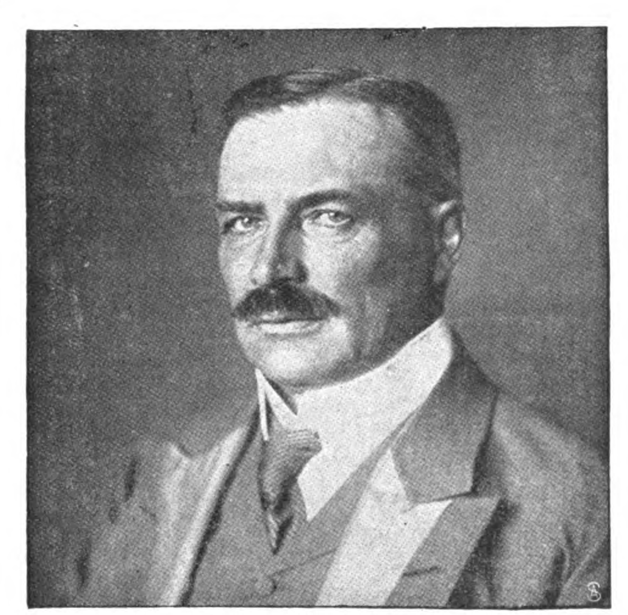


Fürst Leopold zur Lippe beim Generalkommando des VII. Armeekorps.



Von links: Oberleutnant von François, Landgraf von Hessen, Fürst Leopold zur Lippe, Prinz Julius zur Lippe.

Besuch des Fürsten Leopold zur Lippe bei den Lippern an der Front.



Frhr. v. Wangenheim †.
Deutscher Botschafter in Konstantinopel.

so ist es beim mündlichen Verkehr im Felde. Wo deutsche Soldaten beisammen sind, da ist selbstverständlich alles Undeutsche ausgeschlossen. Da hat niemand den Befehl oder die Losung ausgegeben, Fremdwörter zu vermeiden, deutsch wie im Handeln und Denken so auch im Reden zu sein; von selbst ist die Empfindung in jedem einzelnen durchgedrungen, fremdländischem Wesen sei nun kein Raum mehr zu gewähren. Unbewußt empfand jeder, was Leibniz in seinen von echt nationalem Geist durchwehten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" zum Ausdruck gebracht hat: Wir Deutschen hätten einen sonderbaren Probierstein der Gedanken. Das sei unsere Sprache selbst; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sei wirklich was Rechtschaffenes, aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leerer Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine deutsche Sprache nicht an.



Hofphot. Hartmann.

Prinz Joachim von Preußen mit seiner Braut Prinzessin Marie Auguste von Anhalt.



General Naïdenow, bulgarischer Kriegsminister.

Es wird jeder leicht merken, der darauf achtet, daß der deutsche Ausdruck fast immer etwas Bestimmteres, Unzweideutiges wiedergibt, während das Fremdwort, namentlich wenn es durch längeren Gebrauch schon abgeschliffen ist, den Begriff allgemeiner und weiter umfaßt. Bequemer ist infolgedessen der Gebrauch des fremden Wortes; aber da nun jeder sich Mühe gibt, es zu vermeiden und durch ein heimisches zu ersetzen, wird unsere Muttersprache nicht nur reicher, sondern auch natürlicher und ursprünglicher. Manche halbverschüttete Quellen werden freigelegt und sprudeln wieder kräftig. Wörter und Ausdrücke, die ganz auf die Mundarten zurückgedrängt waren oder noch gar nicht Eingang in das Hochdeutsche gefunden hatten, gehen jetzt in die Sprache des ganzen Volkes über. Nicht wenig trägt dazu auch das enge kameradschaftliche Zusammenleben von Männern aller deutschen Stämme sowie der verschiedensten Berufsstände und Bildungsgrade bei.

Wie wir des Wertes und der Schönheit unserer Sprache bewußter geworden sind, so ist sie selbst an innerer und äußerer Kraft und Freiheit gewachsen. Das viele unerhört Neue in der Kriegführung der Gegenwart hat naturgemäß auch befruchtend auf die Entwicklung und Gestaltung gewirkt. Die Soldatensprache ist sprachschöpferisch unausgesetzt und ungemein tätig. Außerordentlich treffende Vergleiche und Bezeichnungen hat der

Soldatenmund erfunden, wobei der Volkswitz wahre Triumphe feiert. Besonders viele Neuschöpfungen sind auf artilleristischem Gebiete und bei den Fliegern entstanden. Als Kettenhunde oder Windhunde bezeichnet man die Granaten der französischen Flachbahn-Schnellfeuergeschütze, weil sie mit großer Schnelligkeit angesaust kommen, als Stinkwiesel die Sprenggranaten, als Blindschleichen die langsamer dahinziehenden schweren Geschosse. Auch Hochbahnen, Luftomnibusse, D-Züge, Leiterwagen finden den Weg aus den feindlichen Geschützen herüber. Die Maschinengewehre heißen: Kaffeemühlen, Drehorgeln, Bohnenspritzen, Hackfleischmaschinen, Stottertanten, Steinklopfer u. a. Die Handgranaten nennt der Soldat Apfelsinen, Taschenkrebse, Pfundpakete. Allgemein bekannt ist der Name für den 42-Zentimeter-Mörser: die dicke oder fleißige Berta. Auch die Fliegertruppe hat sich eine eigene Berufssprache gebildet.

Es ist also ein gut Teil Volkstümlichkeit in unsere Sprache eingedrungen, sie hat an Bodenständigkeit und Natürlichkeit gewonnen, ganz gewiß nicht zu ihrem Schaden. Es dürfen ja im deutschen Garten nicht nur anlachende Lilien und Rosen wachsen, es müssen, wie Leibniz einmal sagte, auch süße Äpfel und gesunde Kräuter darin gedeihen. Und ein andermal fand er den Vergleich: „Gleichwie auch ein starker Arm eine Feder so weit nicht werfen kann als einen Stein, also kann auch der herrlichste Verstand mit leichten Waffen nicht genugsam ausrichten."

Wir haben guten Grund, uns dieser Entwicklung von Herzen zu freuen: wir haben aber auch die Pflicht, sie kräftig zu fördern und dafür Sorge zu tragen, daß nach dem Kriege nicht wieder fremde, schädliche Einflüsse sich geltend machen und durchsetzen. **Wir wollen nach keiner Richtung hin übertreiben, auch nicht in der Ausmerzung fremder Wörter; aber für das, was deutsch gut auszudrücken ist, brauchen wir keine Anleihen zu machen. Weiter geht auch die Forderung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins nicht. Wir sollen nie vergessen, daß es — nach dem Ausspruch Jacob Grimms — Sünde ist, „fremde Wörter anzuwenden da, wo deutsche gleich gute und sogar bessere vorhanden sind, aus unverantwortlicher Unkenntnis des gültigsten einheimischen Sprachgebrauchs".**



Karte zu den serbischen Kämpfen.

Gönnen wir unserer Muttersprache eine ruhige Entwicklung in ihrem eigenen Geiste, halten wir alles ihr Wesensfremde von ihr entfernt! Ihre letzten Geschicke sind noch lange nicht erfüllt, eine große Zukunft ist ihr gewiß. Schon durch die politischen Folgen des Krieges, die jetzt bereits erkennbar sind, ist ihr Geltungsbereich erheblich erweitert. „Die Zukunft des deutschen Volkes hängt am letzten Ende davon ab, wie viele Menschen auf der Erde Deutsch sprechen", hat Treitschke erkannt. Zweifellos wird unsere Sprache der englischen Weltsprache und hoffentlich auch der französischen Hof- und Diplomatensprache starken Abbruch tun. Deutlich wie noch niemals zeigt sich jetzt, was Heinrich Leuthold in den Versen aussprach:

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

* *

Unsere Bildnisse.

Die großen Fortschritte der bulgarischen Armee lenken naturgemäß die Aufmerksamkeit auf die Führer des siegreichen Volksheeres. Die Ernennung des jetzigen Oberbefehlshabers Generals Jekow ist in Bulgarien aufs freudigste begrüßt worden; er ist in der Armee ungemein beliebt. Er war vorher Kriegsminister. Diesen Posten hat jetzt General Naidenow inne, der sich um die bulgarische Artillerie verdient gemacht hat.

Die Trauernachricht aus dem Orient, daß unser Botschafter Frhr. v. Wangenheim seinen Leiden erlegen ist, ruft lebhaftes Bedauern hervor. In ihm hat die deutsche Diplomatie einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren. Was er in unermüdlicher Arbeit geleistet hat, wird ihm unvergessen bleiben.

Unser Bild auf Seite 1554 zeigt die Aufnahme des jüngsten Brautpaares in unserem Herrscherhaus. Die Prinzessin ist wegen ihrer Anmut und gewinnenden Liebenswürdigkeit im Lande sehr beliebt. Das von uns im vorigen Heft gegebene Einzelbildnis der Prinzessin rührt, wie wir berichtigend bemerken, vom Dessauer Hofphotographen Julius Müller her.

o.o o

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Auf dem östlichen Kriegschauplatz ist im großen ganzen eine Veränderung der Lage nicht eingetreten. Die Heeresgruppe Hindenburg hat in ihren Meldungen mit einem gewissen Nachdruck betont, daß das planmäßige Vorgehen südlich von Riga gute Fortschritte macht. Eine wesentliche Strecke des linken Dünaufers ist neu von uns besetzt. Der Abstand von Dünaburg wird gleichzeitig geringer, wie aus der Einnahme der feindlichen Stellungen bei Illuxt, im Zusammenhange mit der allgemeinen Vorwärtsbewegung unserer Truppen auf kurischem Boden ersichtlich ist. Russische Angriffe bei Jakobstadt sind abgeschlagen. Im Gebiete nördlich von Mitau wurden verschiedene russische Stellungen im Vordringen genommen.

Am Styr warfen sich die Russen dem Vorgehen der Armee Linsingen mit verstärkten Kräften entgegen. Es kam zu heftigeren Kämpfen nördlich von Luck und bei Baranowitschi, bei denen die mit den der Verteidigung günstigen Ortsverhältnissen des heimischen Bodens vertrauten Russen unwesentliche Vorteile gewannen, denen jedoch durch unsere Truppen in energischer Weise durch Gegenangriffe begegnet wurde. Unsere Front zu erschüttern, haben die Anstrengungen der Russen nicht vermocht. Nach wie vor zeigt an der russischen Front die Lage im ganzen wie im einzelnen das günstige Bild.

Im Westen ist heute von einem Eindruck der großen Offensive nichts mehr zu spüren. Und sollte sie sich wiederholen, sie würde, dessen ist jeder einzelne Mann in den Stellungen vom Kanal bis zur Schweiz hin gewiß, genau so scheitern wie ihr kürzlicher Versuch, der mit so großen Vorbereitungen und so großem Kraftaufwand ins Werk gesetzt wurde. Stete Bereitschaft, stete Versammlung der Kampffähigkeit lassen in unseren Stellungen keinen Angriffspunkt frei für feindliche Überraschung. Nutzlos haben die Feinde Opfer gebracht, an deren Schwere sie jetzt empfindlich zu tragen haben. Was sie wollten, haben sie nicht erreicht und werden sie nicht erreichen. Darüber scheint im englischen wie im französischen Lager kein Zweifel zu bestehen. Lassen doch gewisse Offenherzigkeiten darauf schließen, daß sie selbst argwöhnen, die angeblich durch die politische Lage veranlaßte Vorzeitigkeit der großen Aktion sei künstlich konstruiert worden. In Wirklichkeit hätten die englischen und französischen Heeresleitungen von vornherein kein Zutrauen zu einem Erfolge gehabt und deshalb vorgebeugt, um eine Begründung für den Mißerfolg zu haben.

An der italienischen Front wurden gleichzeitig im Westen und im Osten neue Angriffe mit sehr starken Kräften versucht, bei Trient und an der Isonzofront. Auch diese feindliche Offensive, die Cadorna stolz als seine dritte bezeichnet, verläuft nach dem Stand der Berichte ohne Erschütterung. Daß die Oesterreicher im Nordwesten des Gardasees einige vorgeschobene Stellungen an ihre eigentliche Kampflinie heranzogen, war ein strategische Maßnahme, die nur in mißverständlicher Auffassung als Nachteil mißdeutet werden kann.

In Serbien schreiten die Ereignisse schnell vorwärts. Das Schicksal der serbischen Armee durch Verstärkungen aufzuhalten, die sie von ihren Verbündeten erwartet hatte, ist so gut wie aussichtslos. Die Bulgaren haben die Donaustraße in der Gewalt, die Bahn von Saloniki nach Nisch und Mitrovica ist abgeschnitten. Damit ist allen Hilfstruppen der Zugang versperrt, denn die einzig noch freigebliebene Bahnstrecke Saloniki-Monastir kommt für diese Zwecke nicht in Betracht. Quer durch Mazedonien steht geschlossen bulgarische Streitkraft, und in voller Macht rücken die Heeresmächte Mackensens vorwärts.

Griechenlands Haltung gegen die Invasion der Engländer und Franzosen beschränkt sich nicht mehr auf diplomatische Einsprüche, sondern geht zur Tat über. Es entwickeln sich die Balkanereignisse in einer Form und mit einer Geschwindigkeit, daß man getrost ihrem Fortschreiten entgegensehen darf.

Alles in allem ist die militärische Lage auf allen Fronten gut und günstig.

✠✠✠

Deutschlands Führer in großer Zeit.

Feldmarschall von Mackensen.

Von Wilhelm Renner. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1 Mark. Künstlerisch gebunden 2 Mark.

Seit den Tagen, da die Russen aus Galizien geworfen wurden, ist der Name des Feldmarschalls von Mackensen populär geworden. Und mit Spannung wartet das deutsche Volk auf den Ausgang des Ringens auf dem Balkan, wo dem Feldmarschall die Oberleitung der deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen zugefallen ist. Die Persönlichkeit dieses Heerführers schildert der vorliegende neuste Band der Sammlung „Deutschlands Führer in großer Zeit". Dem Verfasser war es vergönnt, von dem Menschen Mackensen eine fesselnde Charakteristik zu geben; wir begleiten seinen Helden von der Geburt bis zu dem hohen Aufstieg, den er jetzt im Weltkriege genommen. Die bildlichen Beigaben werden das Interesse des Lesers noch vertiefen

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



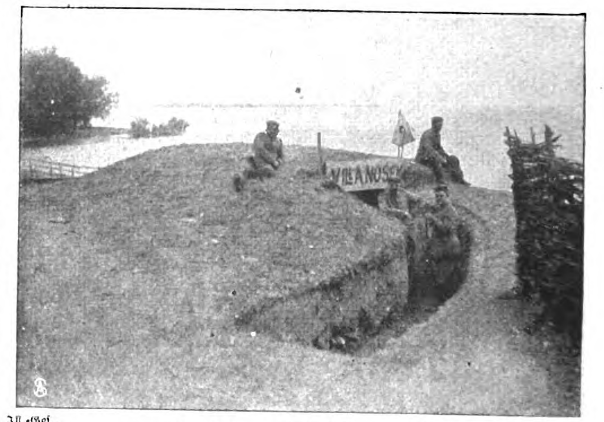
General Jekow,
Oberbefehlshaber der bulgarischen Armee.



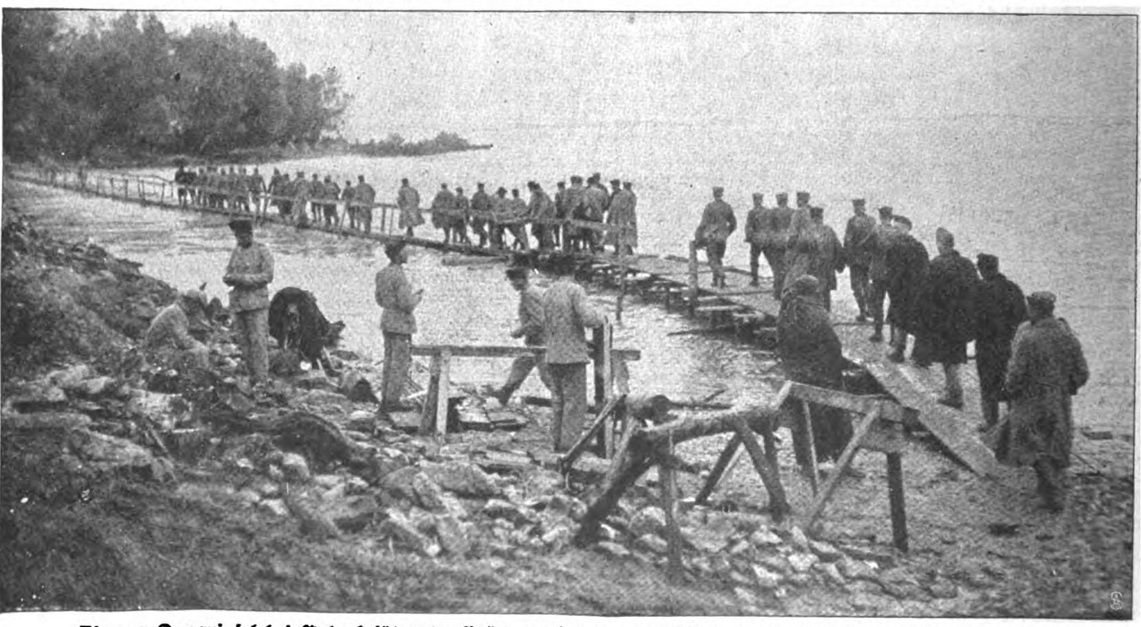
Tragtierkolonne am serbischen Donauufer.



Die ersten von deutschen Truppen erbeuteten serbischen Geschütze.



Bombensicherer Unterstand an der Donau.



Die zur Donauinsel bei Palank führende Brücke wird von einer österr.-ungar. Arbeitskolonne ausgebessert.

Vom Kriegschauplatz auf dem Balkan.

Oesterreichisch-ungarische Besatzungstruppen vor dem Konak, dem serbischen Königspalast, in Belgrad.

Die Eroberung Belgrads.

Spezialaufnahme der „Woche".

Der Gottesdienst im Dom.

Die Jubelfeier der Hohenzollern in Berlin.

Ein „Emden"=Held. Oberlt. z. See D. Lauterbach,
der vor kurzem nach der Heimat zurückgekehrt ist.





Phot. Noack.

Gen. d. Inf. Kuno von Steuben und Vizeadmiral des Marinekorps Exz. v. Schroeder
erhielten den Orden Pour le Mérite.

Die Baumstämme und Flöße werden aus dem Narew gefischt.



Fortschaffen der Baumstämme.



Die Armierungskolonne betätigt sich ebenfalls am Brückenbau.



Armierungssoldaten kehren mit Gesang von ihrer Arbeit ins Quartier zurück.

Brückenbau unserer Feldgrauen in Feindesland. — Phot. Groß.



Hauptmann Kurt Schenner. — Hauptmann Dr. Lange. — Hauptmann Hucklenbroich. — Oberstleutnant Maxim. v. Zwehl.

Phot. Krause.

Hauptm. d. L. Karl Schneider. — Leutnant d. L. Adam. — Leutnant d. R. Robert Meyer. — Oberleutnant Maltenklott.

Phot. A. Renade Nachf.

Leutnant Wolf. — Oberleutnant Offenberg. — Oberleutnant Wilh. Blume. — Oberleutnant Wehner.

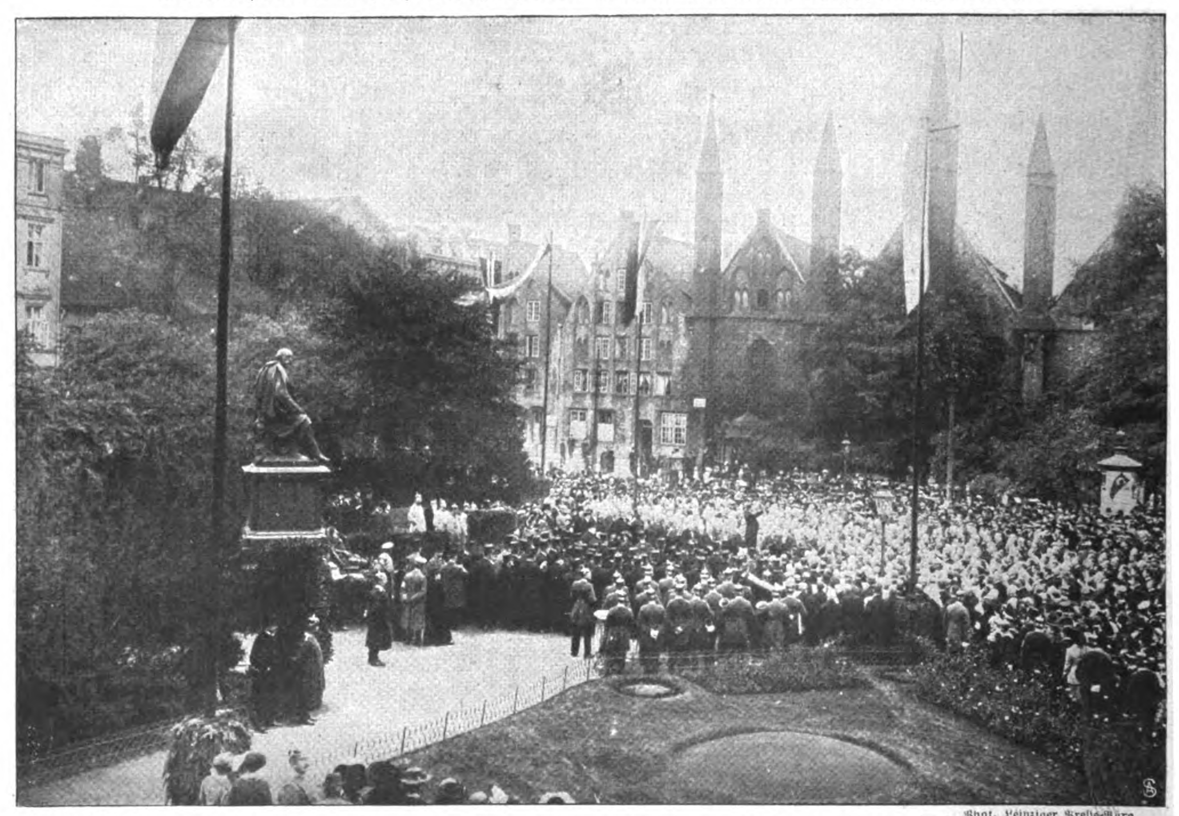
Off.-Stellvertreter Uhlendahl. — Gefreiter Schmidt. — Vizefeldwebel Leopold Weber. — Off.-Stellvertreter Selle.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Hohmann.

Gedenktafel an dem Hause Enckeplatz 3 in Berlin, in dem Geibel ein Jahr lang wohnte.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Anläßlich des 100. Geburtstages Emanuel Geibels fand in Lübeck, der Vaterstadt des Dichters, vor dem dortigen Denkmal eine Erinnerungsfeier statt. Unser Bild zeigt die Sängerchöre beim Vortrag Geibelscher Lieder.

Geibelfeier in Lübeck und Berlin.

Die Aufbewahrung von Obst und Gemüse.

Von Wilhelmine Bird.

Die Gegenwart fordert gebieterisch, dafür zu sorgen, daß nicht das Geringste unserer Lebensmittel seinem Zweck entzogen wird. Noch immer gehen durch Unkenntnis und Gleichgültigkeit tagtäglich Unsummen ungenutzt verloren. Vorratsräume, über denen die Augen einer verständigen Hausfrau wachen, sind eine bessere Sparkasse als der vermeintlich billige Einkauf minderwertiger Waren. Die Frauen in der Stadt befinden sich allerdings in der schwierigen Lage, sich mit dem Aufbewahren ihrer Einkäufe auf kleinstem Raum beschränken zu müssen. Diesem die Einkäufe anzupassen, ist in den meisten Fällen das klügste.

Vor allen Dingen muß darauf gesehen werden, daß durch genügende Lüftung und Abschluß etwaiger Küchenwärme in den Vorratskammern eine möglichst niedrige Temperatur herrsche, die 5 Grad Celsius nicht überschreiten sollte. Feuchtwarme Luft ist die sicherste Fäulnis- und Gärungserregerin, muß daher in jedem Vorratsraum vermieden werden, was am besten durch Zugluft ermöglicht wird. Diese einfache Vorbedingung wird die Hausfrau ohne tiefere Kenntnis der Fäulniserreger vor vielen Verlusten bewahren. Der Winter ist uns ein treuer Helfer, wo er aber zu streng auftritt, müssen wir wiederum zu rechter Zeit dafür sorgen, daß nichts erfriert.

Ist man nun in der Lage, über größere Wirtschaftsräume zu verfügen, dann sind größere Einkäufe durchaus lohnend, da können Keller und Boden, in der Stadt sogar ein Balkon oder in ihrer Umgebung ein kleines Stückchen Garten große und gute Dienste tun. Von größter Bedeutung ist jetzt die rationelle Aufbewahrung von Kartoffeln, Obst und Gemüse. Die meisten Anweisungen dafür betonen zu wenig den Hinweis auf die unbedingte Lüftung und Trockenheit der dazu bestimmten Räume. Ein dumpfiger, feuchter Keller ist völlig ungeeignet. Auch eignet sich zur Aufbewahrung nur die gut ausgereifte Ware, aus welchem Grunde die Hausfrau den Einkauf nicht zu sehr beschleunigen soll. Der Oktober mag ruhig vergehen. Dann können wir aus dem Guten das Beste wählen, denn nur das verspricht eine lohnende Aufbewahrung. Immerhin sind aber Vorbereitungen dafür zu treffen.

Der Keller ist zunächst einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, dabei sind die Wände auch nicht zu vergessen. Unter Luftdurchzug hat er gut auszutrocknen, und eine Ausschwefelung ist vor Einbringung der Vorräte sehr anzuraten. Diese ist sehr einfach und in der Weise auszuführen, daß man Türen und Fenster fest schließt und jede Öffnung, durch die der Schwefeldunst abziehen könnte, nach Möglichkeit verstopft. Je nach Größe des Raumes wird ein Quantum Schwefelfäden, die man in jeder Drogerie erhält, auf einen eisernen Untersatz gelegt und entzündet. Nach einigen Stunden strenger Abschließung läßt man wieder langsam neue Luft durch den Raum strömen, der dann zur Aufnahme der zu konservierenden Gegenstände brauchbar ist. Je nach Art der Wände ist auch ein Kalkanstrich von großem Wert. Die Kartoffeln müssen dunkel gehalten und selbstverständlich vor Frost geschützt werden. Nicht zu große Vorräte für Haushaltungen werden am besten in einer entsprechend großen Kiste oder innerhalb eines Bretterverschlages aufgehoben, der einen aus Latten hergestellten, sich etwas nach vorn senkenden Boden hat, so daß die Kartoffeln etwas schräg liegen. Kurz über der Erde ist der Länge nach eine durch Scharniere befestigte, etwa 10 Zentimeter hohe Klappe angebracht. Diese wird bei Entnahme von Kartoffeln geöffnet, wodurch diese ins Rollen kommen und eine wenn auch nur geringe Lüftung erreicht wird. Dadurch wird zu große Wärmeentwicklung, namentlich zur herannahenden Keimzeit, nach Möglichkeit verhindert. Für Wurzelgemüse muß auch ein Raum im Keller abgeteilt werden, der durch etwa 40 Zentimeter hohe Bretter abgegrenzt wird. Kann man Flußsand zur Anfüllung dafür erreichen, so ist das das beste, sonst muß Grubensand genügen, den man mit leichter, gesiebter Erde zur Not noch mischen kann. Alle Wurzelgemüse müssen die kurzen Herzblätter behalten und werden so in den Sand gesenkt, daß diese noch heraussehen. In derselben Weise müssen sie auch im Garten eingesenkt werden, wozu man die trockenste Stelle auswählt, damit sie nicht der Fäulnis verfallen. Petersilienwurzeln können überhaupt unter leichter Deckung im Freien an Ort und Stelle verbleiben, ebenso Porree und Schwarzwurzeln. Auch Schnittpetersilie kann man unter guter Reisigdecke bis zu allzu starken Fröstеn dort erhalten. Der Sand, der im Keller zur Aufnahme der Gemüse dient, muß von Zeit zu Zeit leicht angefeuchtet werden. Steck- oder Kohlrüben können nebeneinander nur auf Sand gelagert werden. Rotkohl und Weißkohl, nur feste Köpfe, sollen von allen schlechten Blättern befreit sein. Sie müssen noch einen Teil des Wurzelstrunkes haben, der in den Sand gestellt wird.

Von Zeit zu Zeit wird es nötig, äußere Blätter, die zu welken beginnen, abzubrechen. Steht nur eine Bodenkammer zur Verfügung, so kann man die Kohlköpfe an diesen Strunken nebeneinander auf eine Leine hängen. Ebenso verfährt man mit Tomaten, die vor Beginn des Frostes aus der Erde zu nehmen sind. Sie reifen allmählich nach, so daß man bei einigem Glück um Weihnachten noch rote Tomaten hat. Teltower Rüben verwahrt man am besten in einem mit Sand angefüllten Steintopf oder einer besonderen Kiste, da sie sich in einer großen Sandgrube leicht verlieren. Zwiebeln können nur an luftigem, trocknem Ort aufbewahrt werden, sind gegen Frost zu schützen und müssen von Zeit zu Zeit durchgesehen werden. Sie finden am besten auf einem Bodenraum Platz, wo sie bei Eintritt der Fröste eine angemessene Deckung von Stroh oder Tüchern erhalten. Bei größeren Vorräten ist ein zeitweises Umschaufeln nötig. Winterendiviensalat kann seinen Platz neben späten Weintrauben erhalten. Beide hängt man in trocknem, luftigem Raum an Schnüren auf; sie können auf diese Weise bis Weihnachten und darüber erhalten werden. An den Weintrauben müssen schlechte Beeren von Zeit zu Zeit sorgsam ausgepflückt werden.

Da hier nur die Aufbewahrung im engeren Rahmen der städtischen Häuslichkeit in Betracht kommt, sehe ich von dem Einmieten im Freien ab und gehe zu der, es sei im voraus gesagt, nicht immer leichten Aufbewah-



rung von frischem Obst über. Selbstverständlich kommt hierfür nur wirkliche Winterware in Betracht. Als tauglich für die Aufbewahrung über den Winter ist nur mit der Hand gepflücktes Obst in trocknem Zustand, ohne den geringsten Faulfleck, tauglich. Solche Äpfel finden eine vorzügliche Überwinterung in Fässern aus leichtem Holz. Nach meiner eigenen Erfahrung ist diese in Amerika und in Tirol übliche Methode von bestem Erfolg begleitet. Ohne jede Einwicklung oder Zwischenlage werden die Äpfel möglichst bald nach der Ernte lagenweise in das Faß bis an den Rand gefüllt und dieses dann ohne jede weitere Deckung fest mit dem Deckel verschlossen. Um bis in den Sommer mit Obst versorgt zu sein, muß man natürlich einige Kenntnis der verschiedenen Sorten und ihrer Haltbarkeit haben. Die Fässer müssen mit der Sorte und ihrer Dauerzeit bezeichnet sein und der Zeit entsprechend zum Verbrauch kommen. Je härter im Fleisch und je säurehaltiger der Apfel, desto länger ist seine Haltbarkeit. Das zur Konservierung bestimmte Obst muß kurz vor der völligen Reife vom Baum genommen sein. In der Nachreife verwandelt sich langsam sein Stärkemehl in Zucker. Völlig reif abgeerntetes Obst wird teigig und fault. Bei der Aufbewahrung müssen wir uns von dem Grundsatz leiten lassen, die Wärmeansammlung im Obst fernzuhalten, ebenso Luft, Wasser und selbstverständlich Frost. In großen Aufbewahrungsräumen muß die Luft allerdings einen geringen Feuchtigkeitsgrad besitzen, sonst schrumpft das Obst zusammen.

Für die kleineren Quantitäten im Haushalt kommen am besten Holzkisten in Betracht. Das Obst muß abgetrocknet sein, und sind es bessere Äpfel, so wickelt man wohl jeden einzelnen in sauberes Papier und legt sie so aneinander, daß sie sich gegenseitig nicht drücken. Nach jedesmaligem Öffnen muß der Kistendeckel wieder gut geschlossen werden. Sehr gut ist die Aufbewahrung in trocknem Sand, wo hinein man die Äpfel uneingewickelt legen kann. Noch besser ist Torfmull, was allerdings Anschaffungskosten verursacht. Beide Materialien sind indes wieder zu verwenden. Wirtschaftsobst wird am besten auf Lattenregalen im Keller untergebracht, denen man eine dünne Lage von Stroh gibt, das natürlich einwandfrei trocken sein muß. Stellen sich Fröste ein, so wird dieses Obst mit trocknem Stroh zugedeckt. Diese Art Aufbewahrung kann nur in gut zu lüftenden, nicht dumpfigen Kellern angewandt werden. Bei jedesmaliger Entnahme von Obst muß das Ganze durchgesehen und schlechte Stücke entfernt werden. Da sich in der Blume des Obstes leicht Feuchtigkeit sammelt, so nehme man sich die Mühe, sie nach Möglichkeit auch so zu legen, daß der Stiel nach oben steht. Die Dichtigkeit des Gewebes ist an der Blume immer stärker als am Stiel und widersteht dadurch dem Druck besser als die übrigen Teile.

Tafelbirnen müssen mit großer Vorsicht behandelt werden. Jede einzelne ist in Seidenpapier einzuwickeln und alle so einzulegen, daß sie einander nicht berühren. Hierzu eignet sich am besten eine gut verschließbare Kiste mit Sand in einem trocknen Raum, der kühl, aber doch vor Frost geschützt ist. Wir besitzen wenige Birnensorten, die den ganzen Winter gut durchhalten.

Eine der wenigen Wirtschaftssorten, die im April noch vorzüglich sind, ist die „Kampervenus", auch wohl „Großer Katzenkopf" genannt. Sie kann ohne jede besondere Verpackung lagern, natürlich nicht in dumpfiger Luft. Alle Birnensorten, die keine lange Aufbewahrungsdauer vertragen, sind am besten durch Einkochen zu konservieren, und zwar am nutzbringendsten zu Marmelade. Sie werden in derselben Weise eingekocht wie Pflaumenmus und können dieses ersetzen. Um das lästige Passieren des Birnenmuses zu ersparen, schält man die Birnen und sticht das Kernhaus aus, kocht Schalen und Kernhaus recht gründlich in nicht zu viel Wasser aus, drückt alles durch ein Tuch und kocht in dem durchgeseiten Saft die Birnen zu einer steifen Marmelade, die, in kleinere Steingefäße oder auch Glasdosen gefüllt, im Ofen noch übertrocknen muß und dann gut verbunden an einem kühlen Ort aufbewahrt wird. Ist man im Besitz einer Obstpresse, so kann man Schalen und Kernhaus auch kalt auspressen. Letztere im Haushalt zu Saft einzukochen, erfordert viel Zeit und Feuerung. Ich empfehle es nicht. Wohl aber das aus Äpfel und Birnensaft hergestellte Rheinische Kraut, welches durch seine mehrere Stunden dauernde Einkochung unbegrenzt haltbar und von vorzüglichem Geschmack ist. Es dürfte gegenwärtig mit das beste Ersatzmittel für Fett sein.

Brügge in Feldgrau.

Von T. Dockhorn. — Hierzu fünf photographische Aufnahmen von Hohlwein und Gircke.

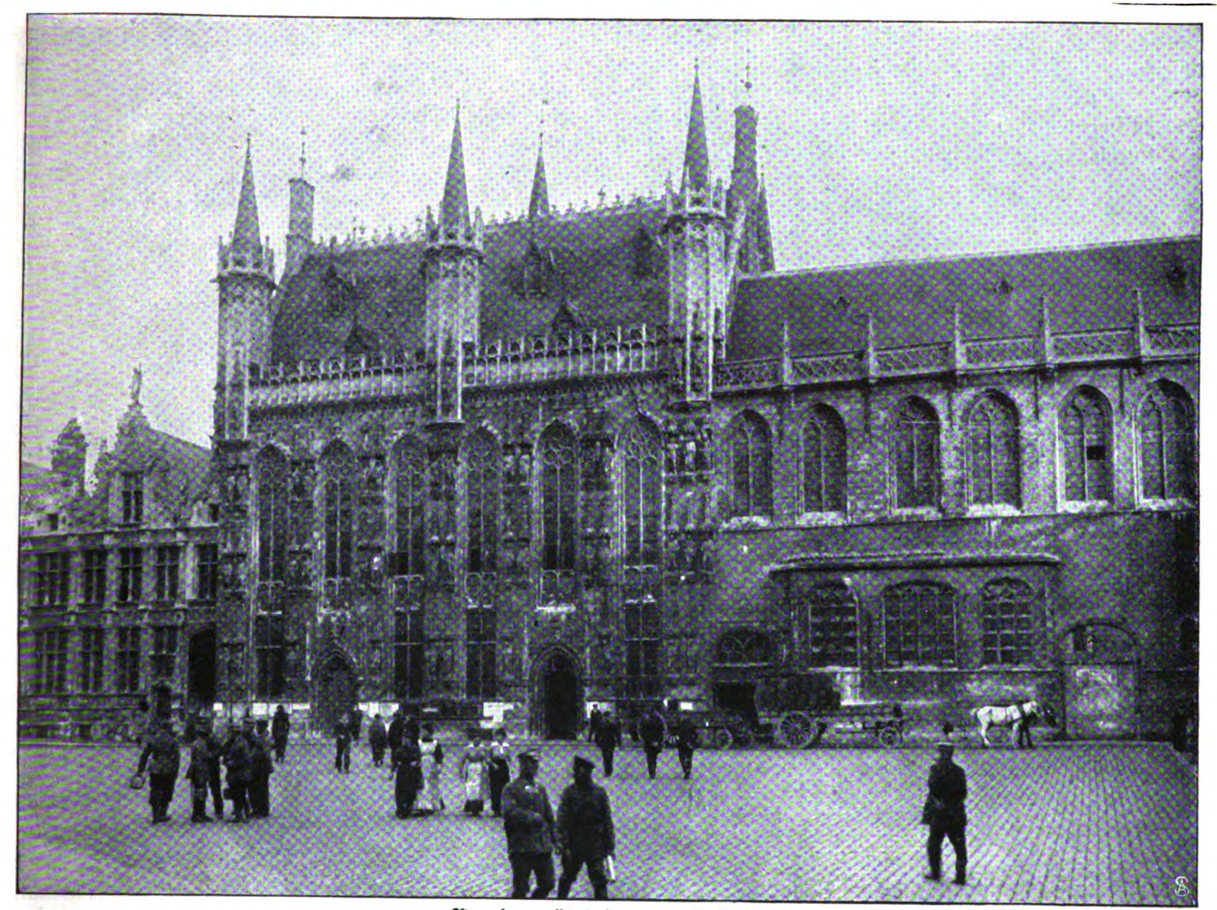
Der dichterische Ruf der „toten Stadt" bekommt bei der ersten Begrüßung einen tüchtigen Stoß. Tritt man aus der verrußten, nach Reinlichkeit schreienden Bahnhofshalle auf den Stationsplatz mit seinen nüchternen, kalkiggetünchten Häusern, sieht man die Straßenbahn, die Hundekarren, die breitschultrigen Arbeiter und kauenden Schulkinder ohne besondere Hast, aber doch betriebsam hin und her gehen und kommen, dann scheint es, das gelobte Traumland der Poeten sei in der harten Wirklichkeit untergegangen. Dem Kuchenladen an der nächsten Ecke mit seinen höchst appetitlich braunen und blonden Törtchen fehlt auch jeder mittelalterliche Nimbus, und die Buchhandlung ein Stückchen weiter straßabwärts zeigt in Auslage viel „allerletzte" Literatur mit sehr neuzeitvertreiblichen Titelzeichnungen.

Nichts deutet auf die große Vergangenheit der einstigen stolzen Hafen- und Handelstadt hin. Zumal jetzt nicht.

Trapp, trapp . . . deutsche Soldaten. Sind sie auch nicht in den besten Waffenröcken, gehen sie doch in Stiefeln von echt deutscher Versohlung vorüber — mit riesigen Ledermappen, in denen ein ganzer Zeitungsjahrgang bequem Platz hätte, mit Sattelzeug und Postpaketen, denen man die deutsche Heimat schon von großer Weite ansieht.

Plötzlich weitet sich der Fahrdamm nach rechts und links, und unvermittelt steigt aus Busch- und Baumschlag, aus bedeutungsloser Umgebung die Kathedrale zum St. Sauveur auf, wuchtig, mit schweren Portalen und kantigem Stufenturm — der erste Mahner an eine längst





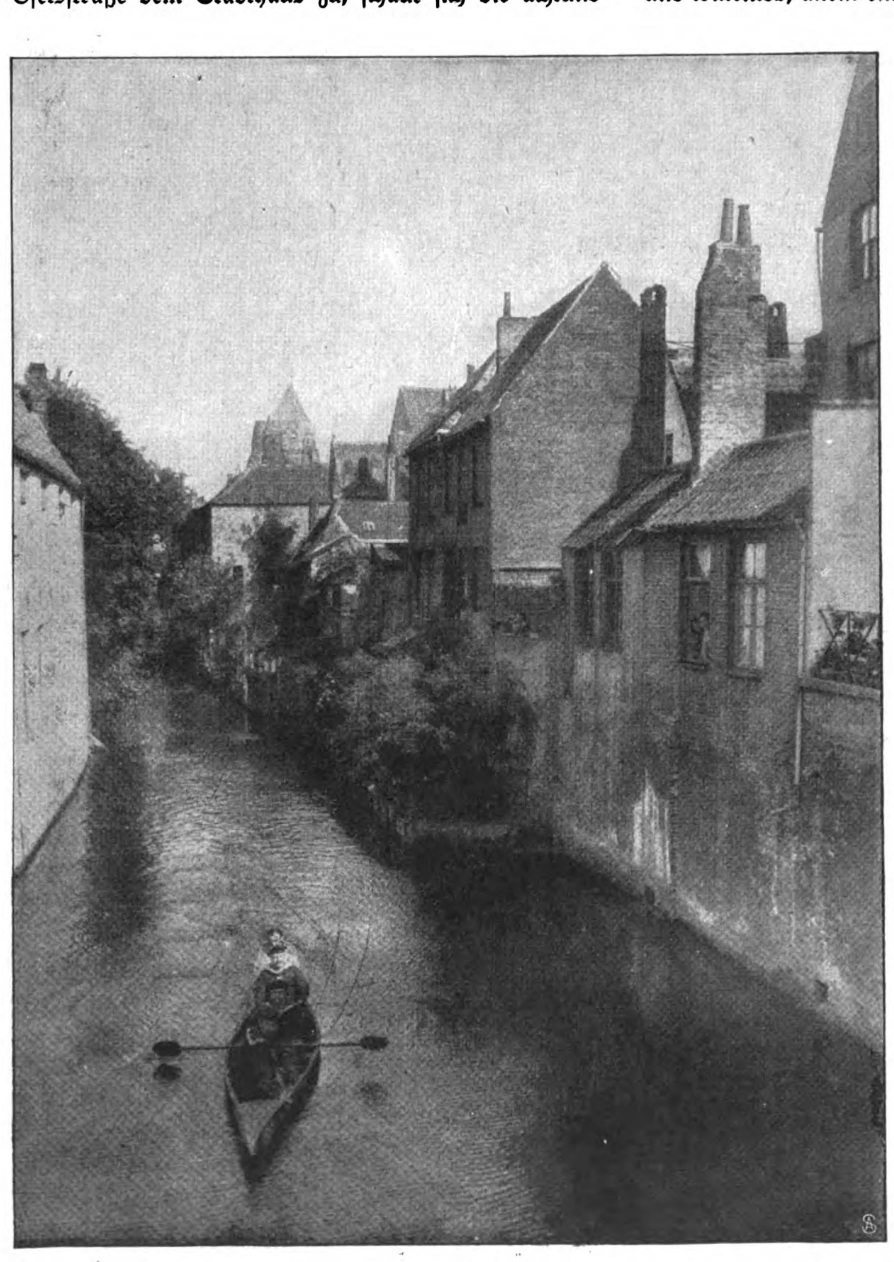
Vor dem Stadthaus in Brügge.



Feierabend am Neustadtkai.



entschwundene reiche Zeit. Alle bunten Augenblicksbilder verblassen, sind wie weggewischt. Mit einem Schlag ersteht das alte Brügge, das schon im 10. Jahrhundert in ausgedehntem Seehandelsverkehr mit England stand, dessen Warenumsatz von aller Welt nach aller Welt reichte. Verbogen und höckrig schlängeln sich Gäßchen mit wunderlichen Namen von einem Patrizierhaus zum andern. Die alten Geschlechter, die hier wohnten, sind erloschen. In den einsam gewordenen Räumen hat altflandrische Kunst und das Kunsthandwerk eine Stätte gefunden. Im Schatten der Paläste, oft mit ihnen verschmolzen, breiten Krankenhäuser ihre schirmenden Dächer. Im Johannishospital, das seine Pforten seit mehr als fünfhundert Jahren den ärmsten Kranken erschließt, fand mancher deutsche Mann, im Küstenkampf von feindlichen Kugeln zerschossen, Pflege und Ruhe nach allem Sturm und humpelt jetzt langsam durch die blinde Eselsstraße dem Stadthaus zu, schaut sich die achtundvierzig gemeißelten flandrischen Grafen an und steigt hinab zur Kapelle zum hl. Blut, vor der ein Spitzenschleier aus grau unverwittertem Gestein herabhängt. Nicht weit davon ruhen grün übersponnene Teiche und schleichen stille Kanäle an den Häusern entlang, die in ihren bewegungslosen Wassern Giebel und Mauern klar und deutlich widerspiegeln. Über diesen jetzt kaum noch befahrenen Wasserstraßen hie und da kurze, schwere einbogige Brücken, auf deren Eckrampen alte Weiberchen in leisem Gespräch stundenlang in der Sonne hocken wie Wahrzeichen dieser seltsamen Stadt, die, im 15. Jahrhundert von Antwerpen überflügelt, wie gekränkt in ihrer Würde sich aufs Altenteil zurückzog und fortan in Werken der Barmherzigkeit schwelgte. Vom Beguinenhof und aus allerlei verschlafenen Winkeln kommen sie zusammen, die überzähligen, weltfremd gewordenen Frauen, die armen und die vornehmen, wunsch- und willenlos, allem entrückt, was jeder neu anbrechende Tag und jede neue Stunde an Fortschritt und Abwechslung bringt, und „überwinden“ sich, mit den Feinden zu sprechen, wobei junge Mädchen, die wohl wie entsagungsvolle Beginen sein werden, ihnen getreulich helfen.



An einem stillen Kanal.

Tagtäglich läutet das Glockenspiel des herrlichen Belfried mit seinen uralten Melodien jetzt diesen neuen Tag mit seinen ungewohnten Forderungen ein.

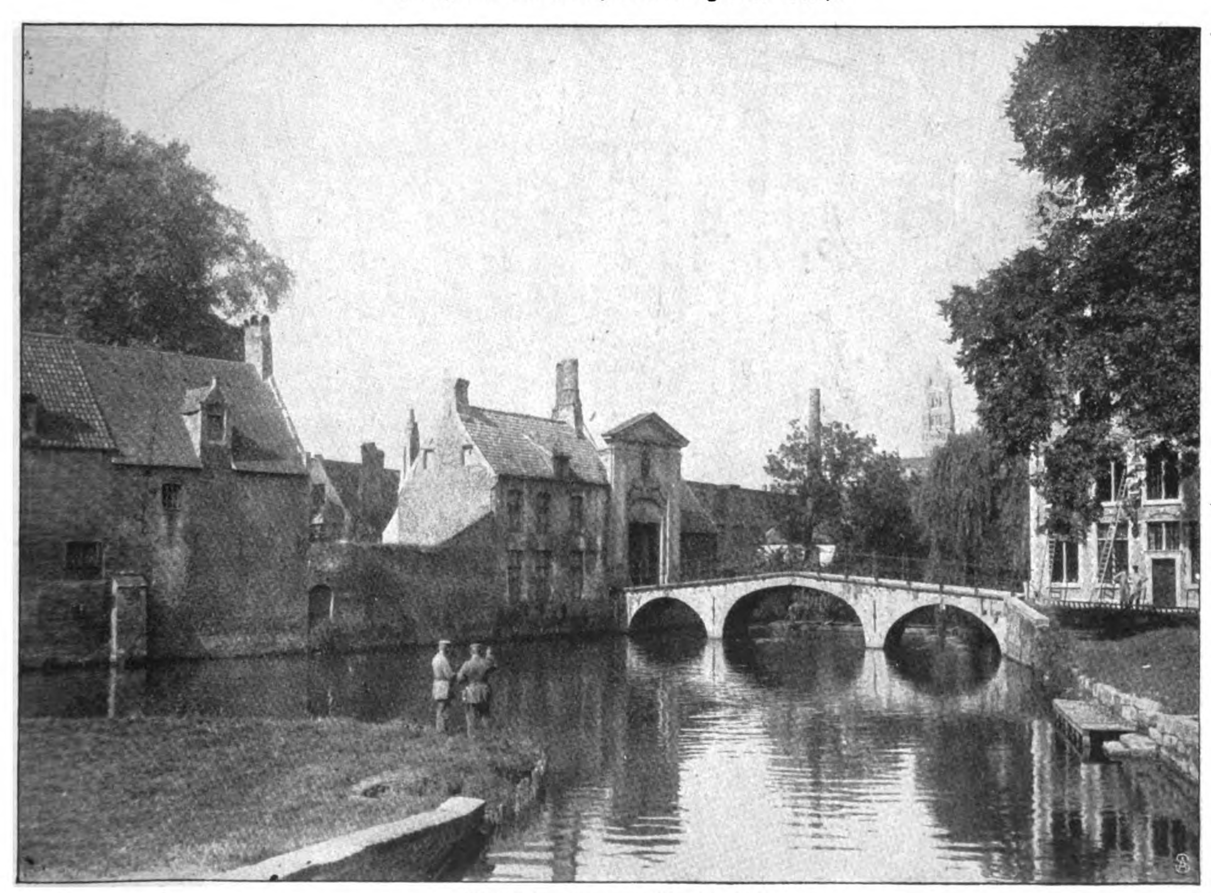
Auf dem weiten Platz in den „Bureaus der städtischen Verwaltung“ geht's jetzt feldgrau zu. Vor der Tuchhalle und der Fleischhalle gibt's Paraden zu sehen und Militärkonzerte zu hören, und staunend lernten es die guten Bürger von Brügge, daß die Barbaren weder kleine Kinder totschlagen noch Altertümer oder Zimmereinrichtungen a Berlin verfrachten.

Das gute Einvernehmen wächst demgemäß, und manche Feierabendstimmung wird beiden Parteien im Gedächtnis bleiben.

Die Brügger Leute von heute, die in den neuen, übrigens recht häßlichen Stadtteilen wohnen und fleißige Fabrikarbeiter und geschickte Handwerker sind, entschädigen sich gern für die Ruhe und Gemessenheit, die die Vergangenheit ihnen aufzwingt, durch laute Lieder und vergnügte Tänzchen — und unsere in keiner Lebenslage versagenden Blaujacken und Feldgrauen tun das Ihre zur friedlichen Eroberung von Land und Volk.



Feldgraue und Blaujacken am grünen Teich.



Am Eingang zum Beginenhof.



Fernsprechabteilung auf dem Wege durch eine serbische Ortschaft. (Berl. Ill. Ges.)

Links: Beim Quartiermachen in einem Bauernhaus. (Berl. Ill. G.)

Unten: Bei den Kämpfen um Belgrad gefangene serb. Truppen.

Vom serbischen Kriegschauplatz.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

8. Fortsetzung

Als es Will ein wenig besser ging, er aber noch ans Zimmer gefesselt blieb, da benutzte Eva die Gelegenheit und stahl sich abends zu ihrer Mutter.

Ein heiterer Tag war im Verglimmen. Auf dem Dach des Nachbarhauses rief noch die Amsel.

Eva stand vor dem Tannengarten. Ein letzter, farbiger Schein zuckte über das Haus wie matte Röte über ein verfallenes Gesicht. Eva erschrak, so verwettert und schlecht gehalten sah es aus, fleckig und bröckelnd der Bewurf, schief und entfärbt die Läden, grau und ärmlich die Gardinen. So fremd, so leer — sie stand zögernd still.

Endlich überwand sie sich und ging ins Haus.

Die Haustür gab nach, der Flur war leer. Sie stieg die grauen Treppen hinauf und wunderte sich, daß die geschnitzten Schränke nicht mehr auf der Diele standen.

Die Mutter rief herein.

„Guten Abend, Mutter, ich bin's."

Wie verglast stand der Himmel im offenen Fenster und warf seinen blinden Schein auf die junge Frau. In ihrer Kleidung verriet nichts die Not; sie stand einfach und aufrecht, das Gesicht von einem schwer erkämpften Entschluß verklärt, vor der Mutter, die breit und behäbig, tief eingedrückt in ihrer Ecke saß.

Eva hörte ihre hastigen Atemzüge.

„Also kommst du doch!" antwortete Frau Baumeister, und eine tiefe Befriedigung dehnte die Worte in ihrem Mund. Sie schlug die Arme übereinander und lachte lautlos vor sich hin. Ihr ganzer Leib bewegte sich in diesem zufriedenen, satten Lachen, und dabei lief es ihr doch feucht in die Augenwinkel, war in einer besseren Ecke ihres Herzens ein großer Jubel über die Heimkehr der Ev.

„Ja, Mutter, ich komme doch", erwiderte Eva und demütigte sich.

„Setz dich!"

„Nein, Mutter, ich steh lieber."

„Du kannst nicht stehenbleiben, bis du angewachsen bist, setz dich! Aber wo hast du denn das Kind?"

„Will ist krank", entgegnete Eva, und es wurde ihr schwer, so schwer wurde es ihr, zu bitten!

Frau Baumeister fuhr auf.

„Was geht mich der Mensch an! Ist das Kind tot? Warum kommst du ohne das Kind?"

Mit einem Schritt stand Eva dicht vor dem Tisch. Sie stützte die Hände auf und beugte sich vor. Ihre blassen, vom Zwielicht aller Farbe entkleideten, zuckendes Leben atmenden Gesichter waren kaum eine Spanne auseinander.

„Ja, glaubst du denn, ich käme, um zu bleiben? Ich hätte mein Kind genommen und wäre von meinem Mann gegangen? Das glaubst du, Mutter?"

Aus Schmerz und Empörung, aus Stolz und Liebe war das Erz gemischt, das in ihrer Stimme klang, als sie ihrer Mutter diese Frage stellte.

„Was ich glaub! Ev, ich glaub, daß dich der Hunger treibt, daß es aus ist mit der Herrlichkeit! Daß du ins Elend gelaufen bist und jetzt weißt, daß man von der Liebe und schönen Worten nicht leben kann — gut, daß du kommst! Wir brauchen Hilfe, du kannst angreifen wie früher. Du bist ja keine Ungeschickte, und wenn dir das Kind im Weg ist, dem sorg ich gern."

„Dem sorgst du gern? Und wenn ich käme und euch alles machte, wie ich's gemacht habe, als ich noch eure Magd war, hast du Platz für uns, Platz für meinen Mann? Lach nicht, Mutter, denn der Will kommt nicht! Und ich bleibe, wo er bleibt."

Da griff die Mutter über den Tisch und faßte ihre Hand.

„Bleib hier, Ev, hol dein Kind!"

Eva ließ ihr die Hand und legte ihre andere darüber. Ihre warme, dunkle Stimme wurde weich und leise, und sie sprach: „Mutter, es geht uns schlecht. Er ist krank. Wir leben von unserem Allerletzten und karg genug. Ja, ich will's ehrlich sagen, wir haben das Hungern gelernt. Und er muß wieder zu Kräften kommen, er muß, Mutter. Er hat sich geplagt, er plagt sich noch, und es ist sein Stolz, daß er es tut. Ja, ich weiß, er ist nicht wie andere, er ist hart und weich, wie man ihn gerade anfaßt, er ist ehrgeizig und ohne Plan, er kann heute den Himmel stürmen, und morgen liegt er so still, so still in meinem Arm; aber ich hab ihn lieb, immer lieber hab ich ihn. Es ist etwas in ihm, das verstehst du nicht, das ist Gottesgabe und steht wie eine Flamme hell auf dem Docht. Und was wir haben, das haben wir zusammen, Liebes und Leides. Ich käme nicht zu dir zurück, und wenn du im Glück säßest und ich im Unglück; denn ich will bei ihm bleiben bis ans End. Und nun bin ich zu dir gekommen, damit du mir hilfst."

Ihre Stimme war verstummt. In der dichten, dunkler fallenden Dämmerung erstarb sie wie der verhallende Klang entfernter Glocken.

„Mutter!" zitterte nach einer Weile noch ein einzelner Ton ersterbend nach.

„So bleibe bei ihm und bringe mir das Kind. Das hilft dir weiter!"

„Das Kind! Mutter, das Kind!" schrie Eva auf und riß die schwere Frau am Arm, daß sie, aus ihrer tiefen Ecke aufgeschüttelt, langsam auf die Füße trat.

„Das Kind soll ich dir geben! Unser Kind! Das, um das alles war und ist, das Köstlichste von allem,

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



unsere Angst und unser Glück soll ich hergeben! W i r haben gehungert, ja, Mutter, w i r haben gehungert. Es ist kein Ei in unserem Teig mehr gewesen und kein Fleisch im Topf. Aber das Kind, das hat keinen Hunger gelitten. Seinen Mantel hat Will verpfändet, meine Uhrkette habe ich verkauft, aber das Kind, das trinkt, das lebt, das gedeiht! Und du, du willst mir deine Hilfe zeigen, indem du es nimmst!"

„Wer kommt hier um Hilfe, du, die mir aus dem Haus gegangen ist ohne Segen, oder ich?" keuchte die Mutter und stieß die Tochter von sich in das schattendunkle Zimmer, in dem die Stimmen irr und gellend wie gefangene Vögel umherschossen.

Und aus dem Dunkel klang's zurück: „Ich komme um Hilfe, ich; denn ich bin das Kind, und du bist die Mutter. Um mein Recht komme ich, Mutter. Nichts habe ich dir aus dem Hause getragen als mich selbst. Kein Bett und keinen Stuhl habe ich von meinen Eltern. Wie ich ging und stand, hast du mich gehen heißen, und das Bett, in dem wir schlafen, das haben wir ersorgt und erspart, und in keinem Himmelbett der ganzen Welt liege ich weicher als auf unserem Seegras."

Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Aus Tiefen, die noch niemand ermessen, quoll es hervor in strömender Fülle, aufgebrochen sind in ihrem Herzen die verschlossensten Kammern, und was die Liebe, was die heilige Not und Gemeinschaft der Ehe in diesem stillen, tapfern Weibe gereift, das loderte in hohen, herrlichen Flammen auf.

Langsam ging die Mutter ans Fenster und schloß die Flügel. Als sie sich umwandte, war ihr Gesicht im Schatten. Ihre Stimme klang gepreßt, aber sie blieb bei ihrem Wort.

„Ich laß dir die Tür offen, dir und dem Kind. Willst du m e h r von mir, so appellier ans Recht. Aber fahr schnell damit, denn hier ist schlechte Zeit. Der Schwager muß verkaufen oder verganten, wenn's nicht bald bessert."

Und an ihrer Tochter vorbei, gewann sie wieder ihren Platz.

„So leb wohl, Mutter, es ist, wie es ist, und ich geh zufrieden. Ich hätte keine Ruhe gehabt in meinem Gewissen, wenn ich nicht zu dir gekommen wäre."

Eva streckte ihr die Hand hin.

Die Mutter ließ sie unbeachtet, aber sie antwortete: „So geh, die Heimat halt ich dir offen."

Da zog Eva die Hand zurück, und sich zum Gehen wendend, sprach sie ruhig: „Nein, Mutter, ich hab keine andere Heimat als bei ihm."

In das bittere Auflachen der gereizten, nachtragenden Frau klang das Schließen der Tür.

Eva flog nach Hause, und die Nacht ging mit ihr.

Und als acht Tage verstrichen waren, in denen sie die bitterste Not litten, während Wilhelm Renners Buch, von vielen gelobt und wenigen gekauft, in den Handel kam, ohne daß es ihm auch nur ein einziges Mal den Tisch gedeckt hätte, da trat plötzlich die große Wendung ein in ihrem Kampf mit dem Leben.

Will war noch in der Genesung, aber er hatte mit frischer Energie die Fronarbeit wieder aufgenommen.

So ging er auch als Vertreter der Zeitung zur Schlußfeier der Internationalen Lehranstalt Providentia, wo zugleich ein neues Lehrgebäude eingeweiht wurde.

Der Besitzer und Leiter des großen Instituts, das sich mit seinen Gebäuden und einem gepflegten Park am Fuß des Uetliberges hinzog, war ein kluger Mann. Er fragte nach dem Vertreter der Zeitung, an deren Bericht ihm viel gelegen war, und sorgte dafür, daß Wilhelm Roßhaupt als Ehrengast empfangen wurde.

Als Will die hübsch inszenierte Scheinprüfung wie ein Schulmanöver an sich vorbeiziehen sah, kleine Knaben und bärtige Jünglinge, darunter lebhafte Italiener, schmalwangige Serben und hagere Spanier, die in den humanistischen und technischen Fächern geprüft wurden, da erwachte auf einmal die entschlafene Liebe zum Lehramt in ihm, die unter der Kruste der Jahre, in der Fron des Lebens erstickt worden war.

Wohl war ihm die Frucht seiner Studien zum inneren Reichtum und zum unveräußerlichen Besitz geworden, aber sein Fachstudium wirkte nicht nach außen. Im Innersten aufgewühlt, schrieb er seine Notizen für den Zeitungsbericht, und zum erstenmal brannte ihm der Stift in der Hand, empfand er, daß es genug sei dieser Fronarbeit, daß er lange genug, zu lange schon diese wundreibenden Ketten trug.

Das aber machte ihm diese Erkenntnis noch qualvoller, daß er all das an dem Tage erfahren mußte, an dem jede Zeile einen Bissen Brot wog und Eva selbst das Kind nicht mehr zu vollem Genügen hatte sättigen können.

Da quoll ihm am Bankett der Bissen im Munde. Aber wie jener spartanische Knabe sich von dem Fuchs, den er unter dem Gewand an der Brust verbarg, das Herz zernagen ließ, ohne mit der Wimper zu zucken, so bewahrte auch Will seine Haltung und führte frei und leicht die Gespräche mit seinen Nachbarn. Vom ungewohnten Wein glomm ein Hauch Farbe auf den hageren Wangen.

Da er am Ehrentisch saß, so erregte seine Beschlagenheit in philologischen und pädagogischen Dingen die Aufmerksamkeit des Direktors Adam Kellersberger.

Nach dem Bankett trat Kellersberger zu ihm heran.

Will war einen halben Kopf größer.

Kellersberger legte den Kopf in den Nacken, daß der grau zugespitzte Rübezahlbart starr auf Wills weiße Hemdbrust zielte, kniff die Augen, blickte ihm in das vom weichen schwarzen Bart noch licht umrahmte Gesicht und fragte kurz und knapp: „Wollen Sie bei der Providentia als Professor eintreten?"

Will starrte ihn befremdet an.

Auf seiner hohen Stirn zwischen den Brauen vertiefte sich die herrische Falte, aber dann sah er in dem grob gehauenen, energischen Gesicht einen solchen Ausdruck ungeduldigen Ernstes, daß er nicht mehr an einen Scherz glauben konnte.

Und schon fragte Kellersberger, was und wo er studiert habe, wußte er plötzlich, daß Will Wilhelm



Renner war, und sagte nach drei kurzen Fragen und Antworten: „Also 26 Stunden in der Woche, davon acht in der Oberstufe, Lateinisch, Deutsch und Geschichte, und 2500 Frank Gehalt. Ich nenne meine Herren ‚Professoren‘. Entscheiden Sie sich rasch, und sagen Sie ja. Sie beginnen morgen um 8 Uhr in der II B mit Geschichte. Ihr Vorgänger ist gestern ausgerissen — und für die Zeitung, da schreiben Sie ruhig weiter.“

Da mußte Will lachen, und ein unbändiger Jubel jauchzte, nur von ihm gehört, in diesem leisen Lachen. Und dann lag seine schmale Hand zugedeckt in der behaarten Pranke des Besitzers und Leiters der Providentia.

Auf einmal aber kam ihm ein schweres Bedenken.

„Ja, aber ich hab ja erst fünf Semester, das letzte sogar nur belegt und nicht einmal gehört und natürlich kein Staatsexamen!“

Er rief es hinter Kellersberger her, der schon auf dem Weg zu den andern Gästen war. Der wandte sich halb um und antwortete trocken: „Ich auch nicht!“

Will ging wie trunken nach Hause. Hellsüchtig sah er sich selbst dahineilen, als trüge er Schwingen an den Fersen. Der Strudel des Lebens, in den er sich gestürzt hatte, riß ihn nach oben, aus der Tiefe der Not stieg er empor. Und er segnete abermals diese heilige Not, die ihn gereift und geläutert hatte.

Eva sah ihn kommen. Ihr Herz begann schwer zu schlagen. Sie kannte ja jede Bewegung an ihm, und so beherrscht er sich hielt, ihr ahnendes Empfinden fing die Erregung auf, die von ihm ausstrahlte.

Und dann stand er vor ihr, blaß bis in die Lippen, im Frack, schlank und vornehm, feinen perlenden Schweiß auf der weißen Stirn.

Sie hielt den Knaben auf dem Arm und stand lächelnd in der blanken Stube. Von ihrer roten Trägerschürze schlug ein farbiger Schein in ihr schmal gewordenes Gesicht, in dem die großen, tiefen Augen von verhaltenem Bangen leuchteten.

Sanft schwankte auf ihren Armen das schwere, vom Mittagschlaf trunkene Kind.

Da sagte er ihr ganz ruhig, alles in sich zurückdrängend, was geschehen war.

„Und nun geht's aufwärts, Eva, spürst du, daß es aufwärts geht?“

Das wiederholte er immer wieder, und Eva antwortete: „Ja, Will, jetzt geht's aufwärts, und es hat kommen müssen — ich hab nur darauf gewartet, daß es so kommt!“

Doch als sie allein war, da mußte sie weinen.

Da entlud sich die gesammelte Energie, mit der sie in diesen ersten harten, von leiblicher Not mehr noch als von seelischen Prüfungen erfüllten Jahren das Leben gemeistert hatte, in einem Tränenquell, der dahinströmte wie die Flut, die, nun überschüssig geworden, aus der gezogenen Schleuse bricht.

Und ganz in der Tiefe ihres Herzens, da saß gar eine Empfindung wie Bedauern, daß diese harte Zeit der Entbehrungen ihr Ende nahm.

Mit der Kraft der Ueberwindung trat sie auf den neuen Weg, auf dem Will mit endlich entfesseltem Drang wie ein Sieger dahinschritt. Nur der sichere Grund hatte ihm gefehlt, um den Fuß aufzusetzen, nur der Bügel, um sich aufzuschwingen, und beides hatte ihm Kellersberger mit dieser sichern Brotstelle geboten.

Will erkannte bald, daß die Providentia nicht wie eine öffentliche Schule geleitet werden konnte. Der Lehrer mußte sich sein Ansehen auf andere Weise erwerben als im Staatsamt. Die Autorität stand auf schwächeren Füßen. Um so rücksichtsloser übte Kellersberger seinerseits die Disziplin über die Lehrerschaft aus. Er hatte in Will eine billige Kraft gefunden, mehr verlangte er nicht. Will aber warb um die Zu-

neigung und den Gehorsam seiner Schüler mit dem ganzen stolzen, stürmischen Temperament, das sich immer härter und eherner aus den weichen Gefühlen seiner Jugend befreite, und bot Kellersberger, als dieser auch ihn unter die Fuchtel ducken wollte, so energisch die Stirn, daß der Alte ihn mit überlegenem Lächeln gewähren und walten ließ.

Und seltsam — im Besitz dieser sozial abgegrenzten Stellung ordnete sich Wills Leben rasch neu. Auch seine journalistische Tätigkeit wurde eine andere. Aus dem Lokalreporter erwuchs der Kritiker und Schilderer.

Sie zogen in eine größere Wohnung, und Eva hielt ihr erstes Dienstmädchen. Es war zwar kaum konfirmiert, aber es verstand schon vortrefflich seine Dienste ins Licht zu setzen, so gering sie waren.

Das Kind wuchs und gedieh, und wenn sie im Winter abends aus dem Theater heimkamen, dann rannte Eva hastig die letzten Schritte und schloß die Haustür auf, ließ den Schlüssel stecken, huschte die Treppen hinauf und durch das Wohnzimmer, wo das Mädchen wie eine Katze auf dem Sofa lag und schlief, in die Schlafstube.

Auf der Schwelle blieb sie jedesmal stehen, aus Besorgnis, ihr wilder Herzschlag klopfte so laut, daß er das Kind aufwecken könnte. Und dann hörte sie seinen sanften säuselnden Atem gehen, und alles war verblaßt, verjagt, nie gewesen, ob sie im Theater gelacht hatte oder erschüttert worden war — nichts hielt stand, die größten Offenbarungen blies der sanfte Atem dieses Kindes wie Flaum in die Luft. Erst am andern Tage sammelte sich das Wertvolle wieder in ihrer Erinnerung.

Und kamen andere Abende, da lag sie wach, und neben ihr war ein Bett leer — Will schrieb.

Sooft sie die schweren Lider hob, die ihr im ersten Schlummer sanken, immer noch fiel ein zarter, bläulicher Schein durch den Türspalt. Dann stand sie leise auf und spähte durch das Schlüsselloch. Saß er und schrieb oder saß er zurückgelehnt, den gespannten fremden Ausdruck im Gesicht, dann schlich sie so leise ins Bett zurück, daß kein Mäuslein erschrak. Sah sie, daß sich die Spannung löste, dann klinkte sie die Tür auf und huschte zu ihm hin.

Dann kam es vor, daß er plötzlich zu reden, ja zu lesen, vorzulesen begann und sie vor Kälte geschüttelt neben ihm hockte, um ihn nicht aus der Stimmung zu bringen. Bis er es plötzlich gewahr wurde und sie scheltend und unzufrieden mit sich und ihr ins Bett jagte.

Und kam er dann endlich, dann tat sie, als ob sie schliefe, und blinzelte dabei durch die Wimpern.

„Eva", rief er dann zuweilen leise.

„Ja, Will, sprich nur, ich bin ganz wach."

„Meinst du, daß es gut ist?"

Und sie fand alles gut, alles schön, aber er nahm manchmal plötzlich die Lampe wieder vom Nachttisch und ging an den Schreibtisch zurück. Die Frage, die paar Worte hatten dann Zweifel in ihm geweckt, ohne daß Eva einen kritischen Anteil und ein anderes Verdienst als das hingebender Teilnahme gehabt hätte.

„Ja, wenn ich dich nicht hätt!" sagte er, wenn er endlich wiederkam und die schwache Stelle verbessert hatte. Und Eva schlang ihm beschämt und beglückt die Arme und den langen braunen Zopf um den Hals und hielt ihn fest, ganz fest.

Als Peter Wingen sie im Herbst des Jahres 1896 auf seiner ersten und einzigen Schweizerreise besuchte, da sagte er zu Will: „Alle Achtung, eine Staatsfrau hast du, und wie die dich liebt, das sieht man an ihren Augen."

„Also war es doch kein Narrenstreich", warf Will lächelnd ein.

„Na, na — es ist euch doch arg mitgespielt worden anfangs. Du hast ja nichts verlauten lassen, aber ich hab's herausgefühlt. Jetzt bist du ja auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden."

Vor der Weiterreise sicherte sich Wingen noch ein Gespräch unter vier Augen mit Eva.

„Werden Sie ewig in Zürich und in der Schweiz bleiben?" fragte er geradezu.

Eva erschrak.

Darüber hatte sie noch nie nachgedacht.

„Wie meinen Sie das, Herr Wingen?"

„Will ist doch fremd hier, er ist jetzt auch am Scheideweg. Entweder er setzt sich hier fest, oder er sucht den Rückweg nach Deutschland. So mein ich's. Eva."

Sie schloß die Hände ineinander. Im Nebenzimmer lärmte und jauchzte der Bub.

„Daran hab ich noch nicht gedacht. Das steht bei Will."

„Oder bei dem Schicksal. Sehen Sie, Eva, was den Will angeht, da habe ich immer deutlich das Gefühl gehabt, daß da ein mächtigeres Schicksal spielt, oder daß man da mehr das Schicksal herausspürt als bei den meisten andern Menschen."

Wingen sah, daß sie erblaßt war.

Er ergriff ihre Hand.

„Gott, Eva — es ist nun einmal so. Es reißt ihn höher und tiefer als andere, und wer sich an ihn klammert, den reißt es mit."

Da antwortete sie stolz, und ihr Mund wurde herb und ihr Blick dunkel: „Ich klammere mich nicht an ihn. Wenn ich wüßte, daß ich ihm je zur Last werd, so ließ ich ihn frei. Jeden Tag, jede Stunde."

Peter Wingen fuhr erschrocken auf.

„Aber Eva, ich bitte Sie! Was haben Sie denn da aus meinen Worten herausgehört! Als ob ich hätte sagen wollen, daß Sie ein Gewicht und eine Last sind! Der Will soll seinem Herrgott auf den Knien danken, daß er Sie hat. Ja, das soll er, und wenn i c h das sage, Eva, i c h, dann hat das eine besondere Bedeutung, denn das Kättele —"

Er brach ab und trat ans Fenster. Er biß die Zähne zusammen. Es war stärker gewesen als er, er hatte Will das Schicksal seines Kindes nicht vergessen können!

Peter Wingen war viel zu verständig, um Will eine Schuld daran beizumessen, daß das Kättele ihn liebte. Aber das Kättele war sein Liebling, und er



hing mehr an ihm als an jedem andern Menschen. Als hätte der Mann, der dem Leben so ruhig und klar begegnete und seinen bescheidenen Lebenskreis so sicher beherrschte, für das Kättele einen besonderen Reichtum an Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen gespart.

Aber das Kättele war seine eigenen Wege gegangen. Es war jetzt in Paris und gab an der „Ecole libre" hinter dem Luxemburg Unterricht in Tanz und Spiel, etwas ganz Neues, das sie zufällig bei den Schwestern Hirn geübt hatte, bis die Baronin de Peyrimhoff, in einer Schlußprüfung von der reizenden Vorführung eines solchen musikalischen Tanzspiels entzückt, das Mädchen bestürmt hatte, nach Paris zu kommen, wo sie gleich Anstellung gefunden hatte.

Das Kättele Wingen war in die Mode gekommen und lehrte die Kleinen der besten Pariser Gesellschaft ihre graziösen, selbsterfundenen Reigenspiele und die hübschen eigenen Lieder, die es nach alten Texten frisch und zart zu singen wußte.

Eva hatte nicht geachtet auf Wingens letzte Worte. Es war ein Gedanke in ihr aufgestört worden, der schon lange in der Tiefe gelegen hatte und jetzt langsam wie eine schillernde Blase an die Oberfläche stieg. Die Zeit konnte kommen, in der Will ihr so weit vorausgeeilt war, daß sie ihn nicht mehr erreichen konnte. Dann mußte sie rufen, damit er auf sie warte. Oder auch nicht! Oder — nicht? Aber noch war es nicht so weit, noch gehörte er ihr, noch brauchte er sie, und noch liebte er sie.

Sie lächelte, der Mund wurde weich, die Glieder strafften sich. Sie stand auf. Was auch kam — sie war bereit, nur das zu tun, was zu Wills Glück war.

Als Peter Wingen Abschied nahm, sagte er: „Auf Wiedersehen in der Heimat!"

„Ich habe keine Heimat", antwortete Will trotzig und stolz.

„Unsinn, Will — mach wenigstens aus der Not keine Tugend!"

„Aber ich hab meine Frau", fuhr Will fort, ohne den Einwurf zu beachten.

Im Winter darauf erfuhr Eva, daß ihre Mutter krank liege. Eva hatte sie seit jenem Gang um Hilfe nicht mehr besucht, es aber einzurichten gewußt, daß sie ihr zuweilen mit dem Knaben begegnete. Und Frau Baumeister hatte ihren Gruß jedesmal erwidert, ohne stehenzubleiben, mit einer merklichen Innehaltung der Entfernung.

„Du, Mama — böse Frau", sagte das Herrle, als es drei Jahre alt war und sie ihr wieder einmal begegneten, und ängstlich zog das Kind die Mutter zur Seite.

Eva lächelte tapfer.

„Sie macht nur ein böses Gesicht", begütigte sie ihn.

„Warum macht sie böses Gesicht?" fragte der Bub weiter.

„Weil sie allein ist", antwortete Eva mehr für sich als für ihn.

„Du, Mama, böse Frau guckt", flüsterte das Kind, das sich umgeschaut hatte, und zog die Mutter fort.

Und jetzt lag Evas Mutter allein krank. Daß sie allein lag, wußte Eva, denn die Verwandten zählten nicht. Sie telephonierte an den Arzt und erfuhr, daß die Schwäche groß sei, und daß das Herz anfange nachzulassen. Da sagte Eva Will, daß sie zu ihr gehe. Er antwortete nicht ja, nicht nein. Sie ging.

Das Haus war noch verwahrloster als vor zwei Jahren, und wieder kam Eva, ohne gesehen und angehalten zu werden, bis zur Muter, bis an ihr Bett. Sie schlief. Hochgestützt saß sie in den Kissen, den gequälten Ausdruck des Atemhungrigen im Gesicht. Auf dem Nachttisch stand soviel zurechtgerückt, daß Eva sofort erkannte, wie sehr die Kranke auf sich selbst angewiesen war.

Leise machte sie sich daran, das Zimmer aufzuräumen.

Der klare Wintertag stand in den Scheiben, kalte Sonne fiel herein. Eva hatte den Hut und die Jacke abgelegt. Sie hatte ihr einfachstes Kleid angezogen und sogar die goldene Kette, die ihr so lieb war, weil Will und Hermanns Bild daran hing, zu Hause gelassen. Die Mutter sollte nicht auf den Gedanken kommen, sie wolle den Unterschied zwischen damals und heute hervorkehren.

Auf einmal schlug die Frau die Augen auf.

Eva räumte soeben die Kommode ab und trug die gebrauchten Tassen vorsichtig hinaus, damit sie nicht klirrten.

Die Augen der Mutter folgten ihr unverwandt. Die Finger der Kranken wurden unruhig und fuhren in irren, zwecklosen Bewegungen über die Decke. Sie atmete schnell und oberflächlich, und es war, als bliese ihr einer ins Gesicht. Sie zuckte unwillkürlich mit den Lidern und hörte ein feines Singen, das in ihren Ohren selbst entstand und stärker und stärker wurde.

Als Eva im Wohnzimmer das Geschirr niedersetzte, tönte ein Schritt auf dem Flur, und die Tante trat ein.

Einen Augenblick starrten sie sich an, und in diesem Moment kam Eva zur Erkenntnis, daß diese Frau das Ihrige dazu getan hatte, die Mutter zu verstocken und zu verhärten. Sie wußte es plötzlich, ehe noch der giftige Angriff geschah.

„Was willst du hier? Du hast dich im Leben nicht um sie gekümmert und sollst es auch im Sterben nicht! Es hat dich niemand gerufen, geh!"

Sie stieß es leise hervor, der Schwester gleichend in ihrem harten Trotz, aber hager und scharf geworden mit den Jahren.

„Sterben? Ist die Mutter so krank?" fragte Eva erschüttert und überhörte alles andere.

Da verbesserte sich Frau Engstler hastig: „Sterben! Nein, Ev, zum Erben kommst du zu früh!"

„Ev!" rief's nebenan, und als sie überrascht und von dem harten und zitterigen Klang erschreckt schwiegen, noch einmal, diesmal hohl und leise: „Ev!"

Da ging Eva eilends zu der Mutter.

Sie saß aufgestemmt, keuchend, einen grauen Schein im spitz gewordenen Gesicht.

Und Eva zog unwillkürlich die Tür hinter sich zu.

Sie waren allein.

„Es geht zu End, Ev — brav, daß du kommst, aber — daß du's weißt, gerufen hätt ich dich nicht."



„Ich kenn die Mutter", antwortete Eva ruhig und trug es ihr nicht als Härte nach.

Erschöpft sank die Kranke zurück.

Eva fand die Arznei heraus, die ihr gut tat, und gab sie ihr. Willig schluckte die Frau.

„Es geht euch gut", sprach sie nach einer Weile.

„Ja, Mutter", erwiderte Eva leise.

„Und der Bub wächst?"

„Ja, der Bub wächst."

„Er gleicht dir, Ev!"

„Er hat Wills Augen."

„Nein, dir gleicht er ganz", widersprach mühsam die Mutter.

Eine Weile war Schweigen. Die Mutter lag mit geschlossenen Augen, ihre Hände zupften an der Decke.

Ihre Stimme hatte keinen Klang mehr, als sie plötzlich fragte: „Liebt er dich noch?"

„Mutter!" empörte sich Eva.

„Still, Ev — aber vergiß nicht: Not fügt zusammen, es wär dir besser, er steigt nicht so geschwind."

„Hast du uns deswegen in der Not gelassen?" fragte Eva mit bitterem Vorwurf.

Jetzt öffnete die Kranke die Augen, und in ihrem trüben Blick erschien ein letztes Licht.

„Er hat dich mit der Wurzel herausgerissen — er ist mir ins Recht getreten — ich hätte ihm den Tod gegönnt."

Sie keuchte, aufbäumend stieß sie die Sätze hervor. Da schlug Eva den Arm um ihre Schulter und hielt sie aufrecht in der Atemnot. Aber ihr Gesicht war klar, und sie antwortete hart: „So spricht keine Mutter zu ihrem Kind! Wenn ich gewußt hätte, daß wir verhungert wären, ich wäre mit ihm gegangen. Und dein Fluch ist gelästert."

Schwer lehnte sich die Sterbende in ihren Arm. Eva sah, wie ihr Antlitz sich langsam veränderte.

„Bist ein Stößiges wie der Vater selig", murmelte sie noch, und es war ein Lob, dann lag sie mit fliegendem Atem ohne Regung.

Eva schickte zum Arzt. Ein hastiges Laufen entstand. Der Tod strich ums Haus.

Will war in dieser Stunde auf der Redaktion zu finden. Eva ließ ihn durch das Telephon im Nachbarhaus rufen.

Als er kam, trat sie ihm im Vorzimmer entgegen.

Er sah sie fragend an. „Bleib, Will. Es geht zu End."

Er wollte ihr ans Bett folgen, aber sie bat ihn, im Wohnzimmer zu warten. Unter dem Beistand des Arztes erholte sich die Sterbende einen Augenblick.

„Willst du ihn sehen?" fragte Eva leise, während die Tränen sie blendeten.

„Nein", kam es tonlos aus dem Mund der Mutter, und Eva nickte, als hätte sie die Antwort erwartet.

Dann richtete sie sich auf und blickte die Tante und die Cousine, die laut schluchzend im Zimmer standen, so verständlich an, daß diese nach einigem Winden und Drehen hinausgingen.

Der Arzt saß still, wie nicht vorhanden an der andern Seite des Bettes. Den grauen Kopf im Schatten, zählte er den flatternden Puls.

„Ev!" . . . Ein Hauch aus der Ferne. . .

„Mutter!" antwortete Eva leise.

Aber sie hörte es nicht mehr.

Der Arzt hob mahnend die Hand.

Da schwieg Eva, und auf einmal hatte sie die Empfindung, daß Sterben nicht schwer sei, daß es auch ihr einmal nahen werde wie Erlöschen im Schlaf, wie Eingehen zur Ruhe, und sie sah sich selbst weggleiten von ihrem Manne, sah sich vor ihm sterben und fühlte, wie ihr Wesen, ihr Bewußtsein, ihr Leben und ihre Liebe von ihr wegströmten, schmerzlos und selig, unendlich sich ergießend.

Plötzlich stand der Arzt leise auf, setzte ganz zart und vorsichtig das Hörrohr an, horchte, nahm es fort und sprach: „Ihre Mutter ist im Frieden."

Wo du hingehst. . . . .

Als der Grabhügel der Mutter auf der Rehalp geschüttet war, war Eva mit ihrem Mann und dem Buben ganz allein. Sie hatte von der Mutter nichts mehr Gutes erfahren, seit sie Will geheiratet hatte, aber es war doch noch die Mutter gewesen, und solang sie lebte, zählte sie in Evas Gedanken und gehörte zu ihrem Leben.

Nun war sie ganz ihres Mannes Weib, ging auf in ihm und hatte keinen Gedanken mehr als ihn.

Es fiel kein Erbteil in ihren Schoß, und sie mußte immer noch sorgen und haushalten, denn die Jahre waren teuer, und Will war es nicht mehr gewohnt, einzuteilen, wie er es als Student aus Trotz getan hatte, um dem Leben die Partie abzugewinnen. Er ließ alles in ihren Händen, und Eva sparte und sorgte.

Will hatte kein Glück mit seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er fand den Weg nicht zum äußern Erfolg und legte bitter lachend, aber mit einem Gefühl stolzen Trotzes Arbeit zu Arbeit, wenn sie zurückkamen.

„Du nimmst alles zu schwer," sagte Eva, „du weißt doch, daß damit gar nichts gesagt ist über den Wert deiner Sachen. Sie können's einfach nicht gebrauchen. Aber schön ist es doch."

Und dann nahm sie die Hefte und wußte ihm von diesem und jenem Stoff zu erzählen, bis sie aufstand und rief: „Will, Will, ich weiß ja doch, daß deine Zeit kommt, und wenn sie nicht kommt, du bist ja doch, der du bist."

Und als er ihr die Manuskripte aus der Hand nahm und in die Schublade warf, mit einem bösen Wort, wie „Verbrennen sollt man den Kram", lachte sie fröhlich, ganz fröhlich klang's, ob sie auch inwendig mit ihm litt, und entgegnete: „Will, du wirst doch nicht unsere Kinder verbrennen wollen!"

Und dann mußte er lachen und zog sie an sich.

Die Lehrstelle gab ihnen Brot und die Tätigkeit als Kritiker und Berichterstatter die Butter dazu. So sagte Eva.

Und Will blieb der „Professor" der Providentia und mußte mit dem guten Klang vorliebnehmen, den sein Dichtername gewonnen hatte. Goldene Früchte reiften ihm nicht.

Eva wäre das wohl zufrieden gewesen, aber da Will



unter dem Mangel an Erfolg litt, weil er daraus auf die Zukunft schloß, so litt sie mit ihm.

„Das kommt daher, daß ich keine Heimat hab", sagte er eines Tages, als sie am späten Abend über den Hügel wanderten, immer im Kreis, den halben Weg aufwärts und wieder zurück, damit sie nahe genug bei dem kleinen Hause waren, aus dem das Licht schimmerte und Eva den Schein nicht aus den Augen verlor.

Eva schwieg und blickte auf den Lichtschein, der aus dem Zimmer ins Dunkel fiel. Das Kind schlief.

„Wenn ich eine Heimat hätt, wären Freunde und Vettern um mich her, und ich hätt Boden unter den Füßen, jetzt steh ich in der leeren Luft."

Er war in einer trüben Stimmung.

Sie ließ ihn reden, sie wußte ja, daß er wieder zu sich selbst kam, daß er sich nur vom Herzen reden mußte, daß er inwendig ganz anders war, nicht der kleine Mensch, der sich nach Vettern und einer Heimat sehnte, weil er dann mehr Erfolg zu haben glaubte.

Aber sie ging dicht an ihn gedrückt, damit er ihre Gegenwart spürte. Ich bin da, ich bin bei dir, du bist ja gar nicht allein, wir beide stehen ja so fest auf der Erde, wir haben sie ja in sich, unsre Heimat, so sprach sie stumm, mit der inneren Stimme, mit jedem Druck ihres Armes, mit jedem Schlag ihres Herzens zu ihm, und blickte wieder auf das stille Licht der blauen Lampe, das hundert Schritte tiefer aus dem grünen Dunkel des Gartens glänzte.

Da kam er eines Tages stumm und in sich gekehrt nach Hause. Er ging sogleich in sein Mansardenstübchen, und sie hörte ihn die Läden aufstoßen. Es war gegen Abend, und die feurige Sonne, die jetzt über dem Albis niederging, flammte in sein Arbeitzimmer. Das hatte er sonst ungern. Daraus schloß Eva auf etwas Ungewöhnliches. Nun hörte sie seinen Schritt. Vier Schritte auf, vier Schritte ab, soweit der enge Raum ihm Platz gönnte. Sie wollte hinaufeilen, aber sie hielt an sich. Sie wußte ja, daß er zuerst allein sein mußte in solchen Augenblicken.

Das Kind spielte still zu ihren Füßen. Sie bückte sich wieder über die englische Uebersetzung.

Aber dann stand sie plötzlich auf. Die konnte sie ihm ja bringen, eine bessere Ausrede gab es nicht. Immer noch ging oben der Schritt. Eva rief das Mädchen aus der Küche, damit Herrle nicht allein bleib, und stieg die Treppe hinauf.

Als sie öffnete, wandte er sich rasch ab und trat ans Fenster. Die Sonne war ein roter Brand mit einem Flammenkern, Blut färbte den See, rosige Wolken schwebten am glasklaren Himmel. Er starrte in den Abendschein und kehrte sich nicht nach seiner Frau um.

„Was willst du?" fragte er, und seine Stimme klang barsch und rauh.

„Die Übersetzung bringen, Will, du wartest gewiß darauf. Ich konnte nicht eher fertig werden."

Sie log, es fehlten auch jetzt noch zwei Seiten. Und sie wußte, seit sie den gepreßten Ton seiner Stimme gehört hatte, daß etwas geschehen war.

Da wurde sie mit einem Schlag ganz ruhig. Vor ihr stand Will, unten war ihr Kind, man hörte Herrle lärmen und jauchzen, was auch geschehen sein mochte, sie waren beisammen auf der Welt! Was war alles andere, wenn sie nur beisammen waren!

„Was ist geschehen, Will?" fragte sie ruhig.

„Nichts", erwiderte er und blickte immer noch in den Sonnenbrand, der ihn rot überströmte.

Sie sah sein Gesicht von der Seite. Den lieben kühnen Schwung des Profils, die straff gespannte Haut über den schmalen Backen, das wellige volle Haar, in dem jetzt ein Kupferglanz brannte. Sie sah auch das nervöse Spiel der Augenbrauen und jetzt — jetzt eine schillernde Feuchte, die aus dem Tränenwinkel brach.

„Will!"

Sie hatte das Heft fallen lassen und umfaßte ihn mit beiden Armen. Er antwortete nicht, nur ein Schlucken war in seiner Kehle, das ihn erschütterte, wie sie so ihren ranken Leib an ihn preßte. Er hatte die Arme übereinandergeschlagen und bot ihr keine Stütze.

„Ja, nun fangen wir von vorn an", sagte er endlich.

Darauf hatte sie gewartet, nur auf das erste freiwillige Wort. Sie atmete leichter. Wußte, daß er jetzt sprechen werde.

Und dann erzählte er in abgebrochenen Sätzen, daß es zwischen Kellersberger und ihm zu einer Auseinandersetzung gekommen sei. Drei Jahre hatte er jetzt für 2500 Frank einen schweren Frondienst geleistet und endlich den Entschluß gefaßt, eine Aufbesserung zu erreichen.

„Drei Jahre hab ich als Einpeitscher den strengsten Dienst getan, die Woche hat im letzten Semester 34 Stunden gehabt für mich. 34 Stunden, die mir das Mark aus den Knochen gesogen haben, und nun stellt er mir den Stuhl vor die Tür!"

„Hat er dich entlassen, Will?" fragte sie und beherrschte sich mit übermenschlicher Gewalt. Es klang, als fragte sie, ob die brennende Abendröte dort drüben an dem geschwungenen Bergrand schönes oder schlechtes Wetter künde.

„Entlassen! Wie du willst! Er hat mir gesagt, daß er mich drei Jahre nur mäßig angestrengt habe und mich dafür bezahle, wie es sich gehöre. Daß das Angebot von Lehrkräften ungeheuer sei, und daß er mir keinen Franken mehr geben könne. Wenn ich mit sechswöchiger Kündigung gehen wolle, so werde er mir nicht im Wege sein. Und das ohne Barschheit, ganz ruhig und freundlich, die Tatze auf meiner Schulter wie ein Vater, der zu seinem unverständigen Sohn spricht, aber den überlegenen Blick im Auge, mit dem er mich damals gemustert hat, als ich ihm vor Hunger fast unter den Tisch fiel."

„Und dann?" fragte Eva.

„Dann ging er, ging drei Schritte, blieb stehen und sagte: Ziehen Sie ganz zu mir, und ich gebe Ihnen 1200 Frank, und Sie essen mit Ihrer Familie an der Tafel. Sie können in sechs Wochen einziehen. Im Pavillon Argentina mach ich Ihnen eine Dreizimmerwohnung frei."

„Und was hast du geantwortet?" fragte Eva leidenschaftlich, und mit einem Male flammten ihre Wangen, ließ sie ihn aus den Armen, stand sie frei neben ihm und



vergaß, daß sie in sechs Wochen wieder ohne sicheres Brot waren.

Will schwieg. Aber er wandte sich und blickte sie an. Sie las in seinem stolzen, magern Gesicht.

Und sie schlang die Arme um ihn, und er konnte plötzlich lachen. Richtig lachen.

Es hob ihm die Brust, und er sagte mit einer harten, strengen Stimme: „Das war ein Entweder-Oder, Eva, ich merkte es gleich. Ich soll nicht mehr ein freier Lehrer sein, sondern ganz von ihm abhängig werden. Er hat ja recht, nur durch das Internat hält er das Riesenunternehmen im Zug. Aber ich tu's nicht. Ich bring uns nicht zum Opfer mit unserm bißchen Freiheit, ich nehm nicht das Haus auf den Rücken wie eine Schnecke und kriech zu ihm hin. Oder willst du nicht mehr an unserm Herd stehen? Willst du mit aus dem großen Kessel schöpfen, nicht mehr Herr sein über unsern Tisch, über unsere Ordnung? Willst du das?"

„Frag nicht so und lach noch einmal, Will, damit ich weiß, daß du darüber lachst!"

Am andern Morgen fragte Kellersberger Wilhelm Roßhaupt, ob er sich die Sache überlegt habe, und als Will merkte, daß es keinen andern Weg gab, da bat er um seine Entlassung.

Kellersberger drückte ihm die Hand wie einem Freund, den man ungern scheiden sieht, bat ihn sogar, noch drei Monate zu bleiben, und versprach ihm eine glänzende Laufbahn als Schriftsteller. Er sei ja im besten Zuge.

„Zum Lehrer an einem Institut sind Sie überhaupt viel zu schade", setzte er hinzu und schoß dann auf einen jungen, bebrillten, schüchternen Menschen zu, der mit einem Handköfferchen über den Schulhof kam.

Das war ein neuer Kandidat.

Will ging nach Hause. Der Weg war ihm noch nie so kurz vorgekommen, obwohl er sich eine halbe Stunde streckte. Als er die steile Bergstraße emporstieg, sah er Eva am Fenster stehen.

In drei Monaten waren sie um zwei Drittel ihres Einkommens ärmer. Was dann?

Aber Eva fragte gar nicht, was vorgegangen sei. Sie tat, als wäre seit gestern nichts geschehen, fing frisch an, von einem Wohnungswechsel zu erzählen, und meinte, sie könnten ja wieder vor die Stadt ziehen.

Spät abends, Will saß im dunklen Zimmer, denn er konnte nicht arbeiten und schonte das Licht, trat sie noch einmal zu ihm.

„Will, ich hab noch 730 Frank auf dem Sparbüchlein, damit leben wir ein halbes Jahr."

„Ach du", antwortete er und lachte wieder.

„Ja, gespart von deinen Honoraren, siehst du, soviel Geld verdienst du", fuhr sie lustig fort.

„Wenn ich dich nicht hätt", flüsterte er leise. Und dann mit lauter Stimme: „Wir kommen schon durch, Eva, und ich will es zu etwas bringen, ich spür's, daß es mir wie ein Kloß im Hals sitzt, ich würg's heraus, ich schreib doch noch etwas, das mir Platz gibt an der Sonne!"

Die drei Monate waren vergangen.

Wie im Fieber lebte er nun. Seine Artikel hatten eine schneidende Schärfe, und sein Stil wurde männlich und kraftvoll, als wäre über Nacht eine neue Ader in ihm aufgesprungen.

Da erkrankte ein Redakteur der Zeitung, und der Verlag fragte Will, ob er ihn zeitweise ersetzen könne.

„Siehst du, Will, Schicksalswende", sagte Eva, und ein ernster Zug erschien in ihrem Gesicht. Die Heiterkeit fiel von ihr, ihr stilles Wesen zog wieder ein. Sie brauchte ihn ja nicht mehr aufzuheitern.

(Fortsetzung folgt.)

Vom 1915er Wein.

Von Dir. C. A. Müller, Trier. — Hierzu 4 Aufnahmen von M. Bätz, Trier.

Während dieses Sommers konnte man des öfteren in ausländischen, namentlich englischen und französischen Zeitungen lesen, daß es dieses Jahr schlecht mit der Weinernte in Deutschland bestellt sein würde: Der Winzer im Kriege, kein Kupfervitriol und Schwefel zur Bekämpfung der Rebenkrankheiten, wie Peronospora und Oidium.

Wie grundfalsch derartige Artikel waren, lehrt auch den Nichtfachmann jetzt, wo wir direkt vor der Ernte stehen oder mitten in ihr begriffen sind, der großartige Traubenbehang unserer Weinberge. Man betrachte nur die beigefügten Abbildungen von Rebstöcken, die jüngst einem Weinberge aus der Umgebung Triers entnommen sind.

An unserer Mosel und Saar steht uns ein Herbst bevor, wie ihn der Winzer seit Jahrzehnten nicht gehabt. Hingegen — wie sieht es in Frankreich und Italien aus? Nach Berichten der Fachzeitungen gibt es da kaum ein Drittel der sonstigen Ernten; der Krieg, der Mangel an Arbeitskräften verhinderte die sachgemäße Bewirtschaftung der Rebengelände und verminderte so von Monat zu Monat die Aussichten auf ein gutes Weinjahr. Aus diesem Grunde hat Frankreich auch den Weinexport jetzt ganz wesentlich eingeschränkt, um wenigstens Wein fürs Heer zu haben.

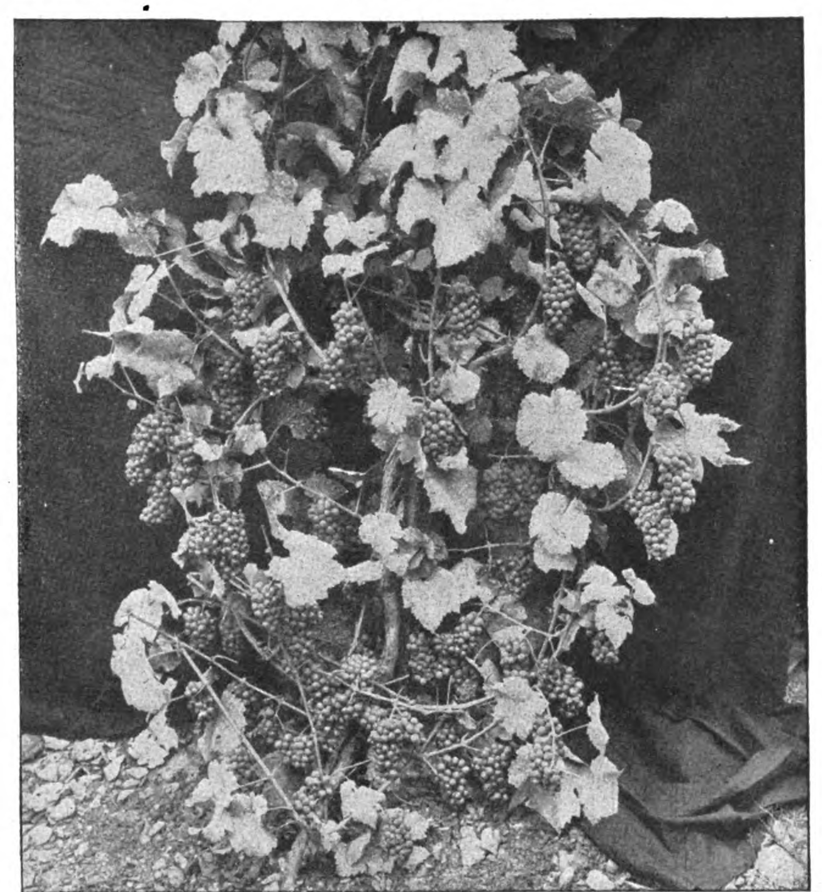
Englands und seiner Verbündeten Absicht, uns nicht bloß mit dem Heer und der Marine zu bekriegen, sondern auch durch Absperrung vom Ausland, durch Lahmlegung des Imports von Lebensmitteln usw. auszuhungern, ist nicht geglückt. Hier, direkt hinter der Front, die schönste Getreide- und Kartoffelernte — nur der Hafer hat infolge der Trockenheit im Frühjahr auf leichtem, steinigem Boden etwas versagt — ferner der große Obstreichtum, unter manchem Baum zwanzig und mehr Stützen, um dem Abbrechen der Aeste unter der Last der Früchte vorzubeugen, und nun eine Weinernte, wie man sie lange nicht erlebt hat.

Was hat dazu geholfen, daß uns Mosel- und Saarwinzer nicht das gleiche Schicksal wie Frankreich und Italien betroffen hat? Einmal die gute Witterung, das mehr trockene Frühjahr und der warme Sommer, die fast Tag für Tag die Arbeit im Wein-



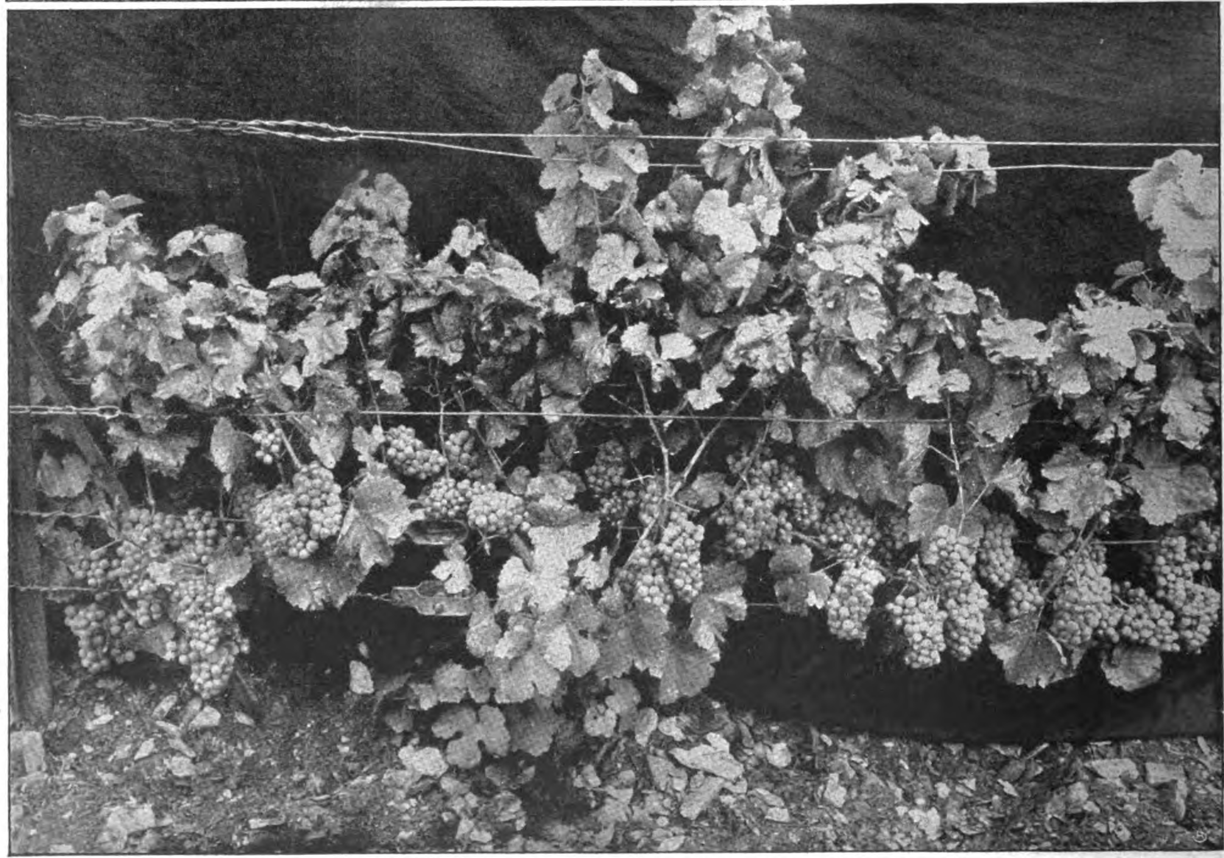


Weintrauben am Stock.
Vom 1915er Wein.



berge gestatteten und den Rebenschädlingen und Krankheiten Einhalt geboten, und dann die unermüdliche Ausdauer, der rastlose Eifer und Arbeitsdrang sowie die Intelligenz unserer Winzerbevölkerung. Die Rebe ist die Kulturpflanze, die die meiste Handarbeit erfordert, Fuhrwerk und Maschinen sind an den steilen Hängen nicht zu verwerten. Wie schwierig ist es, den Dünger auf dem Rücken vom Tale auf die Höhe zu transportieren oder in glühender Sommerhitze mit der Rebspritze oder dem Schwefelbalg die jäh ansteigenden Wingertspfade zu erklimmen und die mühselige, lästige Arbeit des Spritzens und Schwefelns zu vollbringen. Trotz des Krieges ist es gegangen; die schweren Männerarbeiten, wie Graben, Spritzen, Schwefeln usw., sind vielfach von Frauenhand erledigt worden, und jetzt zur Lese steigt manche Winzerin, den Böschoff voll goldiger Trauben auf dem Rücken, sicheren Schrittes von schwindelnder Bergeshöhe hinab ins Tal.

Während in der Industrie und Landwirtschaft als Ersatz für die zur Fahne einberufenen Arbeitskräfte vielfach Kriegsgefangene Verwendung fan-



Vom 1915er Wein: Weintrauben am Stock.

den, hat die Winzerbevölkerung es in der Mehrzahl der Fälle abgelehnt, ihren Liebling, ihr Schmerzens- und Sorgenkind, den Rebstock, fremder, ungewohnter Hand anzuvertrauen; lieber sich selbst von Morgengrauen bis spät in die Nacht abgeplagt, nur ja der Rebe kein Leids durch falsche Behandlung angetan.

Und dieser unermüdliche Fleiß und diese Ausdauer haben auch bei der Regierung und Heeresverwaltung die vollste Anerkennung gefunden. Wenn nur irgend angängig, hat man den im Felde stehenden Winzer auf Befürwortung der zuständigen Herren Landräte für die schweren Weinbergsarbeiten, so auch jetzt zur Lese beurlaubt. Allen denen heißen Dank, die sich um das Wohl des Winzers verdient gemacht haben.

Und nun — der Herbst. Wenn wir auch dies Jahr nicht, weil Krieg und viele Winzerfamilien Trauer haben, die fröhlichen Lieder der Winzerinnen an den sonnigen Rebenhügeln wie sonst in guten Weinjahren zu hören bekommen, so sieht man doch auf dem von der Sonne dunkelgebräunten Antlitz des Winzers oder der Winzerin die volle Freude über den schönen Herbst leuchten. Ein großes Weinjahr ist uns beschieden: Viel und gut! Bei der Lese, die zurzeit an der Mosel im Gang ist, hat man bei der Traubensorte Kleinberg schon von 4- bis 500 Stöcken, bei Riesling von 900 bis 1000 Stöcken ein Fuder, gleich 1000 Liter Most, geerntet und vielerorts Mostgewichte von 80, 90 und mehr Grad Öchsle erzielt.

Geht der Krieg zu Ende, und kehren unsere Brüder sieggekrönt nach Hause, dann können wir, die daheimgebliebenen Winzer, ihnen mit einem Pokal 1915er in der Hand freudig entgegeneilen mit dem Ausruf: „Seht und probiert, das ist unsere Kriegsarbeit!" Wie groß aber wird erst ihre Freude sein, treten sie in die gefüllten Keller ein — gab's doch kaum der Fässer genug, um all das köstliche Naß zu bergen.

Kameradschaft.

Skizze aus unseren Tagen von Paul A. Kirstein.

Zweimal sollte er schon auf Urlaub kommen. Zweimal hatte er ihr schon geschrieben und war dann doch immer wieder gehindert worden. Zu heftig war das Kämpfen, und jeder Mann wurde gebraucht.

Er besonders! Er lag weit vorgeschoben dem Feinde gegenüber und gab — von seinem Beobachtungsposten aus — den hintenliegenden Geschützen die nötigen Anweisungen und Zeichen.

Er kannte das Gelände am besten. Ihn konnte der Hauptmann nicht entbehren, wenn irgendwie die Kampflage sich änderte.

„Es tut mir leid, aber . . . es geht wirklich nicht", hatte er dann gesagt, und hochaufgerichtet, stillschweigend war dann der Vizewachtmeister Fritz Hallig wieder auf seinen schwierigen Posten gegangen.

Und wenn er dort, unter Büschen und Laubwerk versteckt, oft stundenlang schweigend mit seinem Hauptmann und einem Gefreiten die Zeit hinbrachte, dann schossen ihm oft — wie eine schlechte Erinnerung — all die Dinge durch den Kopf, die früher, vor dem unbeugsamen Ringen, sein Leben erhellt und verfinstert hatten.

Was war ihm das alles jetzt? Was galt es ihm, ob sein Chef frühmorgens guter oder schlechter Laune war, ob der Braten mittags rosig oder dunkel, ob das eine Glas Bier, das er abends immer trank, ganz frisch oder schon ein bißchen abgestanden war. Jetzt — — —

Muskel und Sehnen strafften sich bei dem Gedanken, und über seine wetterfesten Züge, die nur oben an den Schläfen harte Kriegsspuren zeigten, flog ein helles Rot.

Jetzt galt es andere Dinge! Jetzt galt es, sich als Mann zu beweisen und in ausdauernder Kraft die höchste Pflicht zu erfüllen.

Wenn er in solcher Stimmung an seine Frau schrieb, dann war ihr immer, als schriebe ihr ein Fremder — einer, den sie nie recht gekannt, der nie in engen Beziehungen zu ihr gestanden hatte. Ihr fehlte die weiche Zärtlichkeit, die seine Worte sonst umkleidet hatte. Und wenn ihr im Nachdenken auch manchmal war, als hätte diese Zärtlichkeit schon etwas Alltägliches bekommen . . . daß er ihren Vornamen Mary jetzt einfach in Marie umgewandelt hatte, daß sein Gruß und Kuß zum Ende der Briefe so ohne jedes Beiwort war, das wollte ihr doch nicht in den Sinn, das verstand sie einfach nicht!

Und ein wildes Herzklopfen war in ihr, als nun endlich die Gewißheit vor ihr lag. Schon von weit hinter der Front war der Brief geschrieben.

„. . . Also am Sonnabend denke ich bei Dir zu sein. Zwei Tage habe ich hier noch zu tun. Sorge für ein gutes Nachtlager, wo mich kein Lärm und kein Klopfen stört und sorge auch für gutes Essen! Gruß und Kuß!"

Wie seltsam mutete sie das an! Nichts von Sehnsucht, nichts von Wiedersehensfreude, nichts von ihr, nichts von den Kindern. . . .

Mit dem zerknitterten Papier in der Hand kam sie zu ihrer Mutter. Die wiegte leise das Haupt: „Ja, ja . . . der Krieg wandelt uns alle."

Und als Marie sie mit großen Augen anstaunte: „Vielleicht ist's auch nur die Hast, die Eile" . . .

Marie wehrte ab. Etwas ganz anderes durchzitterte sie. Deutlich greifbar vor ihrer Seele stand die Entfremdung — und eine leise Eifersucht keimte in ihr auf und suchte den Grund, suchte die Ursache.

War sie in all den Monaten nicht die gleiche geblieben? Hatte sie nicht gebangt und sich gesehnt, hatte die Unruhe sie nicht mitten in der Nacht, vom Lager aufgetrieben?

Sie hatte die Kinder in seinem Sinn zu erziehen gesucht. Der Junge und das Mädel — beide waren bescheiden, waren lieb und gesund. Sie hatte im Haushalt gespart, mehr als sie je für möglich gehalten, alles blinkte und blitzte bei ihr, und doch — und doch . . .

Das Bangen stand bergeshoch in ihrer Brust, und vor der Stunde seiner Ankunft zitterte sie fast mehr wie vor jener anderen, in der er einst ihr Gatte wurde.

Blumen schmückten die Zimmer, als er endlich ankam. Von den Fensterbrettern, von allen Tischen, fast aus jeder Ecke leuchteten sie ihm entgegen.

Er schien sie nicht zu sehen.

Sein Blick schien über alles Irdische hinwegzugleiten. Wie seine Begrüßung hart und fest gewesen, wie sein



Kuß über ihre Lippen hinweghuschen wollte, daß sie ihn erst halten mußte, so stampfte er in den ersten Stunden durch die Wohnung, kurz und hart, mit eiligen Schritten — und laut und knarrend, als müßte er sich selbst erst vergewissern, daß er wieder weichen Boden, den Boden der Heimat, unter seinen Füßen hatte.

Nur bei den Kindern . . bei denen blieb er manchmal sinnend stehen. Und wenn seine rauhen Hände über ihre blonden Scheitel fuhren, dann zeigte sich eine Bewegung in ihm, die wie die alte Zärtlichkeit anmutete.

Sie ließ sich die Enttäuschung nicht merken, kein Wort des Befremdens kam über ihre Lippen. Nur ihre Augen suchten hinter seiner Stirn und folgten prüfend jeder seiner Bewegungen. Vielleicht, dachte sie, ist's nur die Entwöhnung! Vielleicht waren Mühen und Strapazen zu groß — und tanzen nun in tollem Reigen durch seine Erinnerung! Vielleicht war's, was er sah — all das Gräßliche und Furchtbare — daß er nun nicht mehr froh werden kann?!

Noch nicht wenigstens . . .

Und aufmerksamer als sonst in diesen Tagen umhegte sie ihn. Alle seine Leibgerichte kamen auf den Tisch. Was er irgendwie einmal an Behaglichkeit geliebt, suchte sie ihm zu schaffen. Freunde lud sie ihm ein, die ihr die Teppiche mit Zigarrenasche bewarfen und die Gardinen verräucherten — — er merkte es kaum.

Er ging darüber hinweg, als berührte es ihn gar nicht.

Unruhig ging er in dem Lärmen auf und ab und sprach kaum ein Wort.

Wenn sie ihn fragten, sah er sie groß an. Aber sein Blick schien wieder über sie hinwegzugehen.

„Was da draußen geschieht — . . ." Ein Schlucken war in seiner Kehle. Ungebärdig räusperte er sich: „— das läßt sich — nicht . . . erzählen! So bald — nicht . . ." Und seine Hand fuhr weit durch die Luft. „Das — das muß man — erlebt haben . . ."

Der Ton seiner Stimme war schwach geworden, aber seine Augen standen noch immer groß und weit geöffnet.

An so einem Abend fragte ihn seine Frau.

Er stand, die Hände in den Taschen seiner Uniform, und starrte zu Boden.

„Hast du etwas, Fritz? Du bist so — anders . . ." Ihr war in diesen Tagen das Weinen so nahe, daß sie es nur mit Mühe unterdrückte.

Er fuhr sich durch das Haar, dann senkte er den Kopf. Ganz tief herab.

„Ja", sagte er, aber es klang wie tiefes Seufzen. „Heimweh . . ."

„Aber Fritz, du bist doch zu Haus! Bei mir, bei den Kindern . . ."

Ueberrascht sah er auf.

„Fehlt euch denn . . ." Er unterbrach sich. Wie in innerer Rührung schüttelte er sich, und es war, als erwachte er plötzlich zu seinem alten Leben. „Mary — mein Gott, du . . . weinst ja! Ja, fehlt euch denn etwas? Seid ihr nicht gut versorgt?"

„Du . . . fehlst uns", sagte sie einfach. „Du — nur du!"

Voll Mitleid streichelte er ihr Schulter und Arm.

Dann ließ er sich schwer in einen Sessel niederfallen. Dort saß er, die Hände zwischen den Knien gefaltet.

„— Man sollte nicht wiederkommen! Nicht eher wenigstens, als bis alles zu Ende ist. Wenn man das hier hört und sieht — wenn man fühlt, wie sie einen mit ihrer Neugier plagen . . . und man denkt an das da draußen. . . . Entsinnst du dich noch des jungen Fähnrichs, den seine Mutter beim Abschied mir anempfahl, mir, dem Untergebenen? Kaum siebzehn Jahre war er — und eines Nachts, als ich bei S. ganz abgeschlossen war, als mein erster Hauptmann verwundet, der Gefreite getötet war — das Telephon, jede Verständigung war unterbrochen — da kroch er sieben Stunden auf dem Bauch bis zu mir heraus, um mir Essen zu bringen und mich zurückzuholen."

„Das schriebst du mir doch gar nicht?"

„Wozu? Angst habt ihr doch hier genug. — Gemeinsam retteten wir dann unsern Hauptmann und die Karten und Ferngläser und was weiß ich. . . . Und warum das alles? Weil wir uns ein bißchen umeinander kümmerten, weil wir Kameraden waren, bereit, das Letzte zu teilen, und wenn's auch Leben und Atem ist!"

„Jungchen . . ." Ganz dicht stand sie an seiner Seite.

„Ihm habe ich auch zwei Tage von meinem Urlaub gegeben. Zwei Tage war ich bei seiner Mutter und" — ganz rot wurde er — „hier brennt mir noch der Kuß, den sie mir gegeben, weil er mir das Leben rettete . . ."

„Ein bißchen wirst du dich schon auch um ihn gekümmert haben!"

„Ja, ja — aber was will das sagen? In der Not zeigt sich, was Zusammengehörigkeit ist! Einem helfen, einen retten — einem die bösen Gedanken von der Stirn wegwischen . . . das ist's! Das ist's, was man da draußen lernt, wo man jede Sekunde fühlt: dein Schicksal ist in Gottes Hand."

„Aber die paar Tage . . ."

„Die paar Tage . . ." Ein weiches Lächeln spielte um seine Lippen. „. . . Jede Sekunde ändert das Bild. In jedem Augenblick kann einer . . ." Er klopfte sich nervös die Knie. „Der beste Freund kann's sein, der liebste Gefährte! Und man sitzt hier — hier . . . Wie Fahnenflucht kommt es mir vor, wie Untreue! Daß man sie in der Not verläßt und nicht bei ihnen ist, wenn einer . . . ach, ich glaube, ihr Frauen versteht das nicht."

„Bin ich nicht auch — dein . . . Kamerad?"

„Wärst du's, du müßtest auch jetzt verstehen. Ich hab dich lieb — du weißt's so gut wie ich. Ich liebe auch meine Kinder — aber mit denen da draußen . . . da verbindet mich ein Band, das geht auf Not und Tod. Das läßt sich niemals — niemals lösen. . . ."

Er stand plötzlich auf und umarmte sie zum erstenmal seines Hierseins wirklich herzlich.

„Mach mir's nicht schwer, Mariechen, mach mir's nicht schwer! Sie standen sooft wie eine Mauer um mich herum, auch ich muß bei ihnen stehen, muß — bei ihnen — stehen. . . ."

Als er fort war, ging Marie wieder zu ihrer alten Mutter. Sie weinte nicht mehr und klagte auch nicht. Nur wie stille Trauer lag es über ihr.

„War der Abschied schwer?"

Sie nickte leis.

„Wir haben es uns nicht gezeigt."

„Recht so! Man darf dem Menschen nicht das Herz noch schwerer machen."

Sie hatte es wohl kaum gehört, denn wie aus eigenem Gedanken fuhr die junge Frau fort: „Ich bin ja sein — Kamerad. Ich muß ihm ja helfen. . . ."

Und dann sank sie nieder, mit dem Gesicht auf den Schoß der alten Frau: „Wenn er nur wiederkommt! Mutterchen, wenn er nur wieder — kommt. . . ."



Bilder aus aller Welt.

Unter den mannigfachen „eisernen Männern“, die in Deutschland errichtet worden sind, ist der Schmied von Essen, eine Stiftung der Familie Krupp, in künstlerischer Hinsicht einer der bedeutendsten. Der Entwurf rührt von dem bekannten Architekten Professor Edmund Körner, dem Erbauer der Essener Synagoge, her. Die Plastik hat der Bildhauer Nick modelliert. Der Schmied steht in der Rückwand einer offenen Halle. Auf den Seitenflächen sind die Inschriften angebracht: „Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß“ und „Noch nie wurde Deutschland überwunden, wenn es einig war.“ Auf der Außenseite der Halle sind als Inschriften zu lesen: Zusammenhaltet Euren Wert, und Euch ist Niemand gleich“, und der westfälische Spruch von Karl Wagenfeld:

Wo Isen ligg,
Wo Eeken wass't,
Da wass't auk Lü,
De daobi paßt.

(Wo Eisen liegt, wo Eichen wachsen, da wachsen auch Leute, die dazu passen.)



Phot. E. Thiele & H. Siegel, Essen.

Der Schmied von Essen.



Der Schmied von Essen: Die Halle.



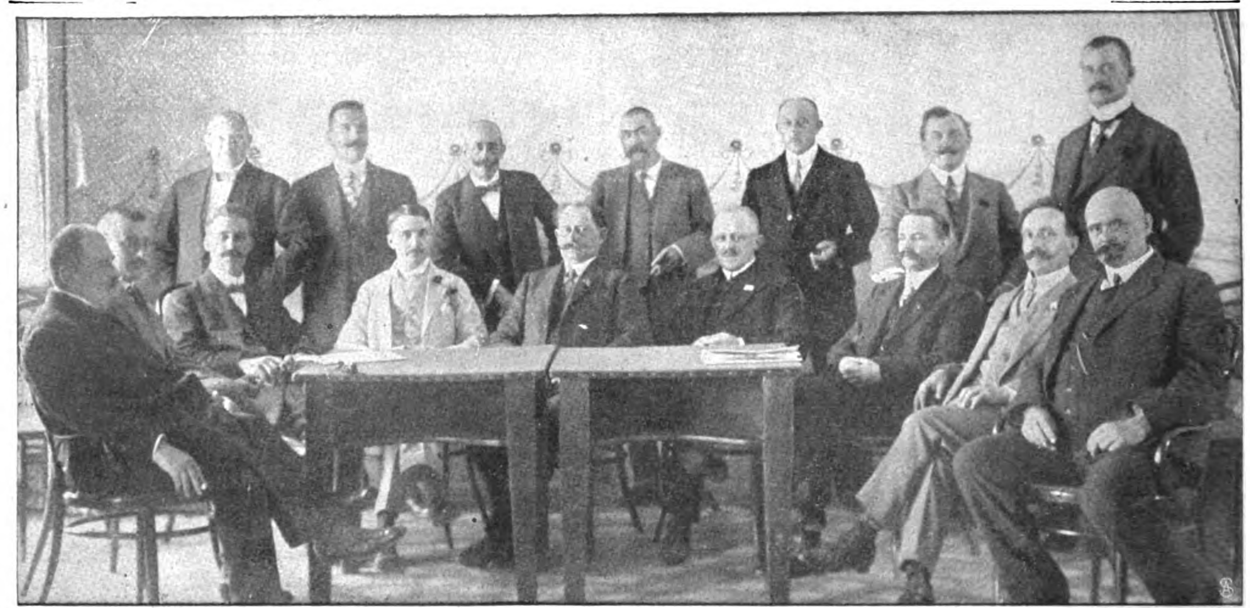
Ein russischer Invalide als Straßenmusikant.



Ein Blick in das Judenviertel.

Straßenbilder aus Warschau.





Von links stehend: Kuhn, Diesch, v. Schaffer, Maas, Goetz, Boenning, Dorn. Sitzend: Kaiserlicher Gesandter v. Eckardt, Konsul Rau, Kuenemann Riebesell, Neumaier, Konsularagent Weiser, Husemann, Eisenbach, Gillmann.

Im Deutschen Hause in Orizaba (Mexiko).

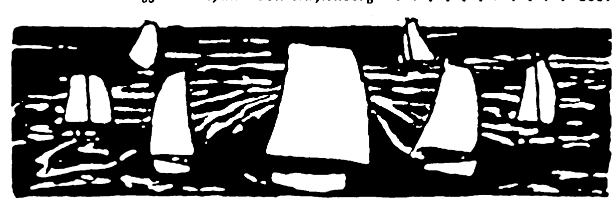
Orizaba (Staat Veracruz) mit seinen 40,000 Einwohnern, 1200 Meter hoch gelegen, ist der wichtigste Platz an der Eisenbahnstrecke Mexiko-Stadt nach Veracruz. Im Gebirge gelegen, bildet es den Konzentrationspunkt der gesamten landwirtschaftlichen Betriebe, die einen großen Teil des Lebens des Staates Veracruz ausmachen. Seitdem die Eisenbahnverbindung mit der alten Hauptstadt Mexiko unterbrochen wurde, ist Orizaba ein besonderer Stützpunkt der Carranza-Regierung geworden. Es ist Hauptdurchgangsplatz aller Truppenbewegungen von Veracruz, dem Sitz Carranzas, nach dem Norden. Unter den Ausländern Orizabas nimmt die deutsche Kolonie durch ihre verhältnismäßig große Zahl und wegen ihrer Geschlossenheit eine besondere Stelle ein. Am Platze sind ungefähr 30 männliche Mitglieder, von denen der größere Teil unverheiratet ist. Die Kolonie hat ihr Deutschtum vollkommen behalten: der beste Beweis dafür ist die Gründung eines „Deutschen Hauses", das dank seiner Geräumigkeit, Gemütlichkeit und sonstigen echt deutschen Einrichtungen in der ganzen Republik rühmlich bekannt ist. Es wurde im Jahre 1912 unter dem Vorsitz des Herrn Otto Neumaier ins Leben gerufen, der sich immer für das Deutschtum im Ausland verdient gemacht hat. Einen besonderen Aufschwung hat das Deutschtum dadurch erfahren, daß seit 4 Monaten der Kaiserliche Gesandte Herr v. Eckardt sich hier provisorisch niedergelassen hat.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 45. Berlin, den 7. November 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

26. Oktober.

Um die Brückenkopfstellungen von Görz und Tolmein sowie im Abschnitte nördlich Tolmein bis zum Krn wird wieder äußerst heftig gerungen. Alle diese Kämpfe endigen mit dem vollen Mißerfolge des angreifenden Feindes. — Die im Nordwestwinkel Serbiens operierenden Truppen der Armee des Generals v. Köveß nähern sich der oberen Kolubara und der von den Serben vor unserer Reiterei geräumten Stadt Valjevo.

27. Oktober.

Südlich der Eisenbahn Abeli-Dünaburg drangen unsere Truppen in der Gegend von Tymschany in etwa zwei Kilometer Breite in die russische Stellung ein.

Die südlich von Orsova vorgehenden Kräfte erbeuten in Kladowo 12 schwere Geschütze. In Ljubicevac (an der Donau östlich von Brza Palanka) wird die unmittelbare Verbindung mit der Armee des Generals Bojadjieff durch Offizierpatrouillen hergestellt.

28. Oktober.

Die Armeen der Generale v. Köveß und v. Gallwitz sind in Serbien im weiteren Vordringen.

Die Armee des Generals Bojadjieff hat Zajecar genommen. Nördlich von Knjazevac wird der Timok in breiter Front überschritten. Knjazevac ist in bulgarischer Hand. Die Höhe der Drenova Glava (25 Kilometer nordwestlich von Pirot) ist besetzt.

Die östlich von Visegrad vordringenden Truppen haben den Feind beiderseits der Karaula Balva über die Grenze zurückgeworfen. Zwei flankierend angesetzte Gegenangriffe einer montenegrinischen Brigade werden abgeschlagen.

29. Oktober.

Die italienische zweite und dritte Armee nehmen den allgemeinen Angriff mit aller Kraft von neuem auf. Die Schlacht ist somit an der ganzen küstenländischen Front wieder im Gange. Den Infanterieangriffen ging eine Artillerievorbereitung voraus, die sich in mehreren Abschnitten bis zum Trommelfeuer steigerte und namentlich gegen den Görzer Brückenkopf eine noch nicht dagewesene Heftigkeit erreichte. Aber weder dieses Feuer noch die folgenden Stürme vermochten die Truppen zu erschüttern.

Die südöstlich von Visegrad auftretenden montenegrinischen Bataillone werden bei Drinsko und auf der Suha Gora geschlagen. Die deutschen Divisionen des Generals v. Köveß dringen in die Gegend von Rudnik vor. Die Armee des Generals v. Gallwitz überschreitet im Raume von Lapovo Lepenica und macht südöstlich von Svilajnac weitere Fortschritte. Die bulgarische erste Armee erobert Pirot; der Feind hat vor ihrer ganzen Front den Rückzug angetreten.

Der Rücktritt des Kabinetts Viviani wird amtlich bekanntgegeben. Präsident Poincaré hat das Rücktrittsgesuch angenommen und Briand mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt.

30. Oktober.

Die Säuberung des Gebietes von Visegrad schreitet erfolgreich vorwärts. Im Nordostteile Serbiens ist der Gegner überall im Rückzuge. Die Bulgaren verfolgen von Timok her. Südwestlich von Knjazevac drangen sie in die serbischen Stellungen auf der Tresibaba Planina ein.

31. Oktober.

Bayrische Truppen setzen sich nordöstlich von Neuville in Besitz der französischen Stellung in einer Ausdehnung von 1100 Meter. — Bei Tahure griffen unsere Truppen an. Sie stürmten die Butte de Tahure (Höhe 191 nordwestlich des Ortes).

Die von Valjevo südwärts vorrückenden Kolonnen des Generals v. Köveß trieben bei Razana feindliche Reiterei zurück. Unmittelbar nordwestlich Grn.-Milanovac erstürmten österreichisch-ungarische Truppen mehrere stark besetzte feindliche Stellungen. Gleichzeitig kämpfen sich deutsche Streitkräfte von Norden und Nordosten gegen Grn. Milanovac heran und dringen in diese Stadt ein.

1. November.

In der Champagne schreiten die Franzosen bei Tahure zum Gegenangriff. Sie werden abgewiesen. Die von unseren Truppen am 30. Oktober gestürmte Butte de Tahure ist fest in unserer Hand geblieben.

Westlich und südwestlich von Dünaburg werden starke russische Angriffe abgewiesen.

In Fortsetzung des Angriffs wurden auf dem Balkan-Kriegschauplatz die Höhen südlich von Grn. Milanovac in Besitz genommen. In Richtung auf Kragujevac ist der Feind über den Petrovackar- und Lepenica-Abschnitt zurückgeworfen; Kragujevac ist in deutscher Hand. Oestlich der Morava ist gegen zähen Widerstand der Serben der Trivunovo-Berg genommen.

Die erste Prise.

Von Oberleutnant z. See d. Ref. J. Lauterbach.*)

S. M. S. „Emden" liegt als Stationschiff im Hafen vor Tsingtau. Schießübungen sind beendet. Bin zum Juni gerade zu einer achtwöchigen Übung auf S. M. S. „Emden" einberufen. Froh im Dienst und fröhlich im schönen Seebadeort Tsingtau vergehen die schönen Tage. Mitte Juli starker Depeschenwechsel mit der Heimat. Nachrichten bringen uns Kriegsgerüchte. Am 28. Juli macht „Emden" sich kriegsbereit. Sämtliche Holzteile und überflüssigen Gegenstände verschwinden und werden der Tsingtau-Werft übergeben. Am 30. Juli ist „Emden" mit Munition, Proviant und Kohlen kriegsbereit und wartet höheren Befehl ab. Am 31. Juli abends unter Klängen der Musikkapellen von „Tiger" und „Kormoran" gleitet „Emden" still aus dem Hafen von Tsingtau. Keiner

*) Wir freuen uns, unseren Lesern in nachstehendem eine Schilderung aus der Feder eines der tapferen „Emden"-Helden bieten zu können. Oberleutnant d. Ref. J. Lauterbach ist gegenwärtig mit der Niederschrift seiner Erlebnisse als Prisenoffizier der „Emden" beschäftigt, die demnächst als Buch im Verlage „August Scherl G. m. b. H." erscheinen wird. D. Red.

außer dem Kommandanten weiß etwas Näheres. Ist schon Krieg erklärt, oder gehen wir zu „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, so geht es überall flüsternd an Bord herum. — Wir dampfen ins Gelbe Meer. Bald wird uns vom Kommandanten mitgeteilt, Krieg zwischen Rußland und Frankreich gegen Deutschland. Ein dreifaches Hurra auf S. M. den Deutschen Kaiser. Jeder eilt auf seinen Posten; man sprach von dem russischen Kreuzer „Askold“, der bei Schanghai sein sollte, und dem wir den Weg nach Wladiwostok verlegen und den wir zum Kampf zwingen wollten. — Unsichtiges Wetter läßt uns von den japanischen Dampfern unentdeckt. Wir dampfen nördlich ins Japanische Meer. „Emden“ schleicht mit 12 Seemeilen abgeblendet durch die grauen Nebelschichten. Scharfe Kriegswache überall. Nichts entgeht uns. Da am 4. August 6 Uhr a. m. Alarm. Jeder Mann auf seinem Posten. Man hört überall „Askold“ flüstern. Vorn an Steuerbord eine schwarze Rauchwolke in weiter Ferne. Ich werde zum Kommandanten gerufen. „Lauterbach, kennen Sie das Schiff?“ Ich sehe durchs Glas und sage: „Jawohl, ein Dampfer der russischen freiwilligen Flotte. Hat den Post- und Passagierverkehr zwischen Schanghai, Nagasaki und Wladiwostok.“ „Wie groß ist das Schiff, und was kann es laufen.“ „Ungefähr 6000 Tonnen und 17 Knoten Geschwindigkeit.“ — In der hohen Taifunsee geht „Emden“ von 12 auf 20 Seemeilen, wir nähern uns dem Russen. Auf 6000 Meter dröhnt unser erster blinder Schuß über das Wasser. Am Signalmast weht „Stoppen Sie sofort.“ Doch stolz mit den russischen Flaggen im Vor- und Großmast eilt der Russe, Wolken schwarzen Rauches aus seinen Schloten stoßend, weiter. — Er versucht, die japanischen Gewässer zu erreichen. — Eine scharfe Granate von uns schlägt dicht beim Russen ein. Eine 2te und 3te folgen, letzte 2 Meter beim Heck. Da sieht er die Nutzlosigkeit der Flucht ein und dreht bei. Doch ein eigenartiges Gefühl, die ersten scharfen Granaten auf den Feind.

Dem Barbier des Schiffes und unseren 3 chinesischen Waschleuten war wohl bei dem Ton der scharfen Granaten etwas unheimlich geworden, und in eiligen Sätzen waren sie über Deck in den Maschinenniedergang verschwunden. Ein Kutter wurde mit dem „Prisenkommando“ unter meiner Führung zu Wasser gelassen, und fröhlich ging es in dem hohen Seegang dem Feinde zu. War es doch die erste Prise, und wir wollten doch nicht mit leeren Händen nach Tsingtau zurückkommen. — „Emden“ lag achteraus vom Russen und hielt ihn scharf im Auge. Ich ging mit der Prisenmannschaft an Bord, stellte Posten auf Kommandobrücke und Maschine und bat den Kapitän um Schiffs- und Ladungspapiere zur Durchsicht. — Es war der Post- und Passagierdampfer „Reysan“ der russischen freiwilligen Flotte. Im Krieg für Hilfskreuzer verwendbar. — Nach Mitteilung durch Winkerflaggen an den Kommandanten der „Emden“ erhielt ich Befehl, das Schiff zu beschlagnahmen und es als Prise nach Tsingtau zu bringen. — Nach genauer Durchsuchung der Post und Laderäume, Ablieferung der russischen Waffen, las ich der russischen Besatzung die deutschen Kriegsgesetze vor und ließ sie erkennbar an Deck anschlagen. Dann wurden Posten auf die wichtigsten Punkte verteilt. Der russische Kapitän brummte, als er den Ernst der Lage sah, und fragte mich: „Was wollen Sie eigentlich?“ Ich sagte: „Ist Ihnen bekannt, daß Deutschland und Rußland sich im Kriegzustand befinden?“ „Ja,“ sagte er, „aber wir sind doch friedliche Seeleute.“ „Es tut mir leid,“ war mein Antwort, „auf Befehl des Kommandanten der ‚Emden‘ muß ich Sie nach Tsingtau bringen, dort werden Sie alles Weitere erfahren.“ Der Dampfer war mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet und hatte bei unserer Verfolgung andauernd S O S als Hilferuf ertönen lassen, doch war er durch die F-T-Station Emden stark gestört worden. Nun übernahm ich das Kommando, und mit 12 Seemeilen Fahrt ging es hinter „Emden“ her. — Die Passagiere standen ängstlich und verschüchtert an Deck. Ich trat hinzu und sagte, es täte uns sehr leid, dazu gezwungen zu sein, scharf geschossen zu haben, aber es wäre eben Krieg. Sie könnten sich aber beruhigen, es geschähe ihnen nichts, sie würden von Tsingtau weiterbefördert werden. — Bald ging ein Geschimpfe über den Kapitän los, der nicht hatte stoppen wollen, bis die Granaten 2—5 Meter beim Schiff explodiert wären. — Der Kapitän hatte sich noch immer nicht beruhigt und protestierte andauernd. Ich sagte ihm, er solle lieber seine Sachen einpacken, als Sachen reden, die nicht geändert werden könnten. Er hat während der Reise verschiedentlich versucht, Morsesignale zu geben, bis ich ihm einen Posten stellte. Die meisten der Passagiere und Mannschaften waren sich wohl über den Ernst des Krieges noch nicht klar, denn bald war alles vergessen, und Musik und Gesang ertönen neben dem Gebrumme des Kapitäns lustig an Deck. — Nun erkannte mich auch der Kapitän, denn wir waren früher oft im Schanghai-Klub gewesen. Er hoffte in Tsingtau noch immer sein Schiff wiederzuerlangen. Ich ließ ihn auch bei diesem guten Glauben. Bald verschwand „Emden“ meinen Blicken, um anderen Rauchwolken nachzujagen. Nach 48stündiger Fahrt erreichte ich Kap Yatan am Lauschan-Gebirge und schlich mich mit voller Fahrt dicht unter Land der Einfahrt Tsingtaus zu. Leuchtfeuer brannten nicht; ein Signal zeigte jedoch meine Ankunft an, und bald war ich vor der Minensperre und glücklich im Hafen. Es war noch früh 5 Uhr morgens. Aber die braven Tsingtauer waren doch an die Mole gekommen, um die erste Prise, den ersten Feind anzustaunen. — Bald schwirrten die unglaublichsten Gerüchte über den Wert der Ladung, und oft bin ich gefragt worden, ob wirklich 7 Millionen Mark Gold an Bord wären. — Es war eine Ladung Salzfleisch, Fische, Früchte und Stückgut an Bord. Die Passagiere und Mannschaften hatten sich außer dem brummigen Kapitän sehr gut benommen, nur die Dunkelheit schien ihnen nicht zu passen, und ich mußte oft das Schiff auf Abgeblendung revidieren.—Namentlich bei den weiblichen Passagieren war noch eine Ängstlichkeit vorhanden, und immer wieder steckten sie heimlich ein Licht an. — „Reysan“ wurde dem Gouvernement Tsingtau übergeben und zum Hilfskreuzer ausgerüstet. Er hat später als „Cormoran II“ in der Südsee sein Arbeitsfeld gehabt. — Am gleichen Tag 6 Uhr abends ging ich dann mit „Emden“ wieder in See, und zum letztenmal winkten wir dem schönen Tsingtau zu, dann tauchten wir erst später zur weiteren Arbeit im Indischen Ocean auf. Habe viele Dampfer durchsucht und auf Befehl des Kommandanten versenkt. Habe bei der Beschießung von Madras bei den Achtern-Geschützen mitgewirkt und war Navigationsoffizier beim Ein- und Auslaufen von Penang. Bei den Kokosinseln bekam ich dann die Führung eines Kohlendampfers und geriet Mitte Dezember in die englische Gefangenschaft und flüchtete bei dem indischen Aufstand von Singapore. Nach vielen Irrfahrten, die ich später schildern werde, bin ich nun zum lieben Vaterland heimgekehrt.



Bulgarien.

Von Rudolph Stratz.

Ein Erinnerungsbild aus lang vergangenen Tagen. Fast ein Menschenalter her. Ein Militärkasino zu Darmstadt, in der Mitte der achtziger Jahre. Ein großer Kreis bunter Uniformen. In ihrer Mitte ein auffallend schöner Mann, hochgewachsen, mit langem, dunklem Vollbart, zu jung anscheinend mit seinen noch nicht dreißig Jahren für einen Generalmajor, dessen Achselstücke er zum grünen Rock und weißen Kragen der 24. Leibdragoner trug. Das war „der Battenberger", der erste Fürst von Bulgarien, und wir jungen und alten Offiziere der Friedenzeit lauschten andächtig seinen Erzählungen von Kampf und Sieg auf dem Balkan wider die Serben, und unsere Herzen schlugen höher, als er uns schilderte, wie er seine tapferen Bulgaren persönlich mit gezücktem Degen zum Sturm auf Pirot führte und seinen Gegner vor sich herjagte.

Das war der erste Waffengang der beiden Nachbarvölker. Heute vollendet sich der dritte. Wieder donnern die Geschütze vor Pirot, wieder führt ein kluger und tatkräftiger Fürst seine Bulgaren zum Sieg über den alten Erbfeind, nur diesmal endgültiger und entscheidender.

Wer heutzutage sagt, daß er Bulgarien kennt, meint damit gewöhnlich Sofia. Aber der Aufenthalt in den längs der Orient-Expreßlinie aufgereihten, bequem zu erreichenden Balkanhauptstädten genügt nicht zur Erfassung der unendlich schwierigen Balkanprobleme. Die liegen im Innern. Im Völkergemisch weltentlegener Bergtäler, im Mauerkranz trotziger, grauer Klosterfestungen, den Ruinen mittelalterlicher slawischer Königsburgen. Jaice ist nicht Serajewo. Kragujewatsch nicht Belgrad. Und ebenso sagte mir in dem in tiefer Waldeinsamkeit des bulgarischen Zentralbalkans wie ein kriegerisches Schwalbennest an der Felswand hängenden Preobraschenski-Kloster der ehrwürdige, weißbärtige Mönch, während er uns die Kapelle zeigte, in der fromme Ehepaare nach altem Brauch letztwillig ihre Köpfe an geweihter Stätte beisetzen lassen: „Wer Bulgarien kennen will, der muß nicht nur Sofia, sondern auch Tirnowo gesehen haben."

Von euch freundlichen und gastfreien Klosterbrüdern von Preobraschensk, die uns Scheidenden noch allerlei Weggaben in Gestalt von Seife, Blumen, Tonbechern und bestem Kornbrantwein in den Wagen steckten, von euch bis zu dem alten Tirnowo war es nicht weit. Bald hob sich weithin am steilgewundenen Flußhang von Jantra das märchenhafte Gewimmel der Tausende, am Abhang klebenden Vogelbauerhäuschen von himmelblauem Holz, spannte sich abseits davon die mächtige schicksalschwere Steinbrücke aus Kreuzfahrertagen über dem Strom, hoben sich drüben die Riesentrümmer des alten Zarenschlosses aus Karls des Großen Zeit auf steilem Bergkegel vom hellen Herbsthimmel des Balkans. Und da erst wird es dem Beschauer klar, daß Bulgarien nicht, wie man sooft annimmt, eine Schöpfung des Berliner Kongresses ist, sondern nur die Fortsetzung des alten — der Erbe eines Reiches, das schon vor genau tausend Jahren unter dem Kaiser Symeon blühte, das Jahrhunderte hindurch, von Ispowich, dem Zeitgenossen Siegfrieds und des grimmen Hagen, bis zu dem letzten Herrscher Joannes Schischmann, eine Macht auf dem Balkan war

Freilich: es galt, alles neu aufzubauen in dem neuen Reich. Als Junge auf der Schulbank begriff ich nie recht, was uns der Lateinlehrer von der „Gründung einer Stadt" durch die alten Römer erzählte. Wozu Städte gründen? Sie waren doch schon alle da, mit finsteren Torbogen, verwitterten Rathäusern, uralten Domen, hochgiebeligen Patrizierhäusern am Markt! Wer nach Tirnowo Sofia mit offenen Augen betritt, wird auf den ersten Blick eines Bessern belehrt. Ich kenne nur noch eine Stadt in der Welt, in der aus straßenweitem Schutt und rücksichtslosem Neubau so unerbittlich der Wille zur Gegenwart spricht: Das ist Kordowa in Andalusien. Hier wie dort ein „Fort" mit naivem Schmutz und verträumter Buntheit und einsturzbereiter Romantik. Stück für Stück, wie aus der Schachtel gepackt, entsteht die neue Welt, die funkelnagelneue Stadt Sofia — der Bahnhof und das Palais, der Park davor und neben ihm das Grand Hotel, das Ministerium und neben ihm die Kaserne, das Theater und die Bank, die Bürgerhäuser und das steinerne Kopfpflaster, das sich immer weiter in den Urbrei der Vorstadtgassen hineinfrißt. Nur draußen, in der Leere, fern von der Stadt, wimmelt und kribbelt noch ein Überbleibsel Halbasiens: das (ebenso wie in Spanien) vor die Tore verbannte Zigeunerlager mit seinen Tausenden von Roßkämmen und Kesselflickern und wirrem Geschrei und flackernden Feuern.

Eintönig, kahl starrt um Sofia die Steppe. Eine Weidefläche zwischen hohen Bergen. Zwei Meilen vor der Hauptstadt liegt in ihr eine Art Oase. Grüne Bäume, üppiges Gebüsch, Schatten und Wasser eines wohlgepflegten Parks und in ihm ein einfaches Landschloß. Villa Vrana, der Sommersitz des Königs der Bulgaren. Schwere Sorgen mögen in den letzten Jahren oft genug über diesem Dach gelastet haben. Die Verantwortung eines Mächtigen dieser Erde. Vor sich das Chaos des Balkans, hinter sich die drängende Tatenlust seines jugendlich ungestümen, kraftbewußten Volkes. Zum Glück hat dies Volk, wie in all den Jahrzehnten seiner Regierung, so auch in der letzten großen Schicksalstunde, auf Welt- und Menschenkenntnis, Einsicht und Staatskunst seines Fürsten vertraut. Es hat mit ihm in geduldiger Arbeit der Jahre sich auf diesen entscheidenden Augenblick vorbereitet. Die Bulgaren sind ein kriegerisches Volk. Aber wie zäh und unermüdlich haben sie auch im Frieden als Pioniere der Kultur in ihrem eigenen Lande und unter den Augen ihres Landesherrn gewirkt und geschaffen. Auf Schritt und Tritt zeigt sich, auch außerhalb der großen Städte, das „Es werde!"

Bei der Bereisung des inneren Serbiens ist man meist auf den Wagen angewiesen, auf einer Fahrt durch Bulgarien kann man beinah stets die Eisenbahn benutzen. Durch die einsamen Täler und über die hohen Kämme des Zentralbalkans winden sich die neuen Schienenstränge. Wer die mächtige, in weitem Rund gewölbte Hochfläche besuchen will, auf der zwischen Meeren wogenden Korns haushoch ragende Grabhügel und darauf gepflanzte Geschütze an die Tage von Plewna erinnern, der steigt auf der Station Plewna aus dem eleganten Speisewagen wie zwischen Berlin und Köln. Im bequemen Eisenbahnabteil erreicht man über dem Schipkapaß die südlich üppige, schon von Moltke geschilderte Ro-



senstadt Kasanlyk, und an den Endpunkten der bulgarischen Bahnen rauschen die blauen Donauwellen, die Fluten der Ägäis, der ewig unruhige Wogenschlag des Schwarzen Meeres.

Das ist die ungeheure Gunst der geographischen Lage Bulgariens. Es ist das einzige Balkanland, das zugleich an Mittelmeer und Schwarzes Meer grenzt und so die Möglichkeit hat, die Dardanellen zu umgehen. Was gäbe jetzt nicht der Vierverband an Schätzen der Welt und besonders an solchen Schätzen, die nicht ihm, sondern andern gehören, für einen Passierschein von Lagos nach Warna, für den Hoffnungschimmer, daß der von Dedeagatsch kommende Gurkha in Burgas den Kosaken umarmte?

Leere Träume. Trug von gestern. Einsam, in brauner thrazischer Steppe liegt der Bahnhof von Adrianopel. Die Stadt selbst verdämmert jenseit der Maritza in der Ferne. Ihre Moscheenkuppeln, die spitzen Nadeln ihrer Minarette heben sich von dem blauen Himmel, scheinen zu zittern in der heißen Luft. Eine gute Stunde Wegs ist es zu gehen von der Moschee Sultan-Selim im Mittelpunkt der Stadt bis zu dem vereinzelt gelegenen Eisenbahnvorort Karagatsch. An dieser Stelle und wegen dieses Fleckens Erde vollzog sich vor wenigen Wochen die weltgeschichtliche, von höchster Staatsweisheit eingegebene Übereinkunft zwischen der Türkei und Bulgarien, den beiden Nachbarn, von denen der eine den Schlüssel der Dardanellen besitzt und der andere ihn nicht braucht.

Eine weltgeschichtliche Vorbereitung zur Sühne eines weltgeschichtlichen Unrechts. Wer wie ich Mazedonien aus eigener Anschauung sah, weiß, daß bis weit westlich des Wardar und im Norden bis zu dem albanischen Mirditenstamm, im Halbkreis um Üsküb herum das Land trotz des wirren Völkergemisches mancher Städte im wesentlichen durchaus von Bulgaren bewohnt wird. Ströme bulgarischen Blutes flossen vor drei Jahren, um die Angliederung dieser Stammesgenossen an ihr Mutterland zu erreichen. Schmählicher serbischer Verrat, eingeflüstert durch den bösen Geist des Balkans, den russischen Gesandten von Belgrad, machte in letzter Stunde, nach errungenem Sieg, all die ungeheuren Opfer zunichte. Nun ist der Tag der Vergeltung da, und abermals wiederholt sich, wie weiter oben in den Nischawaschluchten bei Pirot, so im Süden Mazedoniens die Weltgeschichte. Die Bulgaren kommen wieder. Diese Armee gleicht ihrem Kriegslied: „Schäume, Maritza!" Sie schäumt selbst, ungeduldig wie ein edles Roß, vom Drang nach vorn. Der Offensivgeist blitzte schon überall, wo ich sie kurz vor dem letzten Balkankrieg sah, anheimelnd für uns Deutsche, aus den dunklen Augen und energischen bräunlichen Gesichtern der Offiziere — dazu kommt jetzt der Durst nach Rache. Die Friedenstugenden des Soldaten — Mannzucht, Adrettheit, Selbstgefühl — waren ebenso wie — im Gegensatz zur serbischen Frechheit — Höflichkeit gegen Fremde und Frauen, damals überall in Bulgarien zu Hause. Nun aber entfaltet sein Heer erst seine wahre und kriegerische Kraft, wert, der Mittelmächte und Osmanen Mitkämpfer zu sein. Das serbische Schreckensregiment der letzten Jahre schwindet vor seinem Nahen dahin. Und Jubel der Befreiten begrüßt in allen Tälern des kahlen, wildgetürmten Berglandes von Mazedonien die Komitatschi, die bulgarische Armee und ihren siegreichen König.

Feldgrau unterwegs.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Das war vor genau vierzehn Monaten. Da stand plötzlich die gesamte Reisewelt Deutschlands in Feldgrau: die Bahnsteige, die Wagenabteile, die Güterwagen, und von den Straßen her drängte es durch die Wartesäle und Bahnhofshallen in immer neuen, schier endlosen Scharen den Voraufgegangenen nach, grau, grau, immer nur grau. Und dann begannen diese unvergeßlichen Fahrten durch das deutsche Land, mit Klängen, die sich jedem einzelnen von uns ins Herz gesungen haben, mit Bildern, deren Farben in ihrer ursprünglichen und deutschen Schattierung unauslöschlich bleiben werden „. . . in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn . . . ." Und unsere Dichter kamen und besangen diesen gewaltigen Aufmarsch unserer Armeen, unsere Maler hielten die einzelnen Eindrücke von schmerzlichem Abschied und jauchzender Begeisterung mit Stift und Pinsel fest. Es war wie eine elementare Naturerscheinung über uns alle hereingebrochen, dieses ewige, überwältigende, alles bunte, sorglose Leben mit einem Schlage erstickende Grau, es war die Farbe des Tages.

Und wurde die Farbe eines ganzen langen Jahres. Das Feldgrau hat unseren gesamten Reiseverkehr nach und nach so tief durchdrungen, daß aus der anfänglichen Sensation im Lauf der vierzehn letzten Monate eine Selbstverständlichkeit, ja, notwendigerweise etwas ganz Unentbehrliches wurde, das nun niemand mehr missen möchte. In jenen harmlosen Zeiten, da die Welt noch im Frieden lag, hielt man freilich das Grau an sich für eine Farbe, der kaum diese Bezeichnung gegönnt wurde. Grau und trübe, grau und mutlos, das waren für uns Begriffe, die sich ungefähr deckten. Keine Verquickung hat sich im Kriege rascher gelöst als diese. Mut und Tapferkeit, Siegesjubel und flammende Begeisterung, das heißt heute Feldgrau, alles das und noch viel mehr. Grau ist das Zeichen, in dem wir Deutsche lieben, leiden und leben. Grau heißt heute soviel wie groß.

Und da zieht sich nun diese liebe, schöne Farbe durch unsern gesamten Reiseverkehr, bald hell, bald dunkler, hier gedämpft und dort in schillerndem Glanz. Man braucht ja nur einmal von Stadt zu Stadt zu fahren, um zu beobachten, wie der deutsche Soldat heute reist. Wer sich noch nicht ganz — wie man neuerdings so geschmackvoll zu sagen pflegt — „an den Krieg gewöhnt hat", wird schon in jedem Wartesaal, auf jedem Bahnsteig eine Welt feldgrauer Bilder wahrnehmen, von denen ihm viele unvergeßlich bleiben.

Auf dem Hauptbahnhof der Großstadt wird ein Zug erwartet, auf dem Nebengleis soll der abfahrende einlaufen, zur gleichen Zeit. Zwei Welten atmen da hart nebeneinander: Wiedersehen, Abschied. Mit dem Abendzug treffen die Urlauber ein. Und alle sind sie zum Empfang erschienen . . . . alle. Die eigentliche Familie des Unteroffiziers, der nun seit neun Monaten ununterbrochen an der Front im Westen war, zählt zwar nur



fünf Köpfe, aber es stehen doch acht oder neun Menschen da, die ihn erwarten. Kein guter Freund, der sich so etwas nehmen lassen wollte. Ehrenpflicht. Und außerdem . . . je nun, ganz unterhaltsam und ein bißchen nervenerregend ist es am Ende auch. „Er hat ja das Eiserne erster, und ob er wohl dünner geworden ist in all der Zeit, und wie ihm wohl der Vollbart steht. Wahrhaftig, er ist der Stolz der Familie, ein so forscher Kerl, immer allen voran; hätte man ihm früher gar nicht zugetraut, dem kleinen, bescheidenen Buchhalter. Ja, ja, der Krieg, was der so aus einem Menschen machen kann . . ." Im äußersten Winkel der hohen Holzbank sitzt ein altes Mütterchen. Sie hat den Sohn von hier fortziehen sehen, nun will sie ihn wieder holen. Er ist nicht für Urlaub und dergleichen, sie weiß das wohl, und seitdem ihm vor drei Wochen die schöne Braut einen regelrechten Absagebrief geschrieben hat, liegt ihm noch weniger daran. Aber er kommt doch, seiner Mutter zuliebe kommt er, das hat sie ganz deutlich herausgefühlt aus der letzten Karte, die er ihr aus dem Schützengraben schickte. Er kommt, und wer weiß, vielleicht wird jetzt alles wieder anders und gut, nun, da die andere, die Junge und Herrische, nicht mehr zwischen ihnen beiden steht. . . . Leichtes Seidenrascheln huscht vorüber. Wie jung sie ist, die zierliche, blonde Frau in dem bauschigen Kleid unter den dichten Schleiern. Einen blauäugigen Knaben hält sie an der Hand, denn allein hätte sie's nicht ausgehalten. Wie lange ist sie auf keinem Bahnsteig mehr gewesen. Seit damals, seit Kriegsbeginn nicht. Und damals hatte der Zug ihr nichts gebracht als einen toten Helden. Nun kommt der Bruder, frisch, tatenfroh, nach langem Feldzug, um von seinem Urlaub einen Tag ganz der Schwester zu widmen. Und sie will tapfer sein, will ihren Witwenschmerz zurückhalten. Denn die von der Front brauchen daheim heitere Gesichter. Sie wird sogar lächeln . . . „Mutti, der Zug kommt!" Und da ist er auch schon in die Halle gebraust, Fenster werden heruntergeschoben, feldgraue Arme fassen weit heraus, gebräunte Hände suchen nach warmer Begrüßung. „Hallo und hurra", und „Mein Junge, da bist du" und „Mutter!" „Pappi!" Und kaum halten die Wagen, da bricht die graue Welle auch schon hervor, und Lachen und Jubel und Tränen wollen den Bahnsteig schier überfluten, und alle Spannung und zitternde Erregung hat sich in helles Wiedersehensfreuen gelöst.

Am anderen Ende desselben Bahnsteigs geht's stiller her. Da hat sich soeben der Nachtzug langsam in Bewegung gesetzt. Man konnte sogar noch ein Weilchen nebenher laufen. Dann ging's nicht mehr. Und nun sind sie fort. Lange noch wehen die Tücher, winken die Hände ihnen nach. Aber die Hinausziehenden sehen nichts mehr davon, und schließlich: es ist endlich auch ganz gut so. Während der letzten Tage gab es ein langes Abschiednehmen. Überall sind sie befeiert worden, in der Familie, bei Freunden, bei den Quartierleuten. Heute kamen dann noch die vielen Liebesgaben, die Blumen für Helm und Gewehrlauf, zuletzt das endlose Warten auf den Zug. Obschon man genau wußte, daß er nicht früher da sein würde — Küssen, ein letztes zärtliches Umschlingen und dann — fort. Das Abschiednehmen ist das schlimmste am Krieg — der Offizier, der das einmal im Speisewagen aufatmend bekannte, während er für sich und seine Kameraden ein Glas schäumenden Sekt eingoß, hat gewiß nicht unrecht gehabt. Keiner von uns, die zurückbleiben müssen, sollte ihm jene Worte verargen. Es werden ja nicht etwa Brücken abgebrochen. Der Feldgraue betritt nur das Kampfufer, und nach dem schmerzvollen Abschied gehen Gedanken und Briefe und gute Wünsche alltäglich zum friedlichen Heimatstrand, ungeachtet der bewegten Wellen alles kriegerischen Lebens, das darunter hinbraust.

Eine große Rolle spielt während der Reise für unsere Feldgrauen ihr Gepäck. Am liebsten behalten sie es so nahe wie möglich bei sich. Schon das Befördern der Sachen an die Bahn ist mit gewissen Hemmnissen verbunden. Die Droschken werden hoch bepackt, noch höher die Offiziersburschen, und wenn der Urlauber wieder an die Front geht, läßt sich die ganze Familie willig als Gepäckträger anstellen. Mit bemerkenswerter Ordnung und Pünktlichkeit vollzieht sich trotz der beständig wechselnden Arbeitskräfte auch heute auf den Bahnhöfen die Annahme der großen Gepäckstücke. Kein Drängen, kein Hetzen und Schelten, alles geht seinen Gang wie im tiefsten Frieden. Auch die Gepäcknetze in den Wagenabteilen dehnen sich bereitwilliger als sonst unter der erdrückenden Fülle der ihnen aufgebürdeten Last. Das früher streng mißachtete Handgepäck scheint in der Kriegszeit jedes Soldaten größter Stolz zu sein. Der Offizier reist mit eleganten Ledertaschen und -hüllen, den Musketier dünkt die übliche Pappschachtel, die über ihm im Netz schwebt und schwankt, der Inbegriff aller Liebesgabenverpackungen. Und es ist geradezu phantastisch, wieviel Eßbares, Rauchbares und Trinkbares schon im Laufe der Fahrt aus den hundert und tausend kleineren Paketen zum Vorschein kommt, die außerdem noch in den Gepäckfächern untergebracht werden mußten. Im feldgrauen Abteil geht es überhaupt meistens sehr behaglich zu. Wer nicht raucht, der schläft, und wer nicht schläft, spielt Karten. Aber schlafen ist schöner. Wer weiß, wann und wo und wie lange man nach der Bahnfahrt wieder dazu kommt. Und falls man irgendwo auf der Station geweckt wird, so tut auch das nicht weh, denn kann ein Feldgrauer widerstehen, wenn sich plötzlich die Wagentür öffnet und ein liebes, sanftes Mädchengesicht über einer riesenhaften Kanne mit heißem, duftendem Trank erscheint . . . . „Kaffee?"

Diese vielen Frauen und kleinen Mädchen nehmen die Sache doch ernster, als mancher zu Beginn des Krieges geglaubt hat. Sie standen schon da bei der Mobilmachung, viele von ihnen. Vierzehn Monate Weltkrieg zogen vorüber, und sie stehen immer noch da, mit ihren weißen Schürzen und mit freundlichen Mienen, und sie sind auch jetzt noch lange nicht müde. Unsere Feldgrauen empfinden diesen über ganz Deutschland verbreiteten weiblichen „Bahnhofsdienst" vielleicht als etwas durchaus Dazugehöriges. Das ist er auch. Man denke sich aber diese Einrichtung nur für einen einzigen Tag von allen deutschen Bahnhöfen fort . . . vor Schreck darüber würden die kaffeedurstigen Soldatenseelen sogar das Schlafen vergessen. Ebenfalls sehr wichtig und unentbehrlich sind in den Städten die Unterkunftsmöglichkeiten für durchreisende Soldaten. Nicht einen Pfennig braucht der Feldgraue auszugeben für ein in Bahnhofsnähe gelegenes, bequemes Nachtquartier, das ihm durch die Bahnhofskommandantur angewiesen wird, den Aufenthalt im unbehaglichen Wartesaal erspart und meistens auch die Annehmlichkeit warmer Schuhe sowie heißer Nacht- und Morgensuppen gewährt.

Übrigens ist das Feldgraue auf Reisen nicht nur eine Mut- und Jubelfarbe, sondern es besitzt geradezu eine zauberhafte Kraft. Heute bist du noch Zivilist und fährst im Jackenanzug dem Bestimmungsort deiner militärischen Verwendung entgegen: da räumt dir kein Fahrgast seinen Platz ein, kein blondes Mädchen löscht mit Kaffee



deinen ehrlichen Durst, niemand flicht dir Kränze und jubelt dir mit strahlendem Antlitz zu. Morgen trägst du den feldgrauen Rock, und plötzlich bist du ein Held: an der Bahnsteigsperre macht man dir Platz, die ältesten Blumenverkäuferinnen schenken dir von ihrer Ware, die reizendsten Frauen winken dir Lebewohl; wildfremde Menschen bewirten dich mit Zigarren und Bier und Wein, willig räumt man im Abteil deiner Pappschachteln wegen das eigene Handgepäck eng zusammen; willst du schlafen, so verhält man sich ruhig, willst du unterhalten sein, so bemüht sich jeder mit Eifer, dir etwas Liebes zu sagen . . . kurz, „man ist grau und damit gut", ohne auch nur eine einzige feindliche Kugel gehört zu haben.

Kommt der Soldat aber zurück von der Front, um auf Urlaub zum Vater, zur Mutter, zur Liebsten zu fahren, ist sein Rock erst eigentlich feld-grau von Erde und Tod und Not und Feuerarbeit, dann ist aus dem einstigen ruhmlosen Helden der wirkliche Sieger geworden. Und der liebt die vielen Worte nicht. Wohl denkt er mit Rührung zurück an Blumen und Jubel der Ausfahrt, die er nicht hätte entbehren mögen. Nun aber ist sein Heldentum wahr und innerlich geworden. Von Neugier und Teilnahme unterwegs hält er sich fern. Ihm wurde das Feldgrau zum heiligen Symbol. Und siegesgläubig sucht er fern vom grauen Feld der Heimat ein süßes, tagekurzes Glück.

Der Kriegsdolmetscher.

Von Arthur Roering (z. Zt. im Felde).

Deutschlands Heer und Marine verfügen über einen ganzen Stab „fremdsprachiger" Angehöriger. Das Berliner Orientalische Seminar hat hieran hervorragenden Anteil. Erst in zweiter Linie kamen früher die Auslandsdeutschen als Gelegenheitsdolmetscher in Frage, so daß aus wissenschaftlichen, politischen und militärischen Gründen für das Mutterland erst offizielle Dolmetscher herangebildet werden mußten. Der Dolmetscherberuf kam auf. Die sogenannte Dragomanlaufbahn wurde für „nicht alltägliche" Sprachen beliebt. Man trieb die Balkansprachen nebst Russisch, man lernte Negersprachen und -dialekte, man wagte sich an ostasiatische Mundarten. Auch hier galt Deutschlands Grundsatz: „Ohn Fleiß — kein Preis!" —

Frankreich steckt seine Kriegsdolmetscher in besondere Uniform. Deutschland zum Glück nicht, Deutschland hat das gar nicht nötig. Folgende mir von einem Ulanen (einem Bankier) erzählte Episode spricht für sich: „In Paßangelegenheiten komme ich", sagte er, „nach Brüssel und erkundige mich auf flämisch. Man antwortet mir besser flämisch, als ich es kann. Ich fahre auf französisch fort, man antwortet mir im besten Brüsseler Französisch, wie ich es nicht kann." — Hieraus ergibt sich bereits, daß der Dolmetscher am besten dreisprachig ist. Im Kriege, d. h. bei einfachen Erkundigungen nach Wegen, Unterkunft, den Hauptpersonen des feindlichen Ortes und dgl., genügt eine kurze Verständigung in Form von Frage und Antwort. Wirklich schwierig und verantwortungsvoll hat es aber der Kriegsdolmetscher, der bei Verhören und großen Prozessen zu wirken hat. Gewöhnlich stellt man ihm die Akten nicht vorher zu. Der Dolmetscher tritt vor und wird jedesmal für die ganze Verhandlung vereidigt. Die Rolle des Vorsitzenden! Man muß es ihnen lassen. Die in Feindesland mit Dolmetscher arbeitenden Kriegsgerichtsräte fragen klar und kurz. Mißverständnis ist ausgeschlossen. Anders die Rolle der Angeklagten, der Zeugen und der zugelassenen fremdsprachigen Verteidiger. Wer kann es schließlich einem Angeklagten, wenn es sich um Tod oder Leben handelt, verargen, wenn er sich festgerannt hat und keinen Ausweg zunächst sieht, daß er laut und leidenschaftlich ausruft: Non, non — vous m'avez mal compris! (Sie haben mich mißverstanden!) Wer jemals, z. B. in den großen belgischen Spionageprozessen in Lüttich und Löwen, den hochpolitischen Sitzungen beigewohnt hat, kennt die bis zur Nervenhochspannung gesteigerte Stimmung im Gerichtssaale. Zwischen den Fragen des Vorsitzenden, des Sachverständigen, dem Angeklagten, den Zeugen und den Verteidigern steht der Dolmetscher. Blitzschnell muß er die Lage erfassen, er muß mit Wortklauberei, Doppelsinn, Lokalismen, Dialekten und dem Problem der Unübersetzbarkeit rechnen. Dabei steht er ständig unter der Kritik soundso vieler Zuhörer, die nachträglich, nicht wie er a tempo, etwas anderes herausgehört haben. Ein Beispiel! Es handelt sich um eine Tat mehrerer. „Fragen Sie," sagt der Vorsitzende, „wohin sind sie (d. h. mehrere) dann hingegangen." Der Angeklagte hört „vous"; zu seinen Gunsten natürlich sagt er: „Ich bin nicht gegangen." Der Angeklagte wird wiederum zur Sicherheit gefragt: „Où sont-ils allés?" Das weiß er natürlich nicht. So türmen sich ungeahnte Schwierigkeiten vor dem Kriegsdolmetscher auf, an dessen Nerven die höchsten Anforderungen gestellt werden. Zu häufige Ablösung des Dolmetschers ist auch nicht günstig, denn allmählich hat sich ein gewisser „Zusammenhang" aller Beteiligten entwickelt. Durch Verwendung neuer Dolmetscher wird Zeit verbraucht, der neue steht nicht ganz so im Bilde wie der von Anfang an mitwirkende, d. h., Mißverständnisse müssen häufiger aufgeklärt werden. Spielt die Sache z. B. im Wallonenland, so muß der Dolmetscher eben belgisches Französisch beherrschen und nicht etwa Pariser. Schon bei uns daheim gibt es Dialektschwierigkeiten, wieviel mehr erst in einer fremden Sprache. Juristische Fachausdrücke, technisches Französisch, amtliches Französisch und einen schier unerschöpflichen Vokabelschatz muß man sein Eigen nennen, wenn das Dolmetschen flott und sicher vonstatten gehen soll.

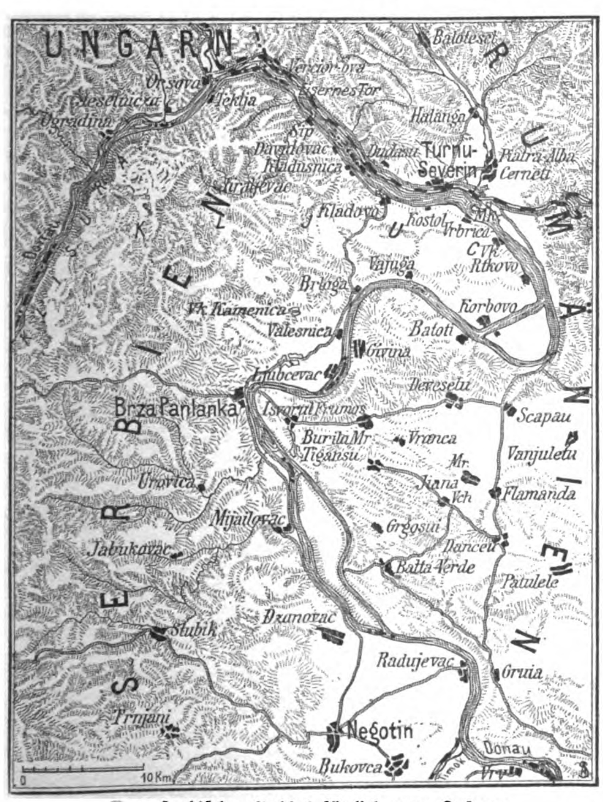
Routine, nichts als Routine? Kaum! Die Empfänglichkeit und die Schnelligkeit, fremde Dialekte zu verstehen, ihrem Sinne nach zu verstehen, ist noch nicht die genaue gewissenhafte Wiedergabe der Einzelheiten, auf die es bei wichtigen Prozessen gerade besonders ankommt. Hier langsam und genau zu „übersetzen", ist vornehmste Pflicht. Dafür hat man den Eid geleistet.

Bei jeder Kommandantur, besonders den Bezirkskommandanturen, den Kreischefämtern mit zugehörigen Abteilungen, den Zivilkommissariaten, den deutschen Meldeämtern und den deutschen Polizeistellen des General-Gouvernements sind Kundige der Landessprachen tätig. Die Schwierigkeiten des deutschen Stils, deutsche Stilkunst und Stilunkunst sind zu überwältigen. Bei Verhören, denen der Kriegsdolmetscher nicht von Anfang an beigewohnt hat, kann es vorkommen, daß den Beteiligten das Protokoll verlesen werden soll. Wie der ausübende



Künstler prima vista vom Blatte singt oder spielt, so übertragen zahlreiche unserer Feldgrauen ins Flämische oder Französische! Vorgekommen ist es, daß die Unterschriften auch verweigert wurden, weil die Beteiligten trotz der Übertragung behaupteten, ihre Unterschrift unter einen ihnen unbekannten Text setzen zu sollen. Für den Gang der Verhandlung hat es natürlich nur wenig Bedeutung. — Besondere Erlebnisse werden bei der Vernehmung von Frauen gezeitigt. Sie überschütten sprudelnd jede Frage mit einem völlig unnützen Aufwand von Redeschwall, verhaspeln sich, lassen ihrem halbfranzösischen Temperament die Zügel schießen und geben schließlich, wenn die Fragen nur „Ja" oder „Nein" bedingen, ausweichende, unzulängliche Antworten. Natürlich zu ihrem Schaden! Jede Möglichkeit einer Verdunkelung muß unterdrückt werden, deshalb dauern derartige Verhöre ungewollt länger. Das schlimmste aber, was einem Kriegsdolmetscher zustoßen kann, ist das Zusammentreffen mit einem Stotterer oder einem mit anderem Sprachfehler Behafteten. Hierzu gehört eiserne Nervenruhe und eisernes Verantwortlichkeitsgefühl. Sind doch die Einsätze oft hoch genug! — Rückschauend aber kann Deutschland mit seinem Dolmetscherwesen völlig zufrieden sein. Wir marschieren auch hier an der Spitze der Völker. Blicken wir um uns: Die Sprachen aller Völker klingen zu uns und werden von Deutschland auf deutsch und in den Landessprachen beantwortet. Auf jenem Neuphilologentage hatte man wohl nicht seinerzeit an die Verwirklichungsmöglichkeit gedacht, als man verlangte: Für jede lebende Sprache ist längerer Aufenthalt im entsprechenden Lande Grundbedingung.

Und heute? Die Schar mehrsprachiger Dolmetscher wächst, und notgedrungen wächst auch die Kenntnis der deutschen Sprache, die früher als zu schwer galt.



Das serbische Gebiet südlich von Orsova.
Zur Vereinigung der deutschen und bulgarischen Armeen.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Das wesentliche Ereignis der Woche war die Vereinigung unserer Armee in Serbien mit der bulgarischen Armee. Der linke Flügel der Heeresgruppe Gallwitz kam in Fühlung mit den bulgarischen Streitkräften, so daß also der Zusammenhang der auf das gemeinsame Ziel hinstrebenden deutsch-österreichischen und bulgarischen Truppen lückenlos hergestellt wurde. In diesen Erfolg eingeschlossen sind die sehr bedeutsamen Fortschritte in der Bekämpfung des Widerstandes der Serben. Zwar heißt es, das serbische Heer hielte mit seinen Hauptstreitkräften noch zurück, zwar hört man von Versuchen der Engländer und Franzosen, trotz der Aussichtslosigkeit doch noch Hilfstruppen heranzuschieben, indessen mit folgerichtiger Beharrlichkeit und derselben Geschwindigkeit, die von Anfang an das Unternehmen in Serbien kennzeichnete, haben wir und unsere Verbündeten auf diesem Schauplatze Vorteil um Vorteil errungen.



Geh. Kom.-Rat Dr. Josef Neven-Dumont
Köln †

Pirot, der beherrschende Punkt der östlichen Straße auf Nisch zu, wurde von den Bulgaren genommen. Nichts nützen den Serben ihre tapferen Vorstöße, um das Schicksal aufzuhalten. Die Timoklinie wurde genommen, und die Armee Bojadjew brach in ihrem Siegeslauf die Widerstände nieder.

Gleichzeitig fiel im Süden des Landes die befestigte Stadt Üsküb. Wie in Belgrad gab es auch hier heftige und erbitterte Straßenkämpfe. Mit dem Fall von Üsküb wurde gewissermaßen die schon vorher von uns gewonnene teilweise Beherrschung der Bahnstrecke Saloniki—Nisch besiegelt. Mazedonien war damit von den Serben gesäubert.

Das frontale Vorgehen der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen verbreiterte sich beträchtlich durch die Einnahme von Valjevo.

Die Weiterentwicklung der Ereignisse bestätigt und wird noch weiter bestätigen, daß die Lage Serbiens aussichtslos ist. Das geben unsere Feinde ohne weiteres zu. Eine scharfe englische Kritik über die Kriegführung des Vierverbandes ließ sich im englischen Parlament vernehmen. Es wird darin hervorgehoben, daß unsere Offensive gegen Serbien seit dem Sommer als bevorstehend angesehen worden ist. Es wird darauf hingewiesen, daß seit Mitte September an der Donau und Save die deutschen und österreichisch-ungarischen Artilleriekämpfe diese Offensive einleiteten. Mehr als fünf Wochen hätten wir im Einvernehmen mit den Bulgaren unsere Operationen in Serbien gefördert, und nun erst finge der Vierverband an, sich zu rühren und von einer Expedition zu sprechen, die in die Balkanereignisse eingreifen solle! Der Anteil an diesen militärischen Erfolgen von so

weittragender Bedeutung, den die bulgarischen Truppen mit ihren Leistungen errungen haben, verdient mit Recht die höchste Anerkennung. Das bulgarische Volk in seiner an harte Arbeit gewöhnten Tüchtigkeit hat sich unter der Führung seines kraftbewußten und zielbewußten Herrschers vorzüglich bewährt.

Zu dem Zeitpunkt, an dem die Ereignisse mit Ablauf der Woche angelangt sind, wird bereits ein Nachlassen des serbischen Widerstandes deutlich sichtbar. Gewiß hat man noch mit einer erbitterten Verteidigung bei der letzten Entscheidung zu rechnen, denn die Serben sind als Feinde in ihrer Tapferkeit von Anfang an nicht gering einzuschätzen gewesen und werden es wohl bis zum letzten Atemzuge bleiben. Ebenso aber wird es dabei bleiben, daß die Unterstützung durch Hilfstruppen von englisch-französischer Seite, die von Anfang an versagt hat, auch zum Schluß eine Einwirkung auf die Entscheidung nicht wird ausüben können.

Die Italiener, die ja, wie erinnerlich, sich geweigert haben, Hilfstruppen nach dem Balkan zu schicken, mit der Begründung, sie täten das ihrige auf dem europäischen Kriegschauplatze zur Niederwerfung des deutsch-österreichischen Feindes, haben heftige Anstrengungen gemacht, wodurch sie vielleicht vor sich selbst und vor ihren Bundesgenossen den Beweis für diese Begründung liefern möchten.

Die italienische Offensive, die mit so großer Heftigkeit gegen die österreichische Front anstürmte, hat sich zu den stärksten Angriffen gesteigert, die bisher von ihnen unternommen wurden. Bei Tolmein am unteren Isonzo, besonders aber am Brückenkopf von Görz haben die heftigsten Kämpfe stattgefunden, die ihren Höhepunkt am 28. Oktober erreichten. Ähnlich wie die große Joffresche Offensive an der französischen Front, natürlich mit italienischem Maßstabe gemessen, wurde auch hier der Durchbruch versucht. Auch hier haben Armeebefehle, die uns bekannt geworden sind, erklärt, daß der Sieg den italienischen Waffen jetzt in die Hand gegeben und daß der große Moment des Durchbruches gekommen sei. Von Erfolg ist natürlich auch hier nicht die Rede. Eine Erschütterung der österreichischen Verteidigung ist nicht geglückt. Die Österreicher halten nach wie vor ihre Hauptstellungen in fester Hand. Geradezu sinnlos waren die Angriffe der Italiener, und es geht aus den Berichten hervor, wie furchtbar die Blutopfer sind, die die italienische Armee bei diesem Abenteuer aufs äußerste schwächen.

An der Westfront wurden Erfolge deutscher Gegenangriffe gemeldet. In der Champagne wurde die Butte de Tahure, jener Punkt, an welchem der große Offensivstoß der Franzosen in den ersten Tagen des Oktobers abprallte, und der in weitem Umkreis von größter Bedeutung ist, im Sturm von uns in Besitz genommen. Ebenso gelang es bayrischen Truppen, bei Neuville in weiter Ausdehnung französische Stellungen zu erobern und feindliche Gegenangriffe niederzuwerfen. Vorher schon waren an der Straße Lille—Arras und bei Massiges Gefechte mit günstigem Erfolge für uns ausgekämpft worden.

An der russischen Front ist im Gebiete des Styr, das vorher der Schauplatz heftiger Kämpfe infolge der russischen Gegenangriffe gewesen war, nicht nur ein Stillstand des feindlichen Widerstandes eingetreten, sondern ein Fortschritt unserer Vorwärtsbewegung. Von der Armee Linsingen wurde die Einnahme einer Reihe von Orten im Raume von Czartorysk gemeldet. Ebenso verzeichnen die österreichisch-ungarischen Berichte neuen Gewinn.

Der russische Landungsversuch an der kurischen Küste, der von den Gegnern als Ereignis verkündet wurde, verlief schnell und belanglos; die Landungstruppen wurden kurzerhand auf die See zurückgeworfen. Dagegen gingen unsere Unternehmungen Belows gegen Dünaburg weiter vorwärts, russische Stellungen südlich Dünaburg wurden genommen, nachdem Illuxt und der gleichnamige Fluß in unsern Besitz gekommen war, wobei eine reiche Beute und eine stattliche Zahl von Gefangenen in unsere Hände fiel.

Der Unterseebootkrieg wird von unserer Seite gerade an den Stellen mit dem alten Schneid geführt, wo die empfindlichsten Angriffspunkte der Gegner liegen, ohne daß in unseren Berichten viel Aufhebens davon gemacht wird. Um so mehr rühmt sich die britische Marine des ersten wirklichen Erfolges zur See, den ihre Unterseeboote in diesem Kriege davongetragen haben. Es gelang englischen U-Booten in der Ostsee zum erstenmal, uns einen Verlust zuzufügen, indem sie unseren großen Kreuzer „Prinz Adalbert“ durch Torpedoschüsse westlich von Libau zum Sinken brachten. Leider konnte nur ein kleiner Teil der Besatzung gerettet werden. Aus diesem Umstande etwa Schlüsse auf die neuerwachte Tüchtigkeit der englichen Unterseeboote ziehen zu wollen, wäre aber nicht zutreffend, denn dieser Fang ist ihnen nur gelungen, weil der „Prinz Adalbert“ nicht zu den neueren Schiffen gehört, und außerdem ist dieser vereinzelte Erfolg nur ein Beweis für die Tüchtigkeit unserer Abwehrmaßregeln, denn trotz der Schlupfwinkel, die neutrale Häfen in der Ostsee unsern Feinden bieten, konnten sie sich weiterer Erfolge in der langen Dauer des bisherigen Krieges nicht rühmen. X

○○○

Der große Rachen. Von Olga Wohlbrück.

Berlin, August Scherl G. m. b. H. Preis 4 M.

Unseren Lesern ist dieser Roman von der Veröffentlichung in unserem Erzählungsteil her bekannt. Ist jenes Berlin, das sich auf dem grünen Rasen drängt, um am Totalisator seine Sportfreudigkeit zu bezeugen, auch vom Kriege stark in den Hintergrund gedrängt — das meisterhafte Bild, das die Verfasserin mit erstaunlicher Sicherheit entworfen, bleibt für die Dauer bestehen. Daß sie daneben auch einen wahrheitsuchenden Jünger der Wissenschaft mit in den Vordergrund gestellt hat, erhöht den spannenden Reiz, der von diesem Buche ausgeht. Die virtuose Technik der Autorin, ihre Kunst, zahlreiche Menschen scharf zu charakterisieren und weitspannende Gedankengänge miteinander zu verknüpfen, feiert von neuem einen schönen Triumph.



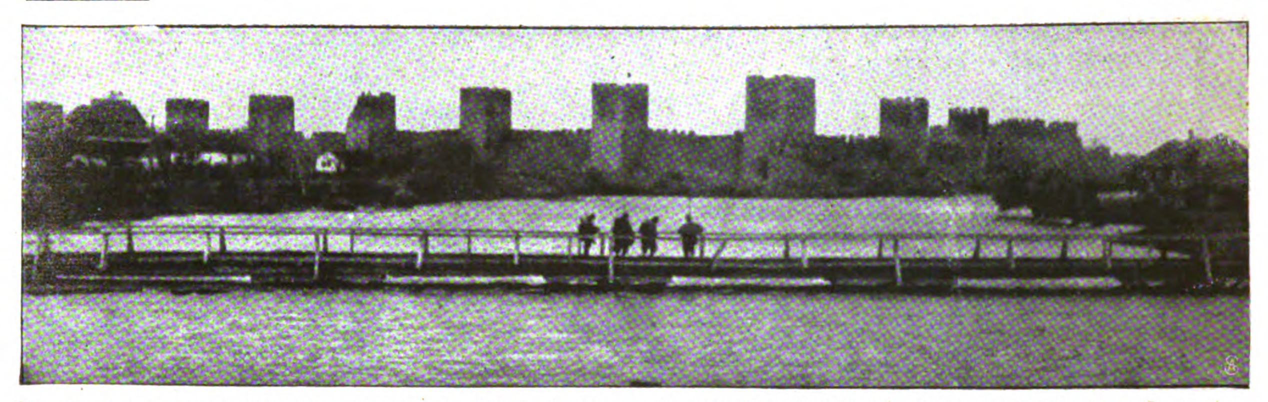


DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze) Potsdam.

Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie mit ihren Kindern.



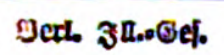
Aus dem eroberten Semendria: Das Fort. Im Vordergrund die von den Pionieren geschlagene Brücke über die Jesava



Aus dem eroberten Semendria: Straßenbild nach Einnahme der Stadt.

Berl. Jll.-Ges.





Berl. Jll.-Ges.

Am Donaubrückenkopf bei Kevevara.

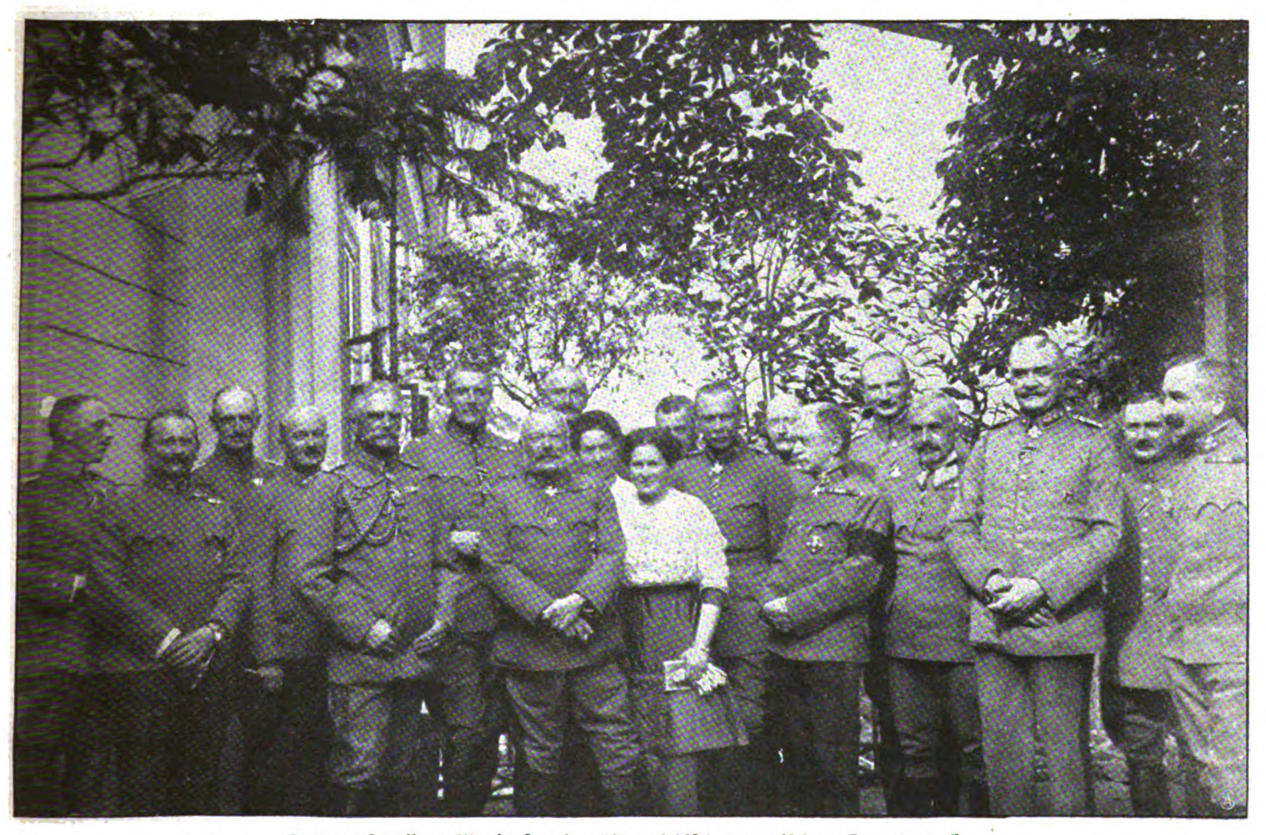
Der siegreiche Vormarsch in Serbien.





Erzherzogin Auguste und Tochter Erzherzogin Sophie verteilen Zigaretten an die Verwundeten.

Liebestätigkeit in Budapest: Eine Fahrt mit dem Augusta-Schiff.



Feldmarschall v. Mackensen im österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

Von links: Hauptm. Blankenhorn. Oberstlt. Kundmann. Major Krahmer. Oberst v. Lustig. Generalfeldmarschall v. Mackenien. Botschafter Graf Thurn. Generalfeldmarschall Erzherzog Friedrich. Rittm. Graf Boos Waldeck. Hofdame Baronin Ludwigstorff. Erzherzogin Alice. Graf Kageneck. General v. Seeckt. Rittm. Graf Ceschi. Generaloberst v. Conrad. Major v. Bock. Prof. Dr. Biel. General v. Cramon. Hauptm. Dunst. Oberst Baron Mer!



Wirkung einer Bombe.



Der Schornstein wurde getroffen.

Zerstörung eines Hauses in der Straßenfront.

Bombenwirkungen beim letzten Zeppelinbesuch in London, nach englischer Darstellung.

Hofphot. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich.

Neueste Aufnahme.



Oberst Rieper. Major Alex. Hedenus. Hauptmann Autenrieth. Major Hans Uhse.

Oberstleutnant Karl Schenck. Oberleutnant Pieske. Leutnant Herm. Hirsch. Phot. Tribels. Hauptmann Wanke.

Leutnant Morio. Leutnant Fritz Rosenbaum. Leutnant Udo von Schulz. Phot. A. Wertheim. Rostock. Vizefeldwebel H. H. Ehlers.

Feldw.-Leutnant Schmidt. Oberstleutnant Hans von Wedel. Leutnant Paul Ebel. Füsilier Wachowitz.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Hofphotogr. Schiffer.

Vordere Reihe von links: K. u. k. Hauptmann von Görtz. Konsul Bach, Nürnberg. Rat Jureit, Frankfurt a. M. Oberstleutnant Serwed-Bei, Konstantinopel. Kurdirektor Feldsieper, Bad Homburg. Legationssekretär Dr. Anastassoff (Vertreter der bulgarischen Gesandtschaft). Oberstleutnant Djemil-Bei (türkischer Militärattaché, in Vertretung der türkischen Botschaft). Oberst von Friedeburg — dahinterstehend Dr. von Günther, Vertreter der österreichisch-ungarischen Botschaft, Berlin. — General v. Rochel, Vertreter des k. u. k. Kriegsministeriums, Wien. Beigeordneter Borgmann, geschäftsführender Vorsitzender des „Deutschen Genesungsheims". Fregattenkapitän Graf Colloredo-Mannsfeld, Vertreter S. K. H. des Erzherzogs Franz Salvator. Kammerherr von Heimburg — dahinterstehend Kurdirektor von Bochmer, Bad Nauheim —. Oberst Graf Schlieffen. Major Riza-Bei, von der Dardanellenarmee. W. Rutke, 1. Schriftführer des „Deutschen Genesungsheims". Obergespan von Miklos, Budapest, Hofrat Kayser. Oberleutnant Fallmann.

Einweihung des Deutschen Genesungsheims für Angehörige der österreichisch-ungarischen und ottomanischen Armee und Marine in Wiesbaden.

Das in Wiesbaden im Kriegsjahre 1914 gegründete „Deutsche Genesungsheim" (Genesungsheime für Angehörige der österreichisch-ungarischen, ottomanischen und bulgarischen Armee und Marine) wurde am 22. Oktober in feierlicher Weise eröffnet in Gegenwart von Vertretern der österreichisch-ungarischen und türkischen Botschaft und der bulgarischen Gesandtschaft in Berlin sowie je eines Vertreters des Generalinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege in der österreichisch-ungarischen Monarchie, des Erzherzogs Franz Salvator und des k. u. k. Kriegsministeriums.

Allgemeiner Paßzwang in Polen: Die Einwohner werden photographiert.

Die Einführung des allgemeinen Paßzwanges in den besetzten Landesteilen Polens hat es mit sich gebracht, daß sämtliche Einwohner photographiert werden mußten, denn in jeden Paß gehört das Bild des Besitzers. Die Kreischefs der einzelnen Kreise wurden mit dieser Aufgabe betraut. Eine Anzahl von Kommissionen, denen je ein Photograph zugeteilt wurde, teilten sich in die gewaltige Arbeit. In welcher Weise das Photographieren vor sich ging, zeigt unser Bild, auf dem auch der Kreischef des Kreises Konin, Geheimrat Schulz-Bromberg, ehemaliger Vizepräsident des Reichstags (1), sowie der Bezirksrichter in Konin, Amtsgerichtsrat Warmuth-Jauer, M. d. R. (2), zu sehen sind. Die Polen wurden in Massen zusammengeführt, in Gruppen zu fünfzehn aufgestellt, zur Wiedererkennung mit Nummern versehen und aufgenommen. Aus diesen Gruppenbildern wurden dann die Einzelbilder ausgestanzt und in die Pässe geklebt. Auf diese Weise konnte jede Kommission täglich 15- bis 1700 Personen photographieren



Phot. Fr. Hoftrup.

Dr. Georg Hirth, München †
bekannter Verlagsbuchhändler.



Ignatz Freiherr v. Landsberg †
Vizepräsident des preuß. Herrenhau'es.



Bildhauer Prof. Heinrich Gerhardt †
Altmeister der deutschen Künstler in Rom.



Die Königsgrenadiere.

Zwei Meter unter der Erde
Und sieben im Geviert
Liegen die Grenadiere
Des Königs einquartiert.

Fünfhundert Feuerschlünde
Toben Tag und Nacht,
Dreitausend Schlesierherzen
Halten Argonnenwacht.

Graben um Graben zersplittert,
Zug um Zug sinkt in Blut,
Neue Männer treten
In die eiserne Glut.

Siebenmal stürmen siebzehn
Bataillone heran,
Siebenmal fliehn die Franzosen
Vor dreitausend Mann.

Minengänge bohren
Gegen den Unterstand,
In eins zerschmettert fliegen,
Leiber, Schanzwerk und Sand. —

Hilfe schickte der Osten,
Bayern und Hessenkorps,
42er Haubitzen
Reißen ein weites Tor.

Sturm und Sieg und Jubel
Durch eroberte Reihn! — — —
Über das Feld zieht der Kaiser
Im Abendsonnenschein.

Stutzt. „Wo ruht heute, Fähnrich,
Mein Regiment?" Und dankt.
Der schweigt und schweigt noch immer
Und salutiert und wankt:

„Zwei Meter unter der Erde,
Hier, wo die Fahne weht,
Ruhen die Grenadiere
Eurer Majestät!"

Gerhard Branca.

Aus dem Isonzo-Gebiet.

Von Lia Rupflin*).

Die Stadt.

Ein wolkenloser Mittsommerhimmel in leuchtendem Blau und goldener Sonne. Darunter ein weites, gesegnetes Land. Dunkle Oliven und schlanke Pappeln, die sich über üppige Mais- und Getreidefelder neigen, zwischen dem Grün verstreute, lichtgraue Karstfelsen und drüben im Westen ein silbernes Schimmern — die Wellen des Flusses, um den so heiß gerungen wird.

Ein feines, graues Gespinst durchwebt die klare Luft, die Staubschleier der Heerstraße. Wenn sie sich etwas legen, sieht man hoch auf steilem Hügel die ragenden Zinnen eines alten Kastells und zu seinen Füßen, da liegt die stolze, weiße Stadt, die vielumstrittene.

Durch enge Gassen und Gäßchen windet sich unser Wagen. Geschlossene Läden, geschlossene Fenster. Nur selten mehr sieht man eine der slowenischen Frauen, die sonst mit dem ihnen eigenen stolzen Gang, schwere Lasten auf dem Haupt tragend, den Weg kreuzten. Hie und da huscht eine eng an den Häusern dahin, ängstlich auf das Singen und Heulen hoch in den Lüften lauschend. „Krieg"! Mit einem Seufzer sagen sie es.

Tag und Nacht donnern die Geschütze. Mit verzweifeltem Ingrimm setzen die Italiener immer wieder den Sturm auf die Stadt in ihren Tagesbefehl, aber fest steht und treu die Wacht im Süden. Umsonst holen sich die Feinde blutige Köpfe. Desto toller toben ihre Kanonen. Fast ununterbrochen wird gefeuert, Schrapnells, Granaten allen Kalibers, wenn's nur gehörig kracht. Das ist italienischer Kriegstil.

Viel kleine Wunden schon trägt die weiße Stadt. Und manches unschuldige Leben sieht sie verbluten.

Über uns wieder das bekannte Huiii .... und plötzlich ein krachender Schlag. Das Haus vor uns ist getroffen. Eine jähe Staubwolke, splitterndes Gebälk und ein Hagel von stürzenden Steinen. Schmerzenschreie klingen dazwischen. Und dann tragen sie auf einer Bahre stille Menschen aus den Trümmern. Nur Frauen, eine davon ein blühendes junges Mädel. Tot. Auf der zerschossenen Schwelle kauert laut weinend eine weißhaarige Frau, vielleicht war's ihr Kind.....

Ein paar Häuser weiter kommt helles Lachen aus einem Fenster und mischt sich mit lustigen Walzertönen eines Grammophons. Kontraste des Krieges.

Am Marktplatz halten wir vor dem Kommando. Hier herrscht reges Leben. Hechtgrau und farbig wimmelt's durcheinander, Infanterie, Artillerie, Fuhrparkkolonnen. Und die Leute haben helle Augen und frohe Gesichter. Singend und lachend marschieren sie dahin, grüßen uns mit Winken und fröhlichen Rufen. Ein gemeinsames Ziel steht über ihnen, ein Wille beherrscht sie, sie müssen und sie werden ihn besiegen, den tückischen Feind, den sie hassen mit der ganzen Kraft ihres südlichen Blutes. Sie sind treu dem großen Mutterlande.....

Draußen vor der Stadt steht ein großes, weißes Gebäude. Das Zeichen des Friedens schimmert über dem Portal. Langsam kommen kleine Wagen angefahren, auf der weißen oder grünen Plane das rote Kreuz. Einen nach dem andern tragen sie hinein. Auf den kühlen Fliesen liegen die Tapferen und harren der Hilfe. Die meisten matt, vom Blutverlust erschöpft. Nur einer findet keine Ruhe. Das braune Gesicht von einer Schußwunde furchbar entstellt, der rechte Arm eine formlose Masse, notdürftig verhüllt. Abgerissene Worte in seiner dalmatinischen Muttersprache dringen mühsam über seine Lippen, bis ihn kräftige Arme liebevoll der Hilfe entgegengetragen. Heiß stieg das Mitleid in mir auf, ich sah aber auch, wie die Hände meiner Gefährten sich ballten, in grimmigem Zorn über die feige Verräterhorde, die daran die Schuld trägt. Die Rache wird furchtbar tagen. . . .

*) Die Verfasserin war als freiwillige Kraftwagenführerin im Isonzo-Gebiet.



Denen aber, die sorgenlos im sichern Schutz der Heimat zurückgeblieben, möchte ich zurufen: Vergeßt den Jammer des Krieges nicht darüber, sondern haltet Hände und Herzen offen, eure tatkräftige Liebe soll die Wunden heilen helfen, die der Krieg den Tapfern draußen schlägt.

Im Quartier.

Tief hinein ins slowenische Waldland leuchtet die Kriegsfackel, und jäh schreckt sie die kleinen, weltabgekehrten Dörfer aus langer Ruhe, gibt ihnen mit einem Mal Leben und Bedeutung. Diesmal ist unser Quartier im Schulhaus von B . . . . a. Feste Tritte schallen hallend treppauf, treppab, mit vergnügten Gesichtern strecken sich die Grauen auf den winzigen Schulbänken, einige betrachten staunend die schauerlich schönen Öldrucke an den Wänden, andere legen sich zufrieden auf die leeren Kartuschenkisten und freuen sich, daß sie heut nacht wieder einmal unter Dach und auf weichem Heulager schlafen sollen.

Der abendliche Appell ist zu Ende, nun gehört man ein bißchen sich selbst. Droben weiß ich eine hohe Steinterrasse, die einen wundervollen Fernblick gewährt.

So ungewöhnlich ruhig ist es heute. In Fittichen des Friedens liegt das weite Land. Weich und kühl kommt von den bewaldeten Höhen die Abendluft gestrichen und gleitet wogend über die goldenen Halme drunten, die segenschwer sich neigen. In leuchtenden Gluten sinkt überm heiligen Berg die Sonne. Plötzlich stört ein scharfes Knattern die friedliche Stille. Hoch über den schwirrenden Schwalben zieht er seine Kreise. Näher und näher schraubt sich der feindliche Raubvogel heran, scharf heben sich seine gelben Flügel gegen den blassen Abendhimmel ab. Unten wird es lebendig. Unsere Schrapnells sind ihm kein willkommener Gruß, er verschwindet bald wieder. Es wird wieder still. Einer kurzen Dämmerung folgt rasch die Nacht. Eine jener wundervollen Mittsommernächte, wie sie nur der Süden kennt, schwer von Duft und leuchtend in tausend Sternen. Drunten in den blühenden Hecken huschen Lichtfünkchen in zitterndem Spiel, verschwinden, leuchten wieder auf — Glühwürmchen. Was kümmert sie der Krieg? Sie nützen das bißchen Zeit, das Leben und Liebe ihnen zuweist.

An den verlöschenden Gluten des Lagerfeuers sitzen die Kameraden. Klänge einer Gitarre und Mandoline zittern durch die Luft. Und dann singen sie. Langsam, schwermütig klingt das alte Soldatenlied zu mir herauf. Deutsche Laute, deutsche Heimatsehnsucht. Und mit den Tönen des Liedes wandern die Gedanken heimwärts zu Weib und Kind, Haus und Herd. Ferne Heimat, treu tragen wir alle dein Bild im Herzen. Ihr zu Hause, habt keine Sorge um uns. Und verliert nicht die Geduld und scheltet nicht zuviel über den Krieg. Sooft habe ich noch in der Heimat die bange Frage gehört: Wird der Krieg die Leute nicht brutal machen, sie der Familie entfremden? Fürchtet das nicht, wohl ist der Krieg rauh, aber er erzieht starke Menschen, und die Bande, die die draußen Stehenden an die Familie fesseln, sind oft stärker als im Frieden. . . .

Über schlafende Wälder steigt die Mondsichel groß und silbern. Schweigen des Friedens überall. Das Feuer drunten ist erloschen, die Kameraden suchen die verdiente Ruhe. Die schweren Schritte der Posten unterbrechen gleichmäßig die Stille, drüben, wo die ungarische Trainkolonne lagert, hört man ein Pferd schnaufen. . . .

Fahrt.

Sternlose, kalte Nacht auf der Heerstraße. Langsam, vorsichtig gleiten die Wagen hinein in die ungewisse Dunkelheit. Wir führen keine Lichter. In gewissen Abständen schrillt ein scharfer Pfiff durch die Nacht, dann steht die Wagenreihe. Ein kurzer Umblick des Führers, und weiter geht es mit ratterndem Motor durch schlafende Dörfer und schweigende Wälder.

Rascher Hufschlag, eine Reiterabteilung taucht zwischen den Bäumen auf — im Vorbeijagen ein rascher Gruß, dann hat die Dunkelheit sie wieder verschlungen.

In der Ferne grollt es dumpf, dort stehen die schweren Geschütze des Feindes. Weiter, immer weiter. Nebel ziehen über die Karsthöhen, senken sich tiefer und tiefer. Die scharfe, schwerfeuchte Nachtluft schlägt in der Fahrt eisig ins Gesicht.

Eine Steigung kommt, dichter, niedriger Wald nimmt uns auf. Aus dem Nebel tauchen Gestalten auf — ein gellender Hupenton und dann der bekannte Pfeifenruf zerreißen jäh die Stille. Wir halten. Ein Mächtigerer sperrt uns den Weg. Der Gewaltige, zu dessen Gefolge wir gehören. Drohend starren die Eisenglieder des Riesen in die Nacht. Tiefe Spuren graben die schweren Räder in den weichen Straßengrund. Steil, schmal, mit scharfen Kehren windet sich die Straße zur Höhe. Mir scheint es fast unmöglich, mit den großen Geschützwagen da hinaufzukommen. Aber die Mörserchauffeure lachen. „Das werden wir gleich haben.“ Brüllend, funkensprühend beginnen die starken Motoren zu arbeiten, und mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit nehmen die Kolosse die Steigung und verschwinden um die Biegung. In wenigen Stunden vielleicht schon donnern ihre ehernen Grüße hinüber ins feindliche Lager. . . .

Nachtgefecht.

Feldlager auf der Höhe, wir fahren nicht mehr weiter in dieser Nacht. Posten werden ausgestellt, die Wagen mit Baumästen gegen Flieger gedeckt, dann darf man schlafen. Im Feldlager ist das eine sehr einfache Sache. Man setzt oder legt sich irgendwohin und macht die Augen zu, das andere besorgt die Müdigkeit ganz von selbst. Schlaflosigkeit kennt man nicht, nicht einmal, wenn man wie ich zufällig eine Decke erwischt, in der sich bereits eine kleine Armee blutgieriger Quälgeister häuslich niedergelassen hat.

Nach ein paar Minuten schon werde ich geweckt. „Es geht was los“, versichert der Feuerwerker geheimnisvoll. Es war gegen Morgen. Dicht hingen die Nebelfetzen an den Höhen. Dumpf brüllten plötzlich Kanonenschüsse, die grelle, weiße Lichtwoge eines Scheinwerfers flutete über das Dämmern und suchte mit hastigen Bewegungen das Gelände ab. Mit grünem Flimmern fahren Leuchtgranaten aus den feindlichen Stellungen hoch, machen die Gegend taghell. Und dann zucken gelbe Feuerschlangen. Jetzt geht's Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Rasendes Infanteriefeuer setzt ein. Sturmangriff. Das tobt und lärmt wie ein riesiger brodelnder Hexenkessel. Eine halbe Stunde dauert der Kampf. Schwächer wird das Schießen, vereinzelte Kanonenschläge noch, dann Stille. Der Angriff ist zurückgeschlagen. Nachdenklich gehen wir zu unsern Wagen zurück. Wir beneiden sie heiß, die Tapferen, die mit dem Feind sich eben messen durften. Ob wohl auch uns einmal die Stunde schlagen wird??



Segen des Krieges.

Ich sah das Doppelantlitz des Krieges. Sah das stolze Siegergesicht und schaute die grinsende, hohläugige Totenfratze. Mit offenen Augen und offenem Herzen ging ich durch Elend und Jammer, die seinen Spuren folgten. Und doch vergessen sich die düsteren, blutigen Bilder so rasch, und nur das Große und Erhabene bleibt haften in der Seele.

Man spricht soviel von der verrohenden Wirkung des Krieges auf die Gemüter. Ich habe wenig davon gesehen. Im Gegenteil. Mitten im Alltag des Soldatenlebens fand ich oft viel menschlich warmes Empfinden, opferwillige Hilfsbereitschaft. Freilich, der Krieg streichelt nicht mit weichen Händen, sondern schlägt zu mit eiserner Faust. Sentimentale Gefühlsmenschen und rührselige Schwärmer kann er nicht brauchen. Schon mancher, der hinauszog als schwacher Träumer, hat in Not und Gefahr rasch und richtig handeln gelernt. In noch stärkerem Maße werden wir durch den Krieg sein ein freies, starkes Volk gesund denkender, klar sehender Menschen. Menschen, die aus ruhiger Überlegung handeln und nicht aus schnellen Gefühlsimpulsen. Ich will gewiß nicht der Brutalität und Selbstüberhebung das Wort reden, aber etwas mehr Selbstbewußtsein, ein gesteigertes stolzes Vertrauen auf die kühne, ungebrochene Kraft, die unserem Volk zu eigen, das soll und wird der Krieg uns geben. Er reift das Volk der Denker zum Volk der Tat. Nicht lieben allein sollen sie uns lernen, sondern fürchten. Was wohlwollendes Vertrauen nicht zustande brachte, erzwingt jetzt unser kraftvolles, siegreiches Schwert. . . .

Aber nicht nur nach außen, auch für den einzelnen wirkt der Krieg vorteilhaft. So viele Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten lehrt er uns lächelnd verachten. Und gerade sie machten einem das Leben oft bitter schwer. Man gewöhnt sich daran, sich zu bescheiden und zu gedulden. Wir draußen fanden, daß es sich auch ohne die verschiedenen Auswüchse, die der hochgesteigerte Luxus unserer verfeinerten Kultur mit sich brachte, ganz gut leben läßt. Und noch etwas Großes lehrt der Krieg — Gehorsam, die schweigende Unterordnung des einzelnen, das willenlose Einfügen in das Ganze. Gemeinsames Ziel und gemeinsame Gefahr wiederum sind mächtige Bande, die ein treues Zusammenhalten erzeugen. Bei uns gibt es keine sozialen Unterschiede, kennt man nicht reich oder arm, da sind sie alle gleich — Soldaten, Kameraden. Der Krieg brachte allen Klassenhaß zum Schweigen und schuf die Einigkeit. Kampf und Not schulen in der Erkenntnis und Überwindung der Gefahr, machen mutig und erziehen zur Geistesgegenwart. Anderseits läßt die stete Gefährdung das Leben als etwas Kostbares schätzen, man liebt es heißer als im Frieden, ohne deshalb den Tod zu fürchten.

Der Krieg zerreißt auch die Bande der Familie nicht, im Gegenteil, die äußerliche Trennung knüpft sie um so fester. Habt keine Angst, ihr meine Schwestern zu Hause, die Liebe zu Weib und Kind, die mit unseren Kriegern hinausgezogen, die lebt in ihnen fort, gesteigert und vertieft. Oft habe ich es gehört und empfunden. Nicht vergessen seid ihr. . . . Deshalb weint nicht in bangen Sorgen, sondern seid treue und starke Hüterinnen der häuslichen Schwelle, die Zukunft wird es euch danken.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Das neuerbaute Museumsgebäude in Wiesbaden,

das die Städt. Gemäldegalerie sowie das Naturhistorische und Altertumsmuseum umfaßt. Der Entwurf des Gesamtbaus stammt von Professor Th. Fischer-München.





Sitzend von links: Frl. stud. med. Vodička; Dr. Kraus; Exz. Gräfin Mary Coudenhove, Gemahlin des Statthalters von Böhmen; **Dr. Otto Wiener;** Frau Ing. Ltn. Gusti Machaczek.



Aus der Nervenabteilung des k. k. Militär-Reserve-Spitals Nr. 2 in Prag.



Hofphot. Kühlewindt.

Ein Teil der täglich eingehenden Post eines Armeeoberkommandos auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Ausladen auf dem Bahnhof Landworowo bei Wilna.





Abbringen der Baumstämme.



Hofphot. Eberth.

Mit dem Holz talabwärts.

Deutsche Pioniere bei der Arbeit in den Vogesen.





Nach der Sprengung.



Trümmer der Ballonhalle, im Hintergrund die Luftschifferkaserne.



Eisentrümmer der Halle.

Photo-Union.

Russischer Flughafen bei Lida,

den die Russen vor ihrer Flucht sprengten, um uns denselben nicht in die Hände fallen zu lassen.



Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

9. Fortsetzung.

Aber das Schicksal ging einen andern Weg, um ihnen die Prüfungen des Lebens zu bescheren.

Eva erkrankte. Sie war in ein böses, heftiges Maiwetter geraten und hatte sich erkältet. Einige Tage täuschte sie sich und ihren Mann darüber hinweg, doch als sie in der dritten Nacht im Fieberdämmer neben ihm lag und wirre Antworten gab, da erkannte er, daß eine Krankheit bei ihr eingezogen war. Gegen Morgen kam sie noch einmal zu klaren Gedanken und sah ihm mit einem seltsamen, dankbaren, forschenden Blick zu, wie er den Buben auf den Arm nahm, um ihn ins Nebenzimmer zu tragen und dort neu zu betten, dann sagte sie mit leiser, rauher Stimme: „Du kannst ganz ruhig sein, es geht vorüber.“

Eine Lungenentzündung raubte ihr schon am Abend die Sprache, und Will Roßhaupt saß zum erstenmal an einem Krankenbett und vergaß die Welt und seine Pläne, hätte Ruhm und Zukunft, alles, alles geopfert, wenn er damit sein Weib hätte loskaufen können.

Sie wohnten schon wieder vor der Stadt, am linken Seeufer, und wenn er auf die Laube hinausging, um die Bütte mit dem kalten Wasser hereinzuholen, in das die Wickel getaucht wurden, dann sah er die Stadt mit tausend Lichtern glänzen.

Evas Befinden verschlechterte sich. Sie lag apathisch, nicht mehr sie selbst. Er sah, wie die Augäpfel sich wölbten unter den schönen breiten Lidern, sah die Decken beben unter ihrem harten Herzstoß.

Herrle war zu einer Nachbarin ausquartiert worden.

Will war mit seiner Frau allein. Helle, weiche Juninächte schmückten den Himmel mit Sternen und dufteten nach Rosen und Rebenblüten. An den offenen Fenstern spann das frische Laub, und Will lernte die Stunden der Nacht kennen, wußte, wann die Meise lockte und das Rotkehlchen erwachte, hörte den ersten schmetternden Finkenschlag und, wenn's tagte, den tönenden Schlag der Amsel. Er schlief nicht und aß nicht. Er rang mit dem Unsichtbaren, der draußen um den Gartenzaun schlich, um das Leben seiner Frau.

Am neunten Tage glaubte der Arzt ihn darauf vorbereiten zu müssen, daß Evas Zustand bedenklich sei.

Der grauköpfige Herr, der die dunklen, von Schatten umgebenen Augen des jungen Mannes mit einem merkwürdig reifen und wissenden Ausduck auf sich ruhen fühlte, fand nicht gleich die rechten Worte.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Doktor, es geht um ihr Leben.“

„Ja, das geht's wohl, Herr Roßhaupt, aber Ihre Frau ist noch so jung, und dann, sie hat, glaub ich, einen guten Pfleger. Aber ich schicke Ihnen heute noch eine Schwester. Sonst legen Sie sich auch noch ins Bett.“

„Mich legt jetzt nichts“, erwiderte Will und ging zu seiner Frau.

Sie lag mit geschlossenen Augen und war bleicher als in den letzten Tagen. Ihr Atem lief so flüchtig wie eine Spule. Ihre durchsichtigen Finger lagen auf der Decke. Will ergriff sie und drückte die Lippen darauf. So saß er lange.

Er wußte, daß er sie morgen vielleicht nicht mehr hatte. Und plötzlich war das Gefühl einer ungeheuren Leere in ihm und um ihn her, blieb ihm kein anderer Halt, kein anderer Gedanke mehr als ihr Name. „Eva, Eva“, murmelte er unhörbar mit zuckenden Lippen immer und immer wieder und blickte sie gar nicht an dabei, hielt die Finger, an denen der Ehering zu weit geworden war und die kleinen schwarzen Nadelstiche so stark hervortraten auf der weiß und durchsichtig gewordenen Haut, und glitt langsam vom Stuhl auf die Knie, die Stirn an ihr Herz gelehnt, wußte mit einem Schlag, daß es sein eigenes Leben war, das da lag und von ihm wegstrebte in dämmernder Schwäche.

Er war allein mit ihr, mit seinem Leben allein. Selbst das Kind war in diesem Augenblick aus seinen Gedanken ganz ausgeschaltet.

Am Abend kam die Krankenschwester und nahm mit der geschickten Sicherheit ihres Berufes das Regiment an sich.

Da ging Will Roßhaupt zu seinem Jungen.

Er traf ihn noch wach, aber schon mit Sand in den Augen. Und wie der kleine Bub da vor ihm im fremden Bett lag, blinzelnd vor Müdigkeit und dann und wann erschreckt und groß die Augen aufschlagend, einen ganz andern tiefen Ausdruck darin, wie ihn Kinder zeigen, die aus dem Schlaf schrecken, da war es wieder Eva, die er sah, die ihn aus Hermanns Augen grüßte, und er fühlte einen Schauder im Nacken, als stünde der Tod vor der Tür.

Sein Gefühl betrog ihn nicht, der Tod stand vor der Tür und strich durch das Reblaub, das flüsternd um die Hauswand lief und sich von dem unheimlichen Gast erzählte.

Eva erwachte gegen drei Uhr in der Frühe zum Bewußtsein. Sie fragte nach ihrem Buben. Als das Wetter sie auf der Seestraße überfallen hatte, weitab von Schutz und Schirm, da war sie mit dem schweren Knaben in den Armen im dreschenden Hagel heimgerannt. Dreihundert Schritt dem Unwetter preisgegeben, nur von dem einen Gedanken beherrscht, das Kind zu sichern. Sie hatte es an die Schulter gepreßt, zugedeckt und vermummt mit ihrem leichten, wohlfeilen Sommerjäckchen, damit der Bub keinen Schaden nahm.

Nun mochte sie die Erinnerung an diese Viertelstunde

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



überkommen haben, denn sie flüsterte etwas von den leuchtenden Blitzen und dem brüllenden Donner, die damals ihre Begleiter gewesen waren, tröstete ihren Buben und sah dabei Will mit großen, merkwürdig klaren Augen an, wußte dann auf einmal wieder, daß alles nur Erinnerung war, und daß sie selbst krank lag, lächelte mit blassen Lippen, schob mühsam den Kopf so weit seitwärts, daß ihre magere Wange auf Wills Hand zu liegen kam, und seufzte glücklich, ehe sie wieder in dämmernden, bewußtlosen Schlaf sank.

Die Krankenschwester war hinausgegangen und hatte das Mädchen zum Arzt geschickt, Will war allein mit seiner Frau.

Sanftes Grau stand am Fenster, wellige Silberstreifen zitterten am Himmel, eine Grasmücke begann zu zirpen.

Da neigte er sich über sie, und obwohl er wußte, daß sie ihn nicht hörte, flüsterte er mit einer Energie und Inbrunst im Ton, als hätten seine Worte und sein Wille Kraft über sie und den Tod: „Du mußt bei mir bleiben, Eva! Ich kann ja nicht sein ohne dich!"

Der Arzt kam; in den Rebenblütenduft, der zum geöffneten Fenster hereinstrich, mischte sich der scharfe Geruch des Kampferäthers, ins erste feine, traumhafte Vogelgetön klang der gequälte Atem der Frau.

Und Will trat hinaus auf die Laube, suchte die ewige Allmacht im unbegrenzten Raum und bat um seine Frau. Tau sprühte im Rebenlaub, der See begann rosig und saphirblau zu erglühen im Morgenschein, die Welt ging ihren Gang.

Als Will wieder an das Krankenbett schlich und sich über sie bückte, stand ein feines Schweißkränzlein auf Evas Stirn, und ihr Mund lag mit leicht geöffneten Lippen, die Flügel der schlanken Nase schlugen nicht mehr so hastig wie vorher.

Da heftete Will einen ängstlichen, fragenden, hoffnungsdurstigen Blick auf den Arzt, der am Bettende saß und Evas Puls hielt, und begegnete einem ermunternden Nicken, das grotesk erschien in diesem verwitterten übernächtigen Gesicht.

Und als wäre ein Wunder geschehen und der dunkle Bedränger aus dem Bereich des Gartens und des Hauses entwichen, erhoben die Vögel plötzlich im glänzenden Frühlicht ihre Stimmen und jubelten und tirilierten, wie Will es noch nie gehört haben wollte.

Eva war gerettet.

Aber langsam und mühsam erholte sie sich, und das Sparbüchlein mußte herhalten, um die Kosten dieser Genesung zu decken. Und doch war Will nie froher und freier als in diesen schweren Sommertagen, da er Eva wieder sein wußte, da die erste schwere seelische Erschütterung über sie und ihn hingegangen war und unbekannte Kräfte in ihnen entfesselt hatte.

In diesem Sommer schrieb Wilhelm Roßhaupt einen Roman. Oft saß er nachts darüber gebückt, und es war ein Jauchzen in seiner Brust, ein Drang, sich herzuschenken, ein Quellen und Sprießen, wie er es noch nie empfunden hatte. Am Tage hatte die Welt so viele fesselnde, fremdgestaltete Züge, daß er sich gar nicht satt sehen konnte. Als wäre er ein anderer geworden, als wäre er, er selbst der Kranke gewesen, der nun in ein neues Leben hineinging.

Er tat seinen Redaktionsdienst mit fröhlicher Ueberwindung und brannte dann jeden Tag darauf, nach Hause zu kommen. Fand Eva im Garten liegend, den Buben im Sand spielend, saß bei ihr, hielt ihre Hand, war so um sie bemüht, wie sie immer um ihn bemüht gewesen war, und rannte dann plötzlich auf sein Zimmer, warf sich in die Arbeit und erschien wieder, fragte zaghaft, ob es sie nicht ermüde, um dann vorzulesen, was der Tag oder die Nacht ihm geschenkt hatten.

Eva lag still. Zuweilen ging ein Lächeln über ihr klares Gesicht, in dem noch die Farbe fehlte, und einmal weinte sie große, noch klarere Tränen, als er las, zog dann seinen Kopf an sich, schlang die Arme um ihn und murmelte: „Das habe ich noch nicht gewußt, daß du *so* schreiben kannst!"

Aber als der Roman vollendet und abgeschrieben war, da kam wieder die Bitterkeit über Will. Er schickte ihn gar nicht in die Welt. Es war ihm, als dürfte er diese Arbeit nicht dem kalten Urteil und den Erwägungen aussetzen, die irgendwo in einer Redaktionstube Geltung hatten. So entschloß er sich, ihn dem Feuilletonredakteur des Blattes vorzulegen, den er vertreten hatte, und der druckte dann Wills ersten großen Roman. War's Kollegialität, war's Dankbarkeit, Freundschaft oder Einsicht in die besonderen Vorzüge des Werkes — Will und Eva zerbrachen sich darüber nicht den Kopf. Ihm genügte es, daß das Werk gedruckt wurde und hinter ihm lag, daß er das Gefühl hatte, daran gewachsen zu sein, sie aber wartete täglich auf „ihren" Roman. Sie wußte ja, daß es wirklich „ihr" Roman war.

Mit Eva warteten andere Leser.

Eines Tages bat der Chefredakteur Will zu sich.

„Wissen Sie, daß Ihr Roman eine Wirkung hat, wie ich sie noch nicht beobachtet habe in den letzten zehn und mehr Jahren? Sie haben's erreicht, Herr Roßhaupt! Ich will Ihnen keine Komplimente machen, aber diesmal ist es mehr als Talent, ist es ein persönliches und lebendiges Werk."

Will sagte seiner Frau nichts davon. Er fühlte sich fast beschämt, es war ihm peinlich, von einem Werk zu reden, von dem nur er wußte, wie lebendig es empfunden war, wie stark es im Erleben und Erleiden wurzelte.

Der Roman war zu Ende. Das Honorar füllte die Lücken, die der Winter gerissen, ein März voll köstlicher Sonne glänzte über See und Gebirg.

Eva war genesen. Ihre gesunde Natur spottete aller Nachwehen. Sie war blühender als je.

Da kam ein Brief aus Deutschland. „Felix Romberg", stand auf der Rückseite des Umschlages. Als Eva ihn abnahm und den Namen des Absenders las, überlief es sie wie eine Ahnung. Romberg war ja der angesehene Verleger, der früher schon einmal eine Sammlung von Novellen Wills gelesen und freundlich gewürdigt, wenn auch nicht verlegt hatte.

Will lachte, als sie mit Augen, die vor Erwartung glänzten, zu ihm trat. Aber dann wurde er ernst.

„Der Kommerzienrat kommt hierher", sagte er und reichte seiner Frau den Brief.



Er war ans Fenster getreten, wie es seine Art war. Plötzlich stand sie neben ihm.

„Nun kommt dein Tag, Will, nun haben sie dich gefunden!"

Er konnte nichts erwidern. So standen sie lange, und in diesem Augenblick war Will Roßhaupt aller Unruhe ledig, schwiegen alle seine Wünsche, suchte er nichts mehr, fehlte ihm nichts, hielt er Evas Hand und wartete, sah plötzlich den Aufstieg vor sich, zu dem ihn nicht strauchelnde Füße, sondern stürmende Flügel emportrugen.

„Wenn nur schönes Wetter ist", wünschte Eva mit weiblichem Sinn für kleine Liebenswürdigkeiten, als der Tag graute, an dem Kommerzienrat Romberg kommen sollte.

Aber der Tag begann mit einem feinen Regen, der See und Höhen in graue Schleier hüllte.

Will ging ins Hotel, wo Romberg ihn erwarten wollte.

„Sorg dich nur nicht, Eva, zu Tisch bring ich ihn nicht mit", scherzte er beim Abschied, und sie stand mit Herrle an der Hand auf der Holzstiege, die auf die Hauslaube führte, und sah ihm lachend nach.

Aber am Nachmittag geschah es doch.

Da kam Felix Romberg mit seinem jungen Autor wie mit einem guten, gleichalterigen Freunde aufs Land, um Frau Roßhaupt zu begrüßen. Sie saß auf dem Läublein. Das Wetter hatte sich aufgehellt, eine starke, junge Sonne durchglühte und vergoldete den rotbraunen Holzbau des alten Landhauses.

Das Trepplein ächzte, als der schwere, hochgewachsene Mann hinaufstieg.

„Wie schön Sie es hier haben! Da muß ich mir beinahe Vorwürfe machen, daß ich Sie diesem Ort entfremden und entführen will!"

Erschrocken blickte Eva zu ihrem Mann hinüber. Aber in Wills Gesicht brannte die Sonne und umfunkelte seine Stirn, daß sie wie Goldbronze glühte. Es war ein hinreißender Ausdruck in seinem Gesicht, den sie noch nicht an ihm kannte. Und plötzlich glitt eine kalte Hand an ihr Herz und drückte es fest zusammen. Sie wußte auf einmal, daß das ein Abschnitt war in ihrem Leben, daß etwas Neues in ihre Ehe trat, daß die Aufgabe den Mann rief, und daß er ihr folgen würde. Folgen mußte!

„Und wohin wollen Sie uns entführen, Herr Kommerzienrat?" fragte sie mit ihrem stillen, gehaltenen Lächeln, das ihr ernstes Antlitz wunderbar erhellte, ohne eine Linie ihres Mundes zu verändern.

Sie blickte ihn mit den großen dunklen Augen an, in denen jetzt ein feuchter Schein schwamm, und prüfte nachdenklich seine steingemeißelten, breitflächigen Züge, die von Borsten überhangenen grauen Augen, das schöne feste Kinn und sah einen gütigen, beinahe mitleidigen Ausdruck in seinem energischen, vom grauen Schnurrbart kriegerisch belebten Gesicht.

„Nach Berlin, Frau Roßhaupt, in den Wirkungskreis, in den ihr Mann gehört."

Er hatte mit einer gewissen Schonungslosigkeit gesprochen. Eva empfand, daß es gute Absicht war, er wollte ihr nicht mit Wenn und Aber kommen.

Und es ergab sich, daß Wills Roman bereits im Druck war und schon in drei Wochen erscheinen sollte.

„Ja, das muß mit Hochdruck gehen, man soll einen Erfolg nicht erkalten lassen, und ich will derjenige sein, der dieses Buch druckt, und wenn ich es recht gelesen habe in den zerstückten Fortsetzungen, auf die ich von anderer Seite aufmerksam gemacht worden bin, dann ist es ein Werk, das morgen schon durch Deutschland fliegt. Fliegen müßte, und dafür, daß das geschieht, bin ich da."

Eva blieb gefaßt und ruhig. Ein Abglanz von Wills großer, unruhiger Freude lag verklärt auf ihren Zügen.

Will begleitete den Kommerzienrat noch bis zur Station am See. Eva sah die Dampfschwalbe ins feuerfarbene Wasser tauchen und der Stadt zu in einem Flimmerspiel von Licht und Wellen entgleiten. Oder war's ein Tränenschleier, der ihren Blick umzogen hatte?

Will kam zurück. Ein beklemmendes Schweigen fiel über sie. Er hatte den Kopf voll gärender Gedanken, sein Leben schüttelte unversehens hohe Wogenkämme, auf denen sein Schiff mit geschwellten Segeln dahinrauschte. Er war so mit der Zukunft beschäftigt, daß er alles um sich vergaß. Und auf einmal kam ihm zum Bewußtsein, daß er jetzt erst ins Leben hinaustrat. Seine Unruhe, seine Sehnsucht, seine ungesättigte Sehnsucht hatte Flügel bekommen und riß ihn empor.

Spät in der Nacht ging er zur Ruhe.

Eva hatte auf ihn gewartet. Er fand sie über einer Näherei für Herrle.

Im ersten Augenblick stieß ihn diese alltägliche Beschäftigung ab, dann war's wie Rührung, als er sie fragte: „Eva, gehst du denn mit nach Berlin?" und ein großer Triumph schwang in seiner Frage.

Und Eva antwortete lächelnd: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen."

Im Nachtwind rauschte der lenzliche Garten.

Das Spiel mit dem Feuer.

Eva löste sich schwer von Zürich. Nicht von der Stadt, auch nicht von der Landschaft, aber von der Stätte ihres ersten Glückes und ihrer Prüfungen und Schmerzen. Wie ein Vorgefühl kommender Kämpfe und Leiden überkam es sie, als sie die Stadt verließen.

Will geleitete seine Frau, die der Geburt eines zweiten Kindes entgegensah, zuerst nach Sachseln im Obwaldner Land. Hier verlebte sie mit dem Knaben noch ein paar stille Wochen, bis Will in Berlin die Wohnung gefunden und die Einrichtung besorgt hatte.

Dann kam er sie holen.

Und erst hier hatte Eva dann das Gefühl, als verlasse sie die Heimat. Sie hatte in diesen stillen, heiteren Sommertagen sich selbst und ihrem Kinde leben können, so daß dieses abgeschlossene Tal ganz mit ihren Gedanken und Träumen bevölkert worden war. Der silbergrüne See, die Bergmatten mit den zerstreuten Hütten, die einsamen Wege, die wortkargen bärtigen Männer und die frommen Frauen, dieses Zusammenklingen der Landschaft mit ihrer eigenen gedämpften Stimmung, die durch die Umstände beinahe ins Feierliche gesteigert war, hatte ein Heimatgefühl in ihr geweckt, wie sie es noch nie empfunden hatte.

Sie hatte Tränen in den Augen, als sie Abschied nahmen.

Will war mit seiner Frau und dem Bübchen vor der Abreise noch über den See gerudert. Das glatte, grüne Wasser spiegelte die Ufer mit solcher Kraft und Klarheit, daß sie im Schiff über Berge und Matten zu gleiten schienen. Kein Hauch kräuselte den blanken Spiegel, nur das Ruder knarrte. Das ferne Tosen eines Sturzbaches, der sich weiß durch den grünen Hang und den schwarzen Wald fraß, erfüllte die klare Luft mit einem sanften Geräusch.

Als sie die Mitte des Seeleins erreicht hatten, traten die Berner Alpengipfel hinter dem grünen Wandelengrat hervor. Weiße glänzende Hörner, in dieser traumhaften Stille und Weite aller Schrecken bar. Wie unwirklich und nicht eingewurzelt auf der Erde, schwebten sie über dem Obwaldner Land. Sie warfen ihren rosigen Schein wie aus einer anderen Welt in die grüne Stille dieses sanften Tales.

Da ließ Wilhelm Roßhaupt die Ruder sinken, und sein Mund, der von Berliner Eindrücken und Hoffnungen und Plänen übergeflossen war, verstummte. Erst jetzt fiel ihm der resignierte, von einem wehmütig tapferen Lächeln versteckte Blick in Evas dunkeln Augen auf.

Das Boot trieb im Kreise.

Hermann saß ganz still, ein bißchen ängstlich neben der Mutter auf dem Steuerbänklein. Den Weg von Sachseln nach Flühli hinauf kroch eine Prozession, um dem seligen Bruder Klaus, dem Schutzpatron des Ländchens, im Ranft zu opfern. Ein buntes Fähnlein ging vor ihnen her und hob sich lustig aus dem Mattengrün.

„Beata solitudo", murmelte Will unwillkürlich, und eine Jugenderinnerung trat vor ihn hin. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

Eva hatte die Worte nicht verstanden.

Da erzählte er ihr die Geschichte von dem schönen Zörnli und dem wächsernen Einsiedler in der Eremitage der Birsegg.

Am andern Ufer rasteten sie eine Weile. Weit und breit war kein Haus, Grasland zog sich am See entlang, dunkle Birnbäume streuten ihre Schatten auf die blühenden Matten. Wo der Wald die Schlucht herabstieg, lag ein Bachbett aufgewühlt und von Gesteinstrümmern gefüllt blank in der Sonne. Ein klares Wässerlein glänzte und gluckste in einzelnen Tümpeln und Trichtern. Erst als sie einen Waldweg gingen, stießen sie auf ein Landhaus, das verlassen, mit geschlossenen Läden und grün überwucherter Veranda in einem verwahrlosten Garten lag.

„Wenn man seine Arbeit und sein Leben da draußen nicht hätte, hier wäre der Ort, sich einzuspinnen", sagte Will.

„Suchst du die Einsamkeit?" scherzte Eva.

Da antwortete Will: „Ich suche die Heimat."

Sanft legte sie die Hand auf seinen Arm. „Will, ich bin ja bei dir."

Er gab keine Antwort und wandte das Boot. — —

Aus dieser Stille trat Eva in die lärmende, tobende Welt. Fremd stürmte das neue Leben auf sie ein. Aber sie versuchte, sich mit ihm abzufinden.

Sie hatte ja ihren Mann und ihre Kinder. Das Annchen wurde geboren, als sie fünf Monate in Berlin seßhaft waren. Es war ein zartes Kind.

Wilhelm Renner setzte sich rasch durch, und Will sah diesen Namen seinem bürgerlichen den Rang ablaufen. Er wurde auch in der Gesellschaft Wilhelm Renner genannt, und so trat der ehrliche Name des alten Wachtmeisters in den Hintergrund, als hätte er seine Schuldigkeit getan.



Das trug einen Zwiespalt in Evas Empfinden. Wilhelm Renner war nicht so ihr Mann wie Wilhelm Roßhaupt, und sie war wohl Frau Eva Roßhaupt, nicht aber Eva Renner.

Will ging in dem Leben, das alle Fibern spannte und Hirn und Nerven in dauernder Tätigkeit hielt, vollständig auf. Nie war er gesünder als in diesen Jahren fiebernder Arbeit und quellender Tätigkeit. Weiter und weiter spannte sich der Kreis seiner Interessen. Und trotzdem war er in diesem neuen Leben nicht verankert. Etwas Unbefriedigtes, Sehnsüchtiges haftete an ihm und machte ihn ruhe- und heimatlos.

Das verbarg sich unter der beherrschten Haltung, die ihm mehr und mehr zur Natur wurde. Er war ein Mann von sicherer Haltung.

Aber eins fehlte ihm doch, wenn er es sich auch selbst nicht gestand: Wilhelm Renner, der Kritiker und Essayist, der Schilderer und Redakteur, war zur Höhe des Könnens gestiegen und ging auf in dem wundreibenden, berauschenden, Tag und Nacht daherbrausenden Leben, Wilhelm Renner, der Dichter, war verstummt. Der große Erfolg seines Romans aber ging weiter und weiter.

Von dem Erzieher Wilhelm Roßhaupt wußte Eva nur Unrühmliches zu berichten. Er hatte versucht, seinem Jungen, der tapfer berlinerte, die ersten Kenntnisse beizubringen. Aber er ging mit dem kleinen Abc-Schützen so ungeduldig und unverständig um, daß es Eva erbarmte und sie dazwischentrat.

Sie sah ihren Mann nur des Abends, denn die durchgehende Arbeitzeit erlaubte ihm erst zwischen 5 und 7 Uhr nach Hause zu kommen. Dann aßen sie, und im Winter lag dann schon die Dunkelheit über der Stadt.

Darunter litt Eva, aber sie ließ es ihn nicht merken.

Sie wohnten an der Großbeerenstraße. Das metallene Dröhnen der Hochbahn klang in den Nachtstunden in ihren Schlaf. Wenn Eva den Tag grüßte und der Morgen rostrot über den Dächern stand, zog sich ihr Herz zusammen. Das war der Himmel nicht, den sie kannte. Aber wenn Hermann und Ännchen sich zum Aufstehen meldeten, dann vergaß sie alles, und an manchem Morgen ist es ihr klar zum Bewußtsein gekommen, daß sie ja ihre Kinder hatte! Ihre Kinder, ihr Glück, ihre Last, ihre Sorge und ihren Trost!

Als Eva die ersten Gesellschaften besuchte, war es ihr wie ein Riß in ihrem Leben und in ihrer Ehe. Sie bewahrte auch unter den fremden, in Sprache, Anschauungen und Interessen so verschiedenen Menschen ihre ruhige Haltung, und ihr klares Wesen wurde nicht getrübt, aber sie lernte nie dieses Zusammensein mit andern als etwas Selbstverständliches, ja Notwendiges und als eine Bereicherung des Lebens auffassen. Es war und blieb ihr eine Störung ihrer Kreise und ihres Ehelebens.

Und daheim, da saß sie einsam mit ihren Kindern und mit ihren Büchern. Will, der Dichter, hatte ihr nichts mehr mitzuteilen. Wilhelm Renner, der Tagesschriftsteller, hatte nicht das Bedürfnis, Geschriebenes vorzulesen, von dem er wußte, daß es nicht im Schöpfungsdrang geschaffen war.

Eva wurde müde. Ihre schöne, goldklare Hautfarbe verblich, Arme und Schultern verloren die Rundung, und im schmäler gewordenen Gesicht traten die Wangenlinien schärfer hervor.

Ein drittes Kind kam und ging. Einen Tag lebte es, dann war die Wiege wieder leer, und Herrle sagte mißfällig: „Das macht's gerad wie das Christkind. Kaum ist es da — bums — ist es schon wieder fort."

Eva lag beinahe drei Wochen zu Bett.

Da fühlte sie recht, wie einsam sie war. Sie hatte niemand auf der Welt als Will und die Kinder. Keine Verwandten. Die flüchtigen Besuche aus Bekanntenkreisen machten den Abstand zwischen ihr und diesen fremden Menschen nur noch größer und fühlbarer.

Aber als sie wieder genesen war, da kehrte auf einmal ihr ganzer Lebensmut zurück und mit dem Mut die Freude.

Will umfing sie wie eine Wiedererstandene. Sie verbrachten vier Wochen an der Ostsee, und hier am Strand, wo der Buchenwald rauschte und die silbergraue See ihre sehnsüchtigen Wellen in weitem Atemholen auf den leuchtenden Strand jagte, wo der Himmel Sonne und Wolken hatte und Düfte und Sterne, und wo die Ferne zerfloß und schwarze Rauchfahnen und weiße Segel ins Unbekannte zogen, da lebten sie sich wieder ineinander ein wie in den Tagen der Not und des großen Glücks.

Auch der Gestaltungstrieb Wills begann sich wieder zu regen, aber er fand die innere Ruhe nicht, ihn aufkeimen zu lassen, und als sie nach Berlin zurückkehrten, verkümmerte der Trieb, und der Wirbel des Berufslebens riß Will wieder mit sich.

Er hatte die Schwelle der Dreißig überschritten. Eva war es, als wäre er ihr ganz verloren.

Sie hatte ihre Kinder. Ja, sie hatte sie ganz, aber gerade deshalb empfand sie so tief, daß der Geliebte und Vater dieser Kinder ihr nicht auch ganz gehörte. Eva wußte, daß Wills entzündliches Temperament zuweilen zu anderen Frauen schweifte, aber das war es nicht, was sie quälte, sondern die Erkenntnis des langsamen Auseinandertreibens, das ohne Konflikte vor sich ging, langsam, allmählich, kaum merklich, aber unaufhaltsam.

Da lernte Will eine Frau kennen, die seine Ehe in einen Wirbel riß.

Marie Glockner war eine künstlerisch veranlagte Frau. Sie dichtete und musizierte, trug wirkungsvoll vor und wußte die gesellschaftliche Rolle, die sie sich zurechtgelegt hatte, mit großem Erfolg zu spielen.

Was für andere nur ein Abenteuer oder eine Liebelei geworden wäre, wurde Will zu einer Leidenschaft, die auch seine selbstsichere Mitspielerin fortriß. Anfangs war es ein harmloses Tändeln, ein Spiel heißer Augen und verdeckter Worte, dann warb er um ihren Besitz. Seine Ehe litt scheinbar nicht darunter. Als zöge er jedesmal einen andern Menschen an, bevor er zu Frau und Kindern zurückkehrte.

Sie wohnten jetzt in Schöneberg in hohen und schönen Räumen. Eva sah auch Gäste bei sich. Sie



hatte sich mit ihrer einfachen Würde auch in diesem Stück Berlin zu behaupten gewußt. Aber eine gewisse Kühle, eine gedämpfte Resignation gab ihrem Wesen etwas Verhaltenes und Scheues, das immer ein Stück Entfernung zwischen ihr und ihrer Umgebung übrigließ.

Als Frau Marie Glockner zum erstenmal in ihren Gesichtskreis trat, hatte Eva nur die Empfindung, noch nie ein Weib gesehen zu haben, das so hüllenlos erschien.

„Ja, Will, sie erscheint mir wie nackt und bloß. Ihre Seele liegt ganz obenauf."

Will lachte gereizt. „Was du nicht siehst! Sie ist gewohnt, sich als Persönlichkeit zu fühlen und zu geben. Und sie hat ein Recht darauf!"

Sie schwieg, aber sie preßte die Lippen und rüstete innerlich zum Kampf, denn seine Gereiztheit und seine Erregung hatten ihr den Schlüssel zu dem in die Hand gegeben, was sich in den nächsten Tagen auftun würde. Ihre Ahnung betrog sie nicht.

Engelbert Glockner, genannt der Engel auf Reisen, weil seine Frau so oft mit gekräuselten Lippen zu sagen pflegte: „Mein Engel ist auf Reisen", war eines Tages mit Frau Roßhaupt in der Sezession zusammengetroffen. Er suchte seine Frau.

Eva sah ihn kommen. Ihr Mann war im Nebensaal. Sie saß in einer stillen Ecke und wartete auf ihn. Eine stille, von sprödem, schüchternem Reiz umflossene Landschaft Leistikows war das einzige, was zu ihr sprach, aber nur im Auflösen von Erinnerungen, die das Heimweh — nein, kein entnervendes Weh, sondern ein kräftiges Heimverlangen — in ihr wachriefen. Glockner trat ruhig und sicher ein. Eva mußte im ersten Augenblick daran denken, daß eigentlich niemand recht wußte, in welchen Geschäften er reiste. Im ganzen und nach dem Train der Frau zu schließen mit großem Erfolg — das genügte.

Als er Eva erblickte, stutzte er. Er erkannte sie nicht sogleich. Aber sie kürzte sein Zögern ab, indem sie grüßte.

Da kam er auf sie zu.

Ein sicherer, wohlgestalteter Mann in den Fünfzig, mit aufgesetztem Schnurrbart, kurzgehaltenem, dichtem Haar und abgeschliffenen Manieren.

„Verzeihung, gnädige Frau, ich war meiner Sache nicht ganz sicher."

Er bat um die Erlaubnis, einen Stuhl zu nehmen. Es sah aus, als wäre er zu dieser Unterhaltung in die Sezession gekommen.

„Meine Frau ist wohl dadrin", sagte Glockner beiläufig, ohne Miene zu machen, als beschäftigte ihn das weiter.

„Ja, sie sprechen über ein neues Bild", erwiderte Eva.

Einen Augenblick erschlafften Glockners Mundwinkel unter dem aufgebürsteten Bart, dann begann er eine jener oberflächlichen Unterhaltungen, die Eva so haßte, und bei denen sie sich so hilflos vorkam.

Aber sie bewahrte ihre Haltung.

Sie spielten Komödie. Er mit der skeptischen Ruhe des Vielgeprüften, der seinen Pakt schon lange gemacht und unzähligemal erneuert hat, sie mit der scheinbaren Resignation der Frau, in der sich alles zum Sprung sammelt.

Es war leer um sie her. Die Kugellorbeeren in ihren weißen Kübeln standen wie erstarrt, die Bilder hingen fremd, wie in sich versunken, an den Wänden, ein weißer sonnenloser Himmel streute sein kaltes, alle Konturen und Farben auflösendes Licht in die niedrigen Räume.

Auf einmal war ihnen das Gespräch ausgegangen. Aus den Händen geglitten und erloschen wie ein tropfendes Licht. Sie schwiegen.

Eva blickte wieder auf den lichten Kiefernschlag, der schwarz vor dem opalfarbenen Himmel stand, jeder Baum für sich, viele einsame zu einer Gemeinschaft gebunden und doch einsam geblieben.

„Verzeihung, sagten Sie etwas, gnädige Frau?" fragte der Mann plötzlich.

Sie schrak auf und begegnete einem mühsam lächelnden Gesicht.

„Nein, ich glaube, wir ließen einen Engel durchs Zimmer gehen", erwiderte sie und errötete, als wäre sie auf heimlichen Gedanken ertappt worden.

Mit Wohlgefallen sah er die Röte in ihre klaren Wangen steigen.

„Ja, den Engel auf Reisen", spottete er und dann auf einmal heftig: „den Engel auf Reisen, der heute wieder auf die Reise geht! Ich komme, um Maria Vera Lebewohl zu sagen."

Absichtlich gebrauchte er den Namen, der Marie Glockner als Künstlername zu einer gewissen Bedeutung gebracht hatte.

Unwillkürlich reichte ihm Eva die Hand. Sie nahm es für eine Wendung vor dem Aufbruch und wollte diesen beschleunigen.

„Sie schicken mich fort", sagte er ruhig und stand auf. Und dann auf einmal kurz und herb: „Ich schicke Ihnen Ihren Herrn Gemahl."

Eva richtete sich auf. Ein abweisender Blick traf den Engel auf Reisen.

Aber er lächelte unter seinem drohend stilisierten Schnurrbart wie Pierrot, wenn er Harlekin bei Kolombinen weiß, und dieses resignierte müde Lächeln entwaffnete sie.

Sie stand auf und erwiderte, man könne zusammen dem Kunstgespräch da drinnen schneller ein Ende machen.

Will und Marie standen sich heftig erregt gegenüber, den Widerschein heißer Worte im Gesicht.

Sie begrüßten sich. Engelbert Glockner war der Unbefangenste, Marie die Überlegenste.

Will wahrte zur Not seine Haltung. Es lag nicht in seiner Natur, zu heucheln. Eva war die einzige, die in tiefer Scham erglühend dieses „Unter acht Augen" als etwas Peinvolles und Unnatürliches empfand. In diesem Augenblick hat sie den Entschluß gefaßt, das Verhältnis, das ihrem Mann die Ruhe und ihr selbst den Frieden stahl, zu zerbrechen oder die Folgerungen daraus zu ziehen.

Glockner beobachtete sie aus einem Winkel seiner Augen. Sie merkte es wohl. Er beobachtete sie wie einer, der auf etwas hofft.



Als er sich verabschiedete, um eine Geschäftsreise anzutreten, tat er es mit vollkommener Unbefangenheit.

Aber er wußte es einzurichten, daß er mit Eva einen Augenblick allein stand, und da sagte er plötzlich fahrig und mit einem kläglichen Lächeln, das seine Worte maskieren sollte: „Sie lieben Ihren Mann, machen Sie der Sache ein Ende! Sie sind die einzige, die es kann. Er spielt mit dem Feuer!"

Ohne ihr Zeit zur Erwiderung zu lassen, entfernte er sich.

Da erbat Eva die Begleitung ihres Mannes und ließ sich von ihm an die Hochbahn bringen. Als er sich von ihr verabschiedete, sah sie ihm prüfend in die Augen. Aber sie schwieg und wartete auf den Abend.

Und an diesem Abend ereignete sich ein wunderlicher Zufall. Die blaue Lampe, die die ersten Tage ihrer Ehe gesehen und ihre ersten Nächte erhellt hatte und trotz der Jahre und der Umwandlung in ihren Verhältnissen, trotz des Wechsels und des elektrischen Lichtes noch im Gebrauch war und in ihrer vollen runden Gestalt mit den verblichenen Goldornamenten auf Evas Nähtisch stand, kam plötzlich zu Fall.

Eva war an das Tischchen gestoßen, als sie in der Dämmerung zu den Kindern hinüberging. Sie hatte den Weg schon unzähligemal gemacht, auch stand der Nähtisch genau am angewiesenen Fleck, und sie sah auch die weiße Porzellanglocke schimmern, als sie daran vorbeiging. War schon daran vorüber, da klang plötzlich hinter ihr die Lampe wie von innen heraus und stürzte in einem dumpfen Fall auf den Teppich. Ein Häuflein feiner Scherben, ein verbogenes Metallgestell und eine dunkle Lache war alles, was übrigblieb, als ob etwas Lebendiges zerbrochen wäre.

„Wenn das nur nichts zu bedeuten hat, gnädge Frau", sagte das Kindermädchen.

Eva wußte, daß es etwas bedeutete. Und in einer Vision sah sie sich noch einmal mit Will wie zwei Kinder in einem Schlitten ins Leben hinausziehen, hörte die Schellenbänder klingeln — und fuhr dahin, heimatlos unbekümmert und glücklich.

In Wills Studierzimmer wartete sie auf ihn.

Es war Nacht.

Eva saß in dem alten Korbsessel, der wie verloren zwischen den schweren Ledermöbeln stand. Wenn sie sich bewegte, knisterte der Sessel des Wachtmeisters leise, als spräche er ihr Mut zu.

Ein Stoß Zeitungen lag auf der Kredenz, drei Briefe auf der Klappe des Schreibtisches, Peter Wingens Handschrift oben auf.

Er schrieb dann und wann, aber heute schien alles zusammenzutreffen, um Eva an frühere Zeiten zu erinnern.

Die Kinder schliefen.

Unbeweglich stand das weiße Licht in den Birnen und zeichnete Schatten unter Evas große Augen. Sie war gealtert.

Und Will? Dort hing sein Bild, ein Steindruck aus Künstlerhand, scharf aufs Charakteristische gebracht. Eine fiebernde Energie im blassen Gesicht, die scharfe Wangen- und Kinnlinie im lichten Bart deutlich sichtbar. Eva ließ das Buch sinken, in dem sie geblättert hatte. Es war sein letztes, vor drei Jahren erschienen, eine Novellensammlung, ein Buch voll nervöser Spannung, ein Buch schlafloser Stunden und für ruhelose Gemüter, mit stark erotischem Einschlag, und fremd, so fremd! Literarisch reif, das fühlte sie, aber die unfertigen Sachen, die Wilhelm Renner vor zehn Jahren sorglos ausgestreut, waren ihr lieber. Vielleicht, weil sie es nicht besser verstand — vielleicht, weil sie ihn nicht mehr verstand. An „ihren Roman" aber dachte sie mit tiefer Wehmut. Seit er der Roman aller geworden war, war es nicht mehr „ihr Roman"!

Sie wartete. Es ging auf Mitternacht. Sie nahm eine Zeitung vom Tisch und begann darin zu lesen.

Und richtig — jetzt wußte sie wieder, warum Peter Wingen schrieb.

Fräulein Kättele Dantlo-Wingen, wie sich das Kättele von einst nannte, kam ja im nächsten Monat nach Berlin, um ihre berühmten Tanzlieder und Reigenspiele vorzuführen. Sie las die Notiz, die geschickt auf das Ereignis vorbereitete, mit großem Interesse.

Es gab eine Zeit, da hatte Will noch Zeit für sie gehabt, da hatte er ihr noch erzählt von dem Wachtmeister Roßhaupt und der heiligen Jungfrau im Grünen und vom Kättele Wingen — das war lange her —

Sie wartete.

Und Will ließ warten. Sie wußte, daß er weit über seine journalistische Stellung hinausgewachsen war. Er trug sich mit großen Plänen. Sie wußte es nicht aus eingehenden Besprechungen, sondern mehr aus beiläufigen Bemerkungen und kurzen, sich rasch erschöpfenden Aussprüchen ihres Mannes. Das Theater lockte ihn. Aber nicht mehr als Dichter, sondern als Leiter. Als hätte der Findling in dem dunklen hallenden Hause, wo er seine Kindheit verlebt hatte, den Zauber eingesogen, den die Theaterwelt aushaucht, und der wohl jahrelang im Blute schlafen mag, dann aber mit verzehrender Gewalt um so heftiger ausbricht.

Der Sessel knisterte.

Eva richtete sich auf. Sie hörte Will kommen.

Als Will seine Frau mitten in der Nacht in seinem Zimmer fand, stutzte er.

„Du bist noch auf?"

„Ich habe auf dich gewartet", antwortete sie ruhig.

Er öffnete die Briefe. Sie beobachtete sein Gesicht, und ihr Herz klopfte schmerzhaft. Das war ihr Will nicht mehr! Diese ruhelosen Augen, dieses nervöse Zucken der Stirn, der herbe Mund — das war ihr Mann nicht mehr!

„Will!"

„Wingen empfiehlt uns seine Tochter", erwiderte er, ohne den eigentümlichen Klang ihrer Stimme zu beachten. „Er hat offenbar keine Ahnung, wieviel mehr die Dantlo-Wingen gilt als unsereins."

Wie bitter das klang.

„Gilt?" fragte sie, unwillkürlich in seinen Gedankengang gerissen. „Kommt es dir darauf so sehr an, was man gilt?"

Da warf er die Briefe hin.

„Ja," versetzte er sich selbst zum Trotz, „darauf kommt



es an. Auf das, was einer gilt! Wer nichts gilt, bringt nichts vor sich, und wenn er ein Genie ist. Nicht der Wert, sondern die Geltung bestimmt den Preis."

„Du hast früher anders gedacht."

„Ja, früher!" lachte er und ging heftig auf und ab.

„Du bist nicht mehr der alte, Will!"

„Doch, ich bin der heimatlose, wurzellose Mensch, der ich immer war."

Eva ließ ihr Ziel nicht aus den Augen.

Jetzt riß sie das Gespräch an sich und sagte: „Du bist aber damals ein Heimatsucher gewesen, Will, und das bist du nicht mehr."

„Was willst du damit sagen, Eva?"

Als er ihren Namen aussprach, zitterte ihr das Herz. Er hatte ihn so lange nicht mehr in den Mund genommen.

In ihren Augen stand ein klarer Schein, und sie entgegnete: „Du hast sie zuerst in der Welt, dann bei deiner Frau gesucht. Wir haben zusammen gesucht, Will, weißt du noch? Wenn zwei heimatlos sind und finden sich zusammen, so ist zwischen ihnen schon ein Plätzchen abgesteckt, wo die Kinder zu einer Heimat kommen. Und wenn es nicht anders ist wie in einem Meßwagen, der kreuz und quer von Ort zu Ort fährt. Will, hast du das Ganze vergessen?"

Er sah sie eine Weile still an. Er war zu stolz, zu tun, als verstehe er sie nicht, als ahne er nicht, was hinter ihren dunklen Fragen stand. Er sah in ihren Augen die große, goldne Flamme brennen, die aus ihrem Herzen aufschlug.

„Was willst du von mir, Eva?" fragte er geradezu.

Da kam sie zu ihm, ganz langsam, und faßte scheu seine Hand. „Will, es ist ja nicht, weil ich dir das Glück nicht gönne, aber es ist ja auch gar kein Glück, das ich dir nehmen will. Bleib bei mir, Will, trag deine Gedanken nicht aus dem Haus! Werd mir nicht fremd! Denk an die Kinder! Ich weiß, daß ich weit hinter dir zurückgeblieben bin, aber du darfst mich nicht verlassen! Nicht so! Um deinetwillen nicht! Sonst bist du nicht mehr der Will!"

„Wer spricht von Verlassen!"

„Es spricht niemand davon, aber du tust es, hast es schon getan. Du und ich, wir sind nicht mehr eins, Will. Du hast mich innerlich schon lange verlassen."

„Weil ich mich dir nicht mehr so widmen kann — das ist das Leben!" erwiderte er wider bessere Einsicht, und diesmal erlag er der Versuchung zu heucheln.

„Nein, das ist nicht das Leben", entgegnete sie fest und sah ihm in die Augen. „So töricht bin ich nicht, zu verlangen, daß du auch dein äußeres Leben mit mir teilst. Ich weiß, wo meine Grenzen sind. Aber dagegen wehre ich mich bis zum letzten, daß du eine andere liebst, denn du trägst deine besten Gedanken und Gefühle zu ihr. Und um das alles komm ich, kommen die Kinder zu kurz."

„Wo seid ihr zu kurz gekommen?" fragte er scharf.

Da antwortete sie ungeduldig, und es klang so reif und schwer: „Das weiß ich nicht, Will — das kannst nur du wissen. Ich weiß ja nicht, was du alles zu ihr getragen hast, und wie sehr du Marie Glockner liebst."

„Eva!"

Er schleuderte ihre Hand von sich, das Herrenbewußtsein, dieses feige, geschlechtliche Ueberlegenheitsgefühl, schlug in ihm empor.

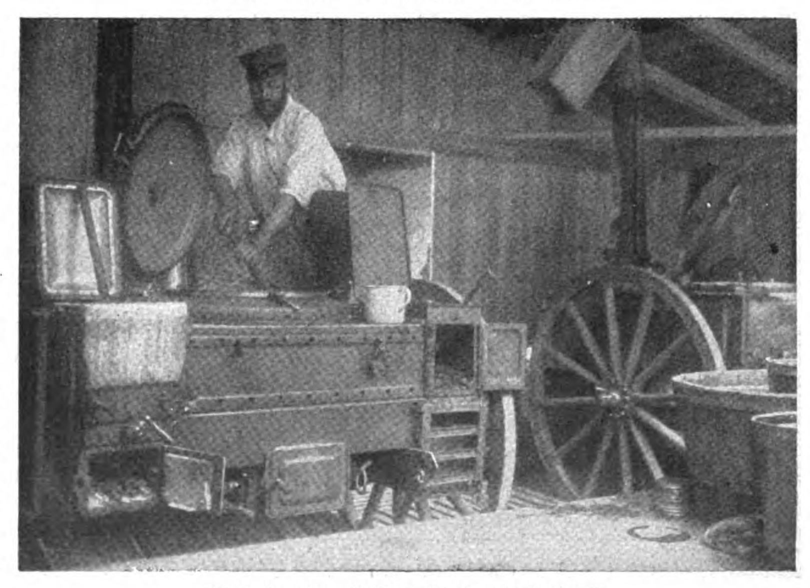
Es war fast eine wilde Drohung in dem Ton seiner Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Obstverwertungsanlage im Felde.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Nun ist der Herbst ins Land gezogen, und Mutter Erde gibt ihre Kinder aus der sorglichen Obhut. Immer größer waren sie geworden, und immer neugieriger lugten sie von ihrem sichern Heim nach all der Herrlichkeit weitab von ihnen. Ja, ja, sie hatten es satt, daheim zu sitzen, nach der Wanderschaft gelüstete sie und nach eigenem emsigem Schaffen. Da kam der Reif kalter Nächte und die sonnige Wärme goldener Tage und sprengten die hemmenden Fesseln. Tropfenweise fielen die Früchte aus den Schalen, manche verließen ganz heimlich, andere in Scharen die sorgsame Stätte.



Einkochen der Früchte in den Feldküchen.

Reicher Segen sproßte aus der Erde, die im vorigen Jahr mit saurem Schweiß und harter Arbeit von deutschen Soldaten gedüngt war. Spröde, recht spröde war Frankreichs Boden.

Scholle um Scholle mußte aufgerissen und umgewühlt werden, um dem Korn einen nahrhaften Boden zu bereiten.

Nur die Früchte der Bäume spendete uns das Land ohne Gegenleistung. Und fast könnte man glauben, das Land habe uns lieb gewonnen, so überreich hat es den Segen über uns ausgestreut. Weit und breit erblickt unser Auge nur Bäume, müde von der schweren Last. Sie müssen sich bücken und greifen nach Stützen auf der losen Erde. Was sollte mit all diesem köstlichen Obst nun werden?

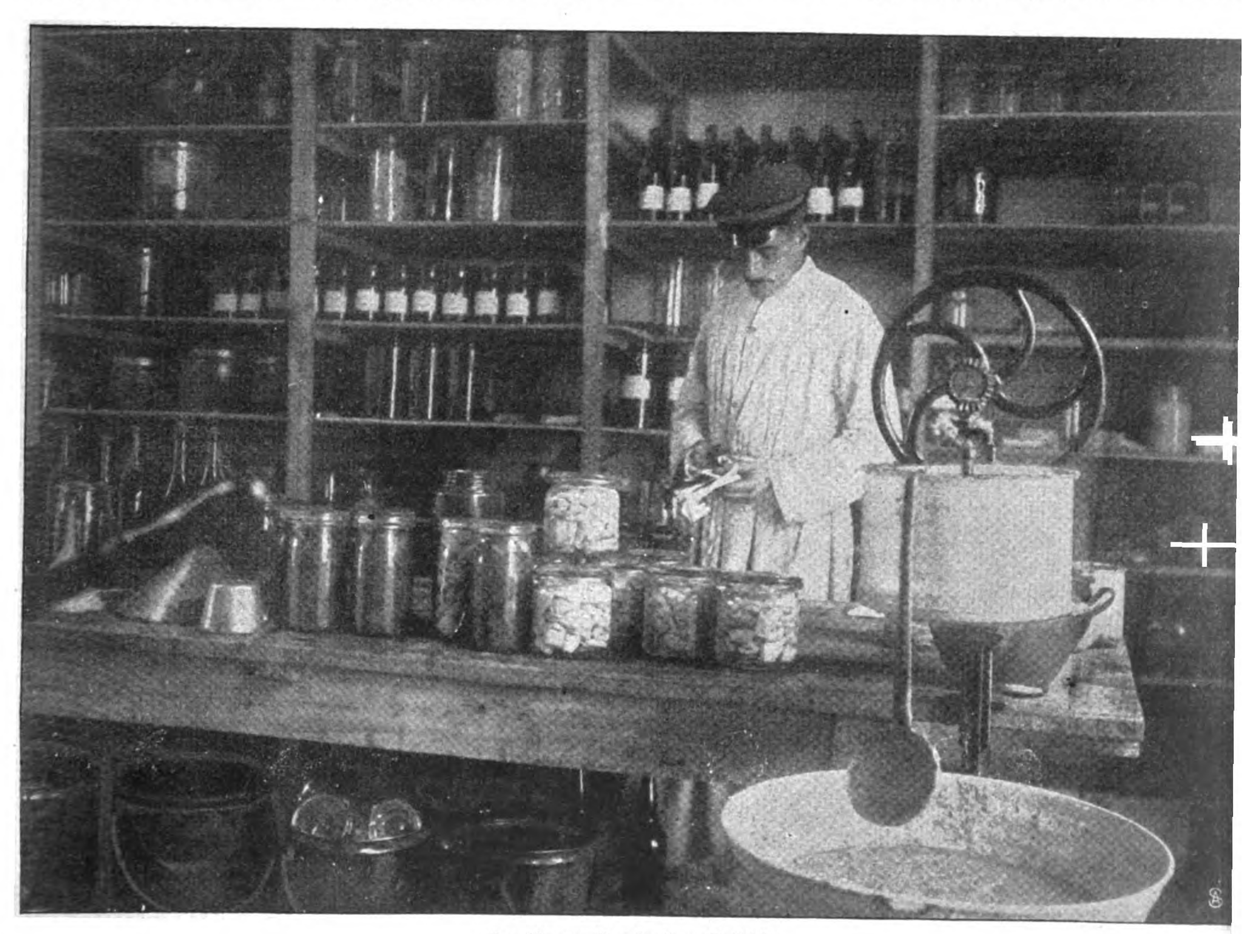


Beim Kürbisschälen.

Doch ein Generalkommando soll während dieses Krieges in allem Rat wissen und muß nicht bloß die blutigen, sondern auch die minder gefährlichen Schlachten des wirtschaftlichen Kampfes zu unsern Besten lenken.

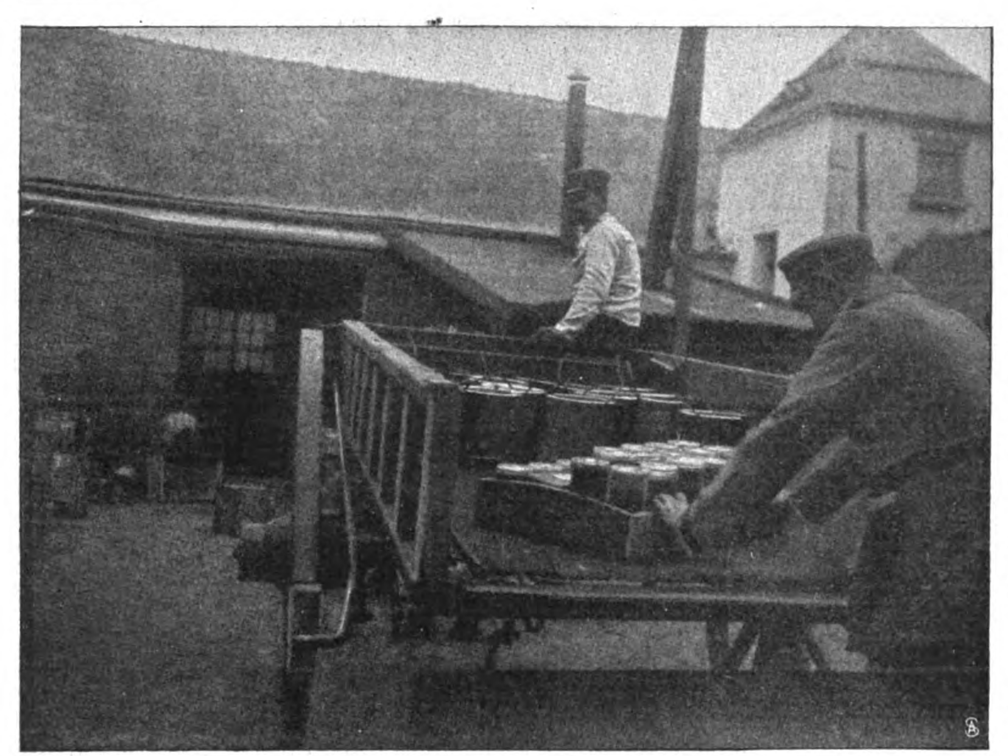
So wurden Tausende von Zentnern nach der Heimat befördert. Jeden Bahnhofhaltepunkt sah man Wagen auf Wagen mit roten Aepfeln und goldgelben Birnen zustreben. Doch immer merkte man noch keine Leere in dichten Gezweig der Bäume, immer noch wollte der schöne Segen kein Ende nehmen.

Da kam unser Korps auf einen guten Ausweg. „Divisionen und Korpstruppen melden die Sachverständigen für Obstverwertung", hieß es in den besonderen Anordnungen des Generalkommandos. Und schon nach einigen Tagen hatte sich der rechte Mann gefunden. Ein besseres Beispiel für das Organisationstalent von uns Deutschen kann nicht gefunden werden



Im Raum für fertige Früchte.





Infanterie holt die Früchte ab.

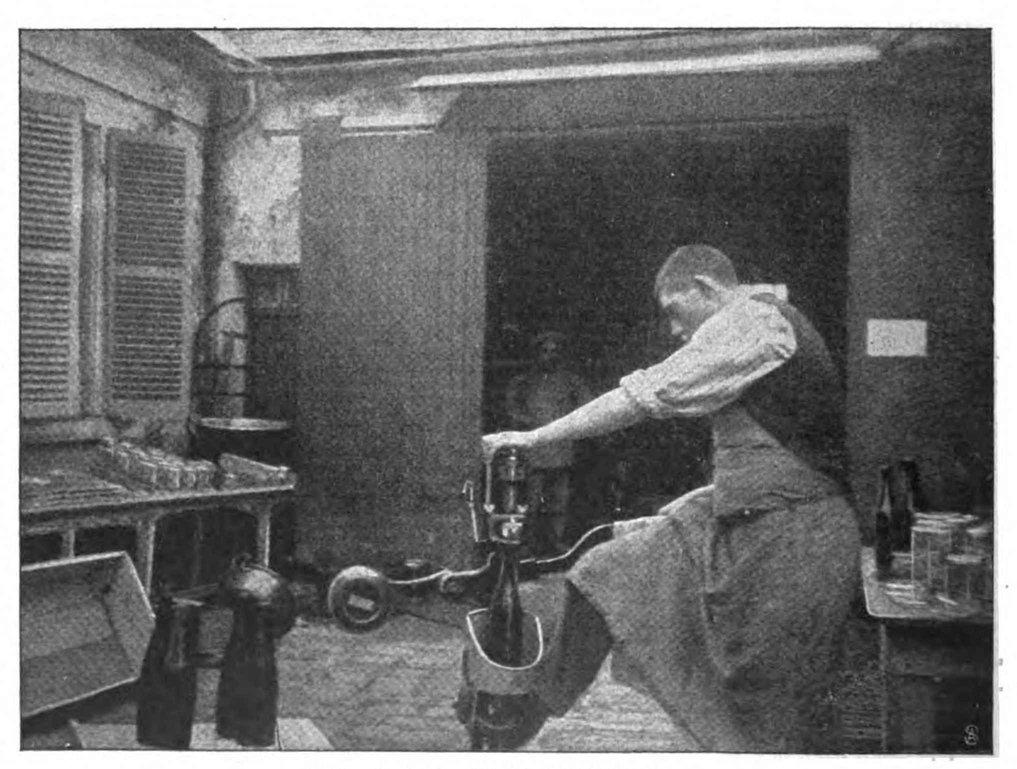
Von den verarbeiteten Mengen kann man sich eine kleine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß täglich allein über vierzig Zentner Aepfel verarbeitet werden. Dazu kommen jetzt noch die Früchte des Spätherbstes: Hagebutten und Brombeeren, Gurken und Zuckerrüben. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß der Preis für alle die schönen Dinge sehr niedrig gehalten und daß die ganze Anlage lediglich für die Soldaten von Vorteil und Nutzen sein soll und auch ist.

Man braucht auch nicht zu betonen, mit welcher Freude und Genugtuung sie von unseren tapferen Feldgrauen begrüßt worden ist. Für die täglich nötigen Nahrungsmittel ist ja reichlich Vorsorge getroffen, aber gerade in der Abwechslung der Speisen liegt der Reiz, und darum finden alle die verschiedenartigen Früchte auch reißenden Absatz bei den Soldaten, die draußen im Felde stehen und für das Vaterland kämpfen.

Mit den einfachsten Mitteln wurde begonnen, bis der Ertrag die Anschaffung eines Dampfbetriebes ermöglichte.

Stunde um Stunde kommen die französischen Bauern gefahren und schleppen alle möglichen Früchte herbei: Aepfel, Birnen, Quitten, Mirabellen und Reineclauden, Kürbisse und Melonen von kleinen bis zu ausgesucht prachtvollen Vertretern der Gattung. Jedermann empfängt seinen Gutschein und zieht mehr oder weniger befriedigt von dannen.

Nun beginnt die eigentliche Verarbeitung: Schälmaschinen entfernen in eiligem Laufe die bitteren Hüllen. In Würfel geschnitten, gestampft oder zu Brei gerührt kommt die Frucht in die Feldküche, und nach einigen weiteren Prozeduren arbeitet sich aus dem Brodeln das Endprodukt heraus. Da sieht man denn aufgestapelt in Gläsern die kleinen Früchte, in Eimern und Kesseln das rheinische Apfelkraut und die Marmeladen.



Beim Zukorken der Fruchtsaftflaschen.

Die Mutter.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

„Fräulein Berta Stein!" meldete das elegante Stubenmädchen — auch das hübsche Stubenmädchen trug Trauer, wie es sich in einem guten Hause, das der Tod getroffen hat, ziemt; ihre Trauer kokettierte in zierlicher schwarzer Seidenbluse mit freiem Hals, den ein Spitzenkrägelchen einrahmte. Das Stubenmädchen war schlank und hielt auf durchbrochene Strümpfe und Stöckelschuhe.

„Fräulein Berta Stein", hatte das schwalbengleiche Stubenmädchen gemeldet. Seine Mutter hielt die Karte, eine etwas große Karte aus starkem, weißem Papier. Berta Stein — ihre Karte sah gewerbsmäßig, unelegant aus, man erwartete eine solche Karte von einem Tippfräulein oder von der Feinplätterin, und sie drückte durch ihre Karte einen gewissen Grad von Selbständigkeit, etwas Männlichkeit aus — diese Karte aus den Händen des feschen Stubenmädchens bedeutete die Anzeige eines Geschäftsbesuchs, eine gleichgültige Angelegenheit, die man mit einem Auftrag in vier Minuten erledigte — — —

Doch schwindelte Frau Antonie Klaßen, sie mußte sich an der Tischplatte halten, als sie sich erhob, um ihrem Besuch entgegenzugehen. Ihre Nerven wurden schlecht, die Schlaflosigkeit seit fünf Wochen, seit jenem Märztag, der ihr die Nachricht von Loretto brachte, hatte ihre Kräfte verzehrt. Tränen hatte sie noch nicht gefunden, aber ihre in den Höhlen zurückgesunkenen, braungeranderen Augen sprachen von einer schrecklichen Dürre, von dem Dürsten nach der erlösenden Flut, das schauriger berührte als die Tränenstraßen und Entzündungröte. — „Antonie hat zu viel Haltung, sie kann sich selbst nie eine Schwäche gestatten", sagten ihre Bekannten. Schwarz war sie in ihren Witwenkleidern seit acht Jahren, seit ihres Mannes Tode gegangen; die schwarze Farbe, kostbare, schwere Stoffe, paßten zu ihrer vornehm schlanken Erscheinung, zu den regelmäßigen, etwas kalten Zügen. Immer sah sie aus wie eine Königin, Viktor Klaßen war stolz auf seine schöne Mutter gewesen! Er wußte auch, daß die scheinbare Marmorkälte dieses edelschönen Gesichts bloß ein tief leidenschaftliches Temperament verbarg, unter großer Kunst der Selbstbeherrschung lebte in dieser Starken und Aufrechten die feinste, weichste Zärtlichkeit, eine fast angstvolle Sorge, nie sterbende Sehnsucht und glückliche, goldene Hoffnung. „Das ist für Viktors Kinder!" sagte sie zuweilen, wenn Schätze des reichen Hauses verstaut und zurückgelegt wurden. Am Landhaus mußte die Möglichkeit eines Anbaus offen bleiben — dort soll Viktors Frau einst wohnen, dort läge ihre Kinderstube!

Es gab wohl kaum ein Buch, das sie mit dem Sohne nicht gemeinsam gelesen hätte, um seinetwillen übte und schärfte sie ihren schönen Verstand an ihr entlegenen Gegenständen, von naturwissenschaftlichen und archäologischen Studien wollte sie nicht ausgeschlossen sein. Ein Musterschüler, der beste Sohn, der beliebteste Freund, eine Verheißung — und schon so seltner, in sich abgeschlossener Reichtum, ja, ein Reifer trotz seiner dreiundzwanzig Jahre war Viktor Klaßen beim Sturm auf die Loretto-Höhe gefallen! Den Heldentod fürs Vaterland war der Junge, der Schöne, Starke, gestorben — — sie, die Mutter, die Einsame, die Tote, lebte!

Ihre Umgebung hatte einen Selbstmordversuch befürchtet. „Sie wird es nicht überleben!" sagten ihre Bekannten, die Verwandten, deren keiner ihr trotz der Blutbeziehung nahestand. Sie war zu reich gewesen, um außerhalb Freundschaft und Anschluß zu suchen, ihr Leben schloß den Kreis, brannte und flutete um ihren Sohn. „Es ist unmöglich, daß sie lebt!" erklärte eine ihrer warmblütigeren Schwestern. Frauen, die vier, fünf Söhne verloren haben, vielleicht, Witwen konnten leben — — aber Antonie nicht! Nur auf Viktor war Antonie eingestellt, Viktor aus ihrem Leben fortgenommen, und die bewegende Kraft fehlt. — Die Uhr steht still, die Kerze verlöscht! — Diese Frau barg unheimliche Leidenschaft unter ihrer stattlichen, kühlen Würde, sie glühte — aber von einem Licht, das in einem anderen beschlossen war, ohne Viktor würde man sehr bald erkennen, daß dies pulsende Herz, dieser schlanke und aufrechte Frauenleib, schon seit langem Schlacke war.

Immer hatte ihre Haltung jede Vertraulichkeit, auch schwesterliche, abgelehnt, Antonie Klaßen hatte sich über eheliche Enttäuschung oder Beglückung nie ausgesprochen, ihre Ehe war eine ruhige, gute Ehe gewesen, des Mannes Geschäftstüchtigkeit hatte ihr ein reiches, behagliches Heim geschaffen; nachdem das Kind spät, nach fünfjähriger Ehe, geboren wurde, war es so ausgefüllt, daß selbst sein vorzeitiger Tod in den besten Jahren kaum eine Lücke darin hinterlassen hatte. Manchmal beschuldigte sie sich selbst eines Mangels an Hingabe — diese vergeistigte und stark empfindende Frau, wie so viele Tausende von Frauen, suchte eben ihres Lebens Erfüllung, des Daseins Kern und Süße in der Mutterschaft.

Antonie Klaßen, die kalte, klare, war eine selige, überglückliche Mutter gewesen. Alle Schätze einer feinen, durchgebildeten Geistigkeit, die ihr Mann wohl kaum in seiner Frau ahnte, durfte sie an dem Knaben, an ihrem Knaben verschwenden. Wahrscheinlich schlummerten in der Frau unausgelöste Künstlertriebe — — ihr Kunstwerk, das Werk ihrer Seele, ihres Leibes, ihres Geistes, sollte ihr Kind, sollte der Sohn werden! Viktor — er sollte siegen, das Leben sollte er meistern, von der stolzen und starken Unterlage aus, zu der erst sein Vater wirtschaftlich, dann sie selbst erzieherisch Stein für Stein zusammengetragen. Als eine Vorbedingung gleichsam, als Diener des Sohns, ließ sie den stillen, fleißigen Mann, der ihrer Meinung nach in Geld und Geschäften aufging, walten. In solcher Eigenschaft sollte seinem Andenken auch Ehrfurcht seines Sohnes erhalten bleiben.

Sonst gehörte er ganz ihr. Sie machte sich manchmal über ihre eifersüchtige Ausschließlichkeit selbst Vorwürfe. Es war doch nicht anders — Viktor gehörte ihr, wollte bewußt ihr gehören. Später, wenn die Natur ihr Recht an ihm forderte, wollte sie schon zurücktreten, sie wollte ganz leise lenken und schieben. Später. Jetzt war er jung, noch ihrer, ihr Einziger!

Nein, es hatte zwischen ihnen kein Geheimnis gegeben! Sogar in der letzten Zeit, je mehr er der Mannheit entgegenreifte, hatte sie, die Frau, Momente anlehnender Vertraulichkeit erlebt, der Sohn war der einzige, mit dem sie sprechen, über alles sprechen konnte, sogar über heimlichste, weiblich intimste Erfahrungen. Der

vollkommen reine Mann war das Traumbild ihrer schwärmerisch verstiegnen Mädchenjahre gewesen. Viele, die meisten ehelichen Enttäuschungen und Erkältungen erklären sich aus solchen heißen, verschwiegenen Träumen. Aber ihr Sohn, wie er aus ihrer Hand hervorging, aus dem schützenden, läuternden Flammenmantel ihrer Liebe, war rein — — wie Diamant mußte diese Reinheit wirken, schneidend, funkelnd und Köstlichstes schenkend.

Der Gedanke an solches erhabenste Opfer, auf dem Altar des schmerzenreichen Vaterlandes dargebracht, hatte selbst in den schwersten, ersten Tagen ihre Stimmung über Menschenmaß gerückt. Ins Bereich der ganz großen, der eisklaren Tragödie. Die stürmische Schwester, die aufgelöst zu ihr stürzte, fand Antonie Klaßen, die Mutter, vor Dantes Göttlicher Komödie.

„Das war so unnatürlich!“ erzählte Frau Dilbrandt. „Fast grausig!“ Aus der süddeutschen Universitätstadt, wo die Einberufung ihn getroffen hatte, waren ihr seitdem Briefschaften und Sachen ihres Sohnes zugeschickt worden. Seine Kleider — viele Bücher — fast jedes mit besondrer Widmung, eine Gabe von ihr — Briefpacken. Täglich hatte sie ihm ins Feld geschrieben oder telegraphiert. Vom Regiment kamen seine Besitztümer zurück. Ihre Briefe — frohe Briefe voll Mutterzärtlichkeit, weil sie stark sein wollte — Zettel mit Tagebuchaufzeichnungen, Briefe seiner Freunde — sie kannte jeden durch ihn und jeden in seiner Eigenart. Hier war Viktors Dienstrevolver — — als Antonie Klaßen die Waffe aufhob, wußte sie, worauf sie gewartet hatte, wie alles kommen mußte. — — — Zwischen den Briefen von ihr bekannten Absendern, zärtlichen, scherzhaften, derben, waren einige in einem Sonderpäckchen, deren Schrift sie nicht kannte — bloß neun. Ein vierblättriges Kleeblatt, an einem Haarkettchen das goldne Rundbild einer strahlengekränzten Madonna — Briefe von Berta Stein.

Gewiß, er hatte von ihr gesprochen, einer Gefährtin, einer Freundin — in jetzigen modernen Zeiten gab es solche Kameradschaftsverhältnisse zwischen jungen Leuten. Sie war Volksschullehrerin.

Viktor hatte ihre Bekanntschaft durch einen Kommilitonen gemacht, der Freund war Philologe, Berta Steins Verlobter. Er hatte sich nicht gut gegen sie benommen, hatte das Mädchen um seiner Karriere, einer behaglicheren Zukunft willen aufgegeben. Ihr Viktor war gut und zartfühlend; in ihrer Verlassenheit hatte sie sich an ihn angelehnt, er war ihr tröstender Halt geworden.

Viktor, ihr Viktor würde eines Tages eine Prinzessin heiraten, die beste, hübscheste, klügste! Nie, unter allen jungen Mädchen, die sie gesehen hatte, wäre ihr eine als Schwiegertochter annähernd gut genug gewesen. Von ihrer Schwiegertochter blieb ihr das Idealbild — halb unbewußt, in einer Abwehr, hatte sie versucht, es auch Viktor einzuprägen. — Er lächelte, wenn sie von seiner zukünftigen Frau schwärmte: „Vorläufig fühle ich mich viel zu wohl bei meinem Mutterchen!“

Ihre Verwandten erklärten: Viktor wird nie heiraten, du hast ihn zu sehr verwöhnt! Solche Befürchtung verstimmte sie nicht, obgleich natürlich, wenn seine Zeit gekommen war, Viktor heiraten sollte und mußte. Aber nur das Allerauserlesenste, die von ihr Gewählte war seiner würdig!

Das Päckchen aus neun Briefen, hart neben dem Dienstrevolver ihres toten Sohnes, hatte Frau Antonie Klaßen, die erstarrte und todbereite, unruhig und tätig erhalten. Etwas Ungeklärtes lag da noch vor — ein rätselhaftes Geheimnis. Diese beiden, das fremde Mädchen und ihr Sohn, nannten sich du, sie hatten miteinander Ausflüge unternommen, sie waren glücklich gewesen „unter der Lärchenwand am Quellchen“, bei „unserem“ Haselstrauch, Berta Steins Schutzmedaille, ihr Amulett, war dem Toten vom Herzen genommen worden von fremder und doch frommer Hand, die der Mutter ihr Eigentum zustellte.

Wer war Berta Stein? Wie durfte sie es wagen, zwischen sie und ihre Trauer zu treten, die ihr Eigentum war, die nur ihr gehörte! Ganz — bis in den Tod getreu! Ohne Berta Stein und ihre Briefe war sie jetzt bei ihrem Sohn, im Nichts, wenn er nicht war, da wo er war, seine Dienerin, sein Geschöpf, die, die zu ihm gehörte.

Sie hatte an das Mädchen geschrieben um etwaige Briefe Viktors. Zur Einsicht und Abschrift. Weil eben alles und jedes von ihm ihr teuer war. Dies Mädchen hatte geantwortet, daß sie ihre Briefe nicht hergäbe. Sie, die Mutter in ihrer Trauer, die trauern durfte, war noch eine reiche, überreiche Frau. Berta Stein, das Mädchen, war bettelarm. „Ich habe nur meine Erinnerung,“ schrieb sie, „für ein ganzes, langes Leben vielleicht, die Erinnerung bloß an etwas ganz Zartes, Schmetterlingsleichtes, Wesenloses, das noch nichts war, das alles werden konnte und vielleicht auch wieder schemengleich in Traumhaftes zurückgesunken wäre.“

Jene Anfrage bei dem Mädchen hatte Frau Antonie Ueberwindung gekostet; sie überwand sich mit noch größerer Anstrengung und bat das Mädchen um ihren Besuch. Sicher war das Mädchen arm, sie legte Geldscheine und eine Fahrkarte bei. Beides hatte ihr Berta Stein zurückgeschickt, aber sie würde zu Viktors Mutter kommen. Heute kam Berta Stein.

Nein, sie war nicht hübsch! Antonie Klaßen hatte es vorher gewußt, und die Gewißheit bestärkte sie in ihrem Vorurteil gegen das Mädchen. Die Augen waren schön, sie mochte lebhaft und lustig sein, ihr Mund war groß, ein wenig grob empfand ihn Frau Klaßen, ein Mädchen mit starkem Lebensbedürfnis. Die Ablehnung der Frau in Trauer vertiefte sich. Eine von „diesen“ Mädchen — Dutzendmädchen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Stein, für Ihren Besuch!“ sagte sie trotzdem. „Es war freundlich von Ihnen, zu kommen. Sie hatten eine weite Reise.“

„Mir lag daran, Sie zu sehen“, sagte das dunkelhaarige Mädchen. „Ich weiß von Viktor,“ die stolze Frau unter dem bloßen Vornamen steifte sich, „was ihm seine Mutter bedeutete. Ich meine, daß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin.“

„O bitte“, abwehrend hob Frau Antonie zwei Finger. Es war ein Fehler, ein Irrtum gewesen, dies Mädchen herzubitten. Was schob sie sich mit ihrer Person, die daran keinen Teil hatte, zwischen ihre Erinnerungen, heilige, wundervolle und traulichste Erinnerungen. — — Ein Vorbehalt war in den letzten Briefen Viktors aus seinem Studienwinter manchmal gewesen, eine leichte Zurückhaltung, als wollte er vor der Mutter eine neue, bisher verschlossene Pforte öffnen. Er las Nietzsche und Emerson. Er las wohl zuviel — hatte sie die Stimmung des Doktor Faust nach dem Monolog in der Studierstube erraten? . . . „Auch das Tatsachenleben um uns herum bietet soviel des Ergiebigen. Ich kenne vom wirklichen Leben so wenig, stehe ihm zu sehr in der Lage des Meistbegünstigten gegenüber . . .“



Ihr Sohn, ihr schöner, feiner, adeliger, hatte er nicht das Recht, vom Leben jede Gunst zu verlangen? Was er auch empfing, immer noch und überall würde er der gebende bleiben!

„Es liegt mir fern, in Ihre Geheimnisse eindringen zu wollen. Mein Sohn hatte mir Ihren Namen genannt, ich fand diese Briefe, Ihre Medaille. Ich glaubte, daß ich sie Ihnen persönlich zurückgeben müßte. Und ich wollte Ihnen danken."

Die ganze Zeit dachte die Mutter: Sprich! Sprich doch! Mich hungert und dürstet ja, von ihm zu hören! Sage irgend etwas, eine Gewöhnlichkeit, eine Unzweideutigkeit — ich will ja nur wissen! Nur fühlen, daß er gelebt hat, etwas von seinem Leben in dir fühlen!

Aber Berta Stein tat der fremden Frau den Gefallen nicht. „Nicht um Viktors willen", sagte sie, auf einmal begriff die Frau, daß auch ihre Stimme wie das Mädchen selbst warm und tief war. „Nicht um Viktor bin ich hergekommen, sondern meinetwegen. Weil bei Ihnen durch unseren Briefwechsel ein Irrtum aufkommen konnte. Diesen Irrtum darf ich nicht bestehen lassen. Ich bin niemals Viktors Geliebte gewesen."

Die Mutter am Tisch machte wieder eine Bewegung der Abwehr. Sie hatte ihre Augen, die armen, ohne Tränen verbrannten und ausgetrockneten Augen, mit der Hand beschattet, man konnte ihr Gesicht nicht sehen. Das Wort klang herb in dem reichen, geschmackvollen Salon, Berta Stein trug Baumwollhandschuh und starke, einfache Wanderstiefel.

„Ich bin arm und war unglücklich, als Viktor mich kennen lernte. Mein Vertrauen war getäuscht worden, mit meinem Glauben starb meine Liebe. Ich kann die eine von dem anderen nicht trennen, weil ich ehrlich bin. In dem anderen, dem Mann, der mein Verlobter war, war Lüge. Ihr Sohn, gnädige Frau, war ein sehr reiner Mensch, er war darum sehr gütig, auch Verirrungen, Unklarheiten gegenüber. Haben Sie wohl je gewußt, wie gut und wie stark er war?"

„Nicht gewußt. Ich ahnte es manchmal. Er schien mir gerade in letzter Zeit oft so reif — überlegen — geduldig. Selbst mir, der viel älteren, gegenüber."

„Er war ein seltener Mensch — ein guter Mann nämlich! Das ist etwas sehr Großes. Einer Frau fehlt zu ihrer Güte oft die Kraft, meistens auch das praktische Vermögen — die Hilfsmöglichkeit. Viktor wurde mein Freund. Ich glaube, daß ich ohne ihn nicht lebte. Jetzt, weil er es mir geschenkt hat, ist mir mein Leben wertvoll."

„Sie haben ihn geliebt?"

„Ja, gnädige Frau!"

„Und er — mein Sohn ——?" Die Mutter erstickte, sie fühlte eine Welle gespannter Erregung, die ihr den Atem benahm, das Blut strömte zurück in ihre welk und fahl gewordene Haut.

„Viktor träumte. Ich glaube, daß seine Sinne noch gänzlich ungeweckt waren. Ich habe mich in acht genommen, sie aufzurufen."

„Er ist mit Ihrem Medaillon auf dem Herzen gestorben!"

„Es ist mir süß, zu wissen, daß sein Herz tat, was sein Verstand vielleicht töricht und kindisch fand."

Wer war dies Mädchen, das so sprechen durfte, ein armes Mädchen, das sein Brot verdiente? Sie unternahm mit einem jungen Mann allein Ausflüge. Sie nannte ihn du und küßte ihn wohl?

Dergleichen Möglichkeiten hatten Antonie Klaßens behüteter Mädchenerziehung ferngelegen. Sie mußte ein letztes Mißtrauen überwinden. „Verzeihen Sie mir — ich habe Ihnen in der Tat wohl unrecht getan. Ueben Sie Großmut! Erzählen Sie mir von sich!"

„Da ist wenig zu erzählen. Ich bin eine Waise, und mein Vormund ließ mich für den Lehrerinnenberuf ausbilden. Ich bin gern Lehrerin, ich fülle meinen Pflichtkreis zur Zufriedenheit aus, und meine Kinder hängen an mir."

„Sie haben ein schweres Leben gehabt?" Die reiche Frau dachte an allen Luxus in ihrem Hause, der jetzt fast eine Last wurde. Manchmal wollte sie das Geld auf eine Stiftung unter Viktors Namen festlegen, oder es war besser, es gleich dem Roten Kreuz, irgendeiner Wohltätigkeitsanstalt zu übergeben.

„Ich fürchte die Sorge nicht. Und auch nicht die Einsamkeit. Jetzt nicht mehr."

Berta Stein hatte sich erhoben, es war nichts Bettelhaftes an ihr, aber auch keinerlei Anmaßung. Wie einfach sie ist! dachte Frau Klaßen.

„Ich — ich bin arm, grenzenlos arm!" stammelte sie.

Ein weicherer Ausdruck trat in des Mädchens Augen. „Sie leiden den Schmerz sehr vieler Mütter, gnädige Frau! Aber natürlich wird er in jedem Einzelfalle der Schmerz der ganzen Welt — sieben Schwerter Mariens! Es macht den Schmerz der Frau so viel schwerer zu ertragen, weil er ein abgeschlossenerer, ein eingeschlossenerer Schmerz ist als der des Mannes. Ihn führt selbst sein Leid immer in eine soziale, eine abgebende Tätigkeit. Sie verschließt es."

„Nein, nein! Bleiben Sie noch bei mir! Gehen Sie noch nicht!" Antonie Klaßen kannte sich nicht wieder. Sie kämpfte gegen etwas, etwas ihr Neues, Unbekanntes, gegen eine andere, weitere Mütterlichkeit für diese andere, die Schwester ihres eigenen Geschlechts, die litt und kämpfte. So tapfer kämpfte diese Junge und Fröhliche!

„Ich habe ihn angebetet!"

„Ich weiß es. Und der Gott war doch bloß ein Mensch, sterblich. Vielleicht mit der Schwäche, den Sinnen eines Menschen?" Die jüngere Frau lächelte ein wenig bitter, doch voll Nachsicht, in einem frühen Wissen, das sehr viel herbe Entbehrung geboren hatte. „Er war ein Sohn, ein Mann! Sie bewunderten ihn. In unseren heutigen Tagen sind solche angebeteten, umsorgten Söhne Helden geworden. Ihre Mütter verlieren das Maß noch mehr. Ich habe mir denken können, daß unser noch so unverdichtetes Erlebnis, die aufgefundenen Briefblätter, Ihnen peinlich sein möchten. Viktor hat seine Mutter sehr geliebt. Viele Jahre lang, bis in das letzte Jahr waren Sie die einzige Frau und Freundin für ihn. Sie haben ihn verloren, als er noch fast ganz kein Eigener, Ihr Eigener war. Wahrscheinlich liegt in dieser Auffassung für Sie ein Glück."

„Nein! Nein!" Die Mutter wußte nicht mehr, was sie sprach. Das Mädchen war unbarmherzig und doch gerecht. Warum hatte sie das Mädchen herbestellt? Einen Besitz hatte sie ihr wegnehmen wollen, auf den die andere, die Junge, die Zufallsbekanntin, die Studentenfreundin, kein Anrecht besaß. „Ich möchte abgeben von ihm. Ich möchte mit Ihnen teilen."

Sie tat einen Schritt auf die Fremde zu, sie wollte sie festhalten, aber ihre Glieder, durch die langen Nachtwachen schwer und taumelig geworden, versagten den Dienst. Berta Stein in ihren jugendkräftigen Armen fing die Wankende, Viktors Mutter, auf.



„Sie besaßen etwas von ihm. Sie hatten ihn doch lieb. Geben Sie mir ein wenig Liebe! Seien Sie mir Tochter — seine Schwester!"

Die Tränen, die sich ihr alle die Wochen versagt hatten, hatte Antonie Klaßen, die Stolze, gefunden. „Ich sehe, ich bin selbstsüchtig gewesen. Man wird es so leicht im Glück! Ich erhob zu hohe Ansprüche, meine Mädchenideale wollte ich als Frau nicht aufgeben. Ja, ich war hochmütig und selbstgerecht, auch gegen seinen Vater! Gegen Viktors Vater. Viktor selbst liebte seinen Vater, dem ich seines Sohnes Liebe nicht gönnte. Er war gütig, nachsichtig, zartfühlend. Und so tapfer, weil er stark und innig empfand. Verzeihen Sie mir, ich lobe ihn schon wieder! Nie erschien mir ein Mädchen gut, klug oder schön genug für ihn. Ich verachtete Mädchen, Mütter von Töchtern schienen mir bedauernswürdig, für Minderwertiges an Pflichten Gebundene. Gott hat mich sehr schwer gestraft. Ich kann nicht lieben. Lehren Sie mich die Liebe wieder! Seien Sie mir gut!"

Das Mädchen hielt die haltlos weinende Frau — sie war die Starke, die Aufrechte. „Sie sind Viktors Mutter — eine Mutter! Ich liebe Sie! Ich habe nie eine Mutter gekannt, aber immer habe ich gefühlt, daß alles, was es gab, an Geduld, Sanftmut, Selbstverleugnung, sich in dem Namen vereinte. Daß man nur eine Frau oder auch ein rechter Mann nur sein konnte, indem man die Mütterlichkeit begriff. Sie kann nicht eng oder eigensüchtig sein, sie ist das Weiteste, Großherzigste, was es gibt. Töchter stehen draußen, ich weiß es, viele — viele! Auch Schwestern, andere Mütter." —

Noch einmal fühlte sie, mehr in der Abwehr der Schultern, die starke Eigenheit, den eigenen, eifersüchtig gehüteten Schmerz, der sich gegen die Hingabe, gegen ein Aufgehen in das Allgemeine bäumte. „Er würde dir sagen: Mutter, du weinst nicht allein! Eine andere hat mit dir geweint. Zuviel Liebe? Zuviel? Hast du vergessen, wie ihn der fast übertriebene Liebesbeweis der täglichen Sendungen und der Delikatessen beschämte? Er brauchte sich nicht mehr zu schämen, als er alles abgab. Ganz allmählich solltest du nicht mehr Hummern und Kaviar — die kannten die einfachen Arbeiter, seine Kameraden, nicht, du solltest Linsen, Speck und Wurst schicken! Mutter, wach auf! Draußen stehen viele. Und die Ärmsten sind die deines eigenen Geschlechts. Blasse Frauen und Mädchen — Scharen der Überzähligen, notleidend und verkümmert. Mutterarbeit ruft dich! Dein Herz ist weich und feinfühlig geworden. Da steht der ungeheure Schmerz der Welt. Er steht frierend, hungernd und harrend. Nimm ihn an dein Herz! Nimm auch mich, deine Schwester, Mutter! Ach, wir sind sehr arm und sehr einsam, viele, zu viele von uns!"

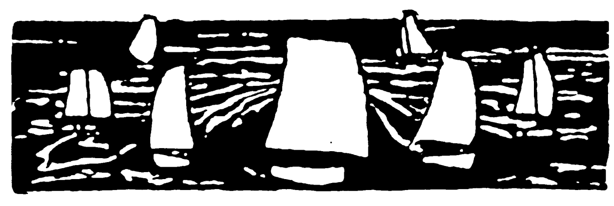
Die beiden Frauen hielten sich umschlungen, und während sie, eine zum Herzen der anderen, sprachen, schien eine lichte Gegenwart um sie, eine Last hob sich, auffliegend zu reineren Höhen. Sie weinten und lächelten einander an und wußten, daß jede von ihnen den Schatz in der Brust der anderen gefunden hatte. Liebesfähigkeit, die unerschöpflich und unbegrenzt ist. Aus der Liebe geborene Lebensliebe — — Mutterwillen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 13. November 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

2. November.

Die Russen versuchen unser Vorgehen westlich von Czartorysk durch Gegenangriff auf breiter Front und in dichten Massen zum Stehen zu bringen. Sie sind unter schwersten Verlusten zurückgeworfen. Der Ort Siemikowce selbst wurde zum größten Teil wieder erstürmt.

Auf dem Balkan-Kriegschauplatz ist Cacak besetzt. Die Höhen südlich von Kragujevac sind genommen.

Im Görzischen wird wieder heftig gekämpft. Die Angriffe richteten sich sowohl gegen den Görzer Brückenkopf selbst als auch gegen die Räume von Plava und beiderseits des Monte San Michele.

3. November.

Usice ist besetzt. Die Straße Cacak—Kragujevac ist überschritten. In Kragujevac wurden 6 Geschütze, 20 Geschützrohre, 12 Minenwerfer, viele Gewehre und Munition erbeutet.

Die bulgarische Armee des Generals Bojadjieff hat beiderseits der Straße Zajecar—Paracin den Feind zurückgeworfen.

Die Italiener setzen ihre auf Görz gerichteten Anstrengungen ununterbrochen fort. In den letzten Kämpfen verloren mehrere italienische Regimenter die Hälfte ihres Bestandes.

4. November.

Nördlich von Massiges stürmen unsere Truppen einen nahe vor unserer Front liegenden französischen Graben in einer Ausdehnung von 800 Meter.

Im Dorfe Siemikowce nördlich von Bieniawa wird nach wie vor heftig gekämpft.

Oestlich von Trebinje ist ein Angriff gegen die montenegrinischen Grenzstellungen im Gange. Der serbische Widerstand im Raume von Kragujevac und bei Jagodina wurde gebrochen. Die Verbindung zwischen Usice und der östlich von Visegrad kämpfenden Gruppe ist hergestellt.

5. November.

Bei den Truppen des Generals Grafen von Bothmer führt unser Angriff gegen die noch einen Teil von Siemikowce haltenden Russen zum Erfolg.

Südlich von Cacak ist der Kamm der Jelica Planina überschritten. Unsere Truppen haben das Nordufer der westlichen (Golijska-) Morava beiderseits von Kraljevo erreicht. Die Armee des Generals v. Gallwitz ist in Paracin eingerückt.

Das Kabinett Zaimis ist zurückgetreten.

6. November.

Die Russen wiederholen die Durchbruchsversuche bei Dünaburg mit dem gleichen Mißerfolge wie an den vorhergehenden Tagen.

Bei Siemikowce ist Ruhe eingetreten, der Gegner ist in seine Stellungen auf dem Ostufer der Strypa zurückgeworfen.

Nach dreitägigem Kampf ist gegen zähen Widerstand der Serben die befestigte Hauptstadt Nisch von den Bulgaren erobert. Kraljevo wird von den deutschen Truppen besetzt. Weiter südöstlich überschreiten deutsche und österreichisch-ungarische Abteilungen die westliche Morava. Die Armee v. Gallwitz nähert sich der Talenge nördlich von Krusevac.

7. November.

Beiderseits von Kraljevo ist der Flußübergang erzwungen. In Kraljevo, das nach heftigem Straßenkampf von brandenburgischen Truppen genommen wurde, sind 30 Geschütze erbeutet.

Der Kleine Kreuzer „Undine" ist südlich der schwedischen Küste durch Torpedoschüsse gesunken.

Das neue griechische Kabinett wird unter dem Vorsitz von Skuludis gebildet, der das Ministerium des Aeußern übernimmt. Die übrigen Mitglieder des Kabinetts Zaimis werden beibehalten.

8. November.

Deutsche Truppen sind im Angriff auf die Höhen südlich von Kraljevo.

Zwischen Kraljevo und Krusevac wird die westliche Morava an mehreren Stellen überschritten.

Oesterreichisch-ungarische Truppen erreichen Iwanjica und den Vijenac (896 Meter) sieben Kilometer nordöstlich davon.

Auf dem Wege nach Indien.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Vor einigen Wochen hatte ich in einer neutralen ausländischen Hauptstadt eine Unterhaltung mit Politikern jenes Landes über den Krieg. Auf den Wunsch einiger Teilnehmer gab ich die Hauptsätze, in denen sich meine Überzeugung ausdrückte, an die Presse, und es entstand eine ziemlich lebhafte Erörterung. Ich sprach mich dahin aus, daß die Entscheidung des Weltkrieges im Orient fallen und daß, wer dort siegte, der Sieger überhaupt, wer dort eine entscheidende Niederlage erlitt, der Geschlagene überhaupt sein werde. Niemand wollte mir das recht glauben; die Erwartungen aller richteten sich vielmehr auf die belgisch-französische und auf die russische Front. Es waren gerade die Tage des französischen Ansturms zu der großen Offensive der 50 Armeekorps und 5000 Geschütze. Seid ruhig, sagte ich zu allen, den deutschen wie den ausländischen Freunden, die Franzosen kommen nicht durch, und die Russen können noch viel weniger ausrichten — die Entscheidung fällt im Orient!

Wenn ich mich jetzt daran erinnere, wie schwer selbst politisch gut gebildete Köpfe dort draußen sich in die Vorstellung hineindenken konnten, daß ein Krieg, in dem die Hauptmassen der kämpfenden Heere sich rund um das Zentrum unseres Erdteils gruppierten, dennoch am Balkan und an den türkischen Meerengen entschieden werden sollte, so wird mir auch deutlich, warum

unser Angriff auf Serbien, der doch sicher bevorstand, eine derartige Bestürzung bei unseren Gegnern hervorgerufen hat. Die eine Antwort, auf die ich bei meinen Unterhaltungen stieß, war diese: Ihr Deutschen könnt doch nicht schlechthin alles machen! Es ist wahr, ihr setzt die Welt in Erstaunen, aber vom Jura bis zur Nordsee kämpfen, mit den Österreichern zusammen auf der ganzen gewaltigen Ostfront die Russen bestehen und dann noch auf einem neuen orientalischen Kriegschauplatz siegen, das geht über eure Kräfte, auch wenn die Österreicher und-Ungarn helfen! Andere schüttelten den Kopf aus geographischen, politischen und strategischen Gründen und meinten: Der Balkan ist nur ein Nebenkriegschauplatz, eine Entscheidung ohne endgültige Niederlage der französischen und russischen Armeen ist unmöglich.

So hat offenbar auch die öffentliche Meinung in Frankreich, England und Italien gedacht und wahrscheinlich auch in Rußland, wo der Presse jede Äußerung der Besorgnis verboten und die Duma nach Hause geschickt ist. Nun aber zeigt sich die wirkliche Stärke Deutschlands samt seiner Verbündeten, nun zeigt sich der große Erfolg der deutschen Politik auf dem Balkan, zeigt sich die ausschlaggebende Wichtigkeit der Operationen, die sich dort jetzt abspielen. „Die ernsteste Stunde des englischen Reichs seit dem großen Aufstand in Indien ist gekommen" — so schreiben die Zeitungen in England von unserm Vormarsch in Serbien, und sie haben vom englischen Standpunkt aus recht. Vergegenwärtigen wir uns, wie überstürzt die feindlichen Maßnahmen waren, als man den Ernst unseres Auftretens an der serbischen Front erkannte, so bleibt kaum etwas anderes übrig als die Annahme: Nicht nur der Durchschnitt der öffentlichen Meinung, die Zeitungen, die Parlamentarier usw. haben nicht daran geglaubt, was kommen würde, sondern auch die feindlichen Regierungen und Heeresleitungen haben gedacht, wir wollten nur auf gut englisch „bluffen". Die Franzosen mußten früher, als sie eigentlich wollten, mit der Offensive losschlagen, und Hals über Kopf wurden unter Verletzung der griechischen Neutralität Truppen zu einer Zeit nach Saloniki geworfen, als militärisch unterrichtete Stellen schon einsehen mußten, daß mit kleinen Streitkräften nichts mehr zu machen war, große aber, selbst wenn es gelang, sie irgendwo herzunehmen, zu spät kommen würden.

Am schwersten getroffen fühlt sich England — darum predigt es auch am lautesten den anderen, sie seien unbedingt verpflichtet, Serbien (das heißt in Wahrheit natürlich nicht Serbien, sondern England) zu helfen. Faßt man die ganze Aufregung in der englischen Presse, im Unterhaus und im Oberhaus zusammen, so ist es der halb uneingestandene, halb ausgesprochene Schreckensruf: „Die Deutschen sind auf dem Wege nach Indien!"

Auf der Karte ist es ohne Zweifel von Belgrad bis Bombay oder Kalkutta noch ein gehöriges Stück. Wollten die verbündeten Armeen buchstäblich von der Donau bis an den Indus marschieren, so würden sie, von allen anderen Fragen abgesehen, dazu so viel Zeit brauchen, daß wir uns noch auf mehr als ein Weihnachtsfest unter den Waffen einrichten müßten. Daran denkt natürlich niemand, auch die Engländer nicht. Trotzdem liegt in ihrer Angst um Indien, wo doch erst Belgrad gefallen ist, ein Stück wirklicher Erkenntnis der Sachlage, nur daß diese Erkenntnis zu spät kommt. Es ist, als ob die ganze englische Nation einen Schlag erhalten hätte, der sie aufmuntert, sich zu besinnen, was die Deutschen in Wirklichkeit können. Als der Krieg vor 15 Monaten begann, waren Grey, Kitchener und Genossen so siegesgewiß, daß der englische Minister zu unserem Botschafter beim Abschied sagte: „Wir schlagen ja jetzt nur mit auf euch, um euch nachher, wenn ihr genug verhauen seid, um so eher gegen die Erbarmungslosigkeit der anderen schützen zu können!" Die öffentliche Meinung in England dagegen war in bezug auf den Krieg stark gespalten, und es gab eine entschiedene Strömung für einen baldigen und loyalen Frieden. Dies Verhältnis kehrte sich in England allmählich um. Je länger der Krieg dauerte, und je schwieriger es wurde, die Deutschen zu besiegen, je empfindlicher der Unterseebootskrieg und die Bombardements aus der Luft die Engländer verwundeten und reizten, desto mehr nahm die Stimmung überhand: das wird ja ernster, als wir dachten, nun gilt es durchhalten, bis die Deutschen sich erschöpft haben. In den regierenden Kreisen dagegen sind die Zweifel, ob man Deutschland würde besiegen können, während der letzten Monate immer größer geworden. Da, mit einem Mal, dieser Losbruch auf der Balkanhalbinsel, der Anschluß Bulgariens an Deutschland und Österreich-Ungarn und die Weigerung Griechenlands, seine Haut für England auf den Markt zu tragen!

Der Schlüssel zum Verständnis der englischen Aufregung liegt unmittelbar weder in Serbien noch in Indien, sondern dazwischen: am Suezkanal. Der Bau des Suezkanals, das wird immer deutlicher, ist ein politisches Verhängnis für die englische Weltmacht gewesen. Bekanntlich widersetzte sich die englische Politik dem Kanalprojekt so lange wie möglich, in der Erkenntnis, daß hier ein Weg nach Indien geschaffen werden sollte, der nicht unter englischer Kontrolle stand. Als der Kanal trotzdem vollendet wurde, war es für England alsbald eine ausgemachte Sache, daß Aegypten englisches Machtgebiet werden müsse. 1869 fand die Einweihung des Kanals statt — 1882 wehten die englischen Fahnen über Alexandrien, Kairo, Port Said und Suez. Der Form nach blieb alles türkisch-ägyptisch, und England gelobte feierlich, das Land wieder zu räumen, wenn ruhige Zustände eingetreten sein würden, in Wirklichkeit aber dachte natürlich kein Engländer daran. Fürst Bismarck benutzte damals den Umstand, daß England für die Anerkennung seiner Okkupation in Ägypten auch mehr oder weniger auf den guten Willen Deutschlands angewiesen war, um im Tausch dagegen die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik zu verwirklichen, die England sonst sicher energischer gehindert hätte. Daß Deutschland einmal daran gehen würde, England in Ägypten anzugreifen, konnte damals kein Mensch ahnen!

Durch die Aneignung Ägyptens hat England auf der einen Seite seine Weltstellung mächtig erweitert, auf der andern aber hat es sich selbst eine Stelle geschaffen, wo es zu Lande verwundbar ist. Früher glaubte man, die englische Achillesferse zu Lande sei Indien. Seit aber England im Burenkrieg den Beweis geliefert hat, daß es imstande ist, eine Armee von mehreren hunderttausend Mann auf eine sehr große Entfernung über See zu transportieren und zu erhalten, müssen die Aussichten eines russischen Angriffs auf Indien als gering gelten. Rußland wäre nicht imstande, auf den schwierigen Gebirgswegen im Pamir und in Afghanistan, ohne Eisenbahnen, so starke Streitkräfte bis an die indische Grenze vorwärts zu bewegen, wie sie es brauchte, um Indien, selbst die Sympathie eines Teiles der Eingeborenen vorausgesetzt, zu überrennen. Anders dagegen steht es mit Ägypten. Solange wir die be-

glaubigte Geschichte zurückverfolgen können, haben die ägyptischen Herrscher, von den ältesten Pharaonen an, infolge der eigentümlichen geographischen Gestaltung der Grenze zwischen Asien und Afrika an dieser Stelle stets danach gestrebt, den Besitz ihres Landes dadurch zu sichern, daß sie auch das Vorgelände jenseit der Landenge von Suez, Palästina und Syrien, unter ihre Herrschaft brachten. Umgekehrt haben alle starken asiatischen Reiche, die Syrien unter ihren Provinzen zählten, auch nach Ägypten gestrebt. Sobald England Herr in Ägypten war, mußte es darauf bedacht sein, daß sich keine Gefahr für diese Stellung von Asien her erhob. Eine solche Gefahr schien ihm aber zu drohen, als die durch den letzten Krieg mit Rußland und außerdem durch ihre inneren schwierigen Verhältnisse geschwächte Türkei sich an Deutschland anzulehnen begann.

Der Bau der Bagdadbahn und die türkische Armeereform waren vom deutschen Standpunkt aus, von den reinen Wirtschaftsfragen bei der Eisenbahn abgesehen, politische Züge, deren Bedeutung zum Teil mit darauf beruhte, daß sich nach ihrer Vollendung eine gewisse Sicherung gegen englische Angriffsabsichten auf Deutschland ergeben sollte. England brauchte verständigerweise niemals mit einem deutschen Überfall zu rechnen; was drüben vor dem Kriege davon geredet wurde, entsprang teils einer törichten Phantasie, teils dem schlechten Gewissen der englischen Politiker. Umgekehrt bedeutete die deutsche Politik in der Türkei allerdings für England eine sachliche Mahnung zur Vorsicht wegen Ägyptens. Schon diese Mahnung aber fand England unerträglich, denn es mußte sich sagen, daß, wenn überhaupt eine andere Macht imstande war, durch einen wie auch immer gearteten Druck in der Richtung auf Ägypten die englische Politik zu beeinflussen, damit faktisch eine Wesensveränderung in der Stellung Englands unter den Nationen eintrat. Während England bis zur Besetzung Ägyptens alles dafür getan hatte, um die Türkei als Vormauer gegen Rußland zu erhalten — noch 1878 auf dem Berliner Kongreß drohte die englische Regierung Rußland mit Krieg, wenn es sich nicht bereitfinden sollte, den Vorfrieden von San Stefano zugunsten der Türken abzuändern — sehen wir nachher, daß England darauf ausgeht, denjenigen Teil des türkischen Reichs, von dem aus Ägypten (und Indien) bedroht werden konnten, in seine Gewalt zu bringen: also Mesopotamien und Babylonien, Arabien und die syrische Mittelmeerküste. Dafür war man sogar bereit, den Russen umfassende Entschädigungen im Norden der Türkei zuzugestehen. Auf eine andere Weise als durch Aneignung des Vorgeländes vor dem ägyptischen Besitz in allerumfassendsten Sinne glaubte man überhaupt nicht diese wichtigste und zugleich empfindlichste Stelle des „Empire" sichern zu können. Deutschland dagegen hätte durch die Verwirklichung der englischen Pläne erstens jede Möglichkeit verloren, auf einen Überfall von seiten Englands durch den Gegenzug nach Ägypten im Verein mit der Türkei antworten zu können, und es hätte sich außerdem von der Teilnahme an der wirtschaftspolitischen Aufschließung des gesamten muhammedanischen Orients für immer ausgeschlossen gesehen.

In einer Lage, wo die weltpolitischen Interessen zweier großer Nationen sich in dieser Weise kreuzen, kann der kriegerische Austrag überhaupt nur dann vermieden werden, wenn beide Teile bereit sind, anzuerkennen, daß gegenseitige Rücksichtnahme zu den Vorbedingungen der gesunden Entwicklung hüben und drüben gehört. Diese Rücksichtnahme verweigerte die englische Politik der deutschen praktisch und grundsätzlich; was vorübergehend vielleicht so aussah, hat sich jetzt nachträglich entweder als eine uns bewußt gestellte Falle oder als ein kraftloser Versuch der zum Frieden geneigten Richtung in England herausgestellt.

So also ist der Krieg entbrannt, und England erntet die Früchte, zu denen es die Saat ausgestreut hat. England, nicht wir, hat diesen Krieg gewollt. Es ist sich dessen trotz alles heuchlerischen Geredes auch sehr wohl bewußt, und es fürchtet, daß, sobald die Verbindungslinie zwischen Berlin, Wien, Budapest, Sofia und Konstantinopel hergestellt ist, dann auch Ägyptens Schicksal sich erfüllen könnte. Durch den Suezkanal geht der Weg zu allen Ländern rings um den Indischen Ozean, und jenseit der Pforte von Singapore nach dem westlichen Randgebiet des Großen Ozeans. Diese beiden Welten werden zusammengenommen von etwa 900 Millionen Menschen, mehr als der Hälfte aller Bewohner der Erde, bevölkert, und Indien liegt beherrschend in der Mitte. Verliert England die Kontrolle über den Kanal, so ist es, im Gegensatz zu den Mächten, die dann am Kanal sitzen, auf den weiten Weg ums Kap der Guten Hoffnung und auf den guten Willen der burischen Südafrikaner angewiesen. Von diesen aber denkt die Mehrheit lange nicht so wie Botha. Trotz alledem ist es zu früh, und es entspricht nicht deutscher Gewohnheit, unsere Gegner in Triumphgesängen vor dem wirklichen Erfolge nachzuahmen — aber wir werden doch verstehen, wieso uns nach der Einnahme von Belgrad die englische Angst schon „auf dem Wege nach Indien" sieht!

Ein Besuch im Lager der internierten deutschen Soldaten in Bergen.

Von von Pelser-Berensberg.

Durch die Liebenswürdigkeit des holländischen Generalstabes war es mir erlaubt worden, das Lager in Bergen zu besuchen.

Pünktlich rollte mein Zug zum Amsterdamer Hauptbahnhof hinaus nach Norden der Zuydersee zu, vorbei an dem Städtchen Zaandam mit seinen zahlreichen, originellen, hölzernen und bunt gefärbten Häusern. Bis hier fährt der Zug durch eine mit verschiedenartigen Industrien reich belebte Gegend. Es fiel mir aber auf, wie sehr der hier besonders rege Holzhandel heute unter der fehlenden Zufuhr leidet, die durch die Blockade unterbunden ist. Die Lager waren fast leer. Hinter Zaandam folgt die typische holländische Niederung, endlose Wiesen und Wasserläufe, bestückt mit dem Reichtum des Landes, ungezählten Viehherden. Auch hier herrscht wie im mittleren Holland die schwarzweiße Farbe vor.

Wir nähern uns der Zuydersee, und diese fruchtbare Gegend löst unwillkürlich den Gedanken aus, welchen Reichtum die Trockenlegung des Sees den Niederlanden bringen würde. In normalen Zeiten findet in Zaandam ein reger Personenwechsel statt von Fremden, die das Häuschen Peters des Großen besuchen und von hier aus einen Abstecher nach der bekannten Insel Marken machen wollen. Da ich beide früher schon gesehen und mir auf Marken sogar eine kleine „Antiquiteit" erstanden habe, die wahrscheinlich das Erzeugnis eines findigen deutschen Industriellen ist, fuhr ich weiter und langte bald in einer der saubersten holländischen Städte, in Alkmaar, an. Nach weiteren 20 Minuten Dampfstramfahrt war ich am Ziel meiner Reise, in Bergen, wo sich das Lager der internierten deutschen Soldaten befindet. Es sind ungefähr 130 Mann, die seinerzeit bei den Kämpfen in Belgien über die holländische Grenze gedrückt wurden.

Bergen, mit dem vorgelagerten Bergen-aan-Zee ist ein idyllisch hübsch gelegenes Örtchen, zählt gegen 2800 Einwohner und besteht aus einer Anzahl niedlicher, kleiner Villen, die in holländischer Sauberkeit blitzblank in wohlgepflegten Gärten liegen. Hier fand 1799 eine Schlacht zwischen gelandeten Russen und Engländern gegen Franzosen statt, in welcher die ersteren geschlagen und teilweise gefangen wurden. Ein Denkmal für die gefallenen Russen steht auf dem Schlachtfelde. — Bergen ist im Auslande als Badeort kaum bekannt und deshalb ohne den Schwarm internationalen Publikums, der fürs Auge ja manchmal recht interessant, aber für die Ruhe oft störend ist. Für den Ruhesucher, der Wald und See genießen möchte, kann ich mir kaum eine angenehmere Sommerfrische denken: die See mit daran stoßenden Wäldern, tadellose, stets trockene Wege und vorzügliche Verpflegung zu mäßigen Preisen, dazu ein gutes Publikum und eine höfliche Bevölkerung. Mir wurde erzählt, daß der Gemeinderat jegliche Reklame ablehnt, um den Ort „deftig en fatsoenlyk" zu halten, deshalb möchte ich meine Ruhe suchenden Landsleute erst recht auf dieses Fleckchen Erde aufmerksam machen. Schon die Hinreise führt uns durch eine dem Deutschen im allgemeinen fremdartige Landschaft, die noch stärker auf den Reisenden wirken wird, wenn er neben der Bahnfahrt auch einmal mit dem Boot von Alkmaar nach Amsterdam fährt, was eine Fahrt von 2½ Stunden über das Alkmaarer Meer und verschiedene Kanäle durch eine der schönsten Gegenden in Anspruch nimmt. Lebhafte Anklänge finden sich hier an die berühmte Fahrt über den Götakanal von Stockholm nach Gotenburg, an die auch die drei Etagen hohen flachen Schiffe erinnern. Dort eine von Wäldern und Holzindustrien begleitete und von vieletagigen Schleusen unterbrochene Fahrt, hier unendliche Fernsicht über Wiesen mit zahlreichen Windmühlen und Viehherden.

Das Lager der Deutschen liegt etwa 10 Minuten vor Bergen, dicht an den Dünenwald angelehnt. Es ist mit einem doppelten, gegen 4 Meter hohen Stacheldrahtgehege eingezäunt und quadratisch angelegt. In dieser Umfriedung liegen die Holzbaracken. Die Offiziere bewohnen ein kleines, der Einzäunung nebenanliegendes Holzhäuschen mit vorgelagertem Gärtchen. Auffallenderweise ist es den Offizieren nicht gestattet, mit den Mannschaften zu sprechen. Die Verpflegung der Mannschaften geschieht in eigener Regie unter Aufsicht eines holländischen Offiziers und scheint einen kleinen Nutzen abzuwerfen, der für Erholungs- und Zerstreuungzwecke verwandt wird. Es waren stattliche Soldatengestalten, die mich am Eingang empfingen, Angehörige eines mecklenburgischen Regiments, welche zu Anfang des Feldzuges in der Nähe von Lüttich über die Grenze gedrängt wurden. Ich hatte das Gefühl, daß da, wo diese die Axt ansetzten, Späne flogen. Außer diesen traf ich noch Sachsen, Rheinländer, Bayern und Berliner an. Der Lagerkommandant führte mich selbst durch das Lager und gab mir die gewünschten Erklärungen. Bei unserem Erscheinen in den Baracken kommandierte der Wachthabende „Achtung", worauf sämtliche Insassen der Baracken stramm standen.

Die Schlafbaracken sind geräumig und luftig, und überall herrschte musterhafte Ordnung. Jeder Soldat hat seinen eigenen Schrank, dessen Inhalt von regem Liebesgabenverkehr zeugte. Ich glaube jedoch, daß die Erwärmung der dem Nordwest ausgesetzten Baracken im Winter manchmal zu wünschen übrig lassen wird.

In der Küche war man gerade mit den Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt, und trotzdem, abgesehen von einem Münchner Bierbrauer, keiner von diesen Verpflegungsräten im Zivilberuf je mit solcher Arbeit etwas zu tun gehabt hat, ging es nach Aussage der Leute ganz gut. Der hierbei beschäftigte Bayer entbehrte natürlich sehr sein liebes Münchner und hatte den Gurt schon etwas fester ziehen müssen, er war aber fest entschlossen, nach dem Feldzug alles gründlich nachzuholen.

Die Verpflegung besteht morgens aus Kaffee mit einer Art Graubrot, mittags Suppe, Fleisch oder Fisch mit Gemüse und Kartoffeln. Ich glaube, daß es etwas häufiger Fisch gibt, als den Leuten erwünscht ist. Für Getränke sorgt die eigene Kantine, die in einer großen, geräumigen Baracke eingerichtet ist, welche als Gaststube dient. Ich bemerkte in ihr eine große Karte mit den Kriegschauplätzen, auf der die jedesmaligen Stellungen der Heere mit Fähnchen eingetragen wurden.

Das Lager besitzt eine, hauptsächlich aus Liebesgaben hervorgegangene eigene Bibliothek, die von einem Kameraden als Bücherwart verwaltet wird. Ich fand den Bestand an Büchern recht reichlich, und der Vorsteher bemerkte mir, daß, wenn auch eine große Nachfrage nach leichter Schmökerware bestehe, doch festzustellen sei, daß auch unter den Leuten mit geringerer Schulbildung viele eine gediegenere Lektüre verlangten. Unsere Klassiker wurden eifrig gefragt, sehr häufig selbst Shakespeare. Ich fragte mich unwillkürlich, ob in unseren Gefangenenlagern wohl ein Engländer nach einem Werk von Schiller fragen würde. An besserer moderner Lektüre ist Mangel, es wurde vielfach nach Hebbel gefragt.

Da ein leibhaftiger Theaterdirektor im Lager sein soll, wird für den Winter eine Abendunterhaltung beabsichtigt. Ich habe den Herrn leider nicht kennen gelernt. Möge es ihm gelingen, noch schlummernde künstlerische Kräfte unter den Lagerinsassen zu entdecken zur Erheiterung der andern.

Die sanitären Einrichtungen sind gut. Dünenwasserleitung ist im Lager; die Aborte liegen etwas außerhalb und von den Baracken entfernt.

Bei dem Lager befindet sich ein Sportplatz, der nach Angabe des Kommandanten viel benutzt wird für allerhand Art von Sport. Im übrigen mußte ich aber einen ausgeprägten Mangel an jeglichem Bedürfnis für gemeinschaftliches Zusammengehen der Internierten feststellen. Die sogenannten drei Deutschen, die, wenn sie sich irgendwo treffen, unbedingt sofort einen Verein gründen müssen, fehlen hier vollständig. Dies erklärt sich viel-



1. Enver-Pascha, Kriegsminister und Generalissimus, 2. Minister des Auswärtigen Halil-Bey, 3. Großvezier Said Halim-Pascha.

Von der Beisetzung des deutschen Botschafters von Wangenheim in Konstantinopel: Die Spitze des Trauerzuges.

leicht aus der Zusammensetzung der Insassen des Lagers, mehr aber noch aus den verschiedenen Beweggründen, die Veranlassung zu der Internierung gewesen sind.

Die Leute haben im allgemeinen ziemlich viel Freiheit. Ein Teil von ihnen hat sogar regelmäßige Beschäftigung im Ort gefunden und geht dort seinem Handwerk nach. Es sind Metzger, Anstreicher, Dachdecker usw., die, wie ich erfuhr, sehr geschätzt sind. Ein Arbeitgeber drückte seine Zufriedenheit durch die Worte aus, daß diese Leute wohl ihre Rechte, aber auch ihre Pflichten kennen.

Die Annahme von deutschen Arbeitskräften wird nur in dem Fall gestattet, wenn der Arbeitgeber nachweist, daß er keine gleichwertigen holländischen Arbeiter finden kann. Auch muß den Leuten der ortsübliche Tagelohn bezahlt werden, und das eine wie das andere unterliegt der Kontrolle der Kommandantur. Die Lagerinsassen erhalten die Löhnung der holländischen Soldaten; die Offiziere diejenige ihrer ranggleichen holländischen Kameraden. Die Post für und von den Internierten wird von holländischen Militärbeamten durchgesehen, die der Offiziere kontrolliert der Kommandant selbst.

Für Beschäftigung derjenigen, die solche suchen, ist ebenfalls gesorgt. Eine Schreinerei gibt Gelegenheit zur Anfertigung von allerhand nützlichen und notwendigen Dingen. Ein holländischer Künstler kommt in regelmäßigen Zwischenpausen und gibt Unterricht in Kerbschnittarbeiten. Ich hatte Gelegenheit, wirklich gut ausgeführte Stücke zu sehen, angefertigt von Leuten, die nie vorher ein Kerbmesser in der Hand gehalten hatten. Die Künstler haben eine Auslage im Orte, und die Gegenstände finden, wie mir der Lagerkommandant Kapitän Sickman mitteilte, guten Absatz unter den Badegästen. Auch die Malerei und Reliefschneiderei blühen im Lager.

Alle diese aus sich selbst heraus entstandenen Unterabteilungen des Lagers werden von selbst gewählten Vorstehern geleitet, und ich habe diese als gebildete, liebenswürdige Menschen kennen gelernt.

Die Offiziere, es sind heute drei Flieger dort, die, durch den Nebel irregeleitet, in Holland landen mußten, wohnen in einem kleinen freundlichen Holzhaus, welches einfach, aber praktisch eingerichtet ist. Im Anfang soll nicht so gut für sie gesorgt gewesen sein. Die Herren konnten sich immer noch nicht in ihr Schicksal ergeben, und bei ihnen sowohl wie bei den meisten der Mannschaften klang in der Unterhaltung stets das Bedauern durch, daß sie hier tatenlos sitzen müßten, während ihre Kameraden an der Front dem Vaterlande helfen. Alle Offiziere und Mannschaften, mit denen ich sprach, waren voll von dem Großen, was getan wurde, und ruhige Zuversicht sprach aus ihren Worten; bis ins einzelne wurden die Ereignisse verfolgt und gebucht. Einige kleinere Wünsche der Offiziere habe ich bei der Kommandantur befürworten können. Es ist den Herren auch gestattet, das Haus des Bürgermeisters von Bergen, eines Herrn van Reenen, dessen Frau eine Deutsche ist, zu besuchen. Diese Gastfreundschaft wird dankbar von ihnen allen geschätzt.

Die Nähe der See brachte es natürlich mit sich, daß die Mannschaften während des Sommers Gelegenheit zu Seebädern hatten. Es war ihnen hierfür ein eigener Strand eingeräumt. Zwischen dem Orte Bergen und dem eine Stunde entfernten Meere, an dem der Badestrand „Bergen aan Zee" liegt, sind herrliche Laub- und Nadelholzwälder mit vorzüglich gepflegten Wegen und idyllischen Spaziergängen. Ein Dampftram bringt den Spaziergänger nach Bergen zurück, wo die eigentliche Sommerfrische ist.

Abfallstoffe aus dem Pflanzenreich.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Bis zum Beginn dieses Krieges haben wir eine sehr große Anzahl Abfallstoffe aus dem Pflanzenreich achtlos verkommen lassen, teils weil wir nicht wußten, welche Werte sie enthalten, teils aber auch deshalb, weil die Gewinnung dieser Werte zu kostspielig geworden wäre, so daß sie die Konkurrenz mit gleichartigen Werten nicht aushalten konnten, die billiger anderwärts besorgt werden konnten.

Der Krieg hat es nun aber mit sich gebracht, daß die hohen Preise dieser Werte, bedingt durch den Mangel an Zufuhr aus dem Auslande, es unserer Industrie ermöglichten, maschinelle Einrichtungen zu treffen, die durch die hohen Preise bereits vollständig abgeschrieben werden konnten, so daß nach dem Kriege die Gewinnung der Werte aus den Abfallstoffen verhältnismäßig billig erfolgen kann. Zu den Abfallstoffen im weiteren Sinne müssen dabei auch jene Stoffe, jene Pflanzenprodukte gezählt werden, welche bisher außerhalb einer gewerblichen Verwendung lagen.

Aber nicht nur die hohen Preise, welche der Krieg mit sich brachte, haben es ermöglicht, diese Abfallstoffe zu verwerten, sondern es kam noch ein anderer Umstand zu Hilfe, der die rationelle Ausbeutung erst ermöglichte. Man hat von sehr vielen Abfallstoffen an den einzelnen Stellen sehr oft nur verhältnismäßig geringe Mengen, Mengen, die dem einzelnen wohl schon recht bedeutend zu sein scheinen, für eine fabrikatorische Verwendung aber immer noch viel zu gering sind. Es bedurfte einer geregelten Sammeltätigkeit, um alle diese kleinen Mengen aus den verschiedensten Gegenden in Sammelbecken zu leiten, welche dann durch besondere Kanäle die angesammelten kleinen Mengen wiederum nach größeren Sammelbecken leiteten, bis sie schließlich an den bestimmten Verarbeitungstellen ankamen. Es ist zu hoffen, daß auch nach dem Kriege diejenigen Stellen, welche auf eine solche Sammeltätigkeit angewiesen sind, die Abfallstoffe, deren Wert bisher nicht bekannt war, nun, da sie ihren Wert kennen gelernt haben, sammeln werden, so daß die Abfallstoffe auch in der Zukunft in genügender Menge der Fabrikation zur Verfügung stehen werden.

Es wird nun Sache der Wissenschaft sein, den Fabrikanten sowohl als auch den Sammler von Abfallstoffen auf den Wert der einzelnen Abfallstoffe hinzuweisen. Der augenblicklich herrschende Fettmangel oder, richtiger gesagt, die augenblicklich herrschende Fetteuerung — denn von einem Fettmangel kann nicht gesprochen werden, gibt mir Veranlassung, auf einige Pflanzenabfälle in jenem eben weiter präzisierten Sinne hinzuweisen, welche der Fetteuerung entgegenarbeiten könnten.

Die Samen unserer Nadelhölzer enthalten alle mehr oder weniger fettes Öl, das allerdings in weitaus den meisten Fällen nicht gewonnen wird. Nur von den

Samen der Zirbelkiefer gewinnt man hin und wieder das sogenannte „Zedernöl“ als Speiseöl. Es enthalten:

Kiefernsamen	25—30	Prozent fettes Öl
Zirbelkiefersamen . . .	56	„ „ „
Fichtensamen	25—30	„ „ „
Tannensamen zirka	26	„ „ „
Lärchensamen	10,66	„ „ „

Wenn wir bedenken, welche enormen Mengen Samen unsere heimischen Nadelwälder alljährlich produzieren, so müssen wir gestehen, daß wir einen Fettmangel nicht so leicht haben werden, wenn wir nur diese Fettmengen nutzbar machen. Allerdings dürfen die Herren Großspekulanten die Samen nicht zu Phantasiepreisen aufkaufen und eine Gewinnung unmöglich machen. Aber auch einige andere Gehölze unserer Wälder liefern ölhaltige Samen, wie die folgenden Zahlen beweisen.

Es enthalten fettes Öl:

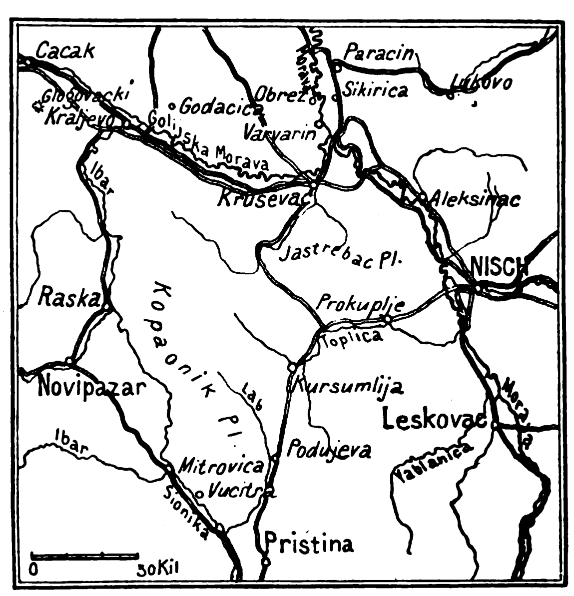
Walnuß, frische Kerne	43—52	Prozent
Buchensamen ohne Schale . .	42,49	„
Haselnußsamen	50—60	„
Apfelsamen	27	„
Birnsamen	12—15	„
Ebereschensamen	21,9	„
Lindensamen	58	„
Eschensamen	26,6	„

Von diesen Sämereien wurden bisher nur die Buchensamen hin und wieder zur Ölgewinnung herangezogen. Auf den hohen Ölgehalt der Lindensamen wurde bereits im Jahre 1805, also vor 110 Jahren, hingewiesen. Das Öl gehört mit zu den feinsten Speiseölen.

Außer den schon genannten Apfel- und Birnsamen enthalten auch andere Obstsamen sehr bedeutende Mengen Öl, so daß sie im nächsten Jahre jedenfalls in großer Menge gesammelt werden müssen. Man hat von interessierter Seite dagegen Stimmung zu machen gesucht, indem man es als unappetitlich darstellte, daß man aus Kernen, welche Fremde im Munde gehabt haben, ein Speiseöl herstellen wolle. Aber die Steinschalen von Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen enthalten gar kein Öl, sie werden vor der Gewinnung des Öles von dem in ihnen enthaltenen Samen entfernt. Doch nicht nur die Samen dieser großfrüchtigen Obstarten, sondern auch die kleinen Samen der Himbeeren und Brombeeren, der Weinbeeren und der Hagebutten, ja selbst die des wilden Weines, der als Zierpflanze zur Bekleidung von Mauern und Lauben verwendet wird, enthalten sehr bedeutende Mengen Öl, welches wirtschaftlich ausgenutzt werden kann. Unter unseren Ziergehölzen ist noch die wilde Akazie, die uns im Sommer durch ihre wohlriechenden weißen Blüten erfreut, und der Sanddorn, der an unseren Küsten stellenweise wild wächst, als Öllieferant zu nennen, denn ihre Samen enthalten recht beträchtliche Mengen fettes Öl, welches bisher in keiner Weise verwendet worden ist.

Unter den krautartigen Gewächsen ist ganz besonders der Hederich zu nennen, welcher auf unseren Feldern ein so ungern gesehener Gast ist. Seine Samen enthalten 30—40 Prozent fettes Öl. Sodann sei auf das gelbblühende Schellkraut hingewiesen, welches als lästiges Unkraut an Mauern und Hecken wuchert. Seine Samen enthalten 40—66 Prozent fettes Öl. Da die Pflanze eine nahe Verwandte des Mohns ist, der bekanntlich ein sehr feines Öl, das Mohnöl, liefert, so ist anzunehmen, daß das Öl dieses Unkrautes ebenfalls sehr gut sein wird.

Mit den vorstehenden Pflanzen ist aber die Ölquelle, welche wir besitzen, noch lange nicht erschöpft. Absichtlich habe ich die als Ölpflanzen angebauten Gewächse nicht mitaufgeführt. Achtlos wurden bisher die Samen der Gurken, der Kürbisse und der Melonen fortgeworfen. Damit haben wir aber eine Menge fettes Öl nutzlos vergeudet, denn Gurkensamen enthalten bis über 25 Prozent fettes Öl, Kürbissamen 38,45 Prozent Rohfett, Me-



Das serbische Kriegsgebiet südlich der westlichen Morava.

lonensamen, nachdem sie entschält sind, gar 49 Prozent fettes Öl. Eine ganz hervorragende Ölpflanze ist endlich noch die Kresse, Lepidium sativum, deren Samen 50—60 Prozent fettes Öl enthalten.

Es liegt natürlich außerhalb des Rahmens dieser Zeilen, auf die Gewinnung des Öles aus den genannten Sämereien einzugehen. Das ist Sache der Technik. Nur das möchte ich ausdrücklich bemerken, daß die genannten Zahlen die Gesamtmenge des fetten Öles angeben, welche in den Samen enthalten sind. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß nun auch alles vorhandene Öl bei einer Fabrikation gewonnen wird, namentlich dann nicht, wenn die Samen ausgepreßt werden. Wendet man dagegen ein Extraktionsverfahren an, so kann man mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, daß man den allergrößten Teil des Öles gewinnen wird.

Zum Schluß mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß es dringend notwendig ist, daß wir im nächsten Jahre sehr viel mehr Ölsaaten anbauen, um den fehlenden Bedarf an Öl und Fett, vor allem aber auch an Ölkuchen für unser Vieh zu erhalten. Nach einer überschlägigen Berechnung würden wir etwa 2,500,000 Hektar mit Ölsaaten bebauen müssen, um den Ausfall zu decken, welchen wir an nicht eingeführten Ölsaaten und Ölkuchen erleiden.

* *

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Nisch ist gefallen. Siegreich sind die Bulgaren in das Herz Serbiens eingedrungen und kämpfen mit uns Schulter an Schulter, seitdem gleichzeitig mit der Eroberung von Nisch bei Krivivir die Gefechtsfühlung zwischen

ihren und unseren Hauptkräften hergestellt worden ist. War Belgrad die alte historische Hauptstadt, so war sie der Lage nach immer nur eine Grenzfestung. Die Bedeutung der Einnahme von Nisch ist weit höher einzuschätzen. Jetzt glaubt wohl niemand mehr, auch unsere Feinde nicht, daß das Schicksal Serbiens noch aufzuhalten sei. Außerdem aber ist die Beschlagnahme des befestigten Mittelpunktes der großen Verkehrswege von großer Bedeutung. In kurzer Zeit werden direkte Schnellzüge von Berlin über Wien nach Sofia und nach Konstantinopel eilen. Die Verbindung mit Sofia wird dem wirtschaftlichen Kriege erheblich zustatten kommen, und nicht minder ist die Erleichterung der Überführung von Kriegsmaterial für den militärischen Krieg im Balkan höchst wichtig.

Der zähe Widerstand der Serben, die sich auf die natürlichen Vorteile ihres für feindliche Bewegungen sehr schwierigen Geländes stützen konnten, ist dank der Schnelligkeit unseres Vordringens im Verein mit den Bulgaren und dank der Überlegenheit unserer schweren Artillerie ohne Nutzen geblieben. Die geschlossene Front quer durch das Land macht die Umklammerung der serbischen Streitkräfte so wahrscheinlich, daß man mit einer Vernichtung ihrer Hauptmacht vermutlich wird rechnen können. Der Rückzug der serbischen Armee, der zum Teil fluchtartig vor sich geht, entbehrt außerdem der Gewandtheit, mit welcher die Russen in ähnlicher Lage es immer wieder fertigbrachten, die schweren Massen in Sicherheit zu bringen.

Das verspätete Auftreten von englischen und französischen Hilfstruppen auf dem bulgarisch-serbischen Kriegsschauplatz wird fälschlich im feindlichen Lager als wirksam dargestellt. Nach dem alten Programm des großen Lügenfeldzuges, den unsere Feinde zur Unterstützung ihrer erfolglosen Anstrengungen führen, melden sie angebliche Vorteile. Die Tatsachen bestätigen keine dieser Meldungen. Vielmehr ist unsere Lage dort so günstig wie möglich. Vor allem in Mazedonien, wo die Gegner behaupten, Schwierigkeiten verursacht zu haben und noch verursachen zu können, sind ihre darauf abzielenden Anstrengungen vergeblich. Nun versprechen sie sich von der Person Kitcheners eine Wendung zu ihren Gunsten. Es heißt, er solle die Kriegsleitung auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze übernehmen. Vielleicht ist diese angeblich bevorstehende Veränderung in der Kriegsleitung der englischen Streitkräfte auch in einer Weise aufzufassen, die weniger günstige Aussichten für die Verbündeten gewährt. Vielleicht ist es überhaupt nicht wahr.

In England wird überhaupt jetzt außerordentlich viel geredet und geschrieben, was in unserem Interesse und auch im Interesse der neutralen Staaten nur mit äußerstem Mißtrauen aufzunehmen ist. Es scheint den Engländern u. a. viel daran gelegen, der Welt vorzutäuschen, daß ihre großartige Flotte in alt überliefertem Sinne die See beherrsche. In Wirklichkeit ist von dieser Flotte nichts zu merken; unsere Marine versteht zu schweigen, aber sie handelt, und so viel ist auch in den Augen der gegen uns voreingenommenen Welt deutlich erkennbar, daß die englische sich nicht zu rühren wagt. Wo wir sie fesseln, und wie wir sie im Schach halten, ist gleichgültig. Es genügt, daß dies tatsächlich geschieht. Geleistet hat die englische Flotte bis heute nichts. Die Unterbindung unseres Seehandels ist nicht ihr Verdienst, sondern bedingt durch die Lage unserer Handelshäfen. Daß unser U-Boot-Krieg nicht ruht, dafür brachten die jüngsten Meldungen aus dem Mittelmeer frische Beweise.

An der russischen Front beherrschen wir die Lage nach wie vor. Die sichtlichen Anstrengungen der russischen Heeresleitung, durch erhöhte Widerstandskraft und eine Neubelebung ihrer Gegenoffensive uns vom Balkan-Schauplatze abzulenken, können als verfehlt bezeichnet werden.

An der Düna-Front nehmen die Kämpfe ungeschwächt ihren Fortgang, so heftig im Gebiet von Dünaburg die Russen vorzustoßen versuchten. Die Armee Below hat diese Bestrebungen nicht nur abgefangen, sondern mit einer Wucht niedergerungen, die den Russen gewaltige Verluste eintrug. Im Zentrum der russischen Front herrschte zuletzt verhältnismäßig Ruhe, und auf dem südlichen Flügel, wo bekanntlich unsere Stellungen an der Strypa das Ziel ihrer Angriffe waren, sind die geringen Teilerfolge, deren sich die Russen rühmen durften, wettgemacht.

Im Westen ist an der ganzen Front der Erschütterungsversuch der letzten Offensive ausgeglichen. Obenein haben wir nicht unwichtige Erfolge aus den Berichten unserer Heeresleitung entnehmen können. Bei Neuville sind französische Stellungen in beträchtlicher Ausdehnung von den Bayern genommen worden, und in dem berüchtigten Gebiet von Tahure in der Champagne ist eine wichtige Höhenstellung in unsere Hände gefallen. Namentlich dieser letzte Erfolg korrigiert die Schädigung unserer Westfront durch die große französische Offensive an der Stelle, auf welche Joffre wohl seine größten Hoffnungen, durchzustoßen, gerichtet hatte.

Die italienische Armee spielt ihre verfehlte Rolle weiter, hascht nach Scheinerfolgen und quält sich von einem Auftritt zum anderen. Noch sind in eigensinniger Verblendung die Augen des irregeleiteten Volkes auf sie gerichtet. Wie lange noch?

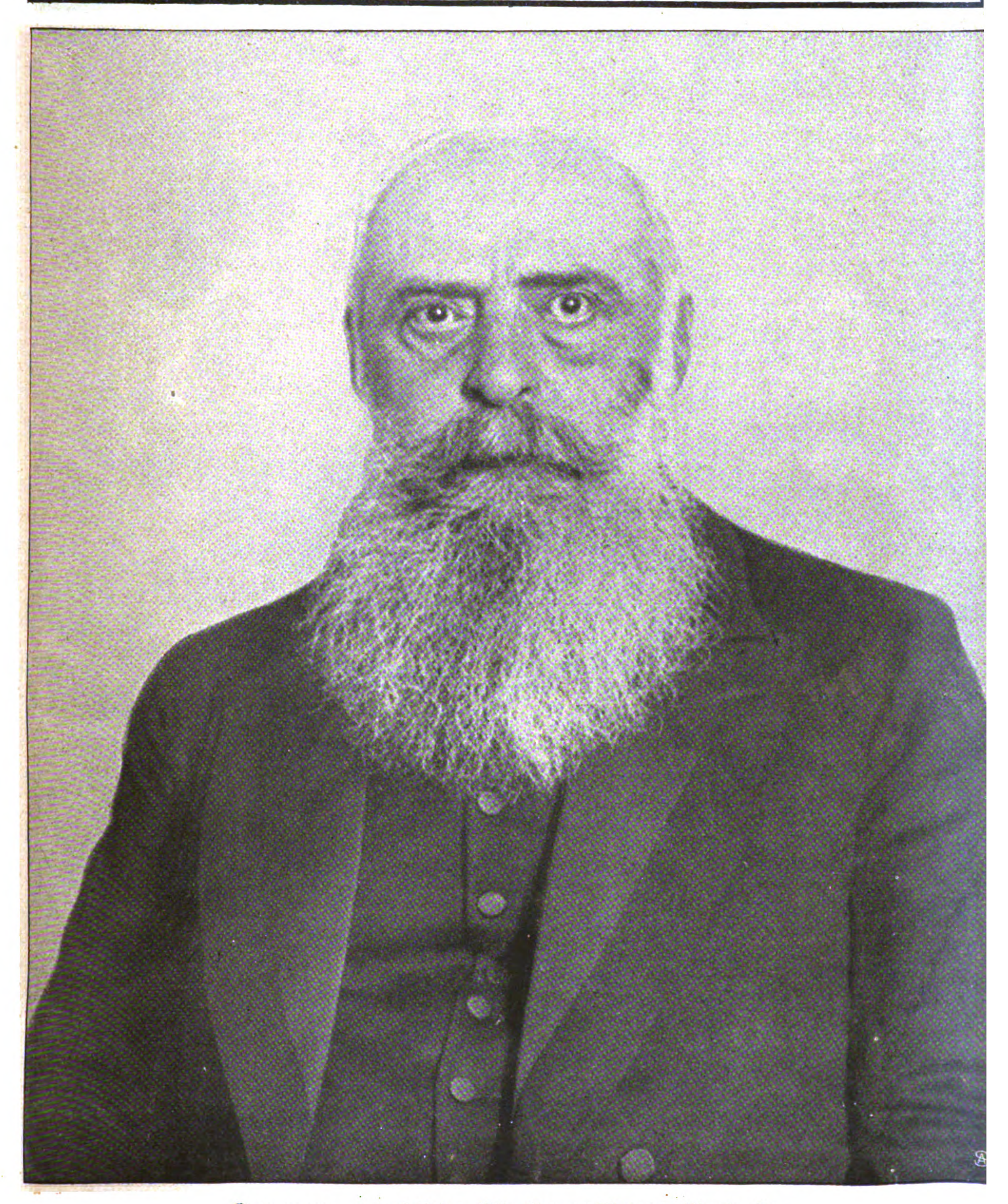
Wie es in ihrem Innern aussieht, dafür haben wir ein Zeugnis in einem Armeebefehl Cadornas. Er hält es für nötig, den Mannschaften eindringlich zu Gemüte zu führen, daß die Offiziere streng verpflichtet seien, jeden niederzuschießen, der sich beiseitezustehlen versuche oder Miene mache, sich zu ergeben. Außerdem aber seien in ihrem Rücken Polizisten verteilt, deren Kugeln unerbittlich jeden Feigling ereilen würden.

So also steht es um die verratenen Verräter! Seltsame Mittel sind von den gallischen Nationen in diesem Kriege schon angewandt. Wie in der Champagne weinberauschte weiße und schwarze Franzosen gegen uns anliefen, so wurden, wie aus den ersten Akten des italienischen Kriegstheaters erinnerlich, auch dort ganze Sturmkolonnen betrunken zum Angriff vorgetrieben. Aber wir erinnern uns doch auch in gebührender Anerkennung, wie tapfer sich stellenweise italienische Truppen schlugen — und nun dieser jüngste Erlaß der italienischen Heeresleitung!

Allein bis Ende Oktober hat der dritte Akt der italienischen Groteske unter dem Titel „Dritte große italienische Offensive", welche am 18. Oktober in Szene ging, ein Blutopfer von 150,000 Mann gekostet. Von einem Eindruck auf die österreichische Südfront ist so wenig etwas zu spüren wie bei den früheren Aktschlüssen.

Und nun soll Italien durchaus doch noch auf dem Balkan auftreten. Wenigstens erklären sowohl Pariser wie Londoner und russische Blätter, Italien habe sich entschlossen, sobald jetzt Görz gefallen sei, in Albanien einzurücken. Es ist kläglich, aus italienischen Blättern die Verlegenheit zu entnehmen, was Italien zu dieser Zumutung sagen soll.

X.



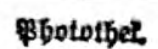
Der neue griechische Ministerpräsident Skuludis.



Phot. Braemer, Presse-Centrale.

Der Fährverkehr von Praga nach Warschau über die Weichsel (im Hintergrund Warschau).

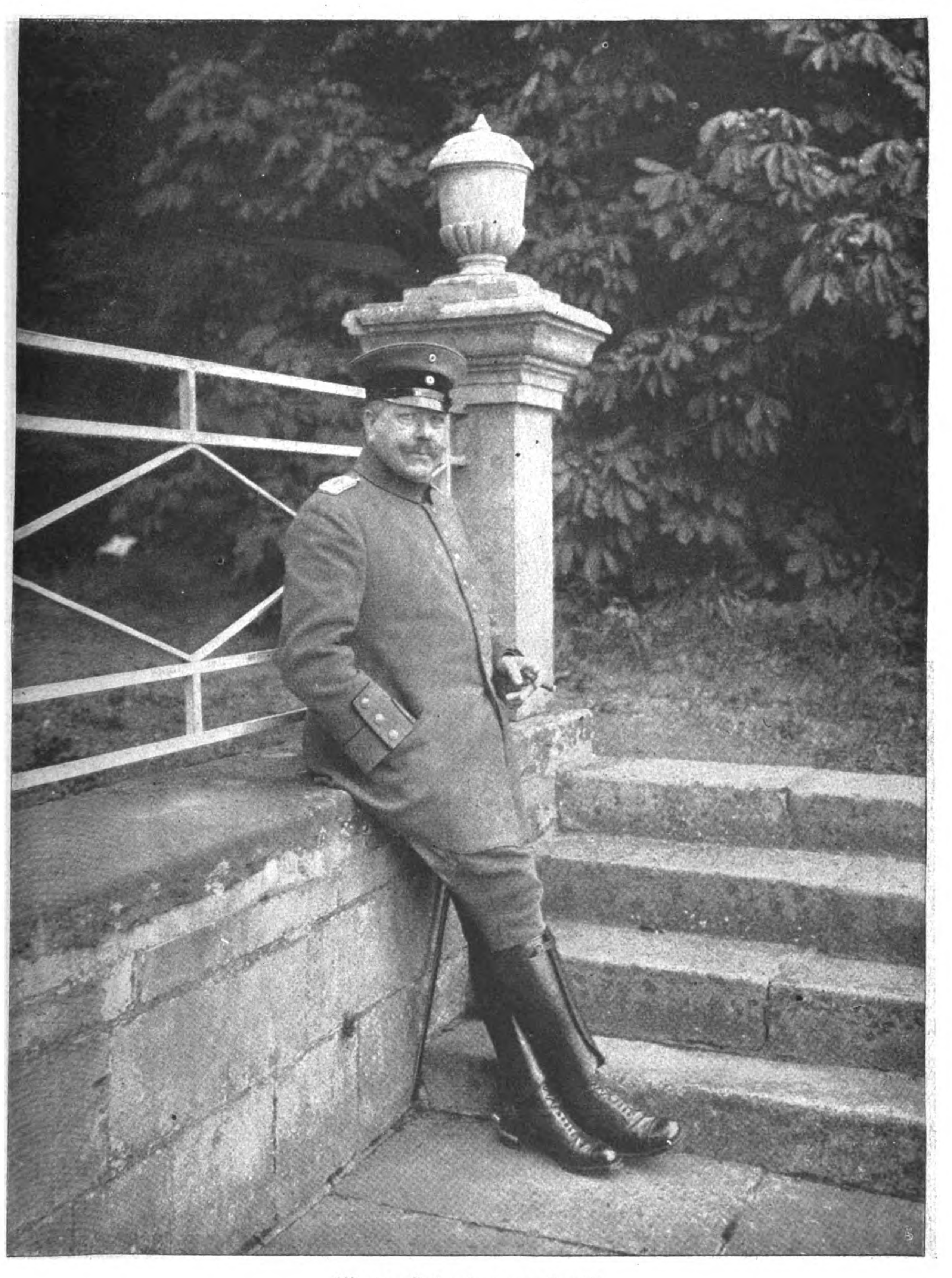




Phototthek.

Wiederaufbau der Weichselbrücke bei Warschau.

Bilder aus Warschau.



Major Joseph von Lauff,

z. Zt. Artillerie-Offizier vom Platz in Namur, feiert seinen 60. Geburtstag.



Die von de i Serben zerstörte Morava-Brücke südöstlich Pozarevac.



Serbische Zigeunerinnen bieten einem deutschen Offizier ihre Ware an.

B. I. G.

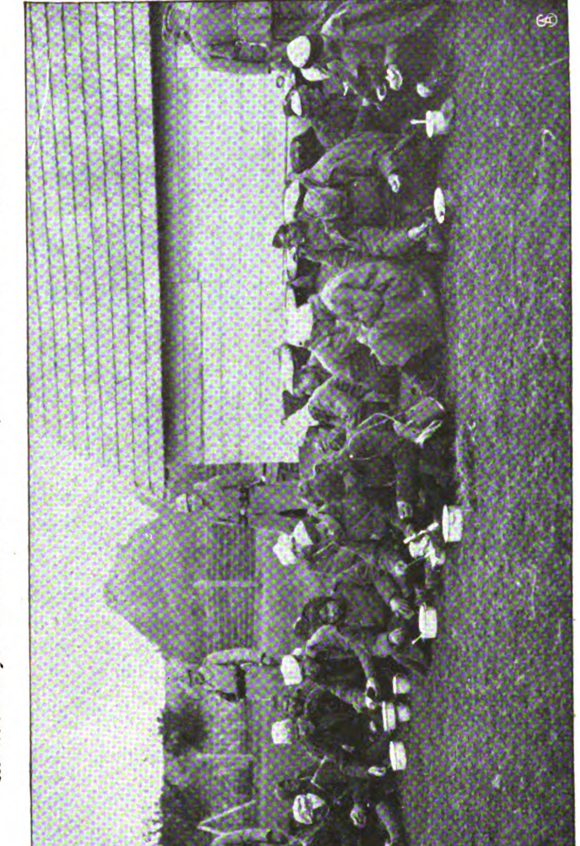
Vom serbischen Kriegschauplatz.



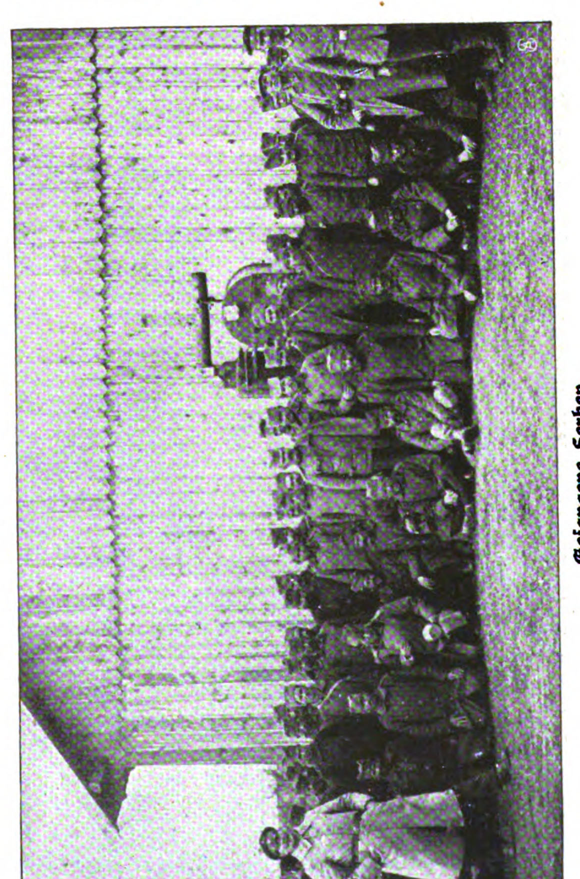
Militärattachés neutraler Länder auf dem serbischen Kriegsschauplatze.

B. J. G.

Donaufähre beim Dammhaus 73.



Gefangene Moslems beim Essen.



Gefangene Serben.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

1. Königsgrab in Semendria.
2. Serbische Zivilgefangene.
3. Erbeutete serbische Waffen: Waffensammlung aus einem serbischen Schützengraben, darunter Gewehre vollkommen veralteter Systeme. (B. J. G.)

Vom serbischen Kriegschauplatz.



In der vordersten Reihe sitzend: Gräfin Berta von Sierstorpff und Generaloberarzt Foehlisch.

Aus dem von der Gräfin Berta von Sierstorpff, geb. Freiin v. Stumm, auf ihrer Besitzung Eltviller Aue bei Eltville a. Rh. eingerichteten Lazarett.



Hofphot. Esch.

Prinz Heinrich XXXVIII. Reuß j. L.
erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse.



Hofphot. Esch.

Prinz Heinrich XXXVII. Reuß j. L.
erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse.



Phot. Lux.

Von der Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Kreuznach an Kapitänleutnant Hersing (×).
Nach der Uebergabe der Ehrenurkunde im elterlichen Hause des gefeierten Seehelden in Kreuznach.



Major Romen. Major Bothe. Hauptmann Frankenfeld. Oberstleutnant Jachmann.

Major Mansfeld. Major Werner. Hauptmann Reichau. Hauptmann Weiland.

Hauptmann A. B. von Westarp. Hauptmann d R. Krieghoff. Oberlt. Freiherr v. Andrian. Hauptmann Wengler.

Leutnant Georg Bleckmann. Leutnant Otto Reuß. Leutnant Heinr. v. Michael. Unteroffizier Max Kittner.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Der Telephonist.

In einem Loch, das ein Geschoß geschlagen,
Saß er geduckt und horchte nach dem Feind,
Im Ohr den schmalen Hörer, zierlich und verbeint,
Und in den Trichter sprechend auf entfernte Fragen . . .
Der aber frug, lag fünfzehn Kilometer
Entfernt in einem Unterstand aus hartem Eichenholz . . .
Er gab Befehl . . . Und an den Fronten quoll's
Von Dreck und Staub, Blut und zerfetztem Leder . . .
Der aber kauerte da vorn, umbrüllt, im Eisenregen,
Und lauerte bedächtig, wo die Salve saß.
Und sprach zurück in den umgarnten Leiter,
Heiser und dreckig, trocken und verwegen,
Und stierte langsam durch das scharfe Glas . . .
Und rief zurück: Lagen gradaus . . . Battrien . . .
Lanzenreiter . . .

Anton Schnack.

Die Brücke.

Sie krochen vor . . . Die Beile am Gehenk; beschmutzt noch von den Minen in den Kammern,
Und schoren einen Weg durch Riedgras und des Flusses Espenrohr
Und trieben Knüppel in den Sumpf, und ihre Schritte gurgelten im Moor . . .
Sie krochen vor mit Zangen, Scheren, Bohlen, riesenhaften Klammern
Und standen nackt im Fluß bis zu der Brust und bohrten angeölte Pfosten
In Kies und feinen Glimmergrund und banden an die Balken mit Karossen
Die runden Pontons fest, auf die die Wogen und die Winde schossen,
Und schoben schmale Brecher vor, wo sie am stärksten tosten . . .
Indessen fingen die Kanonen an, im Morgengraun zu grollen,
Und in den Mulden lagerten des Fußvolks wartende Kolonnen,
Bereit zum Zug und Sturm über die flußgespannte Brücke . . .
Jenseitig lag ein Lauscher aber, der lugte längsseits aus verwachsnem Steinwerkstollen . . .
Er rief zurück . . . und schwere Eisentonnen,
Die große Mörser warfen, zerschlugen sie in bunte Trümmerstücke.

Anton Schnack.

Deutsche Maiblumenkultur.

Von Garteninspektor F. Stoffert.

Wenige der vielen Menschen, die sich am Anblick der Maiblume und ihrem köstlichen Duft erfreuen, haben eine Ahnung, welche Mühe und welcher Fleiß dazu gehören, die Blume als fertige Ware auf den Markt zu bringen. Es wird auch den wenigsten Menschen auffallen, daß sie heute zu jeder Jahreszeit Maiblumenblüten am Markt finden, und ebensowenig denken sie daran, daß es nur die Kunst des Züchters ist, die dies ermöglicht.

Wie Holland das einzige Land ist, das imstande ist, den Weltmarkt mit Blumenzwiebeln zu versorgen, so ist Deutschland das einzige Land, in dem Maiblumenkulturen betrieben werden können. Alle Versuche in anderen Ländern, die Kulturen einzuführen, scheiterten an den klimatischen Verhältnissen. Der ganze Bedarf des Auslandes muß in Deutschland gedeckt werden. Daß der Bedarf kein geringer ist, zeigt unsere jährliche Ausfuhr von ungefähr 400 Millionen Keimen, die sich in der Hauptsache auf Nordamerika, England, Rußland, zum Teil Frankreich und Italien, in geringen Mengen auf die nordischen Länder verteilen.

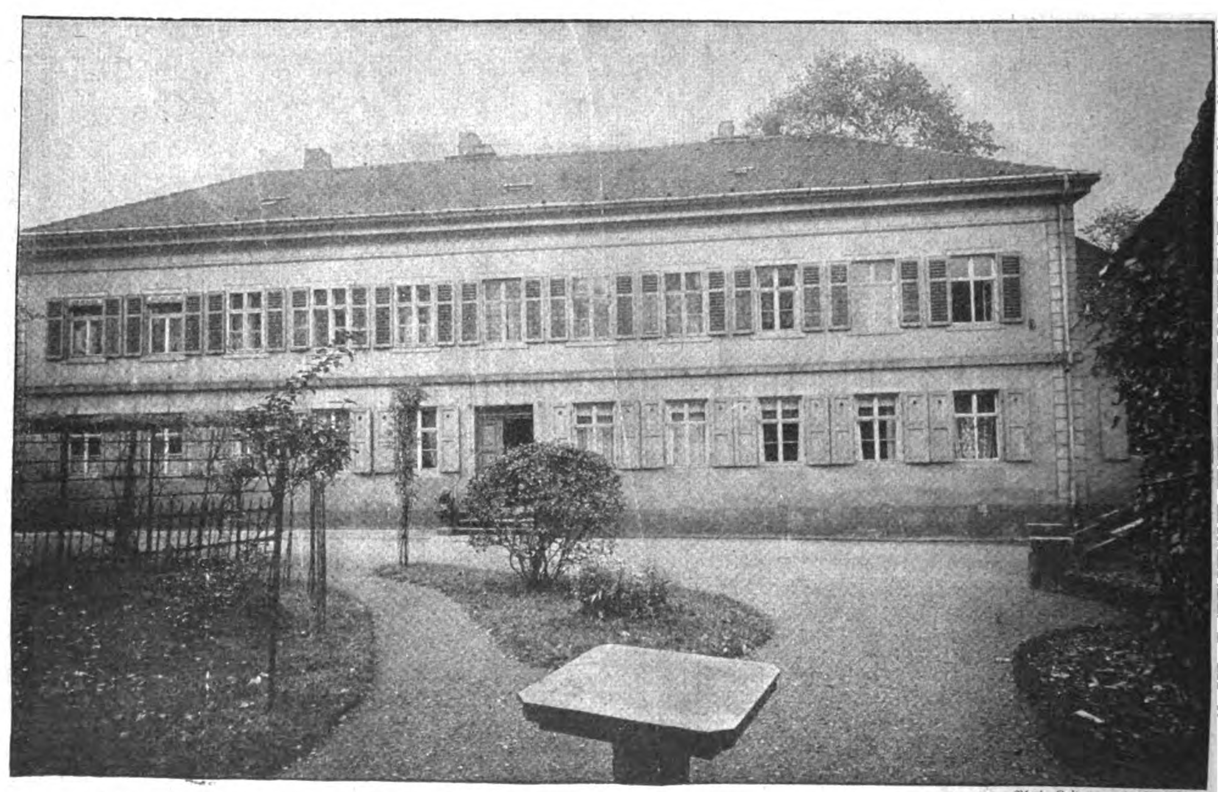
War früher die Maiblumenkultur einfachster Art, d. h., man begnügte sich mit den Blumen, die der Garten oder der Wald brachte, so entwickelte sich auch auf diesem Gebiete durch die immer mehr und mehr steigenden Bedarfsmengen die eigentliche Maiblumenzucht, die die Maiblume in richtige Kultur nahm, sie vom Garten ins Feld verpflanzte und Großkulturen einrichtete. Durch Zuchtauswahl, stete Beobachtungen und richtige Pflege entstand unsere heutige schöne Maiblume, aber ihr wirklicher Wert trat erst zutage, als sich dem Züchter der Blumengärtner zugesellte und die Maiblume im Winter in Warmhäusern zur Blüte brachte, so daß auch um Weihnachten und Neujahr ihre Blüten zu kaufen waren. Aber wieder weiter wurden die Ansprüche geschraubt; der Winter genügte nicht mehr, man wollte zu jeder Jahreszeit Maiblumenblüten haben, und so trat der Eiskeim in den Handel. Die Keime werden in Kühlräumen durch Kältestarre so lange gehalten, bis man ihrer bedarf, und da der Keim sich innerhalb einiger Wochen im Warmhause zur Blüte entwickelt, kann man heute beliebig bestimmen, wann man blühende Maiblumen haben will.

Die Maiblume ist ein Gewächs, das sich durch Wurzelausläufer fortpflanzt. Jeder Wurzelausläufer wird im dritten Jahr blühbar. Betrachtet man einen einjährigen Wurzelausläufer, so wird der starke, in der Mitte sich befindende Keim nach drei Jahren blühbar. Die beiden

Nebenkeime entwickeln nur Blätter. In der Mitte der Wurzel sieht man in den Wurzeln verborgen einen Keim, der sich im Laufe eines Jahres wieder zu einem solchen Wurzelausläufer ausbildet, der, abgenommen von der Mutterpflanze, eine selbständige Pflanze bildet. Durch Ausbrechen der Nebenkeime zwingt man nun die Pflanze, gegen ihre Natur schon im zweiten Jahr blühbar zu werden, da die ganze Saftkraft nur in den einen bleibenden Keim tritt.

Die geputzten Wurzelausläufer werden im Herbst auf gutgedüngten Boden gepflanzt, zwei Sommer bearbeitet, im Herbst des zweiten Jahres wieder herausgenommen und vom Feld in geeignete Räume gefahren, wo Frauen sitzen, die die Keime sauber putzen. Aus deren Hand wandern sie, in Kasten gelegt, auf den Sortiertisch und werden nach Qualitäten gesondert. Alsdann werden sie gebündelt, je 25 Stück in ein Bund, in Wasser getaucht und so lange in Sand eingeschlagen, bis die ganze Ernte bewältigt ist. Es gibt Kulturen, die in einem Jahr drei und mehr Millionen Keime in den Handel bringen. Später kommt der Ausführer, kauft die Ware nach Muster, und nun werden die Keime in Kisten gut in Moos für übersee fertig gepackt. Angekommen am Bestimmungsort, werden sie ausgepackt, die Wurzeln frisch beschnitten, in kleine Kisten in Sand gepflanzt und im Warmhaus bei regelmäßiger Wärme zur Blüte gebracht.

Man findet Treibereien, in denen 20—30 Häuser nur dazu dienen, Maiblumen abzutreiben. Ist die Blüte entwickelt, so wird sie mit dem Blatt abgeschnitten, wieder verpackt und geht nun an die einzelnen Blumengeschäfte, von wo aus sie in die Hände des Publikums gelangt. Man sieht, ein langer, mühseliger Weg, aber auch viele Hände, die dadurch ihr Brot verdienen. Heute ist die Maiblumenkultur über ganz Mittel- und Norddeutschland ausgedehnt, hauptsächlich Holstein, Mecklenburg, Hannover, Provinz Sachsen haben viel Kleinanbau und Großkultur. Es gibt ganze Orte, wo fast nur Maiblumenkleinanbau betrieben wird, wo die ganze Existenz einer Ortschaft von dem Gedeihen der Maiblumen abhängt. Wir haben Ortschaften, die 2- bis 500,000 Mark jährlich in Maiblumen umsetzen. Treten da Mißverhältnisse ein, wie ungünstige Witterung, die die Entwicklung der Keime beeinflußt, dann sind die kleinen und großen Züchter sowie die benötigten Hilfskräfte schlimm dran. Und ein ähnliches Mißgeschick hat die Maiblumenzüchter schon im Herbst 1914 getroffen und trifft sie jetzt 1915 wieder. Durch den Krieg ist der Absatz unterbunden, denn der Verbrauch hier in Deutschland ist ja nur ein Bruchteil von dem, was ins Ausland wanderte. Werden hier nicht Wege gefunden, Abhilfe zu schaffen, so ist außer dem finanziellen Zusammenbruch vieler Züchter auch, da die Maiblumenkultur eine mehrjährige ist, der Fortbestand der Kultur in dem Maße, wie sie heute blüht, kaum möglich. Ein Weg wäre möglich über das neutrale Holland nach Nordamerika, und es wäre dringend erwünscht, daß unsere Regierung versuchte, diesen Weg freizuschaffen. Aufgabe des Publikums wäre es, die aus feindlichen Ländern trotz aller Vorsichtsmaßregeln noch eintreffenden Blumen zurückzuweisen und allein Erzeugnisse der deutschen Blumenkultur zu verwenden.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Das Geburtshaus des berühmten Malers Ludwig Richter in Dresden, das jetzt versteigert werden soll.

Bekanntlich ist von zuständiger Seite schon früher einmal der Ankauf des Hauses durch die Stadtgemeinde beantragt worden, jedoch erfolglos.





Phot. B. J. G.

Ungarische Weinernte im Kriegsherbst 1915: Auf dem Markt einer südungarischen Ortschaft.

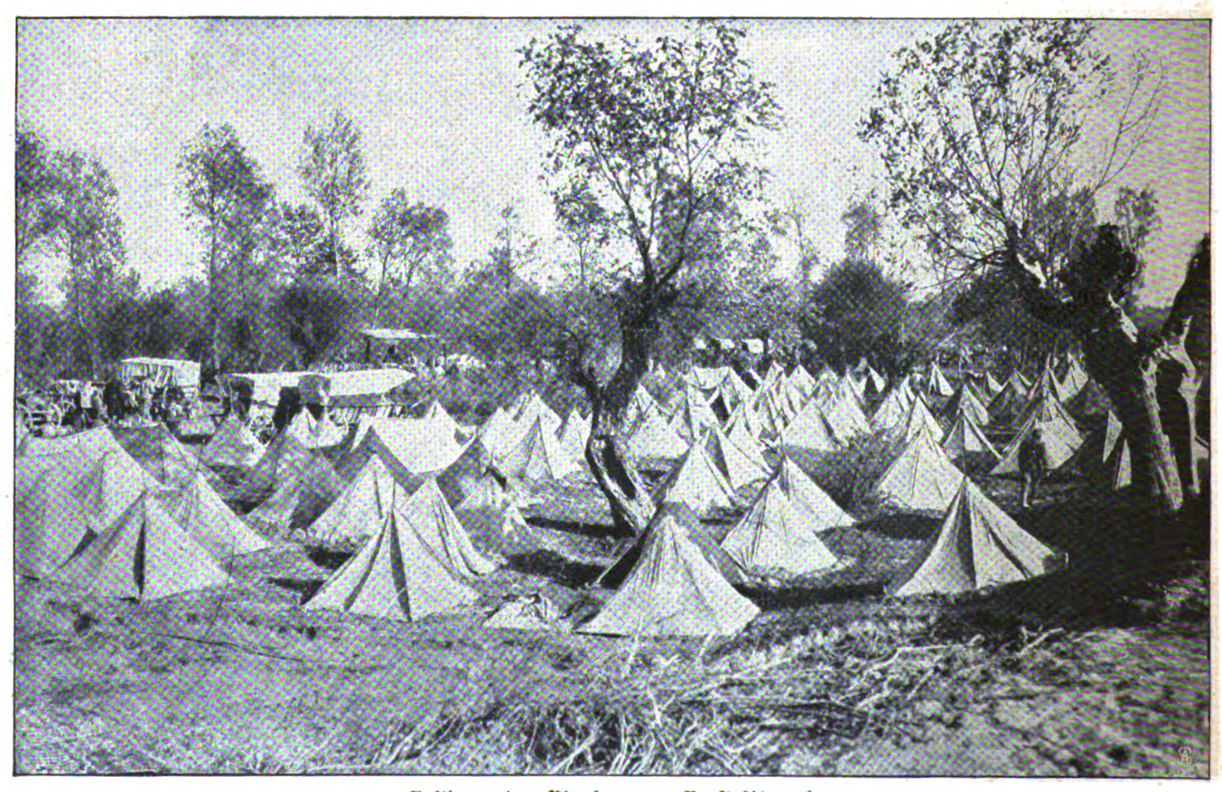


Phot. Haeckel.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ballonabwehrkanone mit erobertem russischem Maschinengewehr.



Von den Russen vergrabene, noch unbenutzte 28-cm-Mörserrohre im Fort IV von Grodno.



Zeltlager der Pioniere vor Brest-Litowsk.

Vom östlichen Kriegschauplatz.





Die Frauen mit dem Kalb.



Auch die Gänse kehren zurück.



Das Schwein — der Stolz der Familie.

Phot. Frankl.



Die Heimkehrenden in Iwangorod.

Die zurückkehrende polnisch-russische Bevölkerung überschreitet den Bug auf einer von Pionieren geschlagenen Brücke.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die zerschossene Kirche von Sempt in Belgien.

Auf Ansuchen des dortigen Pfarrers wurden durch deutsche Soldaten die Türen und Fenster dieser Kirche mit Brettern vernagelt, da die belgische Bevölkerung der Umgegend Teile der Inneneinrichtung als Kriegsandenken mitfortnahm, so daß Gefahr bestand, daß das gesamte Innere der Kirche ausgeplündert wurde.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

10. Fortsetzung.

Eva zwang sich zur Ruhe und fragte leise: „Willst du mir drohen? Willst du damit sagen, daß ich die Augen schließen soll, daß es klüger ist, wenn ich sie schließe?" Und die Stimme hebend fuhr sie eindrücklich fort: „Ich steh in meinem Recht, Will, und du im Unrecht!"

„Das sind Bauernsprüche, Eva. So einfach ist das Leben nicht mehr. Und daß du's weißt, und wenn es auch roh klingt, es dir zu sagen — ich liebe sie, ja, es ist so, ich liebe sie wahnsinnig. Ich hab keinen Blutstropfen mehr, in dem sie nicht lebt. Schau mich nicht so starr an, ich weiß, was ich sage, ich bin nicht von Sinnen, ich bin so vollsäftig, so stark, so klar wie je, und wenn ich dir weh tun muß — mir tut's auch weh, glaub mir das! Aber ich liebe sie, ich kann nicht anders, als sie lieben."

Wie ein Funke hatte es in seinen ersten Worten geglüht, dann war es als lodernde Feuersbrunst in die Höhe gestiegen. Einen Augenblick stand er mit erhobenen Händen, den Kopf in den Nacken geworfen, dann tastete er nach einem der tiefen Ledersessel und warf sich hinein, die Stirn in den Händen, von Schauern überflogen, aufgewühlt bis ins Innerste.

Da legte sich auf einmal eine weiche Hand auf seinen Scheitel und streifte ganz sacht über das schwarze Haar und die feuchte Stirn, und eine warme, traurige Stimme spricht leise, mit dunklem Klang: „Mein armer Will!"

Er fährt auf.

„Ich will nicht bedauert sein."

Und Eva antwortet: „Ich auch nicht."

Dann verläßt sie das Zimmer. Sie weiß, daß er allein bleiben muß. Sie hat ihm auch heute nichts mehr zu sagen. Sie kennt ihn vielleicht besser, als er sie kennt.

Mit ruhigen Händen bringt sie Ännchen, das wieder einmal quer in seinem Bett liegt, in eine bequeme Lage, zieht dem Knaben, der sich in den Leintüchern verwickelt hat, die Decke gerade und geht zur Ruhe.

Es riecht noch ein ganz klein wenig nach dem Öl, das nebenan vergossen wurde, als die blaue Lampe zerbrach. . . .

Wenn Frauen lieben.

Es vergingen Tage und Wochen. Beide fühlten, daß es nicht so bleiben konnte. Die verhaltene Spannung war unerträglich und dehnte alle ihre Beziehungen bis zum Zerreißen. Und dabei floß das äußere Leben in dem gewohnten Bett, hatte jeder Tag seine Sorge, lebte Will seinem Beruf, Eva den Kindern und dem Haushalt und schien nichts verändert zu sein.

Eva wußte, daß Will sein Verhältnis zu Marie Glockner nicht abgebrochen hatte. Sie hatte auch gar nicht darauf gehofft, daß er es tun werde. Sie kannte ihn und sein Wesen, das, wenn es in Glut geraten war, in diesem Zustand unveränderlich beharrte und Tränen, Vorwürfe und Gewissensbisse wie Dämpfe von sich stieß.

Das Kättele Wingen hat in dieser Zeit seinen Einzug gehalten in Berlin. Und es war eine Sensation. Zugleich eine Überraschung für diejenigen, die eine neue Traum- oder Schlaftänzerin erwartet hatten. Sie tanzte überhaupt nicht. Ihre Schülerinnen schlangen auf dem Podium ihre schönen Reigen, sangen und bewegten sich dazu, und gerade die schöne Einfachheit und natürliche Anmut, mit der sie das taten, entzückten.

Dann bildete Fräulein Dantlo in wenigen Stunden zwölf und zwanzig Kinder aus, die ihr frisch von der Straße geschickt wurden, und als dieses Experiment einen Erfolg hatte, als hätten sich die kleinen, gestern noch ihrer Glieder ungewohnten Berlinerinnen seit Jahren im Gebärdenspiel bewegt und gesungen, da war die blonde Pariserin auf der Höhe.

Die feine musikalische Erfindungsgabe, die schlichte, selbstgefundene Verse zu Liedern von musikalischem Gehalt erhob, machte aus Kättele weit mehr und etwas viel Höheres als eine Tanz- und Gesangslehrerin. Sie war mehr Dichterin, als sie selbst ahnte und die meisten wußten.

Als Will sie im Hotel besuchte, um sich ihr zur Verfügung zu stellen, trat sie ihm entgegen, wie wenn sie sich erst gestern oder vor wenigen Tagen zum letztenmal gesehen hätten.

Ihre Begrüßung, ihre Sicherheit, selbst ihr Aussehen waren genau so wie vor zehn Jahren. Schlank, mädchenhaft blaß, aber einen ernsten Blick in den dunklen blauen Augen, nur das aschblonde Haar anders toupiert. Blumen auf allen Tischen — soeben wurde ein Strauß der französischen Botschaft abgegeben, die das mit rheinischem und elsässischem Blut ausgestattete Kättele galant und unbekümmert als Pariserin in Anspruch nahm.

„Bon jour, cousin", begrüßte sie ihn, und vom Französischen ins Deutsche fallend, das sie ein wenig langsamer und betonter sprach als früher, fuhr sie fort: „Ich freu mich, Sie wiederzusehen. Papa hat Sie ja gebeten, mich zu beschützen."

Wie sie so sprach, sah Will ihr an, daß sie wußte, sie bedürfe seines Schutzes nicht.

„Ja, Onkel Wingen scheint nicht zu wissen, daß seine Tochter eher dem Will als Schutz dienen könnte", antwortete er und bückte sich über ihre Hand.

Sie entzog ihm rasch die schlanken Finger und sagte, während eine leichte Röte in ihre perlmutterzarten Wangen stieg: „Lieber Vetter, küß mich oder gib mir die Hand, aber keine Allerweltsredensarten —!"



Er hätte sie in die Arme nehmen können, und aus einem Schwall von Erinnerungen stieg ihm jene Szene empor, da er in Wingens Haus willkommen geheißen wurde und Frau und Töchter ihn rechts und links auf die Backen geküßt hatten.

Doch als er sich schon vornüberbeugte, drängte sich ein anderes Bild dazwischen. Er dachte nicht an Eva, er hatte Marie Glockners Gegenwart plötzlich gespürt, und ein heißer Schauer lief ihm über den Nacken.

Das Kättele hatte heimlich gezittert, als er ihn herausgefordert hatte, und die Aufforderung schneller bereut, als sie ausgesprochen war. Jetzt aber flog es wie Enttäuschung über ihr Gesicht, und sie sah auf einmal älter und beinahe altjüngferlich aus.

Sie sprachen noch von diesem und jenem, streiften beide scheu, mit abgewandten Blicken, an ihrem Innenleben vorüber, und als Will ging, da saß das Kättele Wingen noch lange in Gedanken am Fenster, starrte auf den Dom, um den die grauen Düfte wogten, hörte fernher verworrenes Brausen des Verkehrs, dazwischen ein paar schmetternde Fragmente über die Linden ziehender Militärmusik und fühlte sich zum erstenmal mutlos, glück- und heimatlos.

Wie nicht gewesen, wie geträumt, wie nicht wert, erlebt zu werden, sank ihr Leben unter ihr weg und ließ sie haltlos und lustlos zurück.

Armer Will! Er galt als einer der Glücklichsten, der Erfolgreichsten unter den Freischaffenden, weil er als Tagesschriftsteller täglich ein paar wundervoll funkelnde Geistesraketen in den Himmel schoß, zu dem das Publikum blasiert und doch verlangend aufstarrte. Er hatte das Leben erobert und sich im Philisterland eine freie Burg gebaut, er war mit seinem Herzen in der Faust durch die Welt gerannt und hatte den Weg mit roten Tropfen gezeichnet. Er hatte die Geliebte geheiratet, wie Prinzen in den Märchen unschuldige Mägdlein freien.

Und trotz allem war er nicht glücklich, nicht mit sich eins! Das hatte ihm das Kättele Wingen, das doch nur ein bißchen musikalisches Talent und viel feines Gefühl besaß, schnell abgelauscht.

Betäubend dufteten die Blumen auf Tischen und Konsolen. Sie stand auf — heute noch wollte sie seine Frau besuchen. Der Vater hatte ihr von Eva erzählt, aber als Will vor ihr stand, da war nichts von der Sphäre Evas zu spüren gewesen, die Peter Wingen so gerühmt hatte.

Das Kättele hatte in Paris für solche Dinge ein besonders feines Gefühl erworben, und heute suchte sie danach mit dem Herzen, das in all den Jahren eine rührende Anhänglichkeit an diesen Will festgehalten hatte und jetzt resigniert und doch beglückt in Jugenderinnerungen schwelgte.

Und als das Kättele zu Eva fuhr, da wußte sie aufs neue, daß sie nicht aufgehört hatte, Will zu lieben. Sie barmte und schluchzte nicht, sie härmte sich nicht, sie ging nicht daran in Stücke, zerfloß auch nicht in Sehnsucht, sie war gewachsen an dieser dummen, törichten und dann doch zu einem großen Erlebnis gewordenen Jugendliebe, die ungespeist und unerwidert geblieben war. Wie ein Kristall lag sie in ihrem Herzen eingebettet, und man würde sie damit begraben, und wenn Herz und Leib zerfallen waren, lag der funkelnde Kristall in der nackten Erde, unzerbrechlich, unerblindet. Deswegen mußte sie doch leben und wirken, empfand sie gerade erst das Bedürfnis zu wirken und sich der Sonne zu freuen wie andere.

Das Gefühl ihrer Heimatlosigkeit war schon wieder untergetaucht. Sie lächelte sogar, als sie an Will dachte, wie sie so im schwerfällig schwankenden Automobil um die Ecken bog. Mein Gott, wie war er so verwirrt gewesen und hatte nicht gewußt, ob er ihr die Hand küssen oder sie mit ihrer Erlaubnis umarmen sollte, um schließlich keins von beiden Dingen zu tun! War beinahe der Will von früher, immer noch etwas von dem Knaben in ihm, dem Räuber kühn und wild, der alle Menschen totschießen wollte und vor jedem Mädchen das Gleichgewicht verlor!

Mit diesem Lächeln auf den Lippen betrat das Kättele Evas Haus.

Eva empfing sie mit der ganzen, beinahe an Mißtrauen grenzenden Scheu, die ihr hier in Berlin nachschlich, seit Will ihre Ehe verwirrt hatte.

Aber kaum hatten sie die ersten Worte gewechselt, da schlug in beiden die Sympathie wie eine Flamme empor, und ehe sie noch ein vertrauliches Wort getauscht oder sich irgendwelche Geständnisse gemacht hatten, waren sie Bundesgenossinnen.

Eine jener seltenen, geheimnisvollen, rückhaltlosen Frauenfreundschaften verband sie, die keine Eifersucht und keine Scheu mehr kennen, sondern sich verflechten und durchdringen bis zu einer Gemeinschaft, die schon jenseit der Grenze alles Vernünftigen zu liegen scheint.

Das Kättele blieb den ganzen Winter in Berlin und spielte schon mit dem Gedanken, sich ganz niederzulassen. Nur die vernünftige, von Peter Wingen diktierte Erwägung, daß Berlin in ihr nur eine Sensation und eine Mode sehe, während sie in Paris ihren bestimmten Platz hatte und dort ein wenn auch winziges Stückchen Kultur darstellte, hielt sie noch davon ab, die Brücken abzubrechen.

Und doch mußte sie sich sagen, daß ihr Berlin fremd bleiben würde.

Als sie einander ganz nahe gekommen waren, sagte Eva zu ihr: „Wenn ich wüßte, das es zu seinem Besten wäre, ließ ich ihn frei. Aber er verliert ja sein Bestes nur bei dieser Frau. Ich darf ihn nicht freigeben. Von den Kindern will ich gar nicht reden."

Kättele sah sie mit ihrem erblichenen, stillen und gefaßten Gesicht auf dem Diwan sitzen, die Hände vor sich in das bunte Gewebe gedrückt, und sehnsüchtig ins Leere starren. Ein Ausdruck opfermutiger Liebe war in ihren Augen.

„Nein, Eva, du darfst ihn nicht verlassen", antwortete sie leise.

Da blickte Eva sie ruhig an und entgegnete mit tonloser, fester Stimme: „Freigeben hab ich gesagt. Freigeben darf ich ihn nicht. Aber verlassen darf ich ihn. Es ist mein letztes Mittel. Ich nehme das Ännchen und gehe."



„Um Gottes willen, Eva!"

Kättele ging zu ihr hin und setzte sich neben sie.

„Es ist nicht Feigheit, Kättele! Ich will ihn nicht aufgeben. Nein, nein, ich geb ihn dieser Frau, dieser Welt nicht freiwillig. Aber vielleicht kommt er zur Besinnung, wenn ich ihn vor die Tatsache stelle, daß ich geh."

„Und wenn er das Opfer annimmt, Eva?"

„Dann — dann bring ich's und warte, bis er mich wieder ruft."

„Und wenn er nicht ruft?"

„Er ruft."

„Wenn er nicht ruft?" wiederholte Kättele Wingen und drückte sie fest an sich.

Da richtete sich Eva auf und wiederholte mit einem Jauchzen in der Stimme, die Hände ausgestreckt, als flöge sie ihm in die Arme: „Er ruft!"

Es war eine Ekstase. Sie stand einen Augenblick in starrer Haltung, dann glitt sie mit einem Seufzer auf den Diwan zurück.

„Wie du ihn liebst!" flüsterte das Kättele, und sie saßen lange Hand in Hand.

Bis Eva plötzlich sagte: „Und du liebst ihn ja auch."

„Ich!"

„Ja du, und wenn er zu dir gegangen wäre, so hätt ich den Kopf weggedreht und geschwiegen. Aber so —"

Da wurde das Kättele munter und entgegnete: „Schweig, Eva, denn das ist noch gar nicht sicher, daß du dann den Kopf weggedreht hättest!" Und ernst fuhr sie fort: „Bleib bei ihm!"

Eva lächelte. Ein eigentümliches Lächeln war's, ein harter Stolz darin, den das Kättele nicht kannte.

Und Eva hat Wort gehalten.

Will trug sich mit dem Gedanken, seine Stellung aufzugeben. Sie bot ihm keine Anregung und keine Befriedigung mehr. Der Kreis war ausgeschöpft. Die Erkenntnis, daß sie ihm mit ihrer Möglichkeit, sich täglich auszugeben, die zugleich ein Zwang war, nur ein Ersatzmittel war für das, was unterdrückt in ihm schlummerte und schon so tief eingesargt lag, daß es kaum noch den Weg zum Licht fand, die schärfte seinen Entschluß. Aber noch etwas anderes stand dahinter und trieb.

Er wollte seine Bühnenkenntnis und seine dramaturgische Begabung, deren er instinktiv vollkommen sicher und Meister war, als Leiter eines modernen Theaters erproben. Das Aufbauen und Organisieren, das tägliche Neuschaffen der Dichtungen anderer und mit lebendigen Menschen reizte ihn.

Zugleich aber wollte er Marie Glockner ganz in sein Leben hinüberreißen. Er sah in seiner Leidenschaft, in der künstlerische Triebmittel mitspielten, Instinkte in Maria Vera hinein, die sie nicht besaß. Er glaubte sie auf der Bühne in ihre wirkliche Sphäre hineinzustellen.

Es war Spiegelfechterei dabei, aber der Verkehr mit ihr hatte ihn schon sich selbst gegenüber weniger wahrhaftig und aufrichtig gemacht. Durch das Edelmetall seines Wesens zitterte der erste Bruch.

„Der Engel auf Reisen" nötigte ihm ein mitleidiges Lächeln ab. Er hatte sogar zuweilen eine stille Wut auf den Menschen, der so ruhig und schweigend, so gewährenlassend über ein Verhältnis hinwegging, das Will in seinen Grundfesten erschütterte.

Dem nahm er nichts, wenn er Marie zu sich herüberriß und sie zugleich freimachte, damit sie sich voll entfalten konnte.

Will betrieb seine Berufung auf den Posten des Intendanten von Karlsburg, der vor kurzem frei geworden war. Er kehrte gern nach Süddeutschland zurück und wollte lieber dort das Glück versuchen als in Berlin.

Eva waren seine Pläne nur obenhin bekannt, und seine Reise nach Karlsburg, wo er sich in engere Wahl gezogen sah, sagte ihr nichts. Ihr Eheverkehr beschränkte sich auf den Austausch von Sorgen und Gefühlen für die Kinder.

Aber als er eines Abends ein Telegramm erhielt, das ihm seine Wahl meldete, da sprang er vom Schreibtisch auf, und der elementare Ausbruch seiner Freude und Genugtuung, das Auffliegen neuer Türen in seinem Leben, ließ ihn alles Trennende vergessen.

Er rief nach seiner Frau. Vielleicht nur, weil sie die nächste war. Weil er den Weg zu Maria Vera nicht gleich fand.

Eva hatte das Ännchen zu Bett gebracht. Es wollte sie nicht loslassen, denn es sollte am nächsten Sonntag im Dantloreigen mitsingen und tanzen, und das Mäulchen stand nicht still, so viel hatte es zu erzählen von den Proben.

Ungeduldig rief Will ein zweites Mal.

Da ging Eva zu ihm.

Als ob nichts zwischen ihnen stände, als ob sie immer unterrichtet gewesen wäre von seinen Plänen und Schritten und mit ihm fiebernd den Bescheid erwartet hätte, so kam er auf sie zu und verkündete ihr den Inhalt der Depesche.

Und dann stürzte ihm die aufgestaute Flut über die Lippen, bekannte er, daß er trotz der weithin sichtbaren Stellung, trotz der Erfolge, die er errungen, gedarbt hatte. Daß er sein Bestes nicht hatte geben können.

Da unterbrach sie ihn und übersah, daß sich jetzt ja vielleicht alles von selbst klärte und löste, dachte nur mit ihm und für ihn und erwiderte: „Will, du täuschest dich, auch das Neue ist ja nicht das Wahre.“

Er stutzte. Und plötzlich wurde er sich bewußt, daß er sich an seine Frau gewendet hatte. Daß er eine andere vergessen hatte, gerade in dem Augenblick vergessen, da er auch ihr Schicksal glaubte entschieden zu haben. Diese Erkenntnis machte ihn störrisch und ungerecht.

„Du — natürlich — du freust dich nicht! Was freut dich überhaupt noch!“ stieß er hervor. Eine furchtbare Ernüchterung ließ ihm alles schal und wertlos erscheinen.

Eva antwortete mit erblichenen Wangen: „Alles, was dich freut, Will. Aber du erzählst mir Dinge, die ich nicht habe kommen sehen. Du hast deine Pläne nicht mir mitgeteilt. Nicht um mich zu überraschen, sondern weil du überhaupt nicht mehr daran denkst, daß wir füreinander da sind. Jetzt hat es dich überrumpelt, das ist alles. Aber ich freue mich. Du weißt ja gar nicht, wie ich mich für dich freue!“ Sie war ganz ruhig, und da wurde auch er ruhig.

In ihr war die Ruhe der Überwindung, in ihm saß der Wille zum Bösen.

„Vielleicht ist es gut, daß wir zu einer Aussprache kommen“, begann er. „Du sprichst, wie du es verstehst. Du stellst mich vor eine Wahl, wo es keine gibt. Was geht dich das an, womit ich mein Leben fülle und reich mache! Wir haben zwölf Jahre zusammen gelebt, ja, wir haben erst leben gelernt, indem wir zusammen lebten und uns Platz schafften zum Leben und Atmen. Und du kannst nicht sagen, daß ich nicht mit Zähnen und Fäusten mich durchgesetzt hätte! Wie wir gingen und standen, sind wir ins Leben gelaufen, und ich habe keine Heimat hinter mir gehabt, so wenig wie du. Willst du das auslöschen? Glaubst du, ich löschte es aus, wie wenn es nicht gewesen wäre? Aber du darfst mich nicht in diese Vergangenheit wie in einen Käfig sperren! Ich trage dir nichts hier herein, ich bleibe dir, wer ich war und bin, und wenn auch eine Leidenschaft draußen turmhoch über mir zusammenschlägt. Tu nicht, als ob ich wählen müßte! Du stehst außerhalb der Wahl. Im guten besten Sinne, denn du bist ein Stück von mir, gehörst in mein Leben, wie ich in deins. Vergiß das nicht!“

Sie hatte ihn aufmerksam angehört.

„Will, ich könnte dir antworten, daß jetzt ja alles gut ist. Wir gehen fort. Aber ich ahne, daß du dieses Verhältnis nicht verteidigen würdest, wenn es für dich abgetan wäre. Heute stellst du es schon als etwas Gegebenes hin. Ich soll es achten! Morgen stellst du es deiner Ehe voran! Ja, wir sind in diese Ehe gelaufen, wie wenige andere heiraten. Es war kein Verhältnis, wie es alle Tage geschlossen und gelöst wird. Aber gerade deshalb darfst du es nicht so wie ein anderes behandeln. Ich weiß, daß ich nicht Schritt halten kann mit dir. Aber ich habe auch die Kinder, Will. Und wenn du kommst und sagst: Du kannst nicht mehr mit mir leben, du mußt frei sein, um dein Bestes geben zu können, dann, ja dann, Will, antworte ich dir: So frag doch nicht lang, gib mir die Hand zum Abschied und geh! Werd glücklich und frei und groß! Ich könnte dich ja so fröhlich gehen heißen, wenn es dafür wäre! Aber ich steh hier für die Kinder und für dich selbst, Will! Ich geb dich nicht frei, weil du nicht frei sein willst, um zu steigen oder ganz für dich zu sein und dann erst dein Bestes zu geben, sondern weil du losgebunden sein willst von deinen Pflichten!“

In ihrem Gesicht stand der große, harte Zug, der aus dem Wesen ihrer Mutter geläutert in ihr eigenes herübergewachsen war. Altes, wurzeltreues Bauernblut stieg ihr in die entfärbten Wangen.

Aber er wehrte sich dagegen und lachte: „Und das alles um ein Weib! Was weißt du von meinen Gedanken! Ich schlag mich selbst durch sie durch wie durch einen Urwald, und du tust, als ob du mich auswendig kenntest! Was weißt du von meinen Pflichten! Es gibt höhere Pflichten als die im Philisterkatechismus deiner Ehe.“

„Ja, ich weiß, was du sagen willst: Pflichten gegen sich selbst. Und gerade deshalb hab ich dir die Wahl gestellt, Will: das Weib oder deine Frau!“

„Wie nennst du sie!“ flammte er auf.

„Wie du sie genannt hast, Will!“

„Du kennst sie nicht“, murmelte er und wandte den Blick ab.

„Doch, ich kenne sie“, antwortete sie leise — „denn ich weiß, was sie aus dir gemacht hat.“

„Aus mir gemacht hat?“

Etwas von jener weiblichen Psyche, die in jedem Künstler neben der männlichen lebt, war in ihm wach geworden und stellte jetzt die unsichere Frage.

Da wurde Evas Stimme sanft und flehend, und sie bat: „Komm zu mir zurück, Will! Wohin du auch gehest, ich gehe mit dir. Wo du willst, daß ich bleibe und dich vorangehen laß, da bleib ich. Wir haben soviel zusammen getragen, zuviel, um uns zu verlieren. Denk an die

Zeit, als wir bittere Not gelitten haben wie die Ärmsten! Wie wir gehungert haben, Will, eins für das andere! Du hast deine Gedanken nicht mehr bei deinen Kindern, nicht mehr bei deiner Frau. Es ist nicht meinetwegen, aber auch die Kinder haben dich nicht ganz, wenn du deine Gedanken aus dem Haus trägst. Ich — ich bin ja nicht mehr, was ich dir war. Dazu haben wir zu lange zusammengelebt, aber du hast es ja selbst gesagt: wir sind aneinandergewachsen, und ich, Will, ich bin doch eigentlich in dich hineingewachsen. Reiß das nicht auseinander, Will, es ist nicht meinetwegen, aber auch du erträgst es nicht. Oder unsere ganze Ehe, unsere Heirat, deine Jugend, unsere Not, unser Kampf — alles, alles war eine Lüge!"

Während sie sprach, war er schon wieder selbstsicher geworden. Die Gewohnheit, alles kritisch zu beobachten und darüber zu reflektieren, hatte ihn zu seinem eigenen Feind gemacht. So sezierte er jetzt die Worte und jeden Ausdruck seiner Frau wie die Rolle einer Schauspielerin. Sein unbarmherziger Blick las die Spuren frühen Alterns und verblühender Frische in ihren Zügen, und sein ästhetisches Empfinden wog jeden Tonfall ihrer Rede peinlich nach.

Er verglich: Evas Haare waren lichter geworden, die Schläfen dunkler und das Kinn schwerer. Er sah Marie nur in ihren vorteilhaftesten, gepflegtesten Stunden, seine Frau zu jeder Zeit. Er vergaß, daß es keine Rolle war, die vor ihm gespielt wurde, sondern zuckendes Leben, das oft falsch zu tönen scheint, mit unzureichenden äußern Mitteln arbeitet und, auf die Bühne gestellt, vielleicht keinen Beifall finden würde.

Er wollte nicht hindurchdringen in die Tiefe, aus der Evas Not zu ihm schrie.

Daß Maria Vera etwas aus ihm gemacht haben sollte, was Evas Mitleid erregt hatte, das brannte ihn wie eine frisch geätzte Wunde. Darüber ging ihm die Beschwörung der schönen, reinen Vergangenheit verloren.

„Laß es gut sein, Eva, wenn ich deiner nicht mehr würdig bin, wie du sagst, so hat ja alles keinen Zweck mehr."

Daß er das sagen konnte, weil er jetzt die Gewißheit nährte, Marie auf die Bühne zu bringen, entging ihr. Sie erblich und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Eine abgeschmackte Gebärde — sagte sein kritischer Bühnenverstand, als er sie gewahrte. Nun fehlte nur noch der berühmte Abgang mit einem letzten Blick unter der Tür.

Aber diesmal irrte er sich.

Eva stand eine Weile in Nachdenken versunken, dann sagte sie ruhig: „Du hast selbst zugegeben, daß es nicht so weitergehen kann. Ich werde deshalb in vierzehn Tagen das Haus verlassen."

„Eva! Eva! Bist du toll?" fuhr er auf.

„In vierzehn Tagen, Will. Und das Ännchen gibst du mir mit, damit ich nicht ganz allein bin und für das Kind gesorgt ist. Hermann muß seine Schule innehalten. Sobald du mich zurückrufst, wohin es auch ist, komme ich wieder, denn ich weiß, daß du deine Frau dann nicht eher rufen wirst, als bis du das andere zu Ende gebracht hast. Und — ich warte gern."

„Und das sagst du mir so kalt ins Gesicht!" schrie er empört.

„Ins Gesicht — ja! Kalt? — Nein! Soviel wirst du doch mit deiner Frau fühlen, daß du weißt, wie ich's meine, und was ich dabei mir auflade! Den Leuten sag, ich sei verreist — sag, ich sei nach Hause, in die Heimat — wenn's auch nicht wahr ist, denn ich habe ja keine Heimat gehabt als bei dir."

Das sagte sie nicht weinerlich, sondern klar und groß.

Da versuchte er sie trotzdem zu rühren und fragte: „Und willst trotzdem von mir gehen?"

„Ja, Mann, trotzdem! Denn du hast mir auch die Heimat bei dir genommen, und meine Kinder sollen nicht im Leeren stehen."

Sie wandte sich ab.

Will war unterlegen.

Das Kind.

Vierzehn Tage Frist hatte Eva Will gesetzt.

Er weigerte sich, an den Ernst ihrer Drohung zu glauben, er wollte nicht daran glauben — er hatte keine Zeit, daran zu denken. Was sind vierzehn Tage und das Ultimatum einer Frau! Was sagt ihm das, wenn so Großes sich vorbereitet, wenn das Leben wieder einen neuen Anlauf nimmt, wenn das Hirn fieberhaft arbeitet und die Phantasie mit der Wirklichkeit kaum Schritt halten kann!

Nur noch wenige Monate und Wochen, und er trat in seinen neuen Wirkungskreis, und in diesem neuen Kreis hoffte er Maria Vera für sich zu haben.

Kättele Wingen wußte, was vorging. Aber so gern sie eingegriffen hätte, zwischen Eva und Will konnte sie nicht treten. Hier war jeder Vermittler zuviel.

So nahm das Schicksal Evas und Wills seinen Lauf und entschied sich während des Wohltätigkeitsfestes, an dem Ännchen Roßhaupt im Reigen Kätteles tanzte und sang.

Das Kind hatte die schlanke Gestalt des Vaters geerbt. Wie ein Elf schwebte es einher, und das Kättele goß alle Liebe zu Will über es aus.

Eva hatte sich anfangs geweigert, es unter diesen Umständen mittanzen zu lassen, dann aber überlegt, daß sie es an nichts fehlen und zu keinem Gerede Anlaß geben dürfe.

Sie trug selbst ihre stille Ruhe auf das Fest, und doch mußte jeder, der ihr ins Gesicht sah, lesen können, daß sie das Verhältnis ihres Mannes zu Marie Glockner kannte. Um die Kinder nicht zu tief in die Nacht hinein festzuhalten, war der Beginn des Festes auf eine frühere Stunde angesetzt worden.

Eva hatte Ännchen in den Händen des Kindermädchens gelassen. Im Nebensaal, der in eine Kindergarderobe verwandelt war, saßen sie auf den Wandsofas und ließen sich die Söckchen und die roten Spangenschuhe anziehen. Die weißen Tuniken hingen an den Ständern, es roch nach Blumen und frisch gewaschenen und gewellten Haaren — Fräulein Dantlo-Wingen stand unter ihnen, schlank und vornehm in ihrem weißen Empire-



kleid, ein blaues Band um den Hals gelegt, wie es die Königin Luise getragen hat. Im aschblonden Haar verborgen schaukelte ein einzelner Diamantstern.

Sie nickte Eva noch einmal ermutigend und beschwörend zu, ehe sich die Türen zwischen ihnen schlossen.

Als Eva in den Vorraum trat, kam ihr Will entgegen.

Er hätte sie vor den Menschen nie vernachlässigt. Nicht aus äußerlichem Anstand, sondern weil er sie in ihrer Stellung mit aller schicklichen Würde und Achtung umgab.

In ihrem schwarzen, mit Pailletten bestickten Kleid, aus dem ihre Brust unter einem flimmernden Netzwerk weiß aufleuchtete, sah sie ernst, aber jugendlich schlank aus. Das klare Antlitz war von keinem Schatten getrübt. In den großen, dunkeln Augen, die ihre Schönheit waren und ihre Seele badeten, glänzte der sanfte, feste Wille zum Leben. Will empfand auf einmal in elementar wirkender Überraschung etwas wie Stolz auf seine Frau. Er hatte sie lange nicht mehr so hübsch und so sicher, so sehr Dame und zugleich so ganz seine Frau gesehen wie in diesem Augenblick.

Als sie mit ihrem prüfenden, wachsamen Blick die Überraschung in seinen Zügen aufleuchten sah, rötete sich ihr klares Gesicht. Dieses, seltene, der Pfirsichblüte in der Farbe gleiche Erröten war wie ein Gruß aus jener Zeit, da sie allein waren auf der so leicht zu erobernden Welt!

Aber dann kam die wahre Prüfung.

Eva Roßhaupt saß auf ihrem Platz, und Wilhelm Renner blickte starr vor sich hin, und auf dem Podium stand Maria Vera und las ihre erotischen Gedichte. Im dunkelroten Haar der Dichterin brannte ein goldener Reif. Im seidenen Unterkleid zeichnete sich die schöne Linie von den Hüften zu den Knien ungebrochen. Der weiße, leuchtende Nacken der Rothaarigen warf im Schein der Kronleuchter einen opalfarbenen Schimmer. Im unregelmäßigen, leidenschaftlichen Gesicht brannte der rote Mund.

Eva war so aufrichtig, sich zu sagen, daß Maria Vera nicht allzufrei wirken wollte, daß es kein frivoles Spiel war, sondern daß sie sich jenseit von enger Moral und hergebrachter Zurückhaltung gab, wie sie war, sich und ihr Empfinden.

Keine Brücke führte von Eva zu dieser Frau.

Aber Will starrte nicht mit leidenschaftlichem Ausdruck zu ihr hinauf. Eva sah ihn von der Seite an. Sie kannte den Ausdruck der Glut in seinem Gesicht. War es etwas Verwandtes, das ihn zu ihr zog?

Und Eva litt. Sie fühlte, wie ihr ihre Ruhe allmählich abhandenkam. Nein, sie hatte keine Heimat hier. Sie war in die Irre gegangen. Sie konnte auch bei Will keine Heimat mehr finden, denn ihre Wurzeln hingen schon gelöst, ihre Hände klammerten sich schon vergebens an ihn — sie besaß ihren Mann nicht mehr, und er, er brauchte sie nicht mehr.

Und wenn sie nun ihr Wort wahr machte und von ihm ging, rief er sie dann noch?

Sie hätte gestern noch darauf einen Eid geleistet, heute fand sie keine Antwort mehr auf die selbstquälerische Fra[ge]

Aber wenn er sie nicht rief! War sie feige, ging sie denn nur, weil sie glaubte, geglaubt hatte, er werde sie zurückrufen? Ging sie denn nicht um seinetwillen?

Beifall toste um sie her — sie raffte sich auf und verabschiedete ihre Gedanken.

„Ja, sie hat den Mut ihrer Persönlichkeit", sagte jemand hinter ihr. Da biß sie die Zähne zusammen, und der schwere, wie aus einem alten Bauerntypus vererbte Zug um Mund und Kinn trat einen Augenblick erschreckend scharf hervor und machte sie hart und alt.

Sie ging den Weg, den sie gehen mußte. In drei Tagen ging sie mit ihrem Kinde fort. Als sie dabei an den Jungen dachte, wollte sie weich und schwach werden, aber als sie ihren Mann anblickte, festigte sich ihr Entschluß aufs neue. In seinem scharf gewordenen Gesicht war ein fremder Zug, an der Schläfe flimmerte der erste graue Schein im schwarzen Haar.

Sie hätte ihm alles gegeben, sie konnte ihm nur nicht den Weg freigeben. Aber er sollte wählen, sollte sie rufen können, und rief er, so kehrte sie zurück. Von ihm weg ging's in die Einsamkeit, zu ihm zurück vielleicht in die Verlassenheit — und wenn auch — er hatte zu entscheiden!

Als sie in der Pause vor dem Auftreten der Kinder noch einmal hinüberging, um Annchen zuzusprechen, die so aufgeregt war, daß ihr bange wurde, da war sie selbst so erregt, daß die Freundin es ihr sofort anmerkte.

Rasch zog das Kättele Eva in ihre Garderobe. „Liebste, quäl dich nicht! Er wird dich zurückholen —!"

Und sie umfaßte die Frau, durch deren Leib die schweren, unterdrückten Schmerzen fluteten, und fuhr fort: „Mein Gott, warum alles so schwer nehmen! Lern lachen, Eva, sieh deinen Jungen, sieh das Ännele an und freu dich! Du hast ja so viel Glück erlebt! — Zehr davon, was war, Eva! Und leb mit den Kindern wieder neu! Er ist doch kein böser Mensch, und er liebt dich sicher noch, er weiß es nur nicht, er meint, er hab's nicht nötig, noch Aufwand davon zu machen."

Eva richtete sich auf.

„Komm, du Kluges", sagte sie. Und sie sahen sich einen Augenblick schweigend an, das Kättele mit seinem stillen Lächeln, Eva mit ihrem tiefen Blick, dann gingen sie zu den Kindern.

Wieder saß Eva neben ihrem Mann, und auf dem Podium zwischen den künstlichen Taxushecken schlangen die Kinder ihre Reigen. Und das Kättele saß am Flügel, und sie sangen die köstlichen Lieder, die kecken und die zarten, die einstimmigen und die harmonisch gefügten — und dieselben Menschen, die die erotischen Verse Maria Veras geschlürft hatten, lächelten jetzt unschuldig wie die Kinder selbst zu dem anmutigen Spiel.

Will und Eva saßen so weit vorn, daß Annchen, die in der ersten Reihe tanzte, sie erblicken konnte. Die glänzenden Augen des Kindes blieben an ihnen haften, wie es sich auch bewegen mochte. Sie hörten sein Stimmchen aus dem Chor heraus, und doch war es ihnen, als wäre das nicht ihr Kind, sondern ein fremdes, von fremden Trieben und Gefühlen bewegtes Geschöpf.

Sie begegneten sich in diesem seltsamen Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)





Russische Gefangene in Iwanowo.

Pinsk unter deutscher Militärverwaltung.

Von Major Lindemann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Dem Frühjahrsfeldzug in Galizien waren für das Armeekorps, dem wir angehören, die Juli-, August- und Septemberkämpfe auf dem russischen Kriegschauplatze gefolgt.

Die Gefechte und Schlachten am Bug, bei Hrubieszow, Cholm, an der Ucherka, bei Wlodawa, Brest-Litowsk lagen hinter uns. Mit unwiderstehlicher Gewalt jagten wir die Russen immer weiter ostwärts zu beiden Seiten der Bahnlinie Brest-Litowsk—Pinsk. Hartnäckig waren die Verfolgungskämpfe und oft schwer die Verluste! Denn die besten russischen Truppen, Garde, Sibirier, Kaukasier, waren unsere Gegner. Aber der stete Drang nach vorwärts, der unerschütterliche Wille zu siegen, der heldenmütige Ansturm unserer Truppen überwand alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die der zähe und tapfere Gegner unserem Siegeszuge in den Weg legen wollte. Die Art der russischen Kriegführung und oft grauenvollen Verwüstungstaktik schreckte uns nicht.

Das Gefecht des 15. September 12 Kilometer westlich Pinsk war zu Ende. Als sich der Abend herniedersenkte, nahm unsere brave Infanterie die letzte russische Stellung bei Domaschizy, die von der Feld- und schweren Artillerie durch mehrstündige Beschießung sturmreif gemacht worden war.

Abends suchte ich mit meinem Regimentsstabe das in zwei Scheunen bereitete Lager auf. Ein gewaltiges Feuermeer in Richtung Pinsk zeigte uns, daß die Russen ihren Rückzug aus der Stadt vorbereiteten. Wie wir später hörten, hatten sie dort das Petroleumlager und eine Zündholzfabrik in Brand gesetzt. Im Laufe des nächsten Tages sollte die Stadt selbst an allen vier Ecken angezündet werden, damit die reichen, dort aufgestapelten Vorräte nicht in unsere Hände fielen. Der Plan wurde nicht ausgeführt, weil wir schneller von der Stadt Besitz nahmen, als die Russen angenommen hatten. Ihre Brandkommandos konnten nicht mehr in Tätigkeit treten.

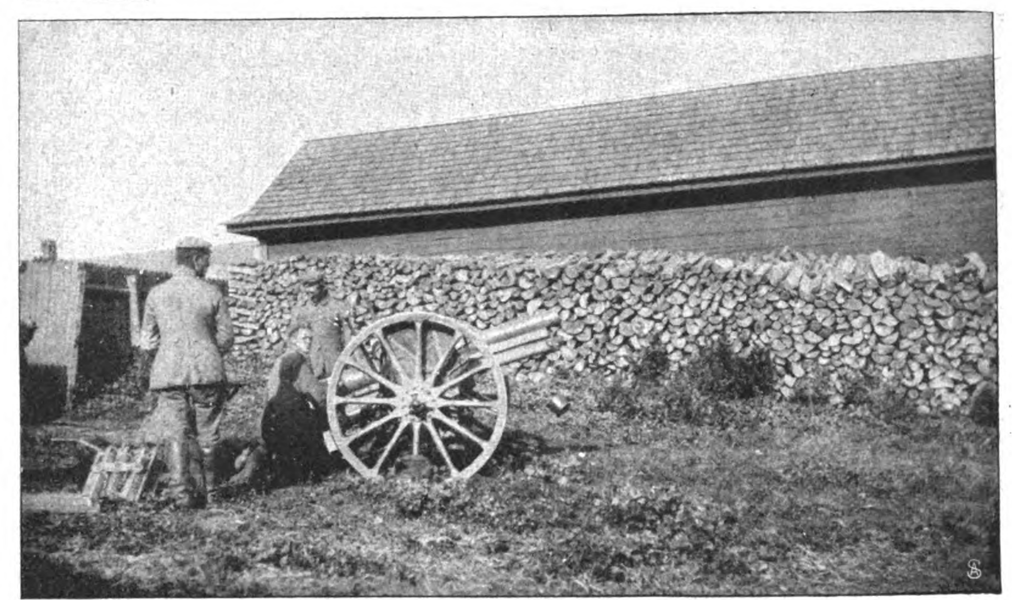
An diesem Tage war ich in das Divisionstabquartier Gut Stachorowitschi befohlen. Dort wurde mir mitgeteilt, daß ich für den Fall der Besetzung von Pinsk zum Kommandanten der Stadt ernannt worden sei. Eine neue, arbeitsreiche und verantwortungsvolle Aufgabe wartete meiner, an die ich mit Freuden herantrat.

Der Vormarsch des Armeekorps auf Pinsk wurde kaum behindert. Die Stadt hatte äußerlich wenig gelitten. Die größte Zündholzfabrik des Ortes, an deren noch rauchenden Trümmern wir vorbeikamen, war verbrannt, in anderen Fabriken waren Kessel gesprengt, die Bahnhofsanlagen waren gründlich zerstört, die Baulichkeiten ausgebrannt.

Auf dem Marktplatze an der russischen Hauptkirche holte ich mir aus der neugierig zusammengeströmten, durchaus freundlich gesinnten Menge einen russisch-jüdischen Studenten heraus, der geläufig Deutsch sprach. Auf meine Frage nach dem Bürgermeister erfuhr ich, daß die Russen, die erst vor 4 Stunden abgezogen waren, die gesamte Stadtverwaltung, die Polizei, die Kassengelder u. a. m. weggeführt hatten. Der Student bezeichnete den Dr. phil. und Fabrikbesitzer L. als die Persönlichkeit, die in der Stadt das größte Ansehen und Vertrauen genieße. Dr. L. bekenne sich zur jüdischen Religion. Er wurde herbeigeholt und weihte mich in die Verhältnisse der Stadt ein. Pinsk ist Kreisstadt im Gouvernement Minsk, an der Pina, einem Nebenfluß der Jasiolda, in



An der Fähre.



Eine Batterie Feld-Art.-Rgt. zwischen den Häusern von Pinsk
beschießt zurückgehende Kosaken.

gen liegenden Stunden waren dazu benutzt, den mir zugeteilten Offizieren und Beamten und den bürgerlichen Mitgliedern der Stadtverwaltung bestimmte Aufgaben zu überweisen und die erste Bekanntmachung an die Bevölkerung zu entwerfen.

Diese erste Bekanntmachung wurde in deutscher, russischer, polnischer und hebräischer Sprache veröffentlicht. Im ersten Teil gab sie die üblichen Mitteilungen (die Namen der bürgerlichen Mitglieder der Stadtverwaltung, Grundsätze für die Verwaltung, Androhung der rücksichtslosen Handhabung des Kriegsrechts bei Widersetzlichkeiten u. a. m.); der zweite Teil enthielt besondere Anordnungen, Auslieferung der noch versteckten russischen Soldaten, der Waffen und Munition der Einwohner, Straßenreinigung, Ortspolizei-Einrichtung, Hausarrest von 7 Uhr abends bis 5 Uhr vormittags für sämtliche Einwohner, Feuerlöschdienst, Androhung von Strafen, Rubelkurs, Einführung der mitteleuropäischen Zeit u. a.).

einer weiten Sumpfebene gelegen. Die 175 Kilometer lange Pina ist auf 125 Kilometer schiffbar und durch einen Kanal mit dem Bug (Weichsel) verbunden. Die Stadt zählt 40 000—45 000 Einwohner, jetzt mit Flüchtlingen etwa 55 000. 2000 Ortsarme werden aus Mitteln der Stadt verpflegt. 80 v. H. der Bevölkerung sind Juden. Da diese meistens „Jiddisch-Daitsch" sprechen, ist die Verständigung mit unseren Soldaten nicht allzuschwer.

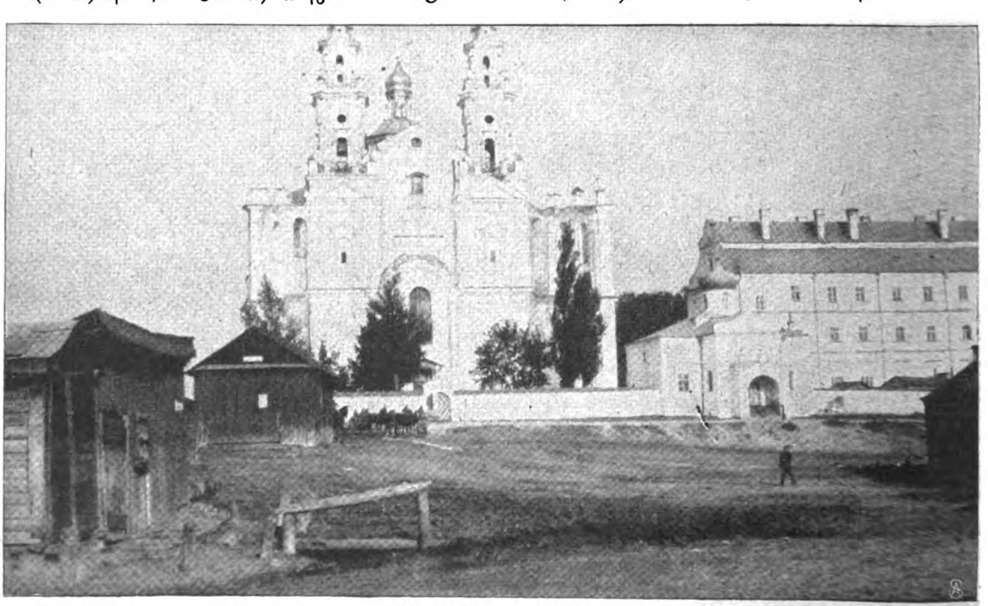
Die Wohnhäuser sind meistens einstöckig und aus Holz gebaut, die Straßen größtenteils gepflastert, aber sehr mangelhaft; sobald es regnet, sind viele nur mit Wasserstiefeln überschreitbar. In der Mitte der meistens ungepflasterten Bürgersteige läuft ein schmaler erhöhter Brettersteig, der sehr oft schadhaft ist und viele Löcher aufweist.

Dem Dr. L. gab ich den Auftrag, sieben andere angesehene Bürger der Stadt (4 Christen, 3 Juden) aufzusuchen und sich mit ihnen im Stadthaus, den Geschäftsräumen der Kommandantur, zur ersten gemeinschaftlichen Sitzung der Militär- und Zivilverwaltung einzufinden.

Während der Unterredung mit Dr. L. war eine Kanonenbatterie auf dem Marktplatz neben der Kirche aufgefahren und eröffnete das Feuer auf zurückgehende Kosakenschwärme östlich Pinsk.

Die 2. Sitzung fand an demselben Tage nachmittags statt. Die zwischen den Sitzun-

Unsere Hauptsorge in den ersten Wochen bezog sich auf den Abtransport der russischen Gefangenen, das Abschieben der Tausende von Flüchtlingen zu Fuß und in „Panjewagen", den von unseren Soldaten so genannten ortsüblichen Bauernwagen; die Feststellung der Wehrpflichtigen im Alter von 17—43 Jahren; die Feststellung der Vorräte an Nahrungs- und Genußmitteln, an Futtermitteln, Rohmaterialien, des Bestandes an



Die orthodoxe Kirche.

Pferden, Vieh, an Wagen usw.; die Regelung der Verpflegung der Zivilbevölkerung, gesundheitliche Maßnahmen, Wiedereröffnung der Schulen usw. Wenige Tage später erschien die erste Nummer der Pinsker Zeitung, die seitdem täglich in deutscher und russischer Sprache herausgegeben wird. Sie hat zwei ständige Beilagen, dauernd gültige Anordnungen der Kommandantur für Militärpersonen und Einwohner sowie eine Tafel für Höchstpreise, die sehr notwendig war, da von den Geschäftsleuten vielfach unberechtigt hohe Preise gefordert wurden.



Umgestürzter Panjewagen.

Russische Bauern bei Pinsk.

Als Höchstpreis zahlt man für das Pfund Butter 1,11 M., Speck 0,59 M., Rindfleisch, koscher, 0,30 M., nicht koscher, 0,18 M., Kalbfleisch 0,22 bzw. 0,13 M., Milch, ¾ Liter, 0,18 M., Kartoffeln, 16 Kilogramm, 0,25 M., ein Ei 0,12 M., 1 Huhn 1,18 M., 1 Gans 2,22 M.

Das Geschäftsleben hob sich schnell. Auch das gesellige Leben wurde lebhafter. In den letzten Septembertagen öffnete ein Kinotheater seine Räume zu Aufführungen und Vorträgen in „jiddischer“ Sprache, die stark besucht wurden. Nach der Angst und Sorge der ersten Tage, die durch das „Panikelement“, die Flüchtlinge, noch verstärkt wurde, war größere Ruhe eingekehrt. Die Geschäftsleute packten nicht mehr ihre Waren zusammen und vergruben sie in den Kellern und auf den Höfen, wenn mal einige Kilometer von Pinsk die Geschütze donnerten; man wurde nicht mehr — wie sooft in den ersten Tagen der Besetzung durch die Deutschen — von nervösen Einwohnern gefragt: „Kommen die Kosaken wieder?“

Mit deutscher Gründlichkeit, deutschem Organisationstalent und deutscher Ausdauer hatte die Militärverwaltung in kurzer Zeit Ordnung geschaffen und das Leben der Einwohner wieder in ruhige Bahnen gelenkt. Die künstliche Angst vor den deutschen „Barbaren“, die man der armen Bevölkerung mit allerhand Lügenmeldungen und erfundenen Greueltaten beigebracht hatte, verschwand schnell vor den guten Erfahrungen, die die Leute selbst machen konnten. So stellte sich bald ein Vertrauen ein und zugleich ein freundliches Einvernehmen zwischen den Siegern und den Besiegten. Erleichtert wurde uns dies durch das vortreffliche Zusammenarbeiten mit den Mitgliedern der bürgerlichen Stadtverwaltung, deren Zahl von 8 auf 12 erhöht worden war.



Bagagen auf dem Marsch nach Pinsk.

Krieg und Pelzhandel.

Von A. Oskar Klaußmann.

Seit einem Jahre ist der kanadische Trapper ohne jeden Verdienst. Die Pelztiere im Walde sind massenhaft vorhanden; sie vermehren sich, weil man sie nicht fängt und schießt. Aber die Zwischenhändler, welche für die großen nordamerikanischen Firmen die Einkäufe an Pelzen besorgen, haben die Preise derartig herabgesetzt, daß die Trapper nicht mehr auf ihre Kosten kommen und die Indianer im letzten Jahre fast verhungert sind. Das taten aber die sogenannten Landsammler, die Zwischenhändler, nur deshalb, weil die Großhändler ihnen gesagt hatten, sie sollten möglichst wenig Felle heranschaffen, um eine Überfüllung der Läger zu vermeiden.

Der große Weltkrieg in Europa hat zwei Zentren des Pelzhandels betroffen: London, welches der Pelzmarkt der Welt ist, und Leipzig, die Stadt, welche in bezug auf Zurichterei, Färberei und den Verkauf des fertigen Pelzwerks ebenfalls einzig in der Welt dasteht. Betreffs der Pelzkonfektion hat Leipzig nur eine Konkurrenz, und das ist Berlin. Aber auch in China steht das Pelzgeschäft still, und die dortigen Händler erleiden große Verluste, weil die Engländer nicht dulden, daß die Felle zur Verarbeitung auf dem Seewege nach Europa und dann nach Leipzig gehen.

Man sollte annehmen, daß infolge dieser großen Stockung im Pelzgeschäft die Pelzwaren einen sehr niedrigen Preis haben. Das Gegenteil aber ist der Fall. Die Pelzwaren stehen hoch im Preise, speziell in Deutschland, und die Ursachen dafür sind zum Teil recht erfreuliche. Die Kaufkraft des deutschen Publikums für Pelzsachen hat sich entschieden gesteigert und ist bedeutend größer als vor dem Kriege. Das Publikum kauft jetzt auch bessere Pelzwaren als in Friedenzeiten, ein Beweis, daß der Krieg in Deutschland große Mengen Geld unter die Leute gebracht hat. Das deutsche Pelzgeschäft ist so gesund wie noch nie. Der Krieg hat veranlaßt, daß auf der Leipziger Messe nur noch Kassageschäfte gemacht werden. Die früher notwendig langen Kredite sind geschwunden. Die Läger in Leipzig und Berlin sind fast vollständig geräumt. Der Begehr ist groß und das Rohmaterial nur mit Mühe heranzuschaffen. Dazu kommt, daß es an Arbeitskräften fehlt. Nicht nur stehen die geschicktesten Zurichter im Felde, sondern auch in den Färbereien, selbst in den Groß- und Ladengeschäften fehlt das tüchtige Personal. Es kommt dazu, daß die Chemikalien für die Färbung der Felle im Preise gestiegen sind, und so haben denn die Pelzpreise einen sehr achtbaren Stand und sind gegen die Zeit vor dem Kriege nicht zurückgegangen. Die vielfach verbreitete Nachricht, daß Pelzwerk jetzt außerordentlich billig sei, ist daher grundfalsch. Im Gegenteil, Spekulanten haben eine ungeheure Preissteigerung herbeizuführen gesucht; die Fachmänner aber haben mit Geschick diese Spekulanten ausgeschaltet.

Es mag gleich hier erklärt werden, daß auch nach dem Friedenschluß an ein Sinken der Pelzpreise nicht zu denken ist. Es müssen dann erst die sämtlichen jetzt geleerten Läger wieder aufgefüllt werden, und das wird ein bis zwei Jahre dauern. Während dieser Zeit werden die Preise auf respektabler Höhe bleiben.

Bei Beginn des Krieges stand das Geschäft in Luxuspelzen fast vollständig still. Jetzt hat es sich wieder gehoben, und selbst das kostbarste Pelzwerk, das auf den Markt kommt, findet besonders in Amerika schlank Abnehmer. Die amerikanischen Damen halten an der Pelzmode auch für den Sommer mit Zähigkeit fest, und selbst während der furchtbaren Hitzeperiode des soeben abgelaufenen Sommers haben die reichen Amerikanerinnen in den Seebädern Pelzwerk getragen, sogar abends bei den Tanzveranstaltungen. Die Amerikanerinnen haben gefunden, daß die nachlässig tief um die Schultern gelegte Pelzboa besonders kleidsam auch beim Tanze ist.

Das Hauptgeschäft der Pelzwaren in Deutschland findet in den Waren zu Mittelpreisen statt. Die Preislage von 100 bis 300 Mark ist im Publikum am beliebtesten, und die Bestellungen können nur mühsam erledigt werden, weil es eben an Material und an Arbeitern mangelt. (Die Mittelware geht auch bei der Damenkonfektion und selbst im Goldwarengeschäft ganz ausgezeichnet, während teuere Stücke bei der Damenkonfektion und im Goldwarengeschäft schwer oder gar nicht zu verkaufen sind.)

Was nun die Pelzarten anbetrifft, die vor allem begehrt werden, so bleibt die große Mode Skunks und die Imitationen von Skunks: amerikanisches Opossum, Schuppen- (Wasch-) Bär und Wallaby. Außerdem ist Fuchs Mode, und die auswärtigen Häuser haben erklärt, daß das Geschäft in Fuchsfellen aller Art: Rotfuchs, Schwarzfuchs, Weißfuchs, Blaufuchs, Silberfuchs, noch nie so groß gewesen ist wie jetzt. Auch alle die Fellarten, die man zu Stolas und Boas verwendet, werden in Fuchsform zugerichtet. Daneben sind Seal Elektrik Bisam, Seal Elektrik Kanin, Persianer, Astrachan und Breitschwänze sehr begehrt. Hermelin und die naturhellen ungefärbten Felle sind vernachlässigt, da sie wegen der Trauer von vielen Tausenden von Frauen nicht getragen werden können. Für die Herrenkonfektion werden Iltisse, Otter, Biber, auch Nutria stark verwendet. Kanin spielt eine ganz außerordentliche Rolle. In Leipzig haben während der letzten Monate die Zufuhren von rohen Kaninchenfellen mehr als 10 Millionen Stück betragen. Davon sind eine große Menge Kaninfelle nach Österreich gegangen, um für die österreichisch-ungarischen Truppen verwendet zu werden. Die deutsche Militär- und Marineverwaltung hat an Pelzwerk für die Truppen für den nächsten Winter fast gar keinen Bedarf, da die für den vorigen Winter beschafften Pelze, unter denen Lamm- und Schaffelle besonders bevorzugt wurden, noch vorhanden sind.

Um für den neuen Winterfeldzug gedeckt zu sein, ist in Rußland jegliche Ausfuhr von Fellen verboten worden. Dadurch steigern sich natürlich die Preise und hebt sich das Geschäft in Nordamerika, und der Trapper wird den Zaren segnen, weil durch dessen Ausfuhrverbot von Fellen die Preise für gefangene und geschossene Pelztiere in Kanada auf die frühere Höhe steigen.

Unsere Gegner, besonders Rußland und England, haben versucht, Leipzig als Pelzhandel zu ruinieren und den Pelzhandel in ihre Gewalt zu bringen. Aber selbst die russisch-kanadische Pelzhandelsvereinigung, ebenso der törichte Versuch, aus Irbit in Rußland, welches so weit von der sibirischen Bahn entfernt ist, daß man vierundzwanzig Stunden mit dem Schlitten fahren

muß, um dorthin zu gelangen, einen Welthandelsplatz in Fellen zu machen, sind kläglich gescheitert. Leipzig lacht über all diese Anstrengungen; denn selbst wenn es gelänge, den Handel mit rohen Fellen an irgendeinem anderen Orte zu konzentrieren, so wäre es doch unmöglich, die Veredlung und Zurichtung von Pelzwerk, wie sie in Leipzig stattfindet, nachzuahmen, weil dazu Erfahrungen, Tatkraft, Geschäftsgeheimnisse und nicht zum wenigsten die deutschen Chemikalien gehören, um die Felle in der glänzenden Weise zu färben, wie dies in Leipzig geschieht. Es wird deshalb mit Recht behauptet, „daß es bis heute keinen Handelsplatz auf der Erde gibt, wo im Rauchwarenhandel, einschließlich Zurichtereien und Färbereien, so viel Fachkenntnis und Erfindungsgabe walten, als dies gerade in Leipzig der Fall ist“. Auch in dieser Beziehung werden alle Versuche unserer Gegner kläglich verlaufen.

Da das Rohmaterial an Fellen als Stückgut zur See nicht bezogen werden kann, hat man versucht, durch die Paketpost über die neutralen Länder kostbare Felle nach Europa zu bringen und umgekehrt konfektionierte Waren aus Europa nach Amerika zu schaffen. Natürlich sind die Mengen, die durch Postpakete befördert werden, zu gering, als daß sie Einfluß auf das Geschäft haben könnten.

Frankreich, das sonst ein starker Verbraucher für konfektionierte Luxuswaren ist, kommt jetzt als Käufer kaum in Betracht. Auch Rußland, wo man früher die zurechtgemachten feinen Pelzarten zu hohen Preisen übernahm, ist wenig aufnahmefähig. Auch in England ist die Sparsamkeit in allen Dingen, die nicht zum täglichen Leben gehören, zur Kriegsparole geworden. So steht Deutschland allein im Pelzhandel groß und unerschüttert da, soweit es sich um den inneren Konsum handelt, der mit Hilfe der vortrefflichen deutschen Zurichterei und Färberei aus den vorhandenen Lagern und trotz des Mangels an Personal bisher, wenn auch mit Mühe, befriedigt werden konnte. Wie bei allen andern Dingen, so zeigt sich auch im Pelzhandel, daß Deutschland durch seine Organisation, durch seine Kaufkraft ebenso wie durch die Leistungsfähigkeit und Tatkraft der kaufmännischen und praktischen Elemente, die im Pelzhandel und in der Pelzkonfektion tätig sind, über allen Nationen steht.

Im Herbst 1915.

Und wieder ziehen junge Burschen aus
feldgrau und schlank in Schlacht- und Herbststurmtosen,
doch blühn aus jedem Flintenlaut heraus
des Sommers letzte dunkelrote Rosen . . .

Der Kriegsgesang klingt nicht wie einst so hell,
doch tiefer, dröhnender, in Herzenstönen,
und unterm krausen blonden Haargewell
tieferenst der Blick von diesen Heldensöhnen.

Und leis darüber roter Rosen Duft
wie heimatsüßes kosendes Umschmeicheln,
ein Hauch von Lenz und Liebe in der Luft,
sanft wie ein letztes lindes Händestreicheln.

So ziehn sie hin . . . . Vor meinem Blick ein Feld
tut weit sich auf, umbrüllt von Sturm und Tosen,
Jung-Helden viel, im Jugendglanz gefällt,
versprühn ihr Herzblut, dunkelrot wie Rosen . . .

Versprühen es, damit die Heimat bleibt,
das Deutschtum rings in Gauen und Gemeinden,
und herzblutrot ein Menetekel schreibt
Gott selber flammend allen deutschen Feinden!

Einmal – wird siegumgrünter Friede sein,
vielleicht – wenn junge Föhne talwärts tosen . . .
Dann lodern auf im Siegessonnenschein
noch tausendfältig Deutschlands rote Rosen . . .

Eugen Stangen.

Eroberer.

Skizze von Katharina von Sanden.

Das Gras lag von den schweren Güssen wie plattgewalzt, und in den Zweigen hingen noch Tropfen. Jetzt aber schien die Sonne von einem reingefegten blauen Himmel herab, heiß und sommerlich.

In dem kleinen Dorf wurde es lebendig. Die Kompagnie in Ruhestellung machte es sich bequem. Nasse Mäntel, nasse Röcke flogen auf die Leinen. Die Kompagnie ging in Hemdsärmeln, rauchte, sonnte sich und wurde langsam wieder Mensch.

Leutnant von Werthern ritt die Dorfstraße hinunter. Er freute sich über seine Leute. Sie sahen so unglaublich zufrieden aus, nur weil ihnen die Sonne wieder auf den Buckel brannte und sie sich auf den Bänken vor den Häusern räkeln konnten, Pfeife oder Zigarre im Munde. Er rief ihnen hier und da ein Wort zu im Vorüberreiten, und sie freuten sich an ihm, wie er, schlank und sehnig, die Haut von der Luft gegerbt wie sie, die Mütze ein klein wenig schief, auf der holprigen Dorfstraße dahinritt. Nur die Richtung, die er nahm, wunderte sie. Interessant war es doch nur vorn, da, wo sie alle herkamen, und wo sie in Gedanken alle waren, wenn sie auch gemütlich und breitbeinig in der Sonne saßen — das war ja nur scheinbar. Was hatte ihr Leutnant in Richtung Etappe spazierenzureiten!?

Sein Bursche wurde befragt. Aber der pfiff sich eins, während er die feuchten Habseligkeiten seines Herrn mit mütterlicher Sorgfalt auf Bänken und Stühlen ausbreitete. Daß die was wissen wollten, machte ihm gerade Spaß. Die brauchten gar nichts zu wissen. Vor allem nicht, daß er selbst nichts wußte.

Leutnant von Werthern ritt dicht am Grabenrand auf dem Sommerweg. Er hielt die Reitpeitsche zwischen



den Fingern und schwippte sie hin und her in tiefen Gedanken. Die braune Stute, die er ritt, spielte mit den Ohren. Bei jedem Switsch der Peitsche zuckte sie leise. Sie hatte sich an vieles gewöhnen müssen, aber dies ging ihr fast über den Spaß. Ihr Schwanz fegte nervös, und sie trat mit spitzen Hufen wie auf Glas. In früheren Zeiten hätte sie Kopf gestanden.

Der Leutnant merkte es endlich, als ihn der vorwurfsvolle Blick ihres rückwärts gewendeten Auges traf. Er strich ihr reuig über die kurzgeschorene Mähne. Die Peitsche steckte er unter den linken Arm.

„Herrgott, Alte, bist du vernünftig geworden!" sagte er. „Aber man *wird* vernünftig, blödsinnig vernünftig."

Nachdenklich ritt er weiter, die Augen auf dem kleinen Birkenwäldchen vor ihm, das lieblich und zart gegen die blaue Luft stand. Er holte die Karte aus seiner Rocktasche und breitete sie vor sich aus. Den Weg wußte er, aber er verfolgte ihn auf der Karte noch einmal, die Stirn in tiefen Falten. Dann schob er mit einem gewissen Entschluß die zusammengefaltete Karte in die Tasche, setzte sich sehr gerade und trabte an. Durch das Birkenwäldchen und wieder in die helle Sonne.

Er schaute im Traben über das weite kurische Land in seinem scheinbaren Frieden. Das war altes deutsches Land, und es war schön. Es griff ihm an das Herz, und er verstand es.

In der Ebene tauchten Baumgruppen auf, alte, steile braunrote Ziegeldächer. Er hielt still. Was das war, wußte er. Er sah mit heißen Augen darauf hin. Der Groll schwand langsam aus seiner Seele

„Nein," sagte er sich, „das gibt man nicht her. Das nicht. Für niemand. Das kann man gar nicht. Auch nicht für einen, der einen blödsinnig liebhat."

Langsam ritt er weiter, mit schlaffen Zügeln. Die Ebene lag totenstill. Geduckt, als sei ein heißer Wind über sie hingegangen, und sie traute sich noch nicht zu atmen.

Der Weg hob sich unmerklich zu einer Hügelwelle. Sie wirkte wie ein Berg in diesem flachen Lande. Am Wegrand saß ein Rabe auf einer struppigen Weide, sehr satt und sehr zu Hause. Er besah den Reiter mit schiefem Kopf.

Hinter dem Hügel streckten sich die Gutskoppeln, grün und weit. Dunkle Flecke darauf — erschossene Pferde. Kühe mit hochgetriebenen Bäuchen — erschossen. Und ein Teil der Gutsgebäude war verbrannt, das sah er erst jetzt.

Er hielt wieder still, sein Herz schlug. Lisas geliebtes Gut —! Er hatte es gehaßt. Wie es jetzt vor ihm lag, in seiner Erniedrigung aus vielen Wunden blutend, griff es ihm ans Herz.

Er setzte mit einem Sprung über den Graben und ritt auf dem weichen Wiesenboden weiter auf den Park zu. Die Stute schnaubte und zitterte. Sie hatte sich noch immer nicht an tote Pferde gewöhnen können und hatte doch Gelegenheit gehabt.

Der Park lief in die Wiesen über, in seinem Schatten war es fast kalt. Hans von Werthern zog die Schultern zusammen im Weiterreiten, als ob ihn fröre. Wo mochte Lisa sein —? In Sicherheit — hoffentlich! Bei den Verwandten in Petersburg — soweit das Sicherheit war. Ängstlich war sie nicht. Geflüchtet war sie so spät als möglich, davon war er überzeugt. Das Tantchen mochte gedrängt haben. Er erinnerte sich so gut an sie! Das alte Scherbelchen, das der Anstandskodex Lisa an die Seite gesetzt hatte, und das so deutlich hilflos war ohne Lisas starken geraden Willen. Lisa hatte nicht umsonst diese ruhigen grauen Augen. Sie hatten ihn anfangs fast geärgert. Wozu hatte ein junges Mädel, das so unerhört gut tanzte, so unerhört gut Tennis spielte und ritt, solche Augen —? Großmutteraugen! Sie sahen einen erstaunt an, wenn man den gewöhnlichen höheren Blödsinn schwatzte, der zu dem normalen Verkehr mit jungen Damen gehörte. So daß man es sich allmählich abgewöhnte, Blödsinn zu reden. Und da ging einem erst auf, daß man mit ihr reden konnte wie mit einem Kameraden. Besser noch fast. Das war neu, und es war unglaublich schön. Und als man ganz begriffen hatte, wie schön es war, da ging man hin und machte sich zum Narren. Und benahm sich blödsinnig. Und das war das Ende vom Lied.

Zwei kleine, scharfe Falten standen über Leutnant von Wertherns Nasenwurzel, und seine Augen waren in sich gekehrt. Damals hatte es weh getan, und es schmerzte noch. Er hatte sich nicht entschließen können, wieder einmal nach Hause zu fahren — wie er es immer noch nannte, trotzdem es eigentlich für ihn nicht mehr zu Hause war, seit die Eltern tot waren und der Bruder das Majorat hatte. Der gute Kerl wunderte sich, daß er gar nicht mehr kam, und nahm es beinah übel. Der hatte damals nichts gemerkt, dessen war Hans sicher, aber die kluge kleine Schwägerin mochte eine Ahnung haben. Sie hatte ihm so famos beigestanden, als er damals plötzlich abreiste — nachdem sein Himmel eingefallen war. Sie hatte es wundervoll geschickt gemacht — Frauen können so was. Vielleicht tat sie es ihrer Cousine Lisa zuliebe. Kein unangenehmer Eindruck sollte ihr bleiben von dem Besuch bei den deutschen Verwandten.

Hans war in tadelloser Haltung abgefahren, eiligst, weil er telegraphisch so eine wundervolle Jagdeinladung bekommen hatte, daß er nicht widerstehen konnte. Lisa hatte ihm die Hand hinaufgereicht, als er schon Peitsche und Zügel genommen hatte. Dabei sah sie ihn an in ihrer lieben, warmen, geraden Weise. —

Die Fahrt zur Bahn war ein wahres Labsal in seinem Zustand. Herrlich, wie die Ungarn gingen! So hätte er jagen mögen bis ans Weltende und sich zum Schluß den Hals brechen. Darüber lächelte er heut. Er war ganz froh, daß er ihn sich damals nicht gebrochen hatte. Er hatte jetzt Gelegenheit, bedeutend zweckvoller umzukommen — wenn es sein sollte. Es lag ihm nicht unbedingt daran, *daß* es geschah.

Außerdem hatte Lisa recht gehabt. Ganz und vollständig recht. Das stellte er heut noch einmal ausdrücklich bei sich fest. Man heiratete nicht einen kleinen preußischen Leutnant, einen jüngeren Sohn, dem nicht ein Taschentuch breit Erde gehörte — ein Mädel in Lisas Lage —! Ihr Gut lag in Kurland — und er war preußischer Offizier — — damit war alles gesagt.

Denn was ihn einen Augenblick durchzuckt, hatte mit einer fast wilden Hoffnung, daß Lisa das Gut aufgeben könnte um seinetwillen — — das konnte nicht sein. Das hatte ihm Lisa gesagt. Er war damals eisig höflich geworden — wie er sich heut schämte, wenn er nur daran dachte! Erst viel später war ihm klar geworden, daß Lisa vielleicht von *ihm* ein Opfer erwartete. Aber das war ja Tollheit. Er zog seinen Offiziersrock nicht aus, um in Rußland zu leben — von den Gütern seiner Frau. Das mußte sie wissen. Vielleicht *hatte* sie es gewußt. Ihre Augen waren traurig gewesen.



Aber er hatte damals nur an sich gedacht. Und die Klitsche hatte er gehaßt bis heute. Er hatte sie sehen wollen, da er ausgerechnet dieses Stück Kurland zu erobern bekam. Mit Herzklopfen hatte er darauf gewartet, ob es wirklich gerade hierher gehen würde. Es war ja solch ein toller Zufall. Und nun war er da und ritt durch Lisas Park auf die zerschossenen Gutshäuser zu, und Lisa war irgendwo weit fort — — geflohen —

Er drückte die Mütze tiefer in die Stirn und ließ die Stute im Galopp anspringen. Er ritt in seltsamer Hast quer über die Wiesenflächen unter den alten Bäumen. Die Hauptallee führte zum Gutshof. Ein halb offenes hölzernes Gartentor trennte ihn von dem Park. Der Holunder hing seine dichten, weißen Blütenscheiben darüber. Die Stute zwängte sich durch die Pforte, das Steinpflaster des Hofes klang unter ihren Hufen. Ganz einsam lag der im Mittagslicht. Von dem halb verbrannten Dachstuhl des Kämmererhauses hing die Gutsglocke an ihren zusammengeschmolzenen Trägern. Über die alten Pappeln war der heiße Brand hingegangen, ihre Blätter hingen schwärzlich schlaff. Hans von Werthern sprang ab und nahm die Stute am Zaum. Es widerstrebte ihm, gleichsam als Eroberer über den Hof zu reiten. Langsam und in Gedanken ging er auf das Haus zu. Breit und behäbig lag es da, mit einem steilen, braunroten Dach, dessen Luken ihn anblinzelten wie Freundesaugen. Es schien unversehrt, aber verlassen und tot.

Er band die Stute an einer Pappel fest. Es war so still, daß er unwillkürlich auf Zehen ging.

Da hörte er eine Stimme lachen— eine Kuh brüllte geärgert —

Der rechte Flügel des Schlosses trat etwas zurück, von Gebüsch fast verdeckt.

Hans von Werthern glitt durch die grüne Mauer.

Er sah einen Grasplatz, eine braun und weiße, sehr ärgerliche Kuh, ein Rudel Kinder, die sie halten wollten, und eine schmale, schlanke Gestalt mit erhitztem Gesicht, einen Melkschemel — an einem Bein — in der Hand.

Hans von Wertherns Herz setzte aus und raste dann weiter in unvernünftigen Schlägen.

Die Kuh machte einen Satz und senkte die Hörner. Die Kinder schrien. Von rückwärts war der Melkschemel genaht und prallte wieder zurück. Blonde Haarsträhnen fielen über ein rosiges, ratloses Gesicht. In demselben Augenblick packte Hans die Kuh bei den Hörnern. Er drückte die breite, nasse Schnauze voll Innigkeit an seine graue Litewka.

„So — bitte jetzt, gnädiges Fräulein. Ich halte sie“, sagte er. Die Kinder stoben auseinander wie ein Hühnervolk, in das der Habicht stößt.

Der Melkschemel fiel zu Boden mit einem dumpfen Schlag.

Hans stand breitbeinig. Die Adern auf seiner Stirn schwollen. „Wenn ich bitten darf, etwas schnell, Fräulein Lisa —“ sagte er, „das Biest stemmt kolossal!“

Der Melkschemel stand wieder, der blonde Kopf beugte sich tief. Ein Wutschrei der Kuh — Hans sprang zur Seite und hielt das rebellische Vieh nur noch an einem Horn.

„Ich glaube — es ist das Melken —“ sagte er betrübt.

„Natürlich,“ kam die Antwort, „ich kann es nämlich nicht.“

Hans ließ das Horn los.

„Soll ich mal —?“ sagte er. „Verflucht, daß mein Bursche nicht da ist. Der Kerl kann alles. Ich bin weit weniger begabt. Aber als Kind habe ich's gelernt — aus Spaß.“

Mit einem Griff hatte er den Eimer zwischen den Knien und hockte in Kniebeuge.

„Ho, schön“, sagte er. „Ho — schön!! Anständige Pferdesprache versteht das Biest natürlich nicht. Steh schön — so — ho — ho — —! Na — siehst du —!!“

Der erste feine Milchstrahl sprühte in den Eimer. Die Kuh stand. Sie betrachtete Hans mit rückwärtsgewendetem Kopf und kaute mißmutig. Auch i h r Blick sagte deutlich: „Na also!“

Einen Augenblick war es ganz still. Man hörte nur die Milch in den Eimer sprühen.

„Herr von Werthern“, sagte Lisa. „Dies ist zu komisch!“ Und plötzlich lachte sie so, daß sie sich auf den Melkschemel setzen mußte. Hans sah über die Schulter zurück.

„Lachen Sie nicht so, Fräulein Lisa!“ sagte er, „die Kuh nimmt das übel. Es ist ein melancholisches Tier.“

„Ach Gott, sie hat so viel durchgemacht!“ sagte Lisa. „Sie wohnt im Eiskeller. Es ist unsere letzte. Wir hatten sie versteckt. Und jetzt sind die Ställe verbrannt, sie muß da bleiben.“

„Alle Eiskeller der Welt sind nicht so schlimm wie heut das Melken. Was, Alte—?“ meinte Hans.

„Was sollte ich machen!“ sagte Lisa. „Ich mußte es doch versuchen! Die Kinder müssen ihre Suppe haben. Im Dorf ist fast nichts mehr. Sie bekommen immer mittags hier etwas. Die alte Kämmererfrau ist krank geworden. Das war meine letzte Hilfe. Heut muß ich allein fertig werden.“

„Machen wir, machen wir alles“, sagte Hans beruhigend. „Ich bin gleich fertig. Steh — ho, schön!“

Die Milch floß jetzt reichlich. Es war wieder eine Weile still.

„Tantchen wird sich freuen, Sie zu sehen“, sagte Lisa schüchtern.

„Und ich erst!“ sagte Hans. „Wo ist sie?“

„Bei Pastors. Wir wohnen da. Weil ich doch natürlich nicht wegwollte —“

„Natürlich —!“ sagte Hans.

„Und im Schloß konnten wir nicht gut allein bleiben.“

„Nein“, sagte Hans, und seine Stimme klang fast rauh. „Nein — beim Himmel —!“ Der Eimer klirrte.

„Ich m u ß t e bleiben“, sagte Lisa. „Und es war sehr gut. Denn daß überhaupt noch etwas steht, das kommt nur daher. Es war schlimm. Aber jetzt ist ja alles gut!“

„Nanu —?“ sagte Hans.

„Natürlich ist alles gut. Tantchen ist noch immer halb tot vor Angst, aber selbst sie möchte jetzt nicht lieber in Petersburg sein als hier.“

„So —?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Wieso —?“

„Ach — Herr von Werthern — !! Wie das ist, wieder Deutsch sprechen zu können. Es war streng verboten. Ich habe die ersten deutschen Soldaten fast umarmt.“

„So, so!“

„Heut früh ist unsere erste Einquartierung wieder weg — solch ein l i e b e r Hauptmann — und jetzt, wo der Stab bei uns liegen soll, sind wir wie in Abrahams Schoß. Hoffentlich bleibt der immer!!“

„So, so — der Stab.“

„Ja — gehören Sie nicht dazu —? Ich dachte, Sie kämen als Quartiermacher oder so —“



„Ich, Fräulein Lisa, bin ein einfacher Stoppelhopser und kein Stabsoffizier, nicht die Bohne. Ich residiere eine kleine Meile von hier in einem kleinen Nest, das den schönen Namen „Niekratzen“ führt, den wir auch nicht buchstäblich befolgen. Stabsoffizier — hat sich was.“

Es war einen Augenblick still.

„Wie kamen Sie dann aber her —?“ sagte Lisa.

„Oh — nur so!“ sagte Hans.

Er molk eine Weile mit verdoppeltem Eifer.

Dann gab er der Kuh einen freundschaftlichen Klaps und stand auf.

„Mehr ist nicht zu verlangen für heut. Nun wollen wir Feuer machen. Ist dies die Küche?“

Sie arbeiteten beide mit Eifer in der großen verlassenen Schloßküche. Hans blies das Feuer an, daß ihm die Augen tränten. Dann schälten sie Kartoffeln.

Sie waren ganz still geworden.

Plötzlich ließ Lisa das Messer sinken.

„Sie sind so lieb!“ sagte sie, und ihre Augen waren dunkel und warm. Er wurde rot wie ein Kind. Fast hätte er sich in den Finger geschnitten. Sie sah es. „Und so geschickt!“ sagte sie. Das brachte ihn wieder zu sich.

„Gehört alles zum Dienst“, sagte er. „Der preußische Offizier muß alles können. Melken und Kartoffeln schälen ist doch das mindeste. Meine Leute sollten Sie mal erst sehen.“

„Schade!“ sagte Lisa.

„Schade, was —?“

„Daß sie nicht hier sind. Ich glaube, ich gäbe den Stab dafür —“

„Es wäre auch kein schlechter Tausch“, sagte der bescheidene Hans.

Die Suppe kochte mit lautem Zischen über und erforderte ihrer beider Gegenwart. Hans rührte mit langem Löffel.

Lisa starrte ins Feuer. Die Linie um den feinen Mund war traurig.

Hans sah sie an. Seine Augen konnten nicht fort. Von dem Blick angezogen, wanderten die ihren erst über seine Hände, die so fleißig rührten, an der grauen Litewka empor und zu seinen Augen.

Da blieben sie hängen.

Er rührte immer langsamer. Und plötzlich flog der Löffel auf den Herd, in einem Sprühregen von Suppentropfen.

„Lisa —“ sagte er und breitete die Arme aus. Und es kam alles, wie es kommen mußte.

„O Hans — Hans — — gebt uns nicht wieder her —!“ sagte Lisa leise nach einer langen Pause.

— Es war ein Weilchen später, daß Hans durch den sommerlichen Park zurückritt. Der Stute war das Stehen lang geworden, und sie ging voll Ungeduld.

An der Biegung der großen Allee, wo das Schloß noch einmal zu sehen war, mußte sie halten, und das gefiel ihr gar nicht.

Hans warf sich im Sattel herum, und plötzlich beugte er sich auf ihren Hals und küßte sie.

„Alte — Alte — —!!“ sagte er.

Dann setzte er die Mütze fest und ritt Galopp ins Quartier.

Zu derselben Zeit stand Lisa in der Küche und kostete die Suppe.

Sie war sehr gut — sehr!

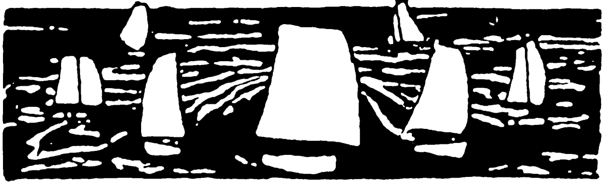
Nur ganz, ganz zuletzt war sie angebrannt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 47. Berlin, den 20. November 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

9. November.

Russische Angriffe werden westlich und südlich von Riga, westlich von Jakobstadt und vor Dünaburg abgewiesen.

Südlich von Kraljevo und südlich von Krusevac werden die Serben aus ihren Nachhutstellungen geworfen.

Die Armee des Generals Bojadjieff nimmt Leskovac. Als Kriegsbeute wurden in Nisch bis jetzt gezählt: 42 Festungsgeschütze, Tausende von Gewehren und Kisten mit Munition, 700 Eisenbahnwaggons, die Mehrzahl beladen mit Lebensmitteln, viele Automobile, viel Sanitätsmaterial u. a.

10. November.

Ein russischer Durchbruchsversuch bei und nördlich von Budka (westlich von Czartorysk) kommt vor ostpreußischen, kurhessischen und österreichischen Regimentern zum Stehen.

Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz ist die Verfolgung überall in rüstigem Fortschreiten. Die Beute von Krusevac beträgt 103 fast durchweg moderne Geschütze, große Mengen Munition und Kriegsmaterial. Die Armee des Generals Bojadjieff meldet als Beute von Nisch 100, von Leskovac 12 Geschütze.

Die Tätigkeit der italienischen Artillerie war gestern im allgemeinen wieder lebhafter. Feindliche Angriffe auf den Südteil der Podgorastellung, gegen Zagora, bei Plava und auf dem Col di Lana wurden abgewiesen. Auf Nabresina abgeworfene Fliegerbomben töteten mehrere Zivilpersonen, darunter eine Frau und drei Kinder.

Oesterreichisch-ungarische Truppen der Armee des Generals v. Köveß nehmen südwestlich von Ivanjica die starkbesetzte Höhe Osolisto und stürmen auf Eldoviste, dem Südausläufer der Jelica Planina, eine aus mehreren hintereinander liegenden Schützengräben bestehende Stellung. Südwestlich von Kraljevo dringen deutsche Streitkräfte beiderseits der Ibar vor; südwestlich gewinnen sie den Raum von Aleksandrovac. Die Bulgaren werfen den Feind bei Nisch und Aleksinac auf das linke Ufer der südlichen Morawa zurück.

11. November.

Bei Kemmern (westlich von Riga) werden drei Angriffe, die durch Feuer russischer Schiffe unterstützt werden, abgeschlagen.

Die Verfolgung der Serben im Gebirge südlich der westlichen Morawa macht gute Fortschritte. Ueber 4000 Serben werden gefangen genommen. Die Armee des Generals Bojadjieff überschreitet die Morawa an mehreren Stellen.

Die Italiener nehmen ihre Anstrengungen, Görz zu gewinnen, von neuem auf. Nach mehrstündiger heftiger Artillerievorbereitung setzen sie an der ganzen Front von Plava bis zum Monte dei sei Busi mit starken Kräften zum allgemeinen Angriff an. Wieder schlagen die tapferen Verteidiger alle Stürme teils durch Feuer, teils im Handgemenge unter schwersten Verlusten des Feindes ab.

12. November.

Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz ist südlich der Linie Kraljevo—Trstenik der erste Gebirgskamm überschritten. Im Rasina-Tal südwestlich von Krusevac dringen unsere Truppen bis Dupoi vor. Die bulgarische Armee hat an ihrer ganzen Front den Morawaübergang erzwungen.

13. November.

Ueber die Versenkung des italienischen Dampfers „Ancona" berichtet das österreichisch-ungarische Flottenkommando: „Das Unterseeboot gab einen Warnungschuß vor dem Bug des Dampfers ab, worauf dieser in voller Fahrt floh. Der fliehende Dampfer wurde vom U-Boot verfolgt und beschossen und stoppte erst, nachdem er einige Treffer erhalten hatte. Zum Verlassen des Schiffes, auf dem die größte Panik herrschte, wurde 45 Minuten gewährt."

14. November.

Die Armee v. Köveß hat in erfolgreichen Gebirgskämpfen weitere Fortschritte gemacht. Die Visegrader Gruppe hat sich nach heftigen Kämpfen dem unteren Limgebiet genähert.

Die Kulturvölker und das Weltmeer.

Von Professor Dr. K. Dove, Freiburg i. B.

Das Meer ist die Lunge der Staaten, so wie Flüsse und Ströme ihre Adern sind. Ihnen beiden folgt das mächtig pulsende Leben unsrer Tage am leichtesten; wo dieser Kreislauf unterbunden wird, da sind mehr oder weniger gefährliche Stockungen unausbleiblich. Setzt sich ein Polyp in den Eingängen zu den Lungen fest, so bleibt nur übrig, daß das Messer des Arztes ihn rücksichtslos entfernt, damit nicht allen Gliedern die Zufuhr der zum Dasein nötigen Stoffe durch die Behinderung der Atmung abgeschnitten wird. So ist's mit dem Leibe des Menschen, und genau so geht es mit den werktätig schaffenden Nationen, die zusammen den Leib der Kulturwelt bilden. Sein Polyp ist England, und das Messer, das ihn heilen soll, ist das deutsche Schwert.

Wie groß die Abhängigkeit der ganzen Welt von Großbritannien bis auf den heutigen Tag war, geht schon aus dem ungeheuren Übergewicht seiner Handelsflotte über den Besitz aller anderen Völker an Seefahrzeugen hervor. Im Anfang des Jahrhunderts verfügte ganz Europa, das damals fast allein für die große Seeschiffahrt in Frage kam, über einen Schiffsraum von insgesamt 19,5 Millionen Registertonnen netto. Von ihnen gehörte dem britischen Reiche, dessen Kolonialflotten hier natürlich zu den Schiffen des Mutterlandes gerechnet sind, mehr als die Hälfte, und auch im Jahre 1912 stand es noch besser als alle übrigen europäischen Völker zusammen, obwohl der Tonnengehalt der den Staaten unsres Weltteils unterstehenden Flotten inzwischen auf 26,5 Millionen Registertonnen gestiegen war. Eine



kleine Tabelle möge den Anteil der Länder des Vierverbandes und Deutschlands in den beiden Jahren zeigen.

Anteil an der europäischen Handelsflotte in Hundertteilen:

	1900	1912
Britisches Reich	55.1	52.2
Frankreich	5.3	5.5
Rußland mit Finnland	5.0	4.3
Italien	4.8	4.2
Deutsches Reich	10.0	11.9

Die vorstehenden Zahlen sind lehrreich wie wenige. Sie zeigen uns nicht allein, daß Deutschland der einzige Staat ist, dessen Seeschiffahrt im Wettbewerb mit der englischen ernstlich in Frage kommt, sondern auch, daß die Länder, die heute mit uns im Kriege liegen, auf dem Meere neben Großbritannien heute eher eine geringere Rolle spielen als im Beginn des Jahrhunderts. Frankreich, das uns in Zukunft den Platz neben dem Inselreich auf den Ozeanen streitig machen will, hat, obwohl niemand es behindert hat, seine Flotte im Verhältnis zu derjenigen seines nördlichen Nachbarn und Freundes zu vergrößern, diese in zwölf Jahren kaum nennenswert vermehrt. Das großsprecherische Italien, das den Mund von seinen Aufgaben im Mittelmeer übervoll nimmt, verzeichnet sogar einen erheblichen Rückgang seines Schiffsbestandes gegenüber dem seines britischen Brotherrn. Wer weiß, ob dieser es zum Vierverband zugelassen hätte, wenn die italienische Handelsflotte sich in ähnlichem Maße vermehrt hätte wie die gehaßte deutsche.

Diese ist in der Tat ein Konkurrent, der den Großreedern und Handelsherren überm Kanal seit Jahren ernsthafte Sorge bereiten mußte. Noch im Jahre 1900 nur zwei Elftel, hat die Flotte des Deutschen Reiches anderthalb Jahre vor Kriegsbeginn bereits drei Zehntel des Gesamtbestandes aller britischen Schiffe erreicht. Mit den in den europäischen Teilen des Weltreiches beheimateten Fahrzeugen verglichen, zählten wir zu dieser Zeit nicht mehr viel weniger als ein Viertel. Noch mehr als dies Verhältnis war die unmittelbare Zunahme auf unserer Seite geeignet, unsern guten Freunden an der Themse schwere Beklemmungen zu verursachen. Denn sie betrug in dem angeführten Zeitraum nicht weniger als zwei Fünftel der Tonnenzahl, um welche sich die Handelsmarine des britischen Gesamtreiches vermehrt hatte. Deutschland allein hatte eine Vergrößerung des Tonnengehalts zu verzeichnen, die diejenige der drei Hauptverbündeten Englands um beinahe die Hälfte übertraf.

Hier liegt einer der wesentlichen Gründe für den langjährigen Wunsch Englands, uns bei erster sich bietender Gelegenheit niederzuzwingen. Es ist klar, daß die ungeheure Flotte dieses Landes nicht nur bestimmt ist, den britischen Handel zu tragen, sondern überhaupt den Löwenanteil der Güterbeförderung über die Meere der Erde zu besorgen. Das einzige Land, das John Bull auch auf diesem Gebiet zu fürchten hatte, war Deutschland. Nicht umsonst hat unsre größte Schiffsgesellschaft, die Hamburg-Amerikalinie, den Wahlspruch über ihr Heim gesetzt: „Mein Feld ist die Welt.“ Auch unsre zahlreichen andern Reeder handeln nach diesem stolzen Wort, und sie können das um so eher, als ihre Fahrzeuge die einzigen in der großen ozeanischen Schiffahrt sind, die denen Britanniens nicht allein in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, sondern sie in vielen Einzelheiten noch übertreffen. Der heutige Verkehr von Weltteil zu Weltteil setzt vor allem eine beträchtliche Größe der Dampfer voraus, und in dieser Beziehung ist das Reich mit seinen zum nicht geringen Teil erst in der neuesten Zeit gebauten Schiffen dem älteren Seevolke weit überlegen. Schon die Durchschnittsgröße unsrer Dampfschiffe betrug in dem letzten Jahr vor dem Kriege 12-—1300 Nettoregistertonnen, diejenige der in Großbritannien und Irland beheimateten dagegen kaum 900. Dabei hatten die Engländer nicht einmal mehr den Trost, der sie in früheren Jahren über das Heranwachsen der jugendlichen deutschen Flotte wenigstens bis zu einem gewissen Grade hinwegzutäuschen vermochte, daß sie selbst infolge dieses Wachstums ein gutes Stück Geld verdienten. Denn seit einer ganzen Reihe von Jahren sind unsre Schiffswerften leistungsfähig genug, um den höchsten an sie gestellten Ansprüchen zu genügen.

In der Größe der Dampfer sind alle andern wichtigen Handelsländer hinter unserm Vaterland weit zurückgeblieben. Nur Italien, dessen Dampferflotte noch ziemlich jung ist, zeichnet sich durch einen ansehnlichen Durchschnittsgehalt dieser Schiffe aus, die französischen sind verhältnismäßig klein, und auch die norwegischen bleiben in ihrer Größe weit hinter dem deutschen Mittelgehalt zurück. In der Tat wurde der englischen Reederei nur der Wettbewerb der deutschen auf allen Gebieten unbequem. Allgemein bekannt ist ja, daß auch Nichtdeutsche unsre großen Passagierdampfer vor denen der englischen Linien in vielen Fällen bevorzugten. Aber auch im Güterverkehr der Welt begann unser heimischer Schiffsbestand eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Es bedarf kaum der Auseinandersetzung, daß der ungeheure Schiffsraum der britischen Flotte nur zum Teil durch die Versorgung des britischen Eigenhandels in Anspruch genommen wird. Ein sehr großer Teil diente und dient auch jetzt dem Frachtverkehr nichtenglischer Länder, und auch hier sah der Brite zu seinem nicht geringen Mißbehagen seine Alleinherrschaft durch Deutschland bedroht. Mindestens mit dem Gedanken mußte er sich vertraut machen, daß es mit dem bequemen Einstreichen großer Gewinne auf dem Felde der Frachtenvermittlung zu Ende sei, und daß auch für den englischen Verkehr zur See die Zeit herannahe, in der es heißen werde, sich mehr rühren und angestrengter arbeiten als vorher.

Es könnte auffallen, daß bisher mit keinem Worte der Vereinigten Staaten gedacht wurde, die doch auf so manchem Gebiet als Nebenbuhler der europäischen Handelsvölker auftreten. Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch liegt auf der Hand. Bis jetzt entspricht die Handelsschiffahrt der nordamerikanischen Union in keiner Weise der Größe und der Bevölkerung dieses gewaltigen Landes. Bei ruhiger Überlegung erscheint es sogar höchst fraglich, ob sie das jemals tun wird. Daran können augenblickliche Strebungen in den Oststaaten, die darauf hinauslaufen, durch Bau oder Ankauf die Zahl der verfügbaren Fahrzeuge zu erhöhen, nicht viel ändern. Die Vereinigten Staaten sind ihren geographischen wie ihren wirtschaftlichen Grundzügen nach mehr auf eine binnenländische als auf eine auf das Meer gerichtete Entwickelung gewiesen, und aller Voraussicht nach wird sich das später in noch höherem Grade zeigen als bisher. Es ist jedenfalls kein Zufall und verdient die sorgfältige Aufmerksamkeit der Politiker, daß die Dampferflotte des so sehr viel kleineren, aber ganz ozeanischen Japan schon im Jahre 1911 an Tonnengehalt mehr als die Hälfte der für die Union festgestellten Zahl umfaßte.

Gerade die beiden eben genannten Staaten zeigen auf recht deutliche Art, wie die Entstehung einer maßgebenden Tätigkeit zur See durch natürliche Ursachen be-



günstigt wird. Alle Vorzüge einer vorteilhaften Lage, besonders einer geeigneten Küstenentwicklung und einer guten Verbindung mit dem Hinterlande, vermag selbst die vollendete Technik unserer Tage nicht auszugleichen. Es gibt eben Länder, deren Bewohner immer wieder auf die See gewissermaßen hinausgezwungen werden, sobald sie einmal aus der ursprünglichen Rolle selbstgenügsamer Landwirte und Handwerker herausgetreten sind. Dahin gehört nicht allein Großbritannien, sondern auch Griechenland und vor allem Norwegen, dessen Landschaften ja sogar untereinander fast ganz auf den Seeweg angewiesen sind. Auch Deutschland ist in dieser Beziehung viel besser ausgestattet, als man vielfach annimmt. Freilich gehörte die Vereinigung der Einzelstaaten zu einem starken Reiche dazu, die natürlichen Vorteile unserer Lage ins rechte Licht zu setzen. Wenn uns die große Zahl der geräumigen Häfen fehlt, die einige andre Gegenden ihr eigen nennen, so erfreuen sich doch gerade die an Zahl geringeren, aber vorzüglichen Eingangspunkte unseres Nordseegebietes einer vortrefflichen Verknüpfung mit dem Binnenlande. Es ist in der geographischen Eigenart Deutschlands und in den eigenartigen Wasserverhältnissen der Nordsee begründet, daß im Deutschen Reiche von dem 5299 Kilometer schiffbaren Binnengewässer des Ostseegebietes nur 2,2, von den der Nordsee tributpflichtigen 7569 Kilometer dagegen 9,6 vom Hundert die ansehnliche, für viele Seeschiffe noch ausreichende Mindesttiefe von 5 Meter aufweisen, und daß an diesen Fahrwassertiefen sogar die keineswegs wasserreiche Weser mit mehr als 10, die Elbe mit ihren Seitenstrecken sogar mit mehr als 22 vom Hundert ihrer schiffbaren Gesamtlängen beteiligt ist. Das ist um so wesentlicher, als neuerdings für die Stellung eines Landes im Seeverkehr unter sonst gleichen oder ähnlichen wirtschaftlichen Verhältnissen die Lage an einem unmittelbar mit dem Ozean verbundenen Meere eine entscheidende Bedeutung gewonnen hat.

Wir vermögen das nicht besser zu erkennen, als wenn wir die Tonnenzahl der Handelsflotten auf die Menge der Bewohner der verschiedenen Staaten beziehen. Auf jedes Tausend Einwohner kommen nämlich vor dem Kriege in dem von den freien ozeanischen Wegen so gut wie ganz abgeschnittenen Rußland selbst unter Einrechnung Finnlands nur knapp 11 Registertonnen Schiffsraum, so daß es annähernd ebenso ungünstig steht wie Österreich-Ungarn, bei dem zugleich die völlige Trennung der Küste vom Hinterlande sehr nachteilig auf die Entwicklung der Seeschiffahrt wirkt. In der Doppelmonarchie stehen jedem Tausend ihrer Einwohner sogar nur 10 bis 11 Tonnen zur Verfügung. Aber auch ein Land mit so vielen Häfen wie Italien hat es noch nicht auf mehr als 32 Registertonnen auf die gleiche Einheitzahl seiner Staatsbürger gebracht.

Ganz anders stehen diejenigen Länder da, die durch ihre wirtschaftliche Stellung und Lage auf die offene See gewiesen sind. An der Spitze stehen nicht, wie man vermuten sollte, die englischen Inselbewohner, sondern das echte Seevolk der Norweger; hier kommt auf jedes Tausend Menschen die erstaunliche Zahl von fast 700 Tonnen netto. Das besagt ungefähr, daß im wirtschaftlichen Leben dieses kernigen Volkes der Seefahrt die mehr als zwanzigfache Bedeutung zukommt wie in Italien, das gerade auf seine angeblich so gewichtige Stellung im Seeverkehr seine anmaßenden und, wie wir eben sahen, ganz unbegründeten Ansprüche auf die Beherrschung der ihm benachbarten Meere gründet. Nicht die Landsleute des schrecklichen d'Annunzio, sondern die Griechen leben, wie das ja auch die Anlage des Landes erwarten läßt, in innigster Verbindung mit den blauen Fluten des Mittelländischen Meeres, denn hier ist der auf die Volkseinheit entfallende Schiffsraum, 180 Nettotonnen, fast sechsmal so groß wie in Italien.

Noch eins aber ergibt sich aus der ungemeinen Wichtigkeit der Seeschiffahrt für Norwegen und für die ebenfalls an den großen ozeanischen Handelsfahrten stark beteiligten Niederlande, die, obwohl zugleich ein reiches Ackerbauland, heute noch Deutschland in dem durch diese Verhältniszahl ausgedrückten wirtschaftlichen Gewicht der Flotte um das Doppelte übertreffen. Etwas, das heute besonders betont werden mag. Hier haben wir den zahlenmäßigen Beweis vor uns, wie einschneidend die Fesselung des freien und unbehinderten Seeverkehrs, die wir heute erleben, in das ganze Dasein dieser am offenen Meere wohnenden Völker eingreift. Sie hängen so viel mehr von dieser Freiheit ab als wir selbst, daß sie, wenn sie nicht ganz verblendet sind, klar erkennen müssen, wer für sie und ihre ureigensten Interessen kämpft.

Wie steht es nun mit den beiden Hauptgegnern des gegenwärtigen Krieges? Wohl kommt auf tausend Menschen in Großbritannien und Irland fünf- bis sechsmal soviel Schiffsraum wie in Deutschland, aber die heimliche Sorge der britischen Handelsschiffahrt liegt auch hier in der starken Zunahme dieses Verhältnisses bei uns, obwohl unser Volk gleichzeitig an Zahl so außerordentlich wächst. Im Jahre 1871 kamen auf je tausend Einwohner des Deutschen Reiches erst 24 Nettoregistertonnen, im Jahre 1913 dagegen genau die doppelte Größe. Und es war, eine besonders schmerzliche Erfahrung für unsern guten Freund jenseit des Kanals, gerade die große ozeanische Schiffahrt, die in erster Linie zu diesem bemerkenswerten Fortschritte geführt hatte. Noch 1871 war die deutsche Ostseeflotte nicht unerheblich größer als diejenige des Nordseegebiets, 1913 dagegen hatte diese einen neunmal so großen Raumgehalt wie jene. Da wir es auch in diesem schnellen Wachstum der Großschiffahrt mit einer Folge der Reichsschöpfung zu tun haben, begreift man die scheelen Blicke, die man von London aus auf dieses junge Staatswesen richtete, das auch auf den Hochstraßen des Weltverkehrs so unangenehme Äußerungen einer in schneller Zunahme begriffenen Kraft verspüren ließ.

Diese Hochstraßen selber freilich hat der Brite beinahe alle in seiner Gewalt. Das Wort des Dichters: „Und das Reich der freien Amphitrite will er schließen wie sein eignes Haus" gilt heute noch mehr als vor Zeiten. Von all den Punkten, die der von Ozean zu Ozean dahinziehende Dampfer zu umfahren, von all den Engen, die er zwischen den wichtigsten Meeren der Erde zu passieren hat, stehen nur fünf nicht unter englischer Kontrolle; es sind außer dem Kanal von Panama nur die Eingänge zur Ostsee und zum Schwarzen Meere. Das ist um so wesentlicher, als einige von den hervorragendsten außerordentlich leicht zu sperren sind. Die bedeutendste nächst der zwischen Dover und Calais verlaufenden Meerenge, der Suezkanal, sogar so leicht, daß man nicht zu weit geht, wenn man sagt: Ein einziges gut gesichertes Geschütz großen Kalibers genügt, um den ganzen Dampferverkehr zwischen Europa und Asien zu verhindern.

Verweilen wir einmal kurz bei diesem nur 100 Meter breiten Durchlaß zwischen den beiden Weltmeeren, die in der Geschichte der Menschheit von jeher die wichtigsten gewesen sind und auch wohl für alle Zeit bleiben wer-



den. Die Fahrzeuge, die den Kanal im Jahre 1911 passierten, hatten denselben Tonnengehalt wie diejenigen, die London anliefen, nämlich mehr als 18 Millionen. Es ist interessant, zu wissen, daß von diesem ungeheuren Raumgehalt mehr als drei Fünftel auf englische Schiffe entfielen. Ein Beweis für die immer noch von manchen bezweifelte Bedeutung, die eine Schließung des Suezkanals durch die türkische Armee für den englischen Gesamthandel haben würde. Im übrigen zeigen sich im Verkehr dieser Wasserstraße die vorhin erwähnten Tatsachen in wünschenswertester Klarheit. So die hervorragende Stellung Deutschlands in der großen Ozeanschiffahrt, denn auf unsere Flotte kamen in demselben Jahre rund 2 800 000 Nettotonnen, das sind mehr als zweimal soviel, wie die drei Verbündeten Englands im Vierverband aufzuweisen hatten. Auch hier zeigt sich die Minderwertigkeit Italiens zur See. Dies Land, das im Mittelmeer eine maßgebende Rolle spielen könnte, und dessen Überlieferungen ihm ein Ansporn hätten sein müssen, den neu erschlossenen Seeweg mehr noch als andre Völker zu benutzen, ist an der ihn passierenden Tonnenzahl mit wenig mehr als 1 vom Hundert beteiligt; es wird zur Schande seiner großen und zahlreichen Häfen von dem an solchen so armen Österreich um das dreifache, ja selbst von dem fernen Japan um beinahe das doppelte übertroffen.

Auch hier erkennen wir wieder die geringe Bedeutung der amerikanischen Seeschiffahrt. Unter den fast 5000 Schiffen, die den Kanal in jenem Zeitabschnitt durchfahren haben, befand sich kein einziger amerikanischer Dampfer. Obwohl aber dieser Teil der Kulturwelt nur ein sehr geringes Interesse an diesem Verbindungswege hatte, genügen die in den obigen Zahlen enthaltenen Tatsachen sicherlich, den nicht geradezu deutschfeindlichen Völkern zu beweisen, daß es in aller Interesse liegt, wenn eine so unentbehrliche Meeresstraße nicht allein dem Worte nach, sondern tatsächlich neutralisiert wird. Daß ein solches Verfahren auch einigen andern wichtigen Durchgängen gegenüber im höchsten Grade wünschenswert wäre, bedarf keiner näheren Begründung. Meerengen und Verbindungen zwischen Weltmeeren sind von so großer Bedeutung für die gesamte Menschheit, daß sie unter keinen Umständen von einer einzigen großen Seemacht beherrscht werden dürfen. Wer an dieser Notwendigkeit zweifelt, dem sei entgegengehalten, daß von den 7 738 000 Tonnen, die das die Hauptstraße zwischen dem Indischen und dem Großen Ozean beherrschende Singapore 1911 anliefen, bereits 48 vom Hundert auf nichtenglische Schiffe entfielen.

Das ungeheure, im höchsten Maße reizvolle Leben, das sich dem Auge in diesen wirklichen Straßen des Seeverkehrs bietet, gibt dem in den Haupthäfen des Welthandels herrschenden nur wenig nach. Dennoch wird der Gesamteindruck des heutigen Verkehrs auf den Weltmeeren auch durch die Menge der mittleren und kleineren Häfen zum nicht geringen Teile mitbestimmt. Doch ist das Bild, das uns die drei großen Weltmeere als Träger der zahllosen Fahrzeuge verschiedener Nationalität bieten, recht verschieden. Wir haben einen bei der Ungleichheit der statistischen Erhebungen freilich noch recht mangelhaften Maßstab, der uns in die Lage versetzt, die großartigen Züge dieses echt neuzeitigen Bildes zu verdeutlichen. Rechnen wir nach der in gewissem Sinne einem Notbehelf ähnelnden Art der üblichen Angaben die in alle Häfen der Erde einlaufenden Schiffe europäischer Bauart nach ihrem Nettogehalt an Tonnen zusammen, so erhalten wir einigermaßen vergleichbare Zahlen. Sie genügen bei weitgehender Abrundung, um uns ein gewisses Urteil über die gesamte Schiffsbewegung auf den Ozeanen unsrer Erde zu verschaffen.

Berechnet man also die Summe aller Schiffseingänge in den Häfen der Erde, so ergibt sich die ungeheure Summe von 600 bis 700 Millionen Registertonnen netto. Trotz dieser imponierenden Zahl ist bis jetzt nur eines der drei Weltmeere zu einem Verkehrsgebiet ersten Ranges geworden, der Atlantische Ozean, und ein einziges der fünf großen Festländer, Europa, nimmt eine wahrhaft herrschende Stellung der Seeschiffahrt ein, die ihm nach menschlichem Ermessen so bald kein andrer Erdteil streitig machen wird. Von der angeführten Riesensumme des Weltverkehrs zur See entfallen auf unseren Ozean nicht sehr viel weniger als 500 Millionen

Mein Kaiser.

Wo immer deines Volkes Schlachten grollen,
Im starken Rhythmus alles Lebensvollen,
Dahin geht raumbesiegend deine Fahrt;
Bald zu des Westens herbstesbunten Auen
Und bald gen Ost in winterwilde Gauen,
So zeigst du deinem Volk: Allgegenwart ...

Und vieles Land liegt silbern da im Schweigen,
Wo sich vielhundert junge Stirnen neigen
So früh in einem wundervollen Tod;
Die segnest du — und deine Hände beben, —
Dann wendest du dich hart zurück zum Leben —
Das leuchtet noch in Sieg und Jugendrot ...

Apokalyptisch wild die Reiter sprengen!
Dazwischen tönt's von starken Schlachtgesängen,
Ein Chor, gemischt aus Not und Leidenschaft ...
Das alles hörst du — schaust, wie deine Heere,
Zum Feind hinwogen wie empörte Meere:
Ein köstliches Geschlecht von froher Kraft!

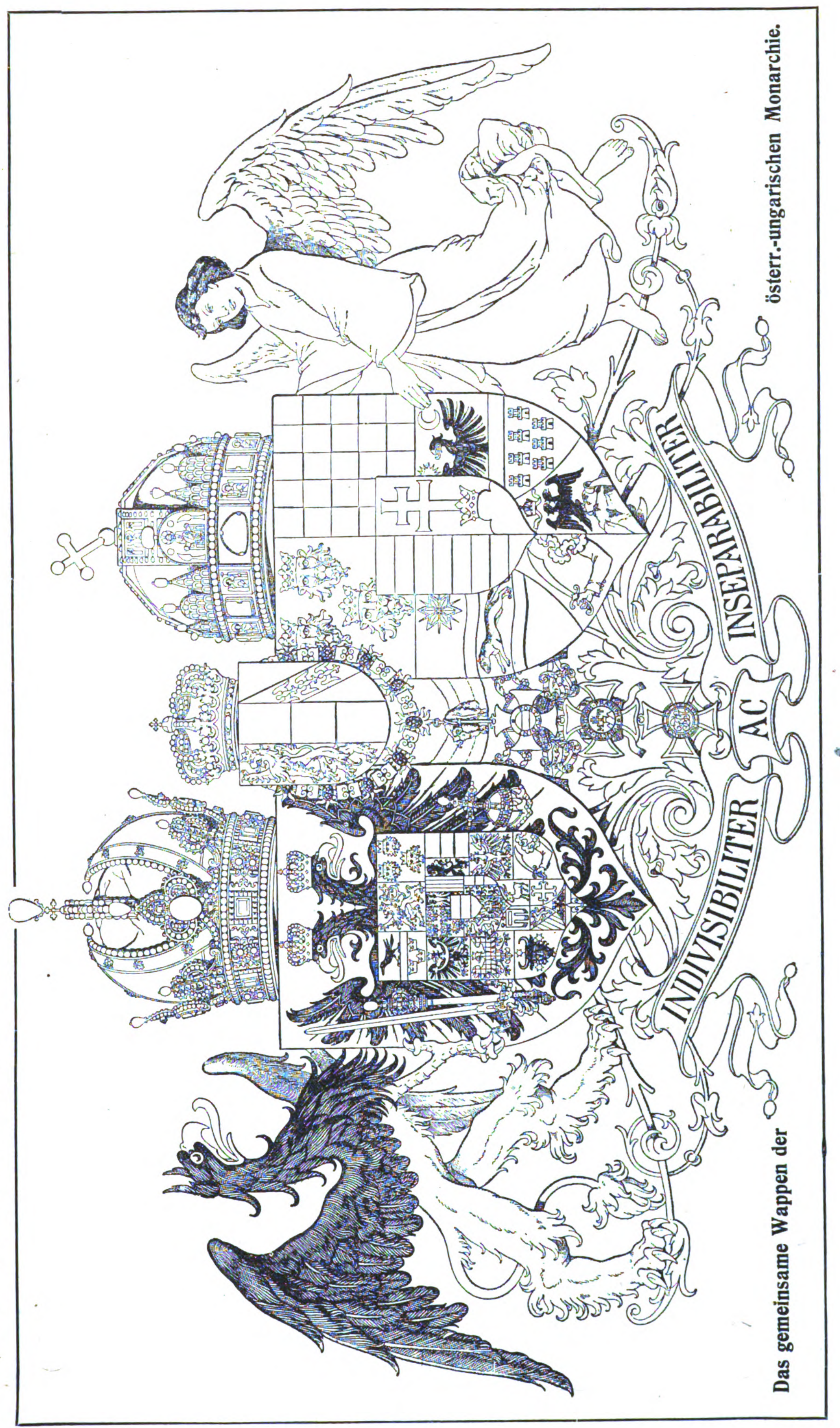
Im Leben und im Tod bei deinem Volke,
Und nicht das feinste Düster einer Wolke
Bewegt sich trennend zwischen ihm und dir ...
Mein Kaiser! Dich berührt kein Haßgetriebe —
Denn allzu tief ruhst du in heilger Liebe —
An der zerbricht des Feindes Neid und Gier.

Und — trügest du auch nicht die Kaiserkrone,
Wärst du in Knechtesdienst in niedrer Frone,
Du bist von denen, die in Kronen gehn —
Von jenen einzgen, königlichen Seelen,
Die heldisch sind, auch wenn sie irrend fehlen,
Im Sieg voll Demut — stolz in Stürmen stehn ...

Alberta von Puttkamer.



Tonnen Schiffsraum und von diesen wieder rund 300 Millionen auf Europa. Den schwächsten Schiffseingang verzeichnen die Küsten des Indischen Meeres, nämlich nicht viel mehr als 40 Millionen Tonnen. Es wäre aber verkehrt, seine Bedeutung nur nach dieser einen Zahl einzuschätzen, denn er ist zugleich das Durchgangsgebiet für den Verkehr zwischen Europa und den Westküsten seines gewaltigen Nachbarmeeres, des Großen Ozeans, der auf dieser Seite einen Schiffseingang von reichlich 100 Millionen Tonnen sich vollziehen sieht. Dagegen weist die Ostküste dieser größten aller irdischen Wasseransammlungen an einlaufenden Fahrzeugen nur die gegenüber der Ostküste von Amerika sehr geringe Tonnenzahl von ungefähr 40 Millionen auf. Alle diese Zahlen beziehen sich übrigens nur auf den eigentlichen Seeverkehr; die Lokaldampfer, Fischerfahrzeuge und die zahlreichen Schiffe nichteuropäischer Bauart, die arabischen Dauen, die chinesischen Dschonken sind in diesen der Zeit um das Jahr 1911 entstammenden Zahlen nicht inbegriffen.



Das gemeinsame Wappen der österr.-ungarischen Monarchie.

Wer sich der Größe dieser Verhältnisse bewußt ist, kann aus den mitgeteilten Summen ohne weiteres entnehmen, was es heißen will, wenn dieser riesige Schiffswechsel zwischen den Häfen der ganzen Erde plötzlich auch nur teilweise ausgeschaltet wird. Das ist aber augenblicklich der Fall, und dieser Ausfall ist ganz erheblich bedeutender, als er trotz der Ausdehnung der kriegerischen Ereignisse zu sein brauchte. Wenn irgend etwas die dringende Notwendigkeit einer Neuordnung des Seerechts, vor allem aber eines wirklichen und wirksamen Schutzes des allen Völkern gemeinsamen Interesses an einer wahrhaft freien, von keiner einzelnen Macht zu unterbindenden Seeschiffahrt beweisen kann, so sind es abermals diese ungeheuren Zahlen. Für diese Freiheit des Verkehrs auf dem ewigen, keinem einzelnen gehörigen Meere kämpfen wir, und es darf uns mit Stolz und mit einer heiligen Freude erfüllen, daß jeder Sieg zu Lande ebenso wie die unvergeßlichen Taten unsrer Marine uns die Fesseln zerstören hilft, in die das selbstsüchtige Britenvolk die Ozeane und ihre Küsten geschlagen hat.

○ ○ ○

Das gemeinsame österreichisch-ungarische Wappen.

Hierzu die Abbildung auf Seite 1661.

Das gemeinsame Wappen wird derzeit in zwei Kategorien, einem „mittleren" und einem „kleinen" festgesetzt, während die Zusammenstellung eines „großen" einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleibt.

Hierzu werden die nebeneinander gestellten, in sich vollständig abgeschlossenen Wappen der zur Monarchie untrennbar vereinigten Staaten Österreich (B) und Ungarn (C) — denen beiden im mittleren Wappen das der Länder Bosnien und Herzegowina bis zur Regelung ihrer staatsrechtlichen Stellung in der Monarchie beigefügt wird — durch das die Schilde übergreifende und von der Kollane des Ordens vom Goldenen Vlies umgebene Wappen des Allerhöchsten Herrscherhauses (A) und durch die der Pragmatischen Sanktion, beziehungsweise dem § 7 des ungarischen Gesetzartikels II vom Jahre 1722/3 entnommene Devise „INDIVISIBILITER AC INSEPARABILITER" verbunden.

Das mittlere Wappen.

Dieses wird aus den in beiden Staaten der Monarchie festgestellten mittleren Wappen mit ihren Kronen und je einem der zugehörigen Schildhalter in der Weise gebildet, daß sie als Unterlage ein goldenes Ornament erhalten, durch welches das Spruchband mit der Devise geschlungen wird, und zwischen ihnen auch die drei höchsten Verdienstorden ihren Platz finden.

A. Das Wappen des Allerhöchsten Herrscherhauses ist den Schilden der beiden Staaten Österreich und Ungarn so aufgelegt, daß es beide übergreift, selbst aber von den historischen Kronen der beiden Staatswappen: der österreichischen Kaiserkrone und der ungarischen heiligen Krone, überhöht wird.

Der Schild dieses Wappens ist zweimal gespalten und zeigt im Mittelfelde einen silbernen Balken in Rot („Haus Österreich"), rechts einen blau gekrönten, gewaffneten und gezungten roten Löwen in Gold (Habsburg) und links einen mit drei schrägen, gestümmelten silbernen Adlern belegten roten Schrägbalken in Gold (Lothringen).

Den Schild bedeckt die den kaiserlichen Prinzen und Erzherzogen von Österreich und königlichen Prinzen von Ungarn zustehende siebenbügelige Königskrone, und umschlossen wird er von der Kollane des Ordens vom Goldenen Vlies.

B. Das rechts gestellte Wappen der österreichischen Länder zeigt vier aufeinandergelegte Schilde: einen Rücken- (d), einen Haupt- (c), einen Mittel- (b) und einen Herzschild (a).

a) — Den Herzschild bildet das Wappen „Haus Österreich": In Rot ein silberner Balken.

b) — Der Mittelschild ist geteilt, oben einmal und unten zweimal gespalten und vereinigt die Wappen der alten Erbländer:

1. (Oben, rechts.) Erzherzogtum Österreich unter der Enns: In Blau fünf (2, 2, 1) goldene Adler.

2. (Oben, links.) Erzherzogtum Österreich ob der Enns: Gespalten, vorne in Schwarz ein goldener Adler, hinten dreimal gespalten von Silber und Rot.

3. (Unten, rechts.) Herzogtum Steiermark: In Grün ein rotgehörnter und gewaffneter silberner Panther, der aus dem Rachen Flammen hervorstoßt.

4. (Unten, links.) Herzogtum Kärnten: Gespalten, vorne in Gold drei schreitende schwarze Löwen übereinander, hinten in Rot ein silberner Balken.

5. (Unten, Mitte.) Herzogtum Krain: In Silber ein kaiserlich gekrönter, rot gewaffneter blauer Adler, der über die Brust und die Flügel mit einer mondsichelförmigen, in zwei Reihen zu je sieben Plätzen von Gold und Rot geschachten Spange belegt ist.

c) — Der Hauptschild ist zweimal gespalten und dreimal geteilt, die Teilungslinie zwischen den mittleren Plätzen der dritten und vierten Reihe jedoch um die halbe Höhe eines Platzes nach unten gerückt, der mittlere Platz der dritten Reihe wieder gespalten und in den gleichen Platz der untersten Reihe eine Spitze eingeschoben:

1. (Oberste Reihe, Mitte.) Königreich Böhmen: In Rot ein golden gekrönter und gewaffneter, doppelschwänziger, silberner Löwe.

2. (Oberste Reihe, rechts.) Königreich Galizien und Lodomerien: In Blau, auf einem roten Balken schreitend, ein schwarzer Rabe, darunter drei (2, 1) goldene Kronen.

3. (Oberste Reihe, links.) Königreich Dalmatien: In Blau drei (2, 1) golden gekrönte, vorwärtssehende ebensolche Löwenköpfe.

4. (Zweite Reihe, rechts.) Herzogtum Ober- und Nieder-Schlesien: In Gold ein golden gekrönter und gewaffneter schwarzer Adler, der über die Brust und die Flügel mit einer kleeblattendigen, in der Mitte mit einem Kreuzchen besteckten, aufgebogenen silbernen Spange belegt ist.

5. (Zweite Reihe, links.) Herzogtum Salzburg: Gespalten, vorne in Gold ein schwarzer Löwe, hinten in Rot ein silberner Balken.

6. (Dritte Reihe, rechts.) Markgrafschaft Mähren: In Blau ein golden gekrönter und gewaffneter, von Rot und Gold geschachter Adler.

7. (Dritte Reihe, links.) Gefürstete Grafschaft Tirol: In Silber ein golden gekrönter und gewaffneter roter Adler, dessen Flügel mit je einer kleeblattendigen goldenen Spange belegt sind.

8. (Dritte Reihe, Mitte, rechts.) Land Vorarlberg: In Silber eine dreilätzige rote Kirchenfahne.

9. (Dritte Reihe, Mitte, links.) Markgrafschaft Istrien: In Blau ein schreitender, rot gewaffneter goldener Ziegenbock.

10. (Unterste Reihe, rechts.) Herzogtum Bukowina: In Gespalten von Blau und Rot, zwischen drei (1, 2) sechsstrahligen goldenen Sternen, ein vorwärtssehender natürlicher Auerochsenkopf.

11. (Unterste Reihe, links.) Bosnien und Herzegowina: In Gold, vom linken Schildrande aus silbernen Wolken hervorbrechend, ein gekrümmter, rot bekleideter Arm, der in der bloßen Faust an goldenem Gefäß einen blanken Krummsäbel schwingt.

12. (Unterste Reihe, Mitte.) Gefürstete Grafschaft Görz und Gradisca: Gespalten; vorne geschrägt, oben in Blau ein golden gekrönter ebensolcher Löwe, unten fünfmal von Silber und Rot gegengeschrägt (Görz); hinten in Geteilt von Gold über Blau ein silbernes Ankerkreuz (Gradisca).

13. (Eingeschobene Spitze.) Reichsunmittelbare Stadt Triest: Geteilt, oben in Gold ein auf jedem Haupte golden gekrönter und ebenso gewaffneter schwarzer Doppeladler, unten in Rot ein silberner Balken, der von einer aus der Spitze hervorwachsenden goldenen Gleve (sog. Lanze des heil. Sergius) überragt wird.

d) — Der Rückenschild zeigt als Symbol der österreichischen Kaiserwürde: In Gold einen auf beiden Häuptern königlich gekrönten, golden gewaffneten schwarzen Doppeladler, der in seiner rechten Kralle Schwert und Zepter und in der linken den Reichsapfel trägt.

Auf dem Rückenschilde ruht die österreichische Kaiserkrone; als Schildhalter dient ihm ein rechts stehender, golden gewaffneter und von Schwarz über Gold geteilter Greif.

C. Das links stehende vereinigte Wappen der Länder der ungarischen heiligen Krone zeigt einen Rückenschild (b) mit aufgelegtem Herzschild (a).

a) — Der gespaltene Herzschild enthält das kleine Wappen des ungarischen Staates: Rechts ein siebenmal von Rot und Silber geteiltes Feld und links in Rot auf dem golden ge-





Aus den Vogesen: Bayrische Truppen auf dem Wege zur Stellung. Hofphot. Eberth.

Die Ruhetage sind vorüber, mit Musik ziehen die Tapfern wieder hinaus aus dem gastlichen Vogesenörtchen in den Schützengraben.

krönten, emporragenden mittleren Teile eines grünen Dreiberges ein doppeltes silbernes Tatzenkreuz.

b) — Der Rückenschild ist geviert mit gespaltener, eingeschobener und an den Seitenrändern eingebogener Spitze:

1. (Oben, rechts.) Königreich Dalmatien: In Blau drei (2, 1) golden gekrönte, vorwärtssehende ebensolche Löwenköpfe.

2. (Oben, links.) Königreich Kroatien: In fünf Reihen zu je fünf Plätzen von Silber und Rot geschacht.

3. (Unten, rechts.) Königreich Slawonien: In Blau, von einem goldstrahlenden, golden gesäumten, sechsspitzigen roten Sterne überhöht, ein von zwei schmalen silbernen Wellenbalken gesäumter roter Balken, der mit einem laufenden natürlichen Marder belegt ist.

4. (Unten, links) Siebenbürgen: Durch einen schmalen roten Balken geteilt; oben in Blau ein wachsender, golden gewaffneter schwarzer Adler, der in der rechten Oberecke von einer strahlenden goldenen Sonne und in der linken von einer abnehmenden silbernen Mondsichel begleitet wird; unten in Gold sieben (4, 3) rote Türme (Burgen) mit geschlossenen Toren, zwei Zinnenkränzen — dem oberen und je drei und dem unteren zu je vier Zinnen — und zwischen diesen mit zwei Fenstern.

5. (Spitze, rechts.) Bosnien und Herzegowina: In Gold, vom linken Schildrande aus silbernen Wolken hervorbrechend, ein gekrümmter, rot bekleideter Arm, der in der bloßen Faust an goldenem Gefäß einen blanken Krummsäbel schwingt.

6. (Spitze, links.) Fiume: In Rot auf einem Felsen ein linksgekehrter, golden gewaffneter, schwarzer Doppeladler, der seine linke Kralle auf eine liegende braune Urne hält, aus der gegen den Felsenfuß reichlich Wasser fließt; über den Köpfen des Adlers eine blau gefütterte Kaiserkrone mit abfliegenden blauen Bändern.

Auf dem Schilde steht die ungarische heilige Krone, und als Schildhalter erscheint links ein schwebender, weiß gekleideter Engel.

Unter dem den Schild des Allerhöchsten Herrscherhauses umschließenden Orden vom Goldenen Vlies sind die Großkreuze der drei höchsten Verdienstorden in der Weise angebracht, daß der Militär-Maria-Theresien-Orden an seinem rotweißroten Bande zu oberst und an diesen anschließend der königlich ungarische St.-Stephans- und der österreichisch kaiserliche Leopold-Orden — die beiden letztgenannten an ihren Kollanen — zwischen den Schilden der beiden Staatswappen in einer Reihe untereinander zu stehen kommen.

Durch das die Grundlage des ganzen Aufbaues bildende Ornament schlingt sich ein golden gesäumtes, silbernes Spruchband mit der Devise INDIVISIBILITER AC INSEPARABILITER in schwarzer Lapidarschrift.

o o o

Unsere Bildnisse.

Neben den Porträts des schaumburgisch-lippeschen Paares, das die silberne Hochzeit begeht, und den Bildnissen des jüngsten Brautpaares im Hohenzollernhause dürfte die energische Gestalt des siegreichen Heerführers der ersten bulgarischen Armee, Generals Bojadjieff, besonderes Interesse erwecken. Seinen Namen finden unsere Leser wiederholt in den deutschen Generalstabsberichten — ist es doch seiner Tatkraft zu verdanken, daß die Verbindung zwischen den Verbündeten und Bulgarien so rasch hergestellt wurde.

Wie bei den Kämpfen in Galizien und Polen hat sich auch auf dem serbischen Kriegschauplatz der österreichisch-ungarische General der Infanterie von Köveß besonders ausgezeichnet, der eine Armeegruppe unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Mackensen kommandiert. Treue Wacht in Ostgalizien hält der rühmlich bekannte österreichisch-ungarische General von Pflanzer-Baltin mit seinen tapferen Truppen.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

In gesammelter Ruhe steht unsere Front im Westen. Ereignisse, die besonderer Erwähnung wert wären, sind in verflossener Woche nicht gemeldet. Was aber dieser Wachdienst bedeutet, vergessen wir nie; voller Dankbarkeit schlagen unsere Herzen für unsere Mannschaft, die für die Sicherheit des Vaterlands und für das Gelingen unserer Kriegspläne an den andern Fronten die Bürgschaft übernommen hat. Nach dem letzten schweren Erschütterungsversuch der Franzosen und der Engländer ist nirgends mehr ein Schaden an der starren Mauer zu finden. An jedem Punkt erwartet Abwehr und Gegenwehr den Feind; sollte er sich's gelüsten lassen, aufs neue die Westfront beunruhigen zu wollen.

So verschieden von diesem Stellungskrieg die Kampfart an der Ostfront ist, auch dort ging es zuletzt verhältnismäßig ruhig zu. Ganz anderer Art sind natürlich die Anforderungen an unsere Truppen auf dem weitläufigen russischen Boden. Was wir von dort aus den Berichten erfuhren, zeigte, daß unsere Operationen planmäßig ihren Fortgang nehmen. Zwar hoben sich aus den beständigen Kämpfen einzelne größere nicht hervor, indessen ist aus den Meldungen unserer Heeresgruppen, sowohl vom nördlichen wie vom südlichen Flügel erkennbar, daß die militärischen Maßnahmen im einzelnen wie im Zusammenhang Fortschritte machen. An der Dünafront, wo so viel für die Russen auf dem Spiele steht, sind hartnäckige Anstrengungen, die sie machten, der Armee Hindenburg Schwierigkeiten zu bereiten, bei Dünaburg wie bei Riga nutzlos von ihnen aufgewendet worden. Scheint es zwar, daß neuerdings die russische Artillerie im allgemeinen einen Kräftezuschuß bekommen hat, so beweisen die schwachen Verlustziffern auf unserer Seite die Ueberlegenheit unserer Waffen und unserer Führung. Von diesem Standpunkt aus gesehen ist für die ganze russische Kriegführung der letzten Zeit höchst bezeichnend ein russischer Armeebefehl, von dem wir jetzt Kenntnis bekommen. Es heißt darin wörtlich: Nur Verluste, die 75 Prozent erreichen, sind als schwer zu erachten, Verluste bis zu 50 Prozent als normal. Es ist überflüssig, an diese Aeußerung einer leitenden Stelle weitere Bemerkungen zu knüpfen. Nur darauf sei verwiesen, daß sie nicht etwa, wie man vermuten könnte, aus der Periode der wüsten russischen Blutopfer in den Karpathenkämpfen datiert, sondern erst aus den Tagen des allgemeinen großen Rückzuges nach dem Fall von Warschau.

Kommen auch dumpfe Gerüchte aus den feindlichen Heerlagern, Rußland treffe Vorkehrungen, von Beßarabien aus türkische Streitkräfte auf sich vom Balkanschauplatz abzulenken, so fehlen dafür zurzeit noch bündige Unterlagen. Solche Gerüchte werden gern in Umlauf gesetzt, wie wir andere Beispiele bei unsern verbündeten Gegnern gesehen haben, um sich gegenseitig zu Offensiven aufzustacheln, die darauf abzielen, uns von unserm Kriegsziel abzuziehen. Nur gut, daß, wenn der eine oder der andere von ihnen solche Offensive wirklich unternimmt, sie stets schmerzlich für ihn selbst verläuft.

So sehen wir die neuesten Anstrengungen der Italiener an der Isonzofront. Ohne Rücksicht auf die schwersten Opfer versuchten sie mit allen Mitteln etwas zu erreichen, das als Erfolg, mit dem Namen Görz verknüpft, bis zur bevorstehenden Eröffnung ihres Parlaments verkündet werden könnte. So haben sie am 10. d. M. bei dem Orte Zagora siebenmal hintereinander starke Kräfte zum Sturm auf eine Häusergruppe vorgetrieben. Dann kam abends ein Unwetter, und am nächsten Morgen hatten sie nicht nur die Häuser nicht, sondern auch in ihren eigenen Gräben saß jetzt österreichische Mannschaft.

Das alles sind Episoden, die die gewissenhafte Berichterstattung nicht übergeht, die aber nichtig sind. Die Entwicklung der Balkanfrage beherrscht im gegenwärtigen Zeitpunkt die Gesamtlage.

Die Einengung der geschlagenen serbischen Truppenmassen ist am äußersten Punkt angelangt. Der taktische Zusammenhang der Armee Gallwitz mit den Bulgaren hat sie vor das Ziel gebracht durch die Beherrschung der Linie zwischen Morawa und Toplica. Dazu kamen die Erfolge an der montenegrinischen Grenze und das Vordringen an die albanische. Da bleibt wenig Raum zu einem Ausweg für das, was von der serbischen Armee noch auf den Beinen steht, kaum die Hälfte nach oberflächlicher Schätzung! In Mazedonien, wo englische und französische Hilfskräfte die Bulgaren aufzuhalten versuchten, scheint nach Meldungen, die zuletzt von heftigen Kämpfen bei Strumitza einliefen, die Zuversicht Bulgariens berechtigt, daß in Mazedonien kein Fußbreit dem Feind gegönnt wird. Alle Hilfe kommt zu spät. Und wie mit dieser Hilfe, die so ganz versagt hat, gerechnet worden ist, geht aus der Menge der eroberten Vorräte jeder Art hervor, die dafür bereit lagen.

Saloniki hätte eine Unternehmung unserer Feinde werden können, wenn sie den Zeitpunkt nicht verpaßt hätten. So aber nehmen wir in die neue Woche hinüber Aussichten auf neue Ereignisse zu ihrem Nachteil, die durch die Meldung von einem englisch-griechischen Zwischenfall eröffnet werden. Große Erregung ruft die Beschießung der Stadt Aivali und der Ortschaft Moscholi an der kleinasiatischen Küste durch englische Kreuzer und Flugzeuge in der griechischen Bevölkerung hervor. Die Erbitterung in Griechenland ist ohnehin rege, weil die Engländer von den heimischen Truppen gewaltsam gehindert werden mußten, den Weißen Turm in Saloniki zu besetzen. Ganz abgesehen von der Frage, die entstehen kann, wenn die Serben über die griechische Grenze gedrängt und entwaffnet werden müssen, wie Griechenland es dann mit Serbiens Verbündeten zu halten hat.

Und in diesen Stand der Dinge dringt die Botschaft hinein, daß die aufständische Bewegung in Indien und im besonderen an der afghanischen Grenze die Formen regelrechter kriegerischer Unternehmungen angenommen hat. Daß die englandfeindliche Erregung in ernsthafter Weise nach Afghanistan hinübergreift, wo inzwischen aus Persien eingetroffene Expeditionen den Boden dafür vorbereitet haben.

X.



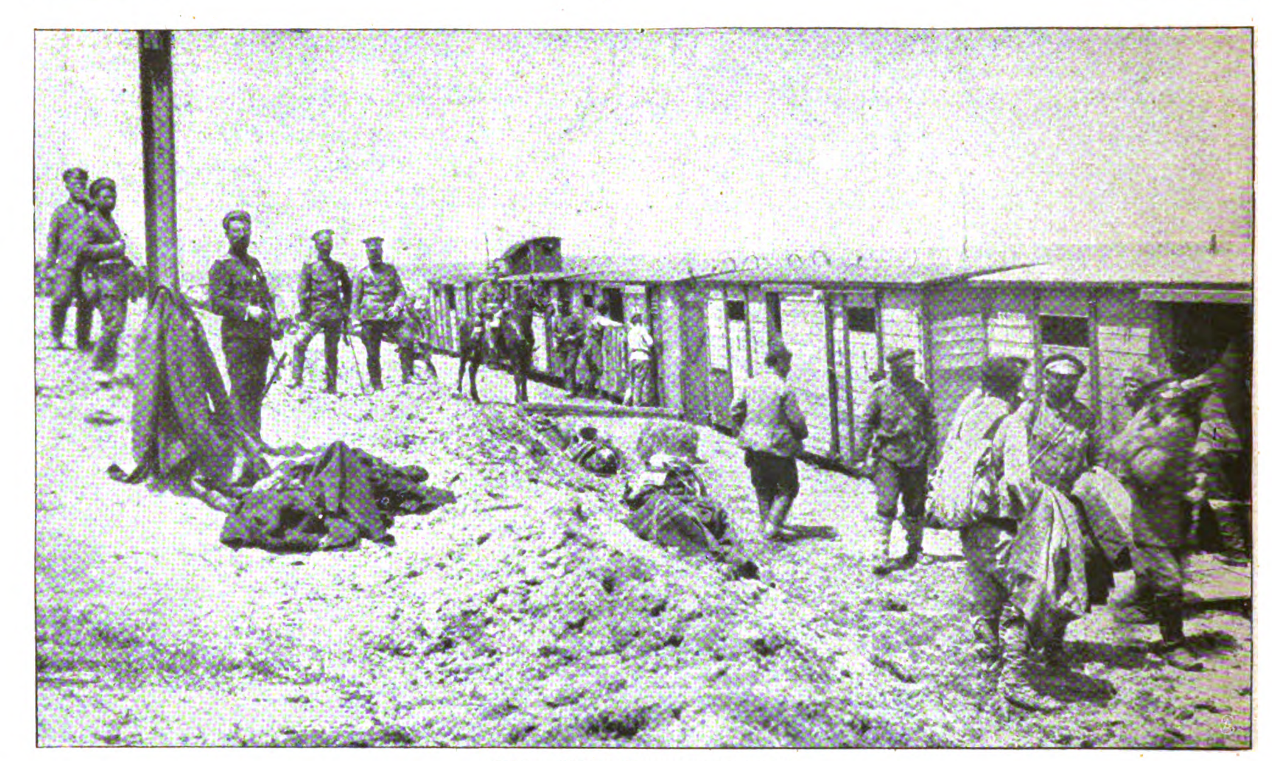

Nummer 47.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

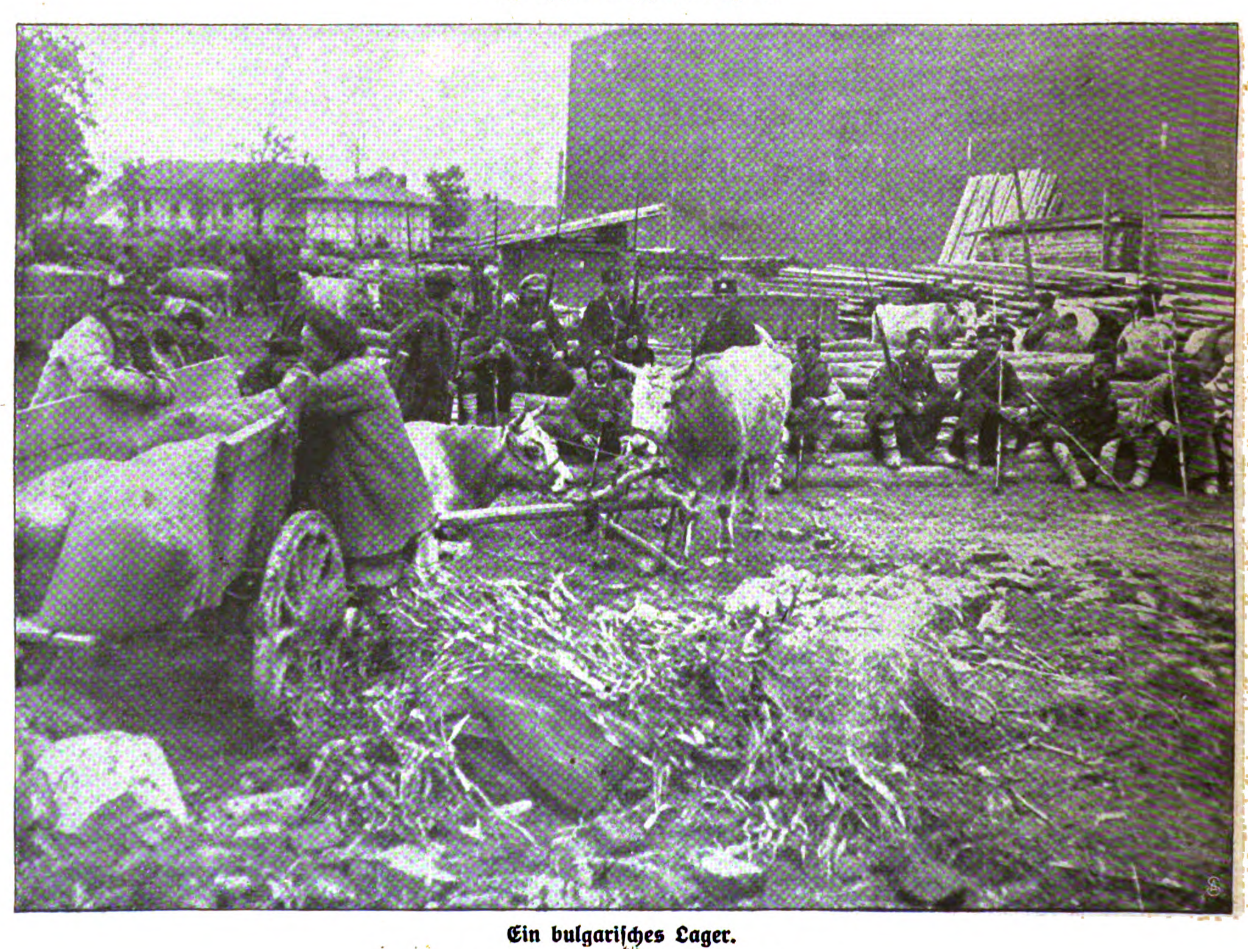

Seite 1665.

Hofphot. Karastojanow.

General Bojadjieff, siegreicher bulgarischer Heerführer.



Bulgarischer Truppentransport.



Ein bulgarisches Lager.

Die bulgarischen Truppen in Serbien.





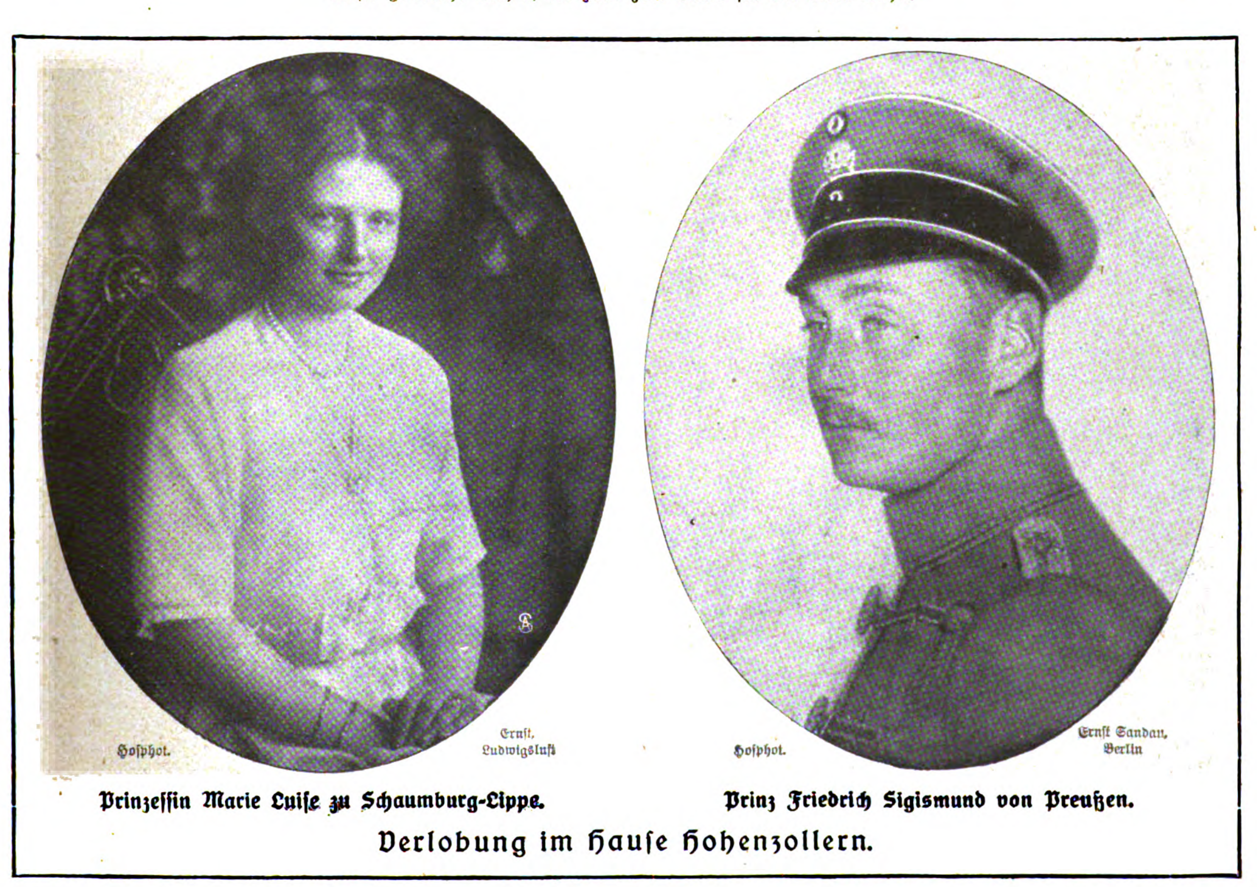
Hofphot. Richard Lindow.



Hofphot. L. Stüting & Sohn.

Prinz und Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe.

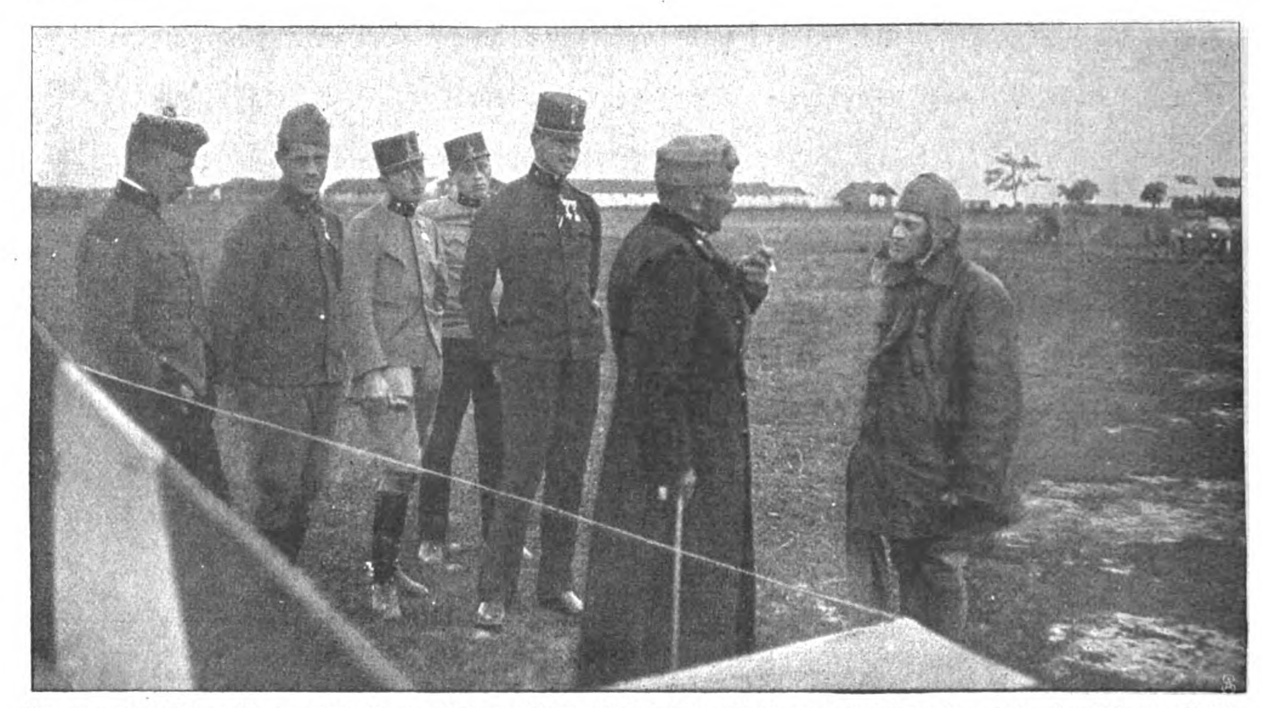
Am 19. November d. J. sind 25 Jahre verflossen seit dem Tage, wo Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe der Prinzessin Viktoria von Preußen, Kaiser Friedrichs Tochter, die Hand zum Bunde für das Leben reichte.



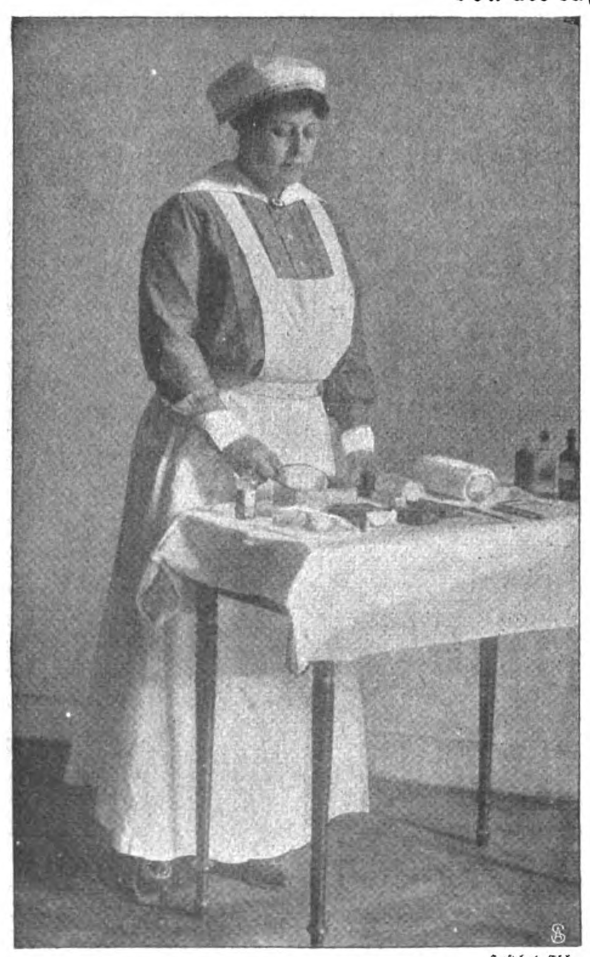
Hofphot. Ernst, Ludwigslust — Hofphot. Ernst Sandau, Berlin

Prinzessin Marie Luise zu Schaumburg-Lippe. **Prinz Friedrich Sigismund von Preußen.**

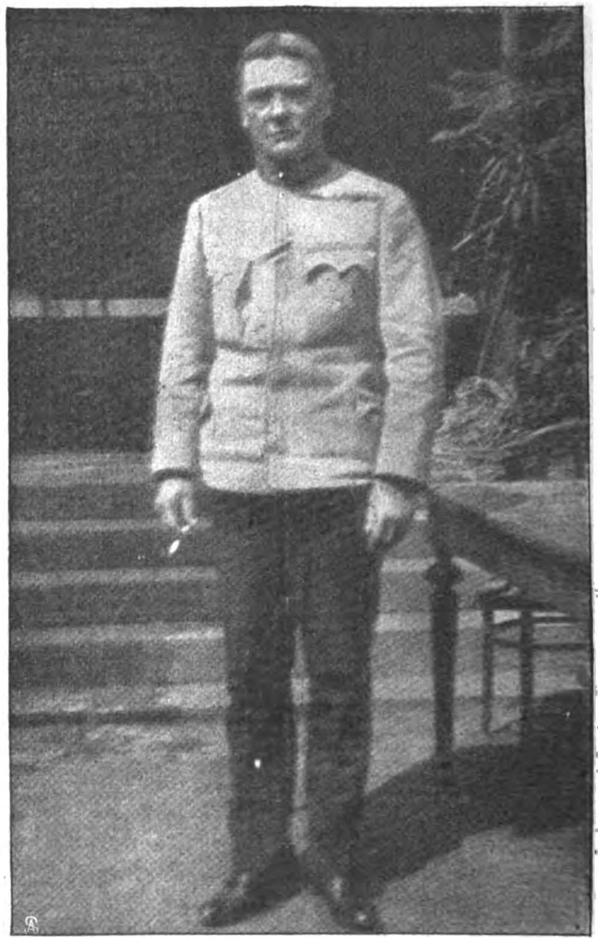
Verlobung im Hause Hohenzollern.



Ein vom Aufklärungsflug zurückgekehrter Fliegeroffizier erstattet seine Meldung dem Armeekommandanten Pflanzer-Baltin.
Von der russischen Front.



Hofphot. Esch.
Eine mecklenburgische Prinzessin im Dienste des Roten Kreuzes:
Herzogin Marie Antoinette zu Mecklenburg.



Oesterreichisch-ungarischer Armeegruppenkommandant
General der Infanterie v. Köveß.



Spezialaufnahme der „Woche“

Rudolph Stratz, der Verfasser unseres neuen Romans „Das deutsche Wunder“.



Phot. Dührkoop.

Geh. Rat Prof. Willstätter, Berlin-Dahlem.



Dr. Robert Barany, Wien.



Phot. Schmelhaus

Professor Dr. v. Laue, Frankfurt a.

Träger des diesjährigen Nobelpreises in Deutschland und Oesterreich-Ungarn.



Oberstlt. Freiherr v. Koenneritz. Hauptmann Dorn. Hauptmann W. Buhr. Hauptmann M. Prentzel.

Hauptmann Helmut Fischer. Hauptmann O. Nitze. Hauptmann Freiherr v. Neuralh. Hauptmann Hans Harney.

Hauptmann Schumann. Hauptmann Röhrig. Hauptmann Winterer. Leutnant Franz Seldte.

Lt. v. Frankenberg u. Ludwigsdorff. Leutnant Otto Brauer. Leutnant v. Levetzow. Leutnant Dr. Ludwig Haas.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Offiziersmenage in Höhe von 2300 Meter.



Ablösung im Schützengraben.

Vom Tiroler Kriegschauplatz.





Berl. Jll. G.

Unsere Verbündeten: Auszug ungarischer Armierungstruppen aus Temesvar.



Berl. Jll. G.

Von links: Schwester Käte v. Michalotzi (Wien), Schwester Gräfin Nosty Forgach (Budapest) und Schwester Gräfin Revertera (Wien).

Die österreichisch-ungarische Delegation des Roten Kreuzes, die den Auftrag hat, die Gefangenen der Monarchie in Rußland zu besuchen.



Eine Fahrt nach Nowo-Georgiewsk.

Briefe eines Neutralen. — Von Arvid Knöppel-Stockholm.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Ein feiner Regen rieselt über Warschaus schmierigen, holzklotzbelegten Straßen und Avenuen herunter. Wie sanft fallender Morgennebel. Die Schienenstränge der elektrischen Straßenbahn glänzen matt in Kurven und Streckungen, und Russengeruch liegt wie ein übelriechender Atem über der Polenstadt. Ein wenig sympathischer Odem. Noch fühlt meine von frischen Gerüchen verwöhnte nordische Nase alle diese schönen Düfte. In einigen Tagen wird sie wohl auch stumpf sein! Dieser Geruch fing schon in den gewaltigen kalkübertünchten Stationsgebäuden von Alexandrowo an, wo leere Säle und endlose Korridore von taktfesten Tritten deutscher Soldaten widerhallten. Er nahm allmählich zu in Wloclawek und Kutno und lag widerlich und durchdringend über der Gegend, als wir langsam vorbei an den endlosen Vorhöfen und Gebäuden — in anmutigem Barack- und Bretterzaunstil — des Wiener Bahnhofs in Warschau einrollten, wo die schmierigen, staubigen Naphthalampen hingen wie mit Ruß überzogene Madonnenbilder in den Nischen. Dieser Geruch war mehr als ein Gestank in Nowo-Georgiewsks Forts und Kasematten, da wo die Flohschwärme aufstoben und auf unsere Regenmäntel wie leichte Hagelschauer auf Papier niederprasselten. Wenigstens meinten wir es gehört zu haben. Gespürt hinterher haben wir es, das kann man glauben. Der Gestank wurde mehr als durchdringend, wenn man einem langen Zug russischer Soldaten, Gefangenen von der Front im Osten, welche noch nicht gelüftet, gebadet und „entlaust“ waren, begegnete.

Durch enge Straßen, über breite Avenuen und Plätze, wo die weißen Milchglasglocken der elektrischen Bogenlampen in ihren dünnen Stahldrahttauen vor dem böigen Morgenwinde hin und her schaukelten, saust unser Auto. Wir sind sechs Mann stark in dem großen feldgrauen Militärkraftwagen. Major K., Leutnant B., Herr K. und ich. Vor uns befinden sich zwei Kraftwagensoldaten in ihren winddichten Lederuniformen. Ganz vorn am Kraftwagen sitzt der deutsche Reichsadler mit halb ausgebreiteten Flügeln, fertig zu neuem Fluge. —

An Biegungen und Straßenecken schmettert unsere Signaltrompete ihren weit hallenden Warnungsruf hinaus. Hie und da patrouillieren die jungen Männer der polnischen Bürgermiliz mit ihren rotweißen Abzeichen, und das schwache Geräusch von morgenfrühen deutschen Soldaten und zivilen Fußgängern ertönt auf den nassen Bürgersteigen.

Da kommt eine Truppe deutscher Soldaten heranmarschiert. Sie quellen in einem breiten, graugrünen Strom aus einer Straßenmündung hervor. Eine stattliche Sammlung wetterfester Feldsoldaten, die harte Sträuße in West und Ost durchgefochten. Es geht wie ein leis ermunternder flüsternder Wind durch die feldgrauen Reihen und Glieder wie die ersten unsern Kraftwagen gewahr werden. Ein aufstrammender Wind bläst durch die feldgrauen Reihen — die Rotten richten sich — bewegt die Helmspitzen in ihren grauen Überzügen, bringt Ordnung in den bisher kreuz und quer über Schultern und Tornistern lässig getragenen Gewehren. Ein blitzendes Gitter von blanken Gewehrläufen steigt hoch und wogt bei dem taktfesten Marsch über den Helmspitzen. „Achtung! Die Augen links!“ donnert die Stimme des die Kompagnie führenden Offiziers. Und jetzt donnern die taktfesten Tritte des deutschen Parademarsches wie kurze, harte Paukenschläge, wenn die Kompagnie mit gestreckten Beinen an uns vorbeidefiliert und die Füße einsetzen, daß der fettige Schmutz der Holzstraße aufspritzt. Wie unser Kraftwagen jetzt ganz langsam vorbeifährt, sehen wir lange Reihen sonnenverbrannter Soldatengesichter scharf auf uns blicken durch den Gitterhof blanker Gewehrläufe. Verketzerter, schneidiger preußischer Militarismus, den die ganze Welt ankläfft, verflucht und — beneidet. Aber der das Herz jedes echten deutschen Mannes vor Stolz und Freude höher klopfen läßt. Und auch vielen anderen Männern desselben Stammes. — — Denn sie sind die gewaltigen lebenden Dampfhämmer des Deutschen Reiches, welche die Feindesmauern aus den Grenzen herausschlagen.

Bald sind wir in einer Vorstadt mit trostlosen Straßen, wo die Luft schwer und drückend hängt über Baracken, Holzbuden und erbärmlichen Bretterhütten. Schmierige Juden in langen zerfetzten Kaftanen. Vollbärte in hellstem Rot bis zum dunkelsten Schwarz. Hier und da bleiche Weiber mit abgetragenen Tüchern über Kopf und Schultern. Ungekämmt und ungewaschen. Junge Mädchen mit bloßen Beinen, oft mit weißen Schuhchen. Schmutzige Kinder spielen in den lehmigen Wasserpfützen. Unzufriedene grunzende Schweine. Daß solche hier noch am Leben sind! — Eilig fortlaufende, mit den Flügeln schlagende Hühner. Und dieser Geruch über dem allem. Der Duft, der erst dieser ganzen östlichen Welt die Stimmung verleiht. Der Russengeruch, welcher nicht von haarsträubendem Schmutz, Körperschweiß und wimmelndem Ungeziefer, sondern „eigentlich“ ganz allein von den Stiefeln kommt. Von den Russenstiefeln. —

Endlich saust unser Kraftwagen auf die breite, lehmgemischte polnische Landstraße hinaus. Wir holen tiefe, erleichternde Atemzüge. Lüften unsere Nasen und Lungen mit feuchter, kühler Morgenluft. Wir sind wie aus dumpfer, erstickender Kellerluft, wo kein Licht lange brennen kann, in Gottes klare Welt, in Sonne und frische Winde hinausgelangt. Es ist dieselbe breite Heerstraße, auf der russische Truppen im Anfang des Krieges auf dem Wege zu dem Herzen Deutschlands sich heranwälzten. Wo sie nach vernichtenden Niederlagen — Tannenberg, Masurische Seen — in panikartiger Flucht zurückfluteten, um sich hinter die schützenden Forts und Wälle von Nowo-Georgiewsk zu retten.

Auf beiden Seiten lichterer, niedriger Kiefernwald. Zwischen den schlanken Stämmen kleine Hügelchen von kurzen, auf dem Boden kriechenden Wacholderbüschen, welche schwarz leuchten im Waldeszwielicht. Offene öde Felder, bereift mit einer spärlichen Schimmeldecke von Herbstroggen. Kartoffelstücke, schwarz gesengt von Frost, triefend von Nässe. Heruntergetreten, hier und da aufgepflügt wie von brechenden Schweineherden. Dicht belaubte Pappeln in Dunst und Nebel auf niedrigen Höhenzügen in graublauen Fernfarben. Darunter gelbweiße Striche von leuchtendem Sand in Rändern und Abhängen. Hier und da auf den verwüsteten Feldern zusammengefallene Schützengräben wie ein Gewirr von





Exzellenz von Etzdorf, Gouverneur von Warschau.

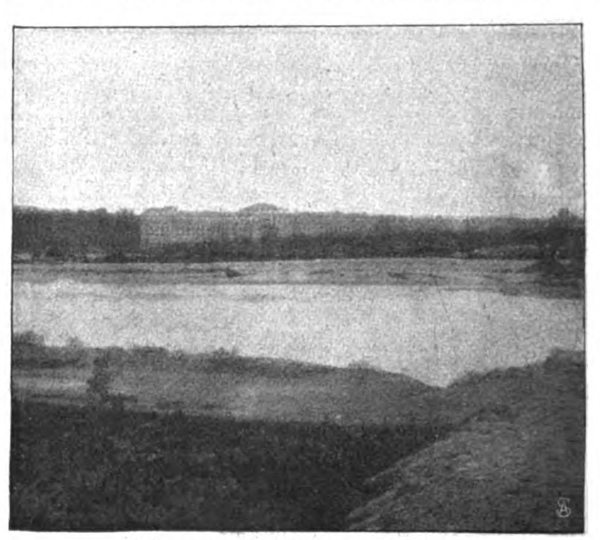
Krähenfüßen in aufgeworfenem Sand und Erde von sprungweis hervorgestürmten Schützenketten. Dahinter ein Schornstein, hoch und gerade, wie aus einem Steinhaufen von umgestürzten schwarzen Ziegelmauern emporgewachsen. Ein Grabdenkmal von geschwärzten Steinen und verkohlten Balken über einer armseligen Menschenwohnung. Hier ein Soldatengrab bei der Wegbiegung mit einer gelbbraunen russischen Soldatenmütze ohne Kokarde. Wie eine Vogelscheuche schaukelt sie auf einer Stange melancholisch her im Winde. Schüttelt den Kopf über das traurige Ende eines blühenden Menschenlebens im Dienste des weißen Zaren, für dessen Launen er sein Leben geopfert.

Sieh nur da hinten die lange Kulissenreihe von schwarzen Steinhaufen, verkohlten Balkentrümmern und Schornsteinen, die gegen den Himmel deuten. Ein Dorfkirchhof. Denn da liegt ein ganzes Dorf überirdisch begraben. Da haben die Freudenfeuer der Kosaken beim Rückzug himmelhoch gelodert. Denn russischer Rückzug wird fast immer, grade



Auf der Fahrt nach Nowo-Georgiewsk.

wie russischer Vormarsch mit flammenden Luftfeuern gefeiert. Sowohl im eigenen wie in Feindesland. Da stieben Funken wie surrende Feuerfliegen in tropischer Nacht umher, und gierige Flammen, die knallen wie Infanteriefeuer, lodern hoch gegen den Himmel zwischen wälzenden Rauchsäulen. Sie verkünden weit und breit die Nacht und irdische Größe eines mächtigen weißen Herrschers! Er, der über Leben und Tod aller seiner Untertanen gebietet. Er, dessen Kaiserwort Finnlands



Magazin vor Nowo-Georgiewsk,
am Zusammenfluß von Narew und Weichsel.

heilig beschworene Gesetze zerbrach. Der Polens grenzenloses Elend verschuldet, Sibirien und Todesschlaf für Millionen treuer demütiger Untertanen für alle Zeiten auf dem Gewissen hat, die niedergedrückt unter den Hieben der bleigezüngelten Knute stöhnen, ihm seine Hand in sklavischer und slavischer Demut küssen. Der weiße Friedensfürst mit dem bald verwischten Bild des stolzen Haagpalastes auf seinem kaiserlichen Waffenschild. Man wähnt sich in einem schrecklichen Traum, indem einem das Grauen an die Gurgel greift, wenn man die entsetzlichen Denkmäler menschlichen Elends und verbrecherischer Bosheit um sich sieht. Ringsum verödete Felder. Verbrannte Häuser und Dörfer.

Und Gräber hier, da, überall. Gräber mit einfachen und doppelten Kreuzen. Gräber, mit Helmen und Soldatenmützen geschmückt. Deutsche Gräber. Russische Gräber. Und darüber eine niederdrückende Schwüle. Eine mit Elend und Tod gefüllte, fast erstickende Luft liegt schwer über den öden Feldern des Kampfes. Todestraurig. Grauenerregend.

Über den traurigen Resten von Menschenfleiß und Lebenskampf fliegen mit schweren, fächelnden Flügelschlägen, einige fette Nebelkrähen. Die schwarzen Tauben und Glücksvögel des Kampfes und der Gewalt. Eine fällt in eine von Granatsturm verheerte Pappel neben uns ein. Unter ein paar tiefen, tiefen Verbeugungen schreit sie aus heiserer Kehle in diese Einöde hinaus ihr Kraaah — — —Kraah! — — — Hurra! Hurra! — —

Fern am Horizont schauen Nowo-Georgiewsks Forts und Wälle hervor. Wie Spinngewebe an einem Herbstmorgen liegen die Stacheldrahtgeflechte über den endlosen Pflockreihen. Unheimliche giftige Spinngewebe in frostigem Glanz des dunstigen Morgens. — — —

Exzellenz von Below, der Führer der zweiten Armee.

Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.





1. Lotte Schrader; 2. Prof. Irrgang; 3. Kap. z. S. Türck; 4. Hertha Dehmlow; 5. Erna Denera.

Eine Konzertreise deutscher Künstler an der Westfront.



Phot. Heinrich Stomm, Münster i. W.

Genesungsheim der Gräfin Olga Hatzfeldt (Boniburg) auf Haus Diekburg bei Münster i. W.



Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

Vorwort.

Darf der Dichter die Gegenwart schildern? Das, was erst anderthalb oder zwei Jahre hinter uns liegt und noch bis in die Zeit des großen Kriegs hineinreicht?

Oder soll man dem Ruf der Kunstrichter trauen: Nein! Die Zeit ist noch zu nah. Zu groß. Ihr habt zu schweigen.

Geschwiegen haben wir alle bisher von selbst! Vom Tage des Kriegsausbruchs ab hat wohl jeder die Feder aus der Hand gelegt. Manche Schriftsteller kämpften im Felde. Anderen war es vergönnt, als Johanniter, Krankenpfleger, Automobilisten, Kriegsberichterstatter, überhaupt eben als zeitweilig zur Front zugelassen, in West und Ost das ungeheure Schauspiel des ungeheuersten Kriegs aller Völker und Zeiten in sich aufzunehmen. Zu den letzteren gehörte auch ich.

Und daheim sah jeder von uns das zweite, nicht minder riesige Bild: die zweite deutsche Front, die Front der Frauen und der Gelehrten, der Arbeiter und der Sparer.

Und draußen sehen wir den Feind: die schamloseste Lüge der Weltgeschichte, die England, den schamlosesten Verrat der Weltgeschichte, den Italien, die schamloseste Mordbrennerei, die Rußland, die satanische Wut, die Frankreich heißt. Wir sehen den Deutschen, vogelfrei fast auf dem ganzen Erdball, wir hörten von dem Massenhungertod, der an dem größten Kulturvolk der Welt das Schlächterwerk des Senegalnegers vollenden sollte. Uns würgte der Ekel an der Menschheit, von dem nur der Gedanke an Deutschland uns in heiligem Grimm befreite.

Und von alledem sollen wir schweigen?

„O nein!“ sagt der kritische Germanist. „Nur laßt euch Zeit! Distanz! Distanz! In fünf Jahren — oder in zehn — oder in dreißig — je nachdem — da wird der Abstand von den Dingen und Leidenschaften groß genug sein, um ein gereiftes Kunstwerk zu schaffen!“

Ja, zum Donnerwetter, ist denn Abgeklärtheit allein der Zweck der Kunst? Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe nichts? Das, was wir jetzt alle mit allen Fibern unserer Seele im Brausen der Völkerdämmerung und Weltenwende in uns erleben, was draußen mit tausend feurigen Zungen auf den Schlachtfeldern spricht und daheim von tausend Kirchturmglocken läutet? Das, woran jeder denkt, wofür jeder atmet, wovon jeder spricht: Nur der Dichter nicht?

Aber nehmen wir an, der Kunstrichter hätte recht: Was sollen wir nun in dieser Zwischenzeit bis zum richtigen literarischen Abstand tun?

„Inzwischen? Mein Gott — sehr einfach: Wählt eure Stoffe aus der Zeit vor dem Kriege wie bisher!“

Die Zeit vor dem Krieg? Wann war das eigentlich? Man reibt sich die Augen: Es kommt einem wie ein Jahrhundert vor. Es ist eigentlich gleich, wie lange es her war. Es ist ja alles so anders geworden. So neu. So gewaltig. Die Menschen jenseit des deutschen Jungbrunnens vom 4. August — das sind nicht mehr wir! Wir sind weit über sie hinaus...

Mit anderen Worten: Wer die Zeit bis vor zwei Jahren beschreibt, der schreibt einen historischen Roman. Historische Romane sind nicht jedermanns Sache, zumal jetzt, wo vor aller Augen die Historie selber mit Donnerschritt über die Erde geht.

Also kommen wir wieder auf die Gegenwart zurück! In scheuer und zögernder Ehrfurcht steht der Schriftsteller vor dem jedes Menschenmaß des Auges und Geistes übersteigenden Rundbild des flammenden Erdballs und sagt sich, wenn er versuchen will, ein Stück aufs Bild zu bannen, von vornherein: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis!“

Ja gewiß: Unzulänglich, Stückwerk wird alles sein, was der, der Zeit und Krieg sehend miterlebte, jetzt schon gestalten kann. Er kann nichts tun, als eben aus sich heraus sein Bestes zu geben. Er muß versuchen, aus seinem Wesen, seiner Weltanschauung, seinen Eindrücken den Beobachtungswinkel zu gewinnen, wo sich ihm durch einen Strahl von oben die Welt draußen so deutlich widerspiegelt wie die feindliche Stellung im Scherenfernrohr.

Die feindliche Stellung — das ist es, von der ich ausgehen möchte. Ich meine damit nicht den Krieg selbst. Von ihm und seinen Einzelheiten darf jetzt aus naheliegenden Gründen noch nicht viel gesagt werden. Und ist es späterhin militärisch möglich, so bleibt es ein selbstverständliches Vorrecht derer, die ihn kämpfend miterlebten. So liegt über meinem hier folgen-

*) Die Formel „Copyright by...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



den Werk der Krieg mehr als Stimmung denn als Geschehnis.

Aber ein anderes glaubte ich, jetzt schon schildern zu dürfen. Gerade jetzt. Das, was vor uns allen noch, inmitten aller Siege, als ein unheimliches Rätsel steht: Wie kam es, daß auf einmal gegen uns der Haß eines Irrenhauses über die ganze Erde aufflackerte? Wie kam es, daß hysterische Lüge die Druckerschwärze der fünf Kontinente in schwarzen Eiter verwandelte? Daß russische Große ihre Ehrenwörter gegen uns wie Zahnstocher zerknickten? Daß ein Bandit nackt, mit dem Dolch in der Faust, hervortrat und sich mit pathologischem Grinsen als der Verbündete jenseit der Alpen vorstellte? Daß Japaner und Bur einträchtig wie ein paar Schlächterhunde Deutschland an die Gurgel sprangen? Daß die schwarze, weiße, braune und gelbe Menschheit sich vor unsern Augen wie berauscht in einem Kotmeer von Eidbruch, Verrat, Niedertracht und Blutdurst wälzte?

Zu unsern Feinden will ich den Leser führen, ihre Pläne belauschen, ihren Zusammenkünften beiwohnen, bei denen überall wie Bankos Geist der Schatten Eduards VII. unter den Verschwörern sitzt. Aus seinem Geist, aus der Geistesverfassung — oder Geistesverwirrung — unserer Gegner allein läßt sich der Ursprung und rächende Verlauf des Weltkriegs erklären. Den wir nicht wollten. In dem wir siegen. Den unsere Feinde bereuen werden. Dessen sich — uns und unsere Bundesgenossen ausgenommen — die Menschheit noch nach Jahrhunderten schämen wird.

Unsere Feinde! Ich glaube, sie, nach dem Lauf meines Lebens, besser zu kennen als andere. Ich kenne Rußland vom Eismeer bis zur Krim. Ich kenne Frankreich aus mannigfachen Beziehungen. Ich kenne ebenso England. Ich habe mit immer wachsender Sorge in dem letzten Jahrzehnt in London und Paris, in Belgrad und Moskau, in Brüssel und Rom, in Kairo und Cetinje die Unterwelt gegen unser arbeit- und festfrohes Deutschland emporsteigen sehen. Ein garstig Lied — pfui — ein politisch Lied!

Ja, schön im alten Sinn friedlicher Gesittung ist die Welt augenblicklich nicht. Daran sind wir Deutsche nicht schuld. Und doch ist sie schön, hinreißend schön, denn sie ist groß!

Groß wie noch nie! Und Größe tat uns in Deutschland not. Größe! Größe! Wir haben seit Jahren nach Größe gelechzt, ohne es zu wissen. Nicht nach Größe des Kriegs, aber nach Größe der Menschen und Dinge in unserem innerpolitischen Kleinkampf, in unserer liebevoll alles Kranke und Schwache hätschelnden Kunst, in unserem uns selbst schon unbehaglichen Interesse für alle gleichgültigen Entartungserscheinungen des Auslands. Deutschland braucht zu seiner Gesundheit Helden. Sie sind das Eisen in seinem Blut. Nun hat es Helden! Hat, über sie alle hinaus, einen einzigen Helden: sich selbst! Das erste und hehrste und älteste Vorrecht des Dichters ist es, den Helden zu besingen. So sei es mir vergönnt, so gut ich es eben vermag, von Deutschland zu sagen, und wie es als ein Wunder vor sich selbst und mehr noch vor seinen Feinden im Kampf gegen die Menschheit der Menschheit Würde wahrte.

1.

„Gott will den Krieg!" sagte der russische Generalmajor Schiraj mit seiner tiefen Stimme. Sein Nachbar verstand ihn nicht. Es war zu viel Dröhnen um ihn. Alle Glocken von Moskau läuteten, während der Zar mit seinem Gefolge an diesem Apriltag des Jahres 1914 die Uspénskykathedrale auf dem Kreml verließ. Es hallte neben ihm von der Archangelsky- und Blagoweschtschensky-Kathedrale, hoch vom Turm Iwan Weliki und aus dem heiligen Synod, von der Kasanschen und Basileuskathedrale unten, von der Erlöserkirche drüben, vom Wunderkloster bis zu den Zinnen des Jungfernklosters, fern von der ungeheuren Stadt. Es war wie ein Sturmläuten wider einen unsichtbaren Feind über den hundert goldenen Kuppeln, den Tausenden von grünen Dächern. Und im Sturm flogen dicht darüber am niederen Himmel die grauen Schneewolken von Osten her über die moosfarbenen Turmhauben der Kremlmauern aus Tatarenzeit, selbst dahinjagenden, zusammengeballten Reitergeschwadern ähnlich, in ihrem endlosen Zug von Asien nach Europa.

Nikolaus der Zweite hatte dem Gnadenbild der Muttergottes von Wladimir seine Ehrfurcht bezeugt. Nun verblaßte hinter ihm der byzantinische Goldglanz des Ikonostas, die weißbärtige Patriarchengestalt des Metropoliten von Moskau, verhallten die Donnerbässe der Mönche: „Gospodin-pomilui! Herr erbarme dich!" Er durchschritt den schmalen Platz zwischen der Kathedrale und der Löwentreppe des Kreml. Ein unscheinbarer blonder Schatten in dunkelgrüner russischer Generalsuniform, sah er noch kleiner aus zwischen den schwarzbärtigen Riesengestalten der Tscherkessen seines Leibgardekonvois, die in ihren hohen Fellmützen alles überragend rechts und links von ihm und seinem Troß gingen. Vor ihm schritt, für alle Mordversuche der Untertanen verantwortlich, der stellvertretende Generalgouverneur von Moskau, dicht hinter dem Selbstherrscher, sonderbar inmitten der Exzellenzen und Hohen Exzellenzen, ein einfacher dunkelbärtiger Matrose in reiferen Jahren, der Batka, der Gefährte des siechen kleinen Thronfolgers, den er wie eine bleiche, in den langen Waffenrock der Gardekosaken gesteckte Wachspuppe auf den Armen trug. Dem winzigen Hetman aller Kosaken folgten in einer Reihe nebeneinander seine vier Schwestern, alle in



Weiß, mit weißen Pelzen um den Schultern, dann, voll Orden und Bänder, in hohen Stiefeln und weiten Hosen, in Lammfellmützen und grünen Röcken die Großfürsten und Generale, in Klapphut, Degen und goldgestickter Gala, breite, goldene Borten an den weißen Beinkleidern, die hohen Tschinownnks in Zivilrang. Die ganze Kremlstadt auf dem Hügel inmitten Moskaus war, solange der Zar sich hier auf der Durchreise nach der Krim aufhielt, streng von Menschheit und Außenwelt abgeschlossen. Aber aus der Uspénskykathedrale strömten immer noch zu Hunderten die Uniformen, zerstreuten sich, belebten die toten Straßen und Plätze von der Stelle, wo der Großfürst Sergius in die Luft gesprengt wurde, bis zum Denkmal des ermordeten Zarbefreiers. Im Innern der Kirche sangen immer noch die langhaarigen Mönche in dumpfen Bässen ihr Kyrie eleison, immer noch läuteten nah und fern die Glocken, immer noch stöhnte der Steppenwind um die heiligen altslawischen Stätten und stoben vom Himmel die stürmenden Hunnenwolken gen Westen.

„Gott will den Krieg! Sonst hätte er nicht den Wunsch danach in unsere Brust gelegt!"

Der Generalmajor Schiraj wiederholte es in einer starken und entschlossenen Stimme. Er war vom Äußern des wahren Großrussen, schwergebaut, mit breiten Backenknochen, gebläbten Nasenflügeln, dichtem, blondem Bart.

Sein Begleiter, der Hofmeister Morskoi, blieb stehen und schaute nach der langen, gelben Fensterfront des Kremlpalais zurück, auf dessen Zinnen die schwarzgelbweißen Zarenflaggen scheinbar hilflos im Sturme hin und her flatterten.

„Gott mag wollen! Aber der Gossudar will"...

„Er wird!"

„Oder er wird nicht! Wer kann das bei ihm wissen!"

Eine Gestalt tauchte im Geist vor beiden auf, die sie vorhin gesehen. Ein baumlanger, ältlicher General mit seinem von Leidenschaften verwüsteten aristokratischen Geierkopf, weit den kümmerlichen Neffen überragend.

„Wenn Nikolai Nikolajewitsch" ...

„Ist er schon Zar?"

„Pst! Pst! Still!"

Der General schaute besorgt umher. Mauern und Pflaster hatten hier Ohren, plauderten wieder, was man von den Geheimnissen von Gatschina und Livadia wußte... Der Höfling brannte sich eine neue Zigarette an.

„Der Krieg ist eine Kleinigkeit, Pawel Antonowitsch! Das Schwere ist vor ihm: der eine Federzug des Zaren!"

„Er muß!"

„... Wenn alle um ihn einig wären! Aber diese Verdächtigen im Lande — ist da nicht Witte? Ist da nicht Rasputin?"

Die grobknochigen Züge des Generals verfinsterten sich bei dem Namen des wundertätigen russischen Bauern und Günstlings der vornehmen Petersburger Damenwelt, der beim Zaren aus und ein ging. Er sagte ruhig: „Und doch ist der Stein im Rollen! Ich komme aus Bochara. Überall in Zentralasien zieht man unsere Truppen auf Kriegsfuß zusammen. Im Kaukasus rüstet man. Auf allen Bahnhöfen zwischen Wolga und Ural trifft man Vorbereitungen. Aus dem östlichen Sibirien sind unsere Truppen schon auf dem Marsch." ...

„Von der Krim aus wird der Herrscher Paraden abhalten. In Odessa. In Nikolajew. In Cherson. Alle diese Divisionen kommen auf Kriegstärke und bleiben es! Aber gehen wir, Pawel Antonowitsch!"

Sie schritten die weite Kremlterrasse entlang. Unten rauchten schmutziggraue Wasserflächen der Moskwa zwischen den morschen Resten der Eisdecke. Bäche von Tauwasser durchfurchten den fußdicken, gefrorenen Straßenschlamm. Es triefte von den Dächern. Der kurze Kampf zwischen russischem Sommer und Winter hatte begonnen, und der General sagte: „Die Zeit ist gekommen. Wir haben sie seit Jahren genutzt. Unsere Kriegsausrüstung ist unermeßlich — war noch nie da. Nichts wurde diesmal versäumt. Nun — was ist?"

Der Staatsrat und Kammerherr Morskoi neben ihm hatte den rechten Handschuh abgestreift. Kurzatmig und wohlbeleibt eilte er doch, so rasch es die Pfützen gestatteten, quer über den Zarenplatz auf das Kleine Palais zu, wo ihm vom Fußsteig her ein hellblonder, schlanker Mann in den Dreißigern lässig lächelnd mit der Rechten herüberwinkte. Es war eine fast gönnerhafte Gebärde. Dabei trug der drüben nicht mal irgendeine Uniform des russischen Tschin, sondern eine schwarze Krimmermütze, einen nach europäischer Art geschnittenen, schwarzen Krimmerpaletot, Pariser Bügelfaltenbeinkleider über den Lackgaloschen. Auch sein Gesicht war westlicher geschnitten als das des andren: schmal, nervös, lebhaft, mit großen, grauen Augen — der blonde Schnurrbart auf englische Weise gestutzt. Darunter das ironische und liebenswürdige Lächeln eines Weltmannes. Der General Schiraj fragte: „Was ist das für ein Vogel da drüben?"

„Ein Vogel? Erbarmen Sie sich! Das ist doch Schjelting!"

„Schjelting?"

„Nun ja doch! Nikolai Wassiljewitsch Schjelting!"

„Nun weiß ich nicht mehr als vorher!" sagte der General ruhig.

„Gott schütze Sie, Pawel Antonowitsch! Man merkt, daß Sie acht Jahre in Transkaspien waren!



Kommt zurück und hat nichts von Schjelting gehört!"

„Ein Russe?"

„Ein Russe durch und durch! Nehmen Sie sich in acht: Sie stehen vor einem der gefährlichsten Männer Rußlands!"

Nikolai von Schjelting nickte den Herankommenden lächelnd über die Schulter zu. Er verabschiedete sich eben von einem baumlangen Flügeladjutanten aus dem Militärstaat des Zaren. Dieser Petersburger, auf dessen Antlitz der Asiatendünkel in breiten Lettern geschrieben stand, verbeugte sich beim Händeschütteln vor ihm tief. Dann wandte sich Schjelting zu den anderen und fragte, sobald er den Namen des Generals erfahren: „Nun — und die Afghanen? Sie stehen doch in Kutschk?"

„Ich befehligte dort! Aber vor zwei Jahren". . .

„. . . kamen Sie als älterer Gehilfe nach Bochara! Verzeihen Sie! Ich vergaß". . .

„Aber woher wissen Sie überhaupt". . .

„Schjelting weiß alles!" sagte Morskoi.

„Man verfolgt wenigstens die Taten unserer Helden draußen!" versetzte Nikolai Schjelting. Es klang beinahe bescheiden.

Der General lächelte geschmeichelt. Er fragte: „Nun, und Sie nehmen nicht an dem Gottesdienst in der Kathedrale teil?"

Und Schjelting zog, wie um Entschuldigung bittend, die Schultern hoch: „Ich fühlte mich heute früh nicht wohl. Die ganze Nacht war ich wach. Morskoi da weiß es: ich kann seit Jahren nicht schlafen! Gott hat mich damit gestraft. Wenn andere Menschen schnarchen, liege ich mit offnen Augen, bis die Hähne krähen" . . .

„Sollten da nicht die Ärzte?" . . .

„Keiner kann mir helfen! Genug davon! Wie? Ob ich in Moskau bleibe? Nein: ich reise zufällig durch". . .

Zufällig, weil der Zar hier ist — dachte sich der General.

„. . . und fahre heute abend wieder ins Ausland! Nach Belgien. Zu meiner Frau. Ich verabschiedete mich eben von einigen Freunden im Palais."

Dies mächtige Palais dahinten, in dem, solange der purpurtragende Schatten und sein siecher Sohn darin weilten, die unsichtbaren Fäden aus Belgrad und Paris, aus Cetinje und London, aus Kopenhagen und Tokio zusammenliefen, in dem spitze, diamantengeschmückte Damenfinger die Schicksalsnetze der Völker knüpften und aufdröselten — dies Palais, das mit seinem Ränkegewirr der Vorzimmer, seinem Hauch von Blut und Mord um die Kremlmauern an ein orientalisches Serail erinnerte. — Die drei Männer schritten nebeneinander dem nächsten Ausgang, der heiligen Pforte, zu. Alle drei entblößten vorher ihre Häupter, und in dem schneidenden Sturmwind, der ihnen in der düsteren Wölbung entgegenpfiff, raunte Morskoi dem General zu: „Wissen Sie, was Schjelting ist? — Er ist einer der Vertrauten des Großfürsten!"

„Nikolai Nikolajewitschs?"

„Nikolai Nikolajewitschs selber! Und ein Günstling der Montenegrinerinnen!"

Nie wären vornehme Russen ihrer Art sonst so lange zu Fuß gegangen. Aber in diesen Tagen war der Kreml für Fuhrwerk gesperrt. Erst unten auf dem Roten Platz, nahe der Kathedrale Iwan des Schrecklichen, hielten in langen Reihen die Wagen der Würdenträger. Nikolai Schjelting stieg in den seinen. Die Zigarette zwischen den Lippen, meinte er dabei in jener raschen und lächelnden Art, mit der er jeden Bekannten als Vertrauten zu behandeln schien: „In den Adelsklub? Erbarmen Sie sich! Dort ist heute das ganze Gouvernement! Ich bekomme keinen Bissen in den Mund! Jeder redet mich an! Ich speise in Ruhe bei mir, im Petrowski Dwor! Auf Wiedersehen dort!"

Fast ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er davon. Die Aufforderung, mit ihm gemeinsam das Gabelfrühstück einzunehmen, dünkte ihn offenbar Auszeichnung genug. In der hinterher rasselnden Droschke schrie der General Schiraj seinem Begleiter zu: „Belieben Sie — Schjelting? Ist er Edelmann?"

„Vom Adel des Twerschen Gouvernements. Er hat dort Güter."

„Ich kannte die Familie bisher nicht!"

„Es sind nur wenige! Sie sind ursprünglich — glaube ich — schwedischer Herkunft. Aber seit Peter dem Großen schon slawisch und orthodox."

„Er scheint klug zu sein!"

„Gott gab ihn uns. Hätten wir nur mehr! In dieser Zeit. Wir stehen vor dem Kampf, der für ein Jahrhundert über Europa entscheidet."

Der Generalmajor riß die schwarze Lammfellmütze vom Kopf. Rings auf der Straße bekreuzigte sich das Volk und kniete nieder. Das Bild der wundertätigen Iberischen Muttergottes zog in seiner vierspännigen, von barhäuptigem Kutscher und Spitzenreiter gelenkten Glaskarosse vorbei. Der Hofmeister sagte: „Kennen Sie Krupensky? Den millionenreichen Holzhändler, der sich den Wolkenkratzer in der Twerskaja gebaut hat? Er gibt der Kirche zu verdienen. Jeden Tag läßt er sich das Bild an sein Krankenbett kommen!"

„Und geht es ihm schon besser?"

„Vorgestern lag er noch zwischen Tod und Leben. Auf alle Fälle hat er sich außerdem einen berühmten deutschen Arzt für schweres Geld eigens aus Wiesbaden hierher verschrieben!"

„Nun — lassen wir ihn! Was ist dieser Schjelting denn eigentlich?"



„Nichts!“

„Nichts?“

„Das eben ist seine Stärke! Er hat keine Rangstufe, keinen Titel, keine Orden, keine Vorgesetzten. Ist niemand verantwortlich. Niemand Rechenschaft schuldig.“

„Was erstrebt er denn?“

„Wer kann es wissen? Vorläufig steht er im Dunkel. Hält sich bereit. Er kann ja warten. Ist unabhängig. Sehr reich.“ . . .

„Sind seine Güter so groß?“

„Wie denn? Klein und verwahrlost. Aber seine Frau ist eine Belgierin. Die Tochter des Hauses Lambert in Brüssel. Es ist da eine große Gewehrfabrik, die ihrem Vater gehört. Und dessen Schwiegervater wieder ist der General du Rigolet in Paris. Uralt und lange außer Dienst. Aber sein Name gilt noch viel in der französischen Armee!“

„Ich las erst neulich sein ›Manuel sur la tactique de l'artillerie‹ wieder“, sagte der General Schiraj. Sie fuhren durch die breite Twerskaja dahin. Kurze Zeit hindurch klang das Räderrasseln gedämpft. Stroh lag auf dem Pflaster. Hier, in seinem zehn Stockwerke hohen amerikanischen Geschäftspalast, lag der ehemalige Bauer und fünfzigfache Millionär Krupensky auf dem Tod. Gleich darauf hielt die Droschke vor dem Petrowski Dwor, dem altrussischen Gasthof zum Peter dem Großen, in dem nichts an den europäischen Westen erinnerte, in dem man kein Wort außer Slawisch verstand und schlitzäugige Tataren in weißen Kitteln bedienten. Hier war man unter sich. Nur russische Militärs, Beamte, Edelleute vom Lande, russische Damen in grellen Kleidern und Parfümwolken, russische Offiziersburschen und Diener in kaukasischer Tracht im Flur. Außerdem aber waren da heute noch auf der Treppe Menschen aller Stände und Schichten Moskaus. Langbärtige Bauern in umgedrehten Schafpelzen, Handwerker im Gürtelrock, ein Gymnasiast in Uniform mit seinen Eltern, ein wirrmähniger Pope mit seiner kranken Frau, zwei blasse junge Kursistinnen, ein hustender Viertelsmeister in schmutzigem Dienstmantel. Leidende Gesichter. Emporgerichtete Augen, die eine Tür im ersten Stockwerk suchten, vor der ein Kommissionär des Gasthofs Wache hielt. Unten wandte sich Morskoi brüsk an einen Geschäftsführer: „Habt ihr hier ein Nachtasyl eingerichtet — he? Was will das Volk?“

„Zu dem deutschen Arzt, Euer Hochwohlgeboren! Gospodin Krupensky hat unsere Paradezimmer für ihn gemietet, um ihn immer in der Nähe zu haben. Seit in den Zeitungen stand, daß der deutsche Arzt da ist, kommen die Kranken den ganzen Tag. Schon in aller Frühe, um zehn Uhr, halten die ersten Equipagen vor dem Peterhof!“

„Equipagen — gut! Aber jage dieses Volk weg!“

„Wie darf ich denn, Euer Hochwohlgeboren? Der Deutsche will es so! Jeden Mittag hält er eine Sprechstunde für Arme!“

„Ein Narr! Kuriert Muschiks und Popen umsonst! Als ob es nicht genug davon gäbe!“ sagte der General lachend und trat mit seinem Begleiter in die schwere byzantinische Pracht des Speisesaals. Ein huschender, weißgekleideter Tatarenschwarm bediente da in einer Ecke Nikolai Schjelting und einen anderen Herren. Die beiden waren in tiefernstes Geraune verloren. Das glühendheiße Weizenbrot erkaltete vor ihnen unbeachtet neben der wasserhellen Wodkaflasche und dem eisgekühlten Kaviarwännchen.

„Professor Korsakoff!“ sagte der Hofmeister. „Unser großer Panslawist!“

Der Moskauer Hochschullehrer trug heute auch die schwarze, am Kragen gestickte Uniform seiner Rangklasse. Er hatte ein slawisch-längliches Gesicht mit dünnem Kinnbart. Zwei fanatische blaue Augen flammten hinter der Goldbrille des schmächtigen Mannes. Seine Fingerspitzen waren gelb vom Zigarettenrauchen, die Nägel schwarz. Man sah es, als er nach russischem Brauch mit seiner eigenen Gabel in die Vorschmackbissen auf den Frühstücksplatten fuhr.

„Korsakoff kommt eben von seiner Rundreise durch Serbien!“ erklärte Nikolai Schjelting nach der Begrüßung. „Alles steht dort gut!“

„Ihr sagt das immer! Aber nichts geschieht!“

„Es wird geschehen!“

„Was?“

Korsakoff, der Fanatiker, antwortete nicht. Auch Schjeltings Mienen waren undurchdringlich. Seltsame Dinge scheinen die beiden zu wissen! dachte sich der General und forschte weiter.

„Und wann?“

Jetzt hob der Professor den gelbsträhnigen Kopf.

„Was hilft das Reden! Gott liebt die Tat! Ehe das Korn von den Feldern ist, heben wir die Welt aus den Angeln!“

Ein Schweigen. Am Nebentisch nahmen Gäste Platz. Ein Herr und eine Dame. Nikolai Schjelting gähnte nervös.

„Vergeben Sie! Mein altes Übel — die Schlaflosigkeit . . . die wache Nacht rächt sich! Kein Mittel hilft.“

„Nun, und jetzt eben ist doch hier über uns der deutsche Arzt . . . “

Plötzlich richtete sich Nikolai von Schjelting auf. Der Anfall von Müdigkeit war vorbei.

„Der Deutsche! . . . Das eben ist's. Wo ist der Deutsche bei uns nicht? Da: belieben Sie zu hören: der Alte am Tisch neben uns spricht Deutsch! Wie kommt er hierher in diese Gostinitza? . . . Wir dulden es, dulden alles! Unser Rubelkurs wird in Berlin gemacht. Unsere Hauptstadt trägt einen deutschen Namen.“ . . .

„Selbst unser Herrscherhaus kam aus Deutschland!“ sagte herantretend ein kleiner Herr mit hoher rechter Schulter, der mit seinem weißen Henriquatre wie ein stutzerhafter kleiner Marquis aussah. Schjelting reichte ihm im Sitzen flüchtig die Hand und sprach in einem weichen, reinen Französisch: „Sie wissen, Knjäs: man nimmt Sie nicht ernst!“

Der Fürst Bulagin setzte sich und zwinkerte mit der trockenen Skepsis eines alten Parisers. Auch sein Französisch war wundervoll, so wie man es sonst nur noch am Louvre von den Schauspielern der Comédie Française hört.

„Eben ist der Kolonel abgereist. Mit dem ersten Zug!“

Der „Kolonel“ hieß in diesem vertrauten Kreis der Zar, weil er es bei seiner Thronbesteigung bis zum Obersten gebracht hatte. Die Stunde seiner Abfahrt war stets geheim. Ebenso, in welchem der drei einander folgenden Hofzüge er wirklich saß. Nun rollte er durch die Steppen nach Süden. Ganze Armeekorps säumten Hunderte von Kilometern weit reihenweise die Gleise, zeigten ihrem Kriegsherrn den Rücken, wachten schußbereit, daß kein Untertan sich nahte. Der Fürst Bulagin hatte noch eine zweite Neuigkeit.

„Krupensky ist außer Lebensgefahr. Er hat vorhin schon dem Stadthauptmann eine halbe Million Rubel für das Findelhaus geschickt, um seine breite, russische Natur zu zeigen! Der Deutsche, der alte Teufelskerl, hat ihn wahrhaftig gerettet!“

Bei dem Wort „Krupensky“ hob der stille Herr am Nebentisch den schlichten, graubärtigen Kopf und lächelte. Vor ihm und seiner Tochter standen erwartungsvoll drei Tataren — Großvater, Vater und Enkel. Aber die Speisekarte war nur russisch. Für den Deutschen unverständlich.

„Was macht man nur, Inge?“

„Wie gestern! Ich tipp auf irgend was! Wir lassen uns überraschen!“

Der Tatar begriff die Zeichensprache des jungen Mädchens, murmelte: „Ich höre!“ und verschwand. Nebenan kehrten die Russen, der Sicherheit halber, zu ihrer Muttersprache zurück. Der Champagner begann ihre Gesichter zu röten. Korsakoff entzündete sich nervös Papyrossen zwischen den einzelnen Gängen und warf sie halb ausgeraucht hinter sich auf den Boden. Nikolai Schjelting sprach rasch, in einer lebhaften und einschmeichelnden Art, gewohnt, daß man ihm zuhörte.

„Zum Beispiel Morskoi führt den Titel ‚Gofmeister‘! Warum Hofmeister? Ist die russische Sprache zu arm für einen Diener des Zaren? Müssen wir immer die Lehrlinge dieses kleinen Deutschlands sein — wir, die Herren zweier Weltteile, die Überwinder Napoleons, die Erben von Byzanz? Wie, Bugalin? Wir seien eher die Schuldknechte Frankreichs? Das ist wieder das falsche Denken des Westens. Im Gegenteil: Borgen macht stark! Wer ist stärker: wer etwas hat, oder wer etwas will? Wir haben das französische Geld. Also müssen die Franzosen tun, was wir wollen!“

Die Russen um ihn lachten und tranken. Schjelting fuhr fort und sah dabei unwillkürlich das junge Mädchen am Nebentisch an.

„Es handelt sich um die Absetzung Europas. Europa ist ein überkommener Irrtum. Europa ist geographisch nichts als eine Halbinsel Asiens. Asien sind wir. Nach Europa kommen wir von dort des Abends müde heim wie ein Mann nach seiner Tagesarbeit. Da wollen wir unsere Ruhe. Aber gibt es Ruhe mit Deutschland?“ . . .

„Nein! Da Deutschland seit 1870 ständig nach allen Seiten Krieg führt“, sagte der Knjäs Bulagin trocken. Schjelting überhörte es.

„Europa, in dem dies kleine Deutschland sich bläht, ist nur ein Zwischenfall. Asien ist die Wiege der Welt. Alle großen Religionen sind in ihm und an seinen Grenzen entstanden, alle Völkerstürme kamen von dort. Wir halten die Schlüssel Asiens. Uns ist es beschieden, den Westen auf sein winziges Maß zurechtzurücken.“

„Der Westen ist faul!“ sagte der General Schiraj.

„Er ist faul! Aber stört uns ein bißchen Hautgout? Polen stank auch schon, als wir es tranchierten!“

„Haben wir es verdaut? Und die Finnen? Die Deutschen? Die Hebräer? Die Letten? Die Esten? Die Tataren? Die Kaukasier? Sie liegen uns wie Steine im Magen.“

„Sie lieben den Widerspruch, Fürst Bulagin! Man kennt Sie! Da sehen Sie eben einen russischen Kaukasier!“

Nach wahrhaft russischem Brauch wurde das Schaschlik vom Koch selbst in Tscherkessentracht mit umgehängtem Säbel und aufgenähten Patronentaschen dem Gast in den Saal gebracht. Die beiden Deutschen musterten erstaunt den kriegerischen Kerl, der ihnen die Stäbe mit aufgespießten gerösteten Hammelstückchen vorlegte. Das junge Mächen lachte vergnügt.

„Ein tolles Land!“ sagte sie.

Nikolai Schjelting hatte sich wieder nach ihr umgedreht. Sie hatte freie und offene Züge und klare Augen. Schon an der reinen, frischen Hautfarbe erkannte man die Ausländerin. Die Russinnen hatten die Puderquaste immer zur Hand. Auch der verächtliche und lässige Gesichtsausdruck slawischer Schönheiten fehlte ihrer lachenden Unbefangenheit. Sie trug einen schwarz und weiß gestreiften Reiserock und eine ebensolche Jacke. Auch noch die preußischen Farben, dachte Schjelting. Sie beachtete ihn nicht. Das ärgerte ihn. Er wußte nicht warum . . .

„Inge . . . ob der Mann ein Trinkgeld nimmt?“

„Na, Vater . . . ich möcht mal den Menschen in Rußland sehen, der keins nimmt!“



Der bewaffnete Koch verbeugte sich tief und verschwand mit seinem Rubel. Schjelting sah immer noch gereizt hinüber und sagte sich: Eigentlich hat sie recht! Wir nehmen ja alle! Der Geschäftsführer war an den Nebentisch getreten und begrüßte den alten Herrn. Dabei klang das russische Wort Exzellenz wiederholt von seinen Lippen. Morskoi winkte ihn heran und fragte halblaut: „Wieso Exzellenz?"

„Der deutsche Arzt ist Exzellenz, Euer Hochwohlgeboren. Ich schickte selbst seinen Paß zur Polizei."

„Wie heißt er?"

„Geheimrat Tillesen!"

„Sie sehen schlecht aus, Schjelting!" sagte der spöttische Fürst Bulagin. „Wenn die hohen Damen Sie nach dem Weltkrieg zum Minister machen, brauchen Sie Ihre Nerven! Lassen Sie sich rasch noch von dem Deutschen da nebenan kurieren, ehe Sie ihn und alle anderen Deutschen umbringen!"

„Ja, wahrlich, unsere Ärzte taugen nichts!" versetzte der General in seinem tiefen Baß.

„Und da ist wieder unser Kleinmut!" Ein plötzliches hochfahrendes Lächeln legte sich wie eine asiatische Tünche über Nikolai Schjeltings unruhige Züge. „Wieder der Deutsche in Ihnen, Pawel Antonowitsch! Die Deutschen verhexen die Welt. Sie erfüllen unsere Köpfe mit einem Nebel, und sie selber üben inzwischen Parademarsch. Gott will da endlich Klarheit. Wer groß ist, soll Großes tun. Wer klein ist, sich bescheiden. Was ist größer als unser heiliges Rußland? Was war je größer, seit es Menschen gibt, als dies Reich von der chinesischen Mauer bis nahe an Berlin? Fünf Meere umspülen unsere Küsten. Walfische blasen an der einen, Orangenbäume blühen an der andern. Einhundertundsiebzig Millionen Menschen gehorchen dem Weißen Zaren. Rußland und Unermeßlichkeit ist eins. Und der Muschik ist der Erderoberer. ‚Wir' heißt Dorfgemeinde und Welt."

Außen, an einem der ebenerdigen Fenster des asiatischen Luxushotels, bewegten sich zwei bloße Armstümpfe. Dazwischen ein nasenloses Gesicht. Das Wimmern der Bettler drang durch die Glasscheiben. Der Gelehrte aus Wiesbaden sah prüfend auf dies Häuflein Aussatz und Eckel da draußen, mit der Ruhe des deutschen Forschers, für den der Kolibri nicht schön ist und die Kröte nicht häßlich, die Mücke nicht klein und die Milchstraße nicht groß, sondern alle Dinge nur ein Weg zur Erkenntnis. Auch das junge Mädchen zeigte keinen Widerwillen. Sie schien an derlei gewöhnt, eine Gehilfin ihres Vaters. Sie sagte nur halb mitleidig: „Gott . . . ja: Rußland . . ." Ihre Teilnahme machte Schjelting wütend.

„Schaffe dies Gesindel fort!" herrschte er den nächsten Tataren an. Dann zu den anderen: „Belieben Sie einmal einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Wie groß ist denn dies Preußen? Ein halb Dutzend von unsern Gouvernements! Ein paar Ellen Küste, die ihm die Engländer sperren. Nicht genug Brot ohne uns. Frankreich, dies fruchtbare Frankreich vor dem Tor. Ein solches Dreigespann von Großmächten . . ." Er verfiel plötzlich mit einer blasierten Handbewegung in Französisch: „Quinze jours, mon prince! Je vous assure: pas plus!"

„Und die Kultur, die da zugrunde geht?"

„Kultur? Das ist wieder eine Suggestion des Westens! Werden Sie von Kant satt? Schlafen Sie besser nach Bismarcks Reden? Was heißt Kultur? Kann man sie essen? Kann man sie trinken? Schützt sie gegen Winterkälte? Gegen Alter und Tod? Glücklich ist, wer nicht lesen und schreiben kann — keine anderen Bedürfnisse kennt, als die er zu stillen vermag! Unser Muschik!"

„Nun, da ist er ja!"

Draußen auf der Straße fuhr ein Leiterwagen vorbei. Ein Dutzend Bauern lagen kreuz und quer wie die Mehlsäcke darauf, mit offenem Mund, verglasten Augen, einer mit dunklem Blut im Bart.

„Unglaublich, diese Masse Betrunkener hierzulande, Vater, nicht?"

„Ja, Inge!"

Schjelting sagte sich ärgerlich: Die Polizei brauchte die Kerle auch nicht gerade vor den Augen der Deutschen zu sammeln und auf die Wache zu führen. Dann verloren sich seine Gedanken. Eigentlich ist dies Mädchen drüben hübsch . . . Es fiel ihm auf, wie er jetzt von der Seite ihr schönes Profil mit dem dunkelblonden Haar sah. Er kam zu sich und wandte sich jäh zu den andern: „Mag auch bei uns manches faul sein! Gut! Um so mehr brauchen wir den Krieg. Zur Ableitung. Die Bombe, die über die Weichsel fliegt, platzt nicht in Petersburg!"

Korsakoffs Augen glühten wie zwei blaue Kohlen. Er hob den gelblichen Zeigefinger: „So ist es! Und mehr: denkt nicht nur an uns, sondern an unsere slawischen Brüder. Der Balkan ruft mit tausend Stimmen. Er ruft bei Tag und Nacht. . . ."

„Zum Spaziergang zur Adria!" sprach der General Schiraj und reckte sich in den breiten Schultern. Der Kellner schob die vierte Champagnerflasche in den Eiskühler. Die zweite Likörflasche auf dem Nachtisch war schon halb geleert, jeder, mit Ausnahme Schjeltings, hatte schon seine zehn, zwölf Schnäpse im Leibe. Auf der Straße entstand ein wirres Geschrei . . . Hufschläge . . . ein paar Kosaken jagten vorbei. Sie schleiften einen barhäuptigen jungen Menschen in grüner Studentenuniform neben sich durch den Straßenschmutz, schlugen auf ihn ein, die rechte Seite seines herabhängenden Kopfes war scharlachrot. Auf der langen Blutspur hinter ihm liefen andere Hochschüler und junge Frauen und schrien und drohten mit geballten Fäusten den Kosaken.



„Übelgesinnte, Euer Hochwohlgeboren!" meldete ihnen der Tatar, den Champagner in die Kelche füllend. „Sie versuchten, das Volk beim Durchzug der ‚Unglücklichen' aufzuwiegeln!"

Die Russen rauchten ruhig. Derlei gehörte zu Moskau und Petersburg wie Schnee und Wind. Nur Schjelting vernahm nebenan ein helles, diesmal von wirklichem Grauen erfülltes: „Furchtbar. . . ."

Dabei stand sie mit dem Geheimrat Tillesen auf. Nun sah er, daß sie groß und schlank gewachsen war, wohl einen halben Kopf länger als der unscheinbare stille Gelehrte neben ihr. Eben wollten sie zahlen — da nahte es da draußen, was Nikolai Schjelting schon die ganze letzte Zeit unruhig von ihren Augen weggewünscht hatte: Die Unglücklichen kamen, auf dem Weg nach Sibirien. Ein langer, langer Zug. Kerkerbleiche Gesichter. Kettengeklirr unter den Sträflingskleidern. Alt und jung. Neben den Männern auch Frauen. Stumpfe Soldaten in schmutzigen Mänteln und Mützen, rechts und links. Viele der Begegnenden bekreuzigten und verbeugten sich, wateten auf die Straße und steckten den Gefangenen Almosen zu. Dumpf klang ihr: „z'bogóm! z'bogóm! Mit Gott!" Wie eine graue Luftspiegelung unter dem grauen Himmel zog der Zug der Verbannten vorbei, verschwand auf seinem breiten Weg bis zu den Bergwerken und Einöden Asiens.

„Schade, daß das die unerlösten Brüder auf dem Balkan nicht auch sehen!" sagte der unverbesserliche Bulagin.

„Genug, Fürst! Sie sind kein echter Russe!"

„Nun — ich bin aus Ruriks Stamm!"

„Dann vorwärts, Knjäs!" Korsakoff stand auf und stürzte ein Glas Sekt hinunter. „Rußland vom Stillen Ozean bis zur Adria!"

„Also wollt ihr wirklich den Weltkrieg?"

Nikolai von Schjelting sah um sich. Die beiden Deutschen waren verschwunden. Er sagte lächelnd: „Vor hundert Jahren haben wir Moskau angezündet. Warum sollen wir nicht auch einmal die Welt anzünden? Unser Mütterchen Moskau ist schöner wieder auferstanden. Auch die Welt wird schöner auferstehen!"

„Und die Millionen von Menschenleben?"

„Einmal würden sie doch sterben!"

„Und die Milliarden in Gold?"

„Gehören sie uns? Wir haben ja nur Schulden!"

„Die Zerstörung von Hab und Gut!"

„. . . beim Feind, Fürst Bulagin!"

„Denken Sie an das Testament der alten Katharina!" schrie Korsakoff. Auch der General sprang empor. „Noch steht das Kreuz nicht auf der Hagia Sophia!"

„Aber der Weg nach Stambul führt über Wien!" rief Morskoi.

„Nein. Über Berlin!"

Schjelting sagte es. Er war allein ruhig sitzengeblieben und reichte so den anderen die Hand zum Abschied. Der General Schiraj dachte sich dabei: Nun, mein Lieber, dumm bist du freilich nicht! Aber dich reitet der Ehrgeiz, und dein Pferdchen wiederum heißt Rußland! Und der Hofmeister meinte, halb im Scherz, halb im Ernst: „Vergessen Sie uns, Ihre Freunde, nicht, wenn Sie nach dem Sieg Minister sind!"

„Leben Sie wohl!"

„Grüßen Sie Paris!"

Allein geblieben, saß Nikolai Schjelting noch eine Weile da und rauchte. Dabei fuhr er ein paarmal mit der Hand über die geschlossenen Augen. Es war eine unwillkürliche Gebärde der Ermüdung. Nun kam der Rückschlag nach der schlechten Nacht. Er dachte sich: Heute oder morgen und übermorgen wirst du auf der Eisenbahn wieder nicht schlafen, bist bei der Ankunft in Paris bei wichtigen Geschäften und Geheimnissen matt und abgespannt. Bei den Boulevards fiel ihm Bulagin ein. Der alte Bajazzo hatte recht: auf dem Weg über Leichen brauchte man seine Nerven. . . . Er schrieb zerstreut eine Depesche an seine Frau: A Mme. Ghislaine de Schjelting, née Lambert, à Bruxelles, Boulevard du Régent 311, meldete, daß er sich noch ein paar Tage an der Seine aufhalten und dort auch ihren Großvater, den alten General du Rigolet, treffen würde, ehe er nach Belgien käme, und unterschrieb mit dem gewohnten kühlen und flüchtigen: „Toujours à vous! Nicolai."

Es war der Ton zwischen ihnen. Dann gähnte er und stand auf. Die Stühle am Nebentisch waren leer. Da hatte dieser alte Deutsche gesessen. Eine Exzellenz. Also sicher einer der ersten Ärzte seines Landes. Und für so etwas waren diese Deutschen doch schließlich gut. . . .

Die Treppe war jetzt frei von den Patienten, die vor ein paar Stunden da wie die Bittsteller Reihen gebildet hatten. Jetzt traf man den Alten allein. Das war wie ein Wink des Schicksals. Vielleicht wollte er später, nach dem Krieg, keine Russen mehr behandeln. Man mußte die Zeit nutzen. Nahm sich ein Rezept mit. Möglicherweise half es doch. Schjelting klopfte kurz entschlossen und öffnete fast zugleich. Im Vorzimmer saß nicht, wie er erwartet, ein Diener, sondern das junge Mädchen von vorhin. Sie legte den Federhalter neben den angefangenen Brief und hob die Hand.

„Pst!"

„Was denn?"

„Leise! Mein Vater schläft nebenan!"

Schjelting blieb ärgerlich stehen. Sie musterte ihn mit einer halb fragenden Wendung des Halses.

„Was wünschen Sie, bitte?"

„Ich möchte den Doktor konsultieren!"



„Sie meinen Seine Exzellenz Herrn Geheimrat Tillesen?"

„Nun ja — die Exzellenz! Ich werde in einer Stunde wiederkommen!"

„Es tut mir leid! Heute ist es zu spät!"

„Wie denn: zu spät? Ein Arzt ist für die Kranken da!"

„In der Sprechstunde. Die ist von zehn bis zwölf."

Überall im Zimmer standen Geschenke reicher russischer Patienten. Bunte Tulaarbeiten, silberne Becher, kaukasischer Zierat.

„Und Schlag eins mache ich auch mit der Poliklinik Schluß. Mein Vater wird nächstens sechzig. Er braucht seine Ruhe!"

Nikolai Schjelting liebte keinen Widerstand. Im Gegenteil: dann gerade. Er sagte in seinem reinen, tadellosen Deutsch, in dem nur die harte Aussprache den Russen verriet: „Nun — man wird mit mir eine Ausnahme machen!"

„Warum gerade mit Ihnen?"

„Weil ich in ein paar Stunden ins Ausland reise!"

„Dann müssen Sie das eben auf morgen verschieben!"

„Wie kann ich das? Äußerst wichtige Dinge rufen mich!"

Er dachte sich: Dinge gegen euch Deutsche! Dabei stehe ich hier vor dieser Deutschen und bitte. Was ist das mit mir!

„So kommen Sie nach Wiesbaden! Dort steht mein Vater jedem Patienten zur Verfügung."

„So lange zu warten, ist nicht meine Sache!"

„Dann vermag ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zu helfen."

„Mit mir steht es aber schlimm! Belieben Sie zu begreifen: ich kann nicht schlafen! Also bitte, melden Sie mich!"

„Mir ist es im Augenblick wichtiger, daß mein Vater schläft, als daß Sie schlafen. Das können Sie mir als Tochter wirklich nicht übelnehmen!"

Durch ihre Worte klang immer dieselbe freundliche Entschiedenheit, die ihn so ärgerte. Er entnahm seiner Brieftasche fünf Regenbogenscheine und legte sie auf den Tisch.

„Hier sind fünfhundert Rubel! Ist das genug?"

(Fortsetzung folgt.)

Mutter im Kriege.

Schlafe nun, geliebtes Kind.
Laß die Wimpern sinken,
Und der sommernächtige Wind,
Dessen Hände Seide sind,
Soll dir Träume winken.

Runder Mond gibt gelben Schein,
Lugt um Dächerkanten.
Zögernd flieht des Tages Pein.
Friede hüllt die Seele ein,
Den die Sterne sandten.

Vater ist in fremdem Land.
Die Gedanken wandern. ...
Ob er eine trockene Wand,
Schutz vor Wind und Regen fand
Fern im Lande Flandern?

Wissen nichts von seinem Sein.
Stunden gehn und Tage.
Sonne fällt mit sanftem Schein
Morgens in dein Bett hinein —
Du erwachst mit einer Frage.

Fragst mich, wo der Vater schlief.
Antwort soll ich geben
Deinen Augen unschuldstief,
Die ich oft in Träumen rief:
Sterne meinem Leben.

Dürfen keine Fragen tun,
Nicht in Sorgen sinken.
Ach, auch ich bin müde nun,
Will dir stumm zur Seite ruhn,
Bis die Palmen winken.....

Erich K. Schmidt.

Eine Fohlenzucht-Station im Felde.

Hierzu 4 Abbildungen.

In einem breiten Talkessel liegt das französische Dörfchen A. Schon aus der Ferne sieht man die alles überragenden Türme der alten Kathedrale. Sie wurde im 13. Jahrhundert gebaut und ist ein Meisterstück rein gotischer Architektur. Die Portale sind mit Figuren reich verziert, und am Gesims befinden sich zahlreiche kunstvolle Wasserspeier. Man ist leicht versucht, hier eine größere Stadt oder die Ruinen einer solchen zu vermuten. Aber davon ist keine Spur zu entdecken; ein kleines Dorf von etwa 250 Seelen umgibt den majestätischen Bau. Wie das Innere und Äußere der Kathedrale, so ist auch der ganze Ort überaus vernachlässigt. Zunächst ließ die Kanalisation viel zu wünschen übrig; ein wenig Regen verwandelte die Straßen in Pfützen. Damit hat die deutsche Kolonne gründlich aufgeräumt, willig unterstützt von den Hausbesitzern. Weniger erbaut war die Zivilbevölkerung, daß man sie die Dunghaufen vor den Häusern wegschaffen ließ; die Dunggruben wurden zugeschüttet und teilweise in reizende Vorgärtchen umgewandelt.

So ist aus dem verkommenen A. durch deutsche Gründlichkeit und Sauberkeitsliebe ein schmucker Ort entstanden, der herrlich in seine von der Natur so reich bedachte Umgebung hineinpaßt. So weit das Auge blickt, dehnen sich grüne Wiesen aus, umzäunt von wohlgepflegten Hecken. Im Hinblick auf diese saftigen Weide-



pläße hat die umsichtige Heeresverwaltung hier eine Stätte gegründet, wo die Stuten, die während des Krieges Mutterfreuden entgegensahen, gut aufgehoben waren. Aus den anfänglichen 20—30 Stuten sind im Laufe des Sommers etwa 200 geworden. Entkräftet durch die ungeheuren Strapazen des Winterfeldzuges wurden sie hier durch liebevolle Pflege wieder hochgepäppelt, so daß sie nach Absetzen ihrer Fohlen neugestärkt für den anstrengenden Dienst wieder zu den einzelnen Truppenteilen entlassen werden konnten. Inzwischen vergrößerte sich der Fohlenbestand noch durch solche Tiere, die in den Kolonnen selbst geboren waren oder von den Bewohnern im Operationsgebiet angekauft waren. Der Bestand ist dadurch auf die stattliche Zahl von tausend angewachsen.

Der kluge Hans begleitet seinen Pfleger auf dem Spaziergang.



Vorm Fohlenlazarett.

Es ist ein überaus anmutiger Anblick, in diesen Parks die Fohlengruppen herumgrasen zu sehen. Sie sind eingeteilt in Tiere leichten und schweren Schlags, nach Alter, und so gut wie eben möglich auch nach Farben. Einige Fohlen sind noch bei den Mutterstuten belassen, da sie entweder zu jung oder zu schwach sind, um abgesetzt zu werden.

Die Aufzucht der Fohlen erfordert eine liebevolle Behandlung und kostet viel Arbeit. Täglich macht der Stabsveterinär und sein Stab einen Rundgang durch sämtliche 54 Ställe. Irgendwelche Abweichungen von

Für all diese Tiere eine Nachtunterkunft zu finden, war nicht leicht. Schon im Anfang hat man die unglaublich verkommenen Viehställe gesäubert und sie in luftige Fohlenställe umgewandelt. Bei dem schnellen Anwachsen des Bestandes mußte man die großen Scheunen, die vor Schmutz starrten, ausräumen und desinfizieren, und auch diese können heute als Musterställe gelten.

Da aber die Fohlen fast den ganzen Tag draußen bleiben, so ist das Hauptaugenmerk der Leitung auf Verteilung der Weideplätze gelegt. Der reiche Wiesenbestand macht es möglich, für jede Fohlenherde 4—5 Weiden zu reservieren. Gut geschnittene Hecken an drei Seiten, an der vierten der kleine . . . bach trennen die Weiden voneinander. Einige an den Rändern befindliche Pappeln und Buchen erhöhen noch den landschaftlichen Reiz.



Fohlenbrennen.



Mutterstuten mit Fohlen an der Tränke.

dem Normalbefund müssen strengstens überwacht werden. Handelt es sich um leichtere Verletzungen, so werden die Blessierten ins Fohlenlazarett überwiesen, stellt sich jedoch eine ansteckende Krankheit heraus, so kommen sie in Isolierboxen.

Leider ist bei den meisten Fohlen die Abstammung nicht mit Bestimmtheit festzustellen, und so wird manches Pferd, welches vielleicht späterhin erfolgreiche Rennen läuft oder sich ganz besonders zur Aufzucht eines Arbeitschlages eignet, durch die Unkenntnis des Stammbaumes entwertet. Aber nichtsdestoweniger ist heute schon zu ersehen, daß hier ein Pferdematerial heranwächst, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Stark gebaute Arbeits- und Zuchttiere, voll- und halbblütige Reit- und Militärpferde entwickeln sich hier und werden die durch den Krieg zusammengeschmolzene deutsche Pferdezucht um einen wertvollen Stamm bereichern.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

11. Fortsetzung.

Die Kinder und Kättele wurden mit Beifall überschüttet. Ännchen stand an der Rampe und warf den Eltern Kußhändchen zu, bis Eva zu ihrem Mann sagte: „Hol sie herunter, Will, sie ist furchtbar aufgeregt."

Will hatte Mühe, sich durch die Menschen zu drängen, denn es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch in die Erfrischungsräume.

Eva sah ihn noch die Arme ausstrecken und das Kind umfassen, dann verlor sie ihn aus dem Gesicht. Im Gedränge geschoben, kam sie erst nach einiger Zeit zu der Garderobe, wo das Mädchen mit Ännchens Überkleidern wartete.

Will wußte, daß das Kind sogleich nach Hause fahren sollte, er mußte jeden Augenblick kommen.

Eva wartete. Schon verschwanden die Kleinen, es wurde leer, aus der Ferne klang Orchestermusik.

Das Kättele hatte sich umgezogen und sah in seinem malvenfarbenen Kleid älter, aber eigentümlich schön aus.

„Auf wen wartest du? Auf mich?" fragte sie Eva.

„Nein, auf meinen Mann", erwiderte Eva gepreßt.

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Und auf einmal wußte sie, daß sie umsonst wartete. Er kam nicht. Er hatte sie vergessen.

„Er hat das Kind", murmelte sie und wandte sich zur Tür.

Eine klare Blässe spiegelte ihre Gedanken. Wie von einem Mechanismus bewegt, ging sie starr zur Tür.

„Eva!" rief das Kättele bittend, aber als sie nicht hörte, eilte es ihr nach, um sie nicht allein zu lassen.

Der große Saal war leer, im Vorraum war ein Gedränge von Menschen, schwarze Fräcke, bunte Uniformen, helle Roben und blendende Schultern.

Kättele hatte die Hand leicht auf Evas Arm gelegt und zwang sie so, ruhig auszuschreiten, so konnten sie, ohne aufzufallen, ruhig auf die Suche gehen.

„Du findest ihn, wie er mit dem Kind Komplimente einsammelt. Die Kleine will auch gefeiert sein", sagte Kättele leichthin.

Eva antwortete nicht.

Sie waren schon im Wintergarten gewesen und kamen jetzt daraus zurück. Die Menge strömte in die Säle. Eva blieb stehen. Die großen Marmortreppen hinunter rauschten die letzten Schleppen. Oben verschwanden die Bediensteten von der Balustrade, und es wurde einsam in den Säulengängen. Sie waren schon dort oben gewesen. Eva hatte sich selbst über die kniehohe Brüstung gebückt, die mit Blumen geschmückt war, und von oben prüfend den Vorraum überblickt, in dem sie jetzt ratlos standen.

Ein Diener kommt die Treppe herunter.

Das Kättele fragt ihn, ob er einen Herrn mit einem Kind im Tanzkleidchen gesehen habe.

Und da antwortet er mit dem höflichen, nichts sagenden Lächeln seines Standes, als ob er auf die Frage vorbereitet gewesen wäre, daß er dem Herrn vor kurzem in den oberen Räumen begegnet sei. Mit dem Kinde, jawohl! Dann stutzt er und wird diskret, aber so, daß man es ihm anmerkt.

Und Eva dankt kurz, und er streift mit scheuem Blick das marmorblasse Gesicht der Frau mit den abgrundtiefen Augen, die plötzlich keinen Glanz mehr haben, verbeugt sich und geht.

Sie stehen am Fuß der Treppe. Unzählige matt eingedrückte Fußspuren auf dem roten Plüschteppich. In den leeren Bogen des Erdgeschosses brennt das pompejanische Rot der Wandnischen, aus dem Blumenflor glitzert die vergoldete Balustrade, zu der Eva unwillkürlich hinaufblickt. Sie macht eine Bewegung und setzt den Fuß auf die unterste Stufe.

„Bleib, Eva, ich geh Ännchen holen."

Das Kättele ist jetzt verwandelt. In seinem Gesicht spannt sich jede Fiber, ein blaues Feuer füllt seine Augen.

„Ich will mein Kind", antwortet Eva tonlos.

„Ja, ich hol es dir. Du darfst mir nicht hinauf."

„Aber du, du darfst!" lacht die Frau lautlos in ihrer Qual.

„Ja, Eva, ich bin nicht die Frau — ich darf."

Da wirft Eva die Hände vors Gesicht, und die große, ewige, elementare Eifersucht, die uns oft so kleinlich, so belächelnswert, so brutal erscheint, und die uns doch trotz aller Erziehung und seelischer Feinfühligkeit wie ein Raubtier überfallen kann, zerriß ihr mit grausamen Krallen das arme Herz.

Das Kättele nimmt ihr die Hände vom Gesicht und will ihr Fassung predigen.

Da tönt plötzlich über ihnen ein kindliches, glückliches Lachen, und „Ännchen!" schreit die Mutter und streckt die Arme aus nach dem Kind, das den Kopf zwischen den Balkonblumen hindurchgesteckt hat.

Aber im nächsten Augenblick stößt das Kättele einen Schrei des Schreckens, des Entsetzens aus, und der Schrei findet ein Echo — das Kind antwortet mit einem schrillen Ruf.

Im blinden Lauf ist es davongeschossen, als der Vater und die fremde Dame, die dort drinnen auf dem Diwan saßen, keine Zeit, kein Auge mehr für es hatten. Auf die Blumen schoß es zu und hat die Mutter gesehen und noch irr und wirr von allem die Arme gestreckt und das Gleichgewicht verloren, und nun schrillt sein Schrei, und es bricht in die Blumen, zerreißt den blühenden Vorhang, überschlägt sich und hängt, über das Geländer gestürzt, nur noch an einem krampfhaft ins Gitter greifenden Händchen.

Nur einen Augenblick dreht es sich, dann stürzt es in die Tiefe. Aber in diesem Augenblick ist Eva vom Fuß der Treppe unter die Balustrade geeilt, und das weiße, flatternde Bündel schlägt schwer in ihre Arme.

Im harten, dumpfen Fall wirft die Wucht des Anpralls beide zu Boden. . . .

Als Eva wieder zu sich kam, lag sie auf einem Diwan. Eine Krankenschwester bewegte sich an einem Tisch, neben ihr ein graubärtiges Gesicht, der Arzt, in Hemdärmeln und weißer Hemdbrust, ein Ordensband unter der Krawatte: aus der Ferne klang die Musik.

„Das Kind ist ganz unversehrt, gnädige Frau — auf mein Wort", sagte der Professor, der vom Fest weggeholt worden war.

Und Eva schloß die Augen. Eine Träne glitt unter den langen Wimpern hervor und zog langsam über die Wange.

Der Arzt fragte, ob sie Schmerzen spüre.

Da fühlte sie erst, daß sie wie erschlagen lag, halb entkleidet, ein unbestimmbarer Geruch von Verbandzeug um sie her. Nach einer schonenden Untersuchung, die sie nun durch ihre Aussagen unterstützen konnte, teilte ihr der Professor mit, daß sie sich eine Erschütterung zugezogen habe.

„Ist es gefährlich? Muß ich daran sterben, oder werde ich gelähmt, oder hat es sonst Folgen?" fragte sie und verbiß den dumpfen, drängenden Schmerz, der in ihr wühlte.

Der Arzt wollte sie beruhigen.

Sie lächelte und sagte: „Ich habe keine Angst. Ich will nur die Wahrheit wissen. Man muß an alles denken."

Und sie hatte gar nicht das Gefühl, daß eine plötzliche Katastrophe ihr Leben erschüttert und umgestaltet hatte. Es war ihr nicht anders, als hätte das so sein müssen, als wäre es von Anbeginn vorbestimmt gewesen, als käme alles, wie es kommen muß.

Sie fragte auch nur auf Gewissenhaftigkeit, denn sie wußte, daß sie noch nicht sterben werde, aber als der Arzt von einem kurzen Krankenlager, aber auch nur von einer länger andauernden Schwäche sprach und ihr Glück wünschte zu ihrem mutigen und besonnenen Handeln, da lächelte sie ernst. Sie wußte, daß sie instinktiv gehandelt hatte, aber genau so gehandelt hätte, wenn sie Zeit gehabt hätte zur Überlegung und die Gefahr des Absturzes von der hohen Galerie für beide hätte ermessen können.

Sie fragte nach ihrem Kind. Nach ihrem Mann fragte sie nicht. Man ließ auf ihren Wunsch niemand zu ihr. Das Kättele brachte das Kind nach Hause.



Als Will es ihr verstört ins Automobil reichte, sagte Ännchen schluchzend mit altklugem, ins Herz treffendem Vorwurf: „Warum hast du nicht besser auf mich achtgegeben, Papa?"

Kättele schlug schnell die Arme um das Kind und sah die weiße Stirn Wills von winzigen Schweißperlen glänzen, die bei dieser Frage plötzlich hervorgetreten waren.

„Geh zu deiner Frau, Will", sagte sie leise.

Dann schoß der Wagen in die Nacht.

Drei Stunden später kehrte Eva im Krankenwagen nach Hause zurück, ohne Will gesehen zu haben.

Aber am andern Abend, als es ihr besser ging, bat sie ihn, zu ihr zu kommen.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Es geht mir ganz gut, Will", rief sie ihm leise entgegen.

Er hatte sich auf eine Krise vorbereitet, er war selbst zu einer Aussprache bereit, bereit zur Buße, aber ihre Begrüßung machte ihn stumm.

Als er ihre Hand faßte und ihr ins eingefallene Gesicht blickte, das ganz das einer Wöchnerin war, da schwieg die innere Stimme in ihm. Stumm saß er an ihrem Bett.

Das Kind hatte ihn angeklagt. Die Frau nicht. Das Kind hatte ihm etwas gesagt, das ihm das Innerste hervorgezogen hatte, die Frau schwieg. Das Kind hatte ein Wort gesprochen, das ihn an ein ähnliches Erlebnis erinnert hatte, aber damals war er noch nicht zwanzig Jahre alt gewesen, und der fremde Knabe, der verunglückt war, hatte gesagt: „Wenn du dabei gewesen wärst, Monsieur Will, wäre mir nichts geschehen." Und nun hatte er sein eigenes Kind nicht besser gehütet.

Er hatte Marie noch einmal bestürmt, zum Theater zu gehen, ihr vorgeschlagen, sie schon in der ersten Spielzeit zu verpflichten, sobald sie sich für die Bühne vorbereitet habe. Und es war diesmal nicht der Liebhaber, es war der Künstler gewesen, der sie darum angegangen hatte. Aber sie hätte sich von Will als Geliebten vielleicht zu dieser unsinnigen Preisgebung ihres schönen, gesicherten Lebens hinreißen lassen, von Wilhelm Renner, der schon glaubte, über ihre Persönlichkeit verfügen zu können, sicher nicht.

„Und was glaubst du wohl, was Engel dazu sagen würde? Ich bin doch schließlich von ihm abhängig?"

„Was geht mich und dich Herr Engelbert Glockner an! Er hat sein Recht längst verwirkt", hatte er heftig geantwortet.

„Er kann es jeden Augenblick wieder geltend machen. Er weiß, daß ich mein eigenes Leben lebe, aber ich muß ihm das Recht lassen, die äußere Form zu bestimmen."

„So laß dich scheiden oder trennen!"

In diesem Augenblick war das Kind, das die heißen, geflüsterten Worte nicht verstand und sich von der Hand des Vaters losgemacht hatte, durch die Zimmerflucht davongeschossen, dem hellen, marmorfunkelnden Treppenhaus entgegen.

„Du sprichst, als wolltest du mich heiraten", antwortete sie spöttisch, und in das letzte, noch nicht laut gewordene Wort schrillte der Angstschrei des stürzenden Kindes.

Will ließ den Kopf in die Hand sinken und starrte stumm vor sich hin, die Linke hielt Eva noch in loser Umklammerung auf dem Deckbett fest. Sie spürte das Vibrieren seiner Nerven.

„Will!"

Da ging ein Schlag durch seinen Leib. Er setzte sich straff und ließ die Hand sinken.

„Ja, Eva, da sitz ich nun. Und daß du noch lebst, ist nicht mein Verdienst."

„Will, Will, darum handelt es sich ja gar nicht! Das Kind ist unversehrt, und ich komme schon wieder zurecht. Und nun geht es wie auf Bestellung, nun wird sich niemand mehr wundern, wenn ich reise."

„Fort willst du, auch jetzt noch fort?"

Er starrte sie fassungslos an. Daran erkannte sie, wie ihn das Leben der letzten Jahre aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Früher hätte er sofort gewußt, daß sie jetzt erst recht eine Entfernung legen mußte zwischen sich und ihn.

„Es ist ja nichts anders geworden. Du machst dir Vorwürfe, du bist erschüttert, aber sieh, Will, wenn nun nichts geschehen wäre, wenn du mir das Kind fröhlich zurückgebracht hättest, was dann? Nein, Mann, sag nicht, du bist durch die Erschütterung aufgeweckt worden. Wenn du sie gestern wirklich geliebt hast, dann liebst du sie auch heute noch. Dumm, daß ich das sage, nicht wahr? Daß ich dir nicht helfe, dich fortzustehlen von ihr? Aber schau, Will, es ist nicht nur das. Es ist viel mehr als diese Leidenschaft, es ist die ganze große Zersplitterung, in die wir und unser Leben geraten sind, und die wird nicht durch das bißchen Unfall wieder ganz. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, ich hab aber Zeit gehabt, das alles auszudenken, ich passe ja gar nicht in dieses bunte Leben, wo alles nach außen geht, und da hab ich, wie gesagt, Zeit gehabt, nachzudenken über dich und mich, und warum wir ohne Wurzeln geblieben sind."

Sie war abgeschweift. Sie hatte das Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem Schuldigen, und das machte sie kühner und gab ihren Gedanken mehr Farbe als sonst.

Dabei wollte sie ihm aber jedes Schuldgefühl ersparen, denn sie schämte sich für ihn, und es tat ihr weh, es ging ihr gegen die Empfindung, gegen die Scham, ihren Mann, ihren Will klein zu sehen, sich demütigen zu sehen vor ihr, die immer nur zu ihm aufgeblickt hatte, die ihm gefolgt war, gläubig und treu, ins Leben, in die Ehe, in Not und Glück, in die schweifende Heimatlosigkeit, zu der er verdammt schien, und aus der er doch seine Kraft zog.

Es war still im Zimmer. Von der Straße kam das dumpfe Rollen der elektrischen Bahnen. Sie hielt seine Hand. Er hatte vergebens den Versuch gemacht, sie ihr zu entziehen.

Und er, der Beredte, dem die Gedanken frisch und geistvoll, unerschöpflich aus der Feder quollen, der täglich den Geist mühelos zu einer Voltige in die Arena jagte, Wilhelm Renner, der vielleicht ein Dichter, sicher aber ein glänzender Schriftsteller und ein willenskräftiger, energischer Lebenskämpfer war, saß wortlos, verlegen und verloren, innerlich zerschlagen vor seiner kranken Frau.

Da glomm über alles Weibempfinden das Gefühl der Mütterlichkeit in ihr auf, und sie schlang mühsam die Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich herab.

„Will!"

Menschliche Komödie.

Es war ein Vorfrühlingstag, als Eva, von ihrem Unfall auferstanden, noch einmal in den Tiergarten und zum Großen Stern hinausfuhr. Sie wollte Abschied nehmen von Berlin.



Der Himmel stand unendlich hoch und zart über der Erde. Alles schien leichter und freier geworden. Die Wege waren blank, die Bäume standen noch schwarz und leer und ließen die Denkmäler auf weite Entfernungen durchschimmern. Eine helle Sonne, die mehr Licht als Wärme gab, spielte mit dem geringsten Stückchen Glas und Metall, mit Wasser und Marmor und schlug aus allem Glanz und Flimmer.

Selbst die Viktoria auf der Siegessäule hatte ihre Schwere verloren, und das Brandenburger Tor war, aus der Ferne gesehen, von Frühlingsdüften umhaucht, die seine Durchblicke, die Säulen, das Viergespann, jede Ecke und Kante schmeichelnd umflossen.

Der Wagen wiegte sich, vorsichtig gesteuert, surrend auf den Gummireifen.

Eva hatte ihre Kinder bei sich. Sie saßen der Mutter und dem Kättele gegenüber auf den schmalen Vordersitzen.

Nun, da sie vom Stern zurückkommend auf die Linden zufuhren, kam beinahe etwas wie Abschiedsstimmung über Eva.

So mild der Tag war, ihr war es doch, als wäre ein stählerner Klang in der Luft. Etwas Anfeuerndes und Rastloses, das sich auch in dem hetzenden Tempo der Droschken und Automobile, im Dahinziehen der Straßenbahnen, selbst im Schritt der Spaziergänger kundgab.

Am Himmel liefen die kleinen, weißen Wölkchen um die Wette. Unter den Linden schmetterte Militärmusik.

Auf dem Pariser Platz wurden die Wagen angehalten. Eine Wagenburg staute sich die Straße entlang. Dem Schloß zu schob sich schwarz die Menge, und aus dem dunklen Gewoge zuckten stählerne Blitze und bunte Farben. Darüber ein rauschender Fahnenwald, in dem die Sonne alte Siege aufleuchten ließ.

„Mama, ist das der Kaiser?“ fragte Ännchen und zeigte auf einen General mit befedertem Helm, der in einem kaiserlichen Automobil vorüberjagte.

„Nee, wie dumm! Kennst du denn den Kaiser nich?“ sagte Hermann und zog sein überlegenstes Gesicht.

Und dann sahen sie ihn wirklich noch. Er kam vom Schloß her. Die Schutzleute hatten schon Bahn gemacht. An der Friedrichstraße brandete der überwältigende Verkehr einen Augenblick bergehoch und ließ den Übergang frei.

Im Schritt ritt Kaiser Wilhelm II. zwischen zwei Prinzen die Linden hinunter. Das scharf gekantete Gesicht beinahe erstarrt in gespannter Unbeweglichkeit, die Zügelhand geschickt verborgen, gerade aufgerichtet und zuweilen mit der Rechten blitzschnell den militärischen Gruß erweisend. Neben ihm die schlanken Prinzen mit den frischen Gesichtern.

Da mußte Eva unwillkürlich an die Geschichte von dem kleinen Will und dem Strauß des alten Kaisers denken, die ihr Mann ihr vor Jahren erzählt hatte. Wie ein Märchen, wie eine Geschichte aus uralter Zeit mutete es sie an. Und dann an den Sessel, an dem sich schon das Geflecht zu lösen begann, und in dem der alte Kaiser gesessen hatte, und der ihr jetzt als Krankensessel gedient hatte, weil er so leicht beweglich war. Und dann an Hermann Roßhaupt, den Wachtmeister, an Wills Vater!

Sie hatte ihn ja im Leben nie gekannt, aber sie war ganz vertraut mit ihm, wie man mit einfachen, braven Menschen auch aus Schilderungen vertraut werden kann, daß man glaubt, man müßte sie gekannt haben.

Wills Vater! Das Geheimnis der Geburt ihres Mannes hatte ihr keinen Augenblick zu denken und zu grübeln gegeben. Ihr Leben hatte mit ihm begonnen, und er war, wie er war, sie sorgte nicht, woher er kam.

Wie eine Genesende fuhr sie durch den Frühling, wortkarg, versonnen, beinahe ein bißchen wehmütig, was ihr so gar nicht lag, aber innerlich voll Lebensbejahung und Hoffnung.

So nahm sie Abschied von Berlin und Abschied von ihrem Buben. Heiterer fast, als sie von Berlin Abschied nahm, das ihr doch so fremd geblieben war, nahm sie zuletzt von ihrem Manne Abschied.

Zwischen ihnen stand immer noch ihr unerschütterlicher Entschluß, und dieser hieß sie: ihn jetzt verlassen.

Will und Kättele brachten sie an den Bahnhof.

Es war ein kühler, grauer Morgen, aber schon spielte graues Glanzlicht in dem dichten Nebeldunst und stach grell in die dunkle Halle des Potsdamer Bahnhofs.

Will hatte die Plätze ausgesucht und küßte das Kind im Abteil noch einmal auf das blasse, verschlafene Gesicht.

Eva reichte dem Kättele die Hand aus dem Wagenfenster.

„Also leb wohl und auf Wiedersehen! Und sieh doch ein bißchen nach meinem Bub!“

„Ja, Eva, aber geh hinein und setz dich. Steh nicht in dem kalten Durchgang!“

Das war mehr als Sorge, das war eine List, um Eva zu Will in das Abteil zu schicken.

Eva lächelte, nickte und ging. Dieses wissende, ruhige Lächeln ist dem Kättele noch lange nachgegangen.

Im Abteil, wo sie zufällig allein waren — Will hatte lange genug gesucht — reichten sie sich die Hand, und die ganze große und noch ungehobene Krise ihrer Ehe lag zwischen ihren kalten Fingern, als sie den letzten Abschied nahmen, der gewöhnlich ein so stimmungsloses, verlegenes, ungeduldiges Auseinandergehen zu sein pflegt.

„Es ist die höchste Zeit, also leb wohl, Will“, sagte Eva hastig.

„Und schreib gleich,“ setzte er gewissermaßen ihre Rede fort, „damit ich weiß, daß es euch gut geht.“

Sie entzog ihm die Hand und hob die Arme, um den Hut abzunehmen.

Da sagte plötzlich das Kind: „Aber schnell Kuß geben, der Schaffner pfeift gleich!“

Sie haben sich nicht geküßt, obwohl ihnen die Lippen danach brannten.

Seit jener ersten Begegnung und letzten Aussprache am Krankenbett war zwischen ihnen offenes Wasser, über das keine Brücke führte. Und wirklich trillerte auf dem Bahnsteig schon das Fahrtzeichen.

Der Zug begann sich schon zu bewegen, als Will aus dem Wagen sprang. „Ich komm euch dann holen mit dem Jungen! Und schreib gleich, Eva!“ rief er, und in dem „schreib gleich“ klang ein Herzenschrei, eine Abbitte, eine Sehnsucht, die ihr die Tränen in die Augen trieben — oder täuschte Eva nur die vibrierende Kraft des Tones, mit dem er ihr die Mahnung nachsandte?

Kätteles Taschentuch flatterte, dann schrumpfte der Bahnhof schwarz und klein in sich zusammen; unter dem Bogenwerk der Hochbahn hindurch glitt der Zug ins graublinkende Gewirr der hundert Gleise und verschwand im silbernen Morgenduft.

Die Sonne kämpfte sich durch das Grau, als Will und Kättele langsam die Königgrätzer Straße hinuntergingen. Die Steinplatten rochen nach der Nachtfeuchte, aus den Kellergeschossen stieg der eigentümlich dumpfe

Geruch, den alle Großstädte in den Morgenstunden ausatmen.

Will schreitet stumm neben Kättele her.

Sie beobachtete ihn heimlich von der Seite. Sie ertappte sich darauf, daß es ihr gar keinen Schmerz bereitete, festzustellen, wie abgespannt und gealtert er aussah. Ein müdes Gesicht, vom unbarmherzigen Morgenlicht bis in die Falten der Augenlider durchleuchtet, die schon tief auf den Augäpfeln ruhten.

An der Ecke der Prinz-Albrecht-Straße sagte sie ihm Lebewohl. Da entschuldigte er sich, daß er unterwegs kein Wort gesprochen habe.

„Aber wir sind doch keine Fremden, das war doch ganz natürlich", gab sie freundlich zurück.

Im Bemühen, sein Schweigen wieder gutzumachen, erwiderte er: „Ja, nun heißt es die Zelte abbrechen! Ich hab vor sieben Jahren allein hier Quartier gemacht und zieh allein aus. In vier Wochen, wenn der Junge sein Osterzeugnis bekommt. Ich geb mich ganz in deine Hand, Kättele, das ist ja wohl so abgemacht zwischen euch, nicht wahr?"

„Was den Umzug betrifft — ja", versetzte sie mit einem ernsten Blick, während sie den Sinn der Worte durch ein Lächeln gleichsam zu entschuldigen suchte. „Ich werde es so einrichten, daß ich am gleichen Tage reise."

Er nahm sich zusammen, um sich nichts merken zu lassen, und fragte: „Du gehst also nach Dresden?"

„Nur auf kurze Zeit, dann nach Paris zurück."

Auf einmal kam ihr zum Bewußtsein, wie es ihr gefehlt hatte, und sie sah den goldbraunen, leuchtenden Oktobertag, an dem sie Paris und seinen siebenfarbigen schimmernden Himmel verlassen hatte.

„Als ob es deine Heimat wär!" sagte er neidisch.

„Und du, Will! Dem jetzt eine Laufbahn winkt! Wo du so recht schaffen und gestalten kannst, Totes lebendig machen, statt Lebendiges zu zerlegen! Hast du keinen Grund aufzuatmen? Und Eva, Will? Deine Frau — deine tapfere, wundervolle Frau!"

Sie hatte ihm den Ausruf wie einen Dolch fest ins Herz gestoßen. Er spürte die schneidende Spitze im Sitz des Lebens.

Aber er erwiderte nichts, drückte ihre Hand und ließ sie stehen. Mit einem Lächeln sah sie ihm nach.

Zwischen Eva und Will war nichts mehr gesprochen worden, und gerade dieses stumme Nebeneinanderleben ohne heftigen Konflikt ließ die Weite und Tiefe der Entfremdung hervortreten, die zwischen ihnen Platz gegriffen hatte, ließ sie vielleicht noch größer erscheinen, als sie war. Wenn sie die Entfernung maßen, die sie voneinander trennte, konnten sie einander kaum noch erkennen, wie Schiffbrüchige, die auf Flößen gerettet, immer weiter voneinander weggetrieben werden.

Es war ja auch ein Schiffbruch gewesen.

Eva hatte die Folgerungen gezogen. Seit den ersten Jahren ihrer Ehe war sie darauf gefaßt, einmal für ihr gemeinsames Glück und für die Kinder kämpfen zu müssen. Sie führte den Kampf, indem sie Will Raum und Zeit ließ, mit sich fertig zu werden. Daß sie als eine kranke Frau von ihm ging, wußte sie besser als er, besser als der Arzt.

Nun wartete sie in Baden-Baden, wo sie die Bäder gebrauchte, auf die Zukunft.

Will hatte Marie Glockner eine Zeitlang gemieden, mehr aus Scham als aus Abneigung. Als er sie zum erstenmal wieder sah — es war im Opernhaus — ergriff der Rausch wieder von ihm Besitz.

Er brannte auf sein neues Amt. Er fühlte, daß sein ganzes Leben neu wurde, daß neue Kräfte in ihm zur Entfaltung drängten. Wie vom Himmel gefallen war ihm die Berufung nach Karlsburg, nachdem er mir nichts, dir nichts sich zur Wahl gemeldet, seine dramaturgischen Schriften eingesandt und sich persönlich bei dem Oberbürgermeister und dem Minister des Königlichen Hauses vorgestellt hatte.

Er war so klug, sich zu sagen, daß man zuerst mit zwei Theaterfachmännern, einem ehemaligen Sänger und einem Direktor, und dann gar mit einem Hofmann schlechte Erfahrungen gemacht hatte und nun gewissermaßen auf gut Glück einen Literaten an die Spitze der alten angesehenen Bühne stellte. Aber er war sich auch seines Werkes bewußt und fürchtete keinen Augenblick, dem praktischen Theaterbetrieb nicht gewachsen zu sein. Der Jugendmut und die Kraft, das Neue mit vollen Armen zu fassen, alles zu vergessen, was ihn gestern beschäftigt, die besaß er noch, die durchglühten jetzt sein ganzes Wesen und erfüllten ihn so, daß er den Ehekonflikt nicht so voll erschöpfen und austragen konnte wie Eva, die darin aufging.

Das Kättele schrieb damals an Eva, es sei vielleicht doch ein Fehler gewesen, ihn allein zu lassen und die Entfernungsprobe nicht bis nach der Übersiedlung nach Karlsburg zu verschieben, denn jetzt, im Fieber der Vorbereitung und Erwartung, im gesteigerten Lebensgefühl, da entbehre er die Aussprache, und es sei ihm eigentlich nicht zu verargen, wenn er jetzt nicht imstande sei, mit Marie Glockner zu brechen.

Da schrieb Eva zurück, das müßte ertragen werden. Sie habe nicht anders können. Mehr verloren gehen könne er ihr ja nicht, und es handle sich auch nicht allein darum, daß er die Probe machen müsse, ohne sie zu leben, sondern auch darum, wie sie selbst ohne ihn leben könne, und ob sie die Kraft finde, ihm vielleicht doch die Freiheit zu geben, trotz der Kinder, trotz allem. Aber sie mißgönne ihm die letzten Stunden mit Maria Vera nicht einmal. Alles komme schließlich darauf an, daß er sich nicht verliere, und dafür habe sie eigentlich keine Angst.

Der Brief war so klar und warm, daß Kättele daraus einen großen Zorn schöpfte und in Versuchung kam, ihn Will vorzuhalten und als Engel mit dem Richtschwert vor ihn hinzutreten.

Da es das nicht wagte, so warf es sich auf Hermann und behandelte den Jungen wie eine doppelte Waise, bemutterte und verwöhnte ihn, und die Folge war, daß der Dreizehnjährige, der als erstes Kind früh fertig ins Leben getretener Eltern selbst frühreif war, das Kättele anbetete und vergötterte.

Mit der ganzen scheuen Inbrunst des Knaben, die noch keine Worte und Zärtlichkeiten kennt, verehrte Hermann Roßhaupt das Kättele Wingen. Er hatte von der Mutter die großen, dunklen Augen geerbt, die kräftigen Glieder erinnerten an den Wachtmeister Hermann Roßhaupt, obwohl doch damals am 7. Oktober 1869 das Kind vom Himmel gefallen war, das Anne auf der Strohmatte aufgehoben hatte.

Als die Möbelwagen vorfuhren und das Kättele in seinem kostbaren Pelzjackett und rotbäckig vom Schaffen und Sorgen auf den federnden Füßen treppauf, treppab lief, nicht wie vierunddreißig, sondern wie vierundzwanzig Jahre alt, da ging er ihr nicht von der Seite und schmetterte hinter ihr alle Türen, damit sie sich nicht erkältete.

In seiner Rocktasche brannte ein Gedicht auf die



blonde Reigenkönigin, wie er sie in Anlehnung an ein Zeitungsfeuilleton genannt und angesungen hatte. Die Verse waren glücklicherweise von entschiedener Talentlosigkeit.

Als Will die Auflösung seines Haushaltes hereinbrechen sah, kam ihm zum Bewußtsein, daß er diese vier Wochen in einem Rausch verlebt hatte. Und dann die Erkenntnis, daß die Frist verstrichen sei, die er sich selbst gesetzt hatte.

Er hatte seine Frau lieb — ja, wie? — wie einen Teil seines Lebens, wie sein Leben selbst! Sie gehörte in dieses Leben, denn er war im Kampf um sie gewachsen und zum Mann geworden.

Er war ihr viel schuldig geblieben. Aber das Leben ist ein Ding ohne Logik und anders, ganz anders, wie es vielleicht sein könnte. Es hat ungemessene Tiefen, in welche die Erlebnisse und Gefühle untersinken können, bis sie eines Tages wieder an die Oberfläche steigen, wo ihr Erscheinen alles in Verwirrung bringt.

Will hatte Eva so lieb wie je, aber diese Liebe lag mit dem Ballast des täglichen Lebens beschwert auf dem Grunde der See.

Die Zimmer waren ausgeräumt. Will und Kättele standen frierend in der leeren Stube und warteten auf den Hausmeister, um die Schlüssel abzugeben.

Da kam Hermann die Treppe heraufgepoltert und meldete einen Besuch.

„Der kommt zur rechten Zeit", sagte Will trocken.

Und dann war es Engelbert Glockner, der Engel auf Reisen, der ihn um eine Unterredung bat.

Kättele war mit dem Buben gegangen, als der Besuch die Treppe heraufkam.

Die beiden Männer gingen in Wills Arbeitzimmer. Da stand noch der Kaisersessel, der in ein Lattengerüst verpackt werden sollte, um vornehm, als Passagierstück die Reise nach Karlsburg zurückzulegen.

Will machte keinen Versuch, dem Besuch Glockners eine andere Deutung zu geben. Er spielte nicht den Ahnungslosen. Ja, es war ihm wie eine Genugtuung, beinahe wie Erlösung, als er ihn vor sich sah.

Aber er bot ihm den Sessel an, indem er sagte: „Es ist die einzige Gelegenheit. Ich werde mich hier auf das Gesims setzen, um die Ruhe nicht wegzutragen. Oder wünschen Sie, daß wir einen anderen Ort aufsuchen?"

Engelbert Glockner legte ruhig den Hut auf den Sessel und blieb stehen. Die Tränensäcke unter seinen Augen traten stärker hervor. Die Mundwinkel, die unter dem aufgebürsteten Schnurrbart so gut sichtbar waren, zuckten nervös. Sonst schien er kühl und sicher wie immer.

„Sie erraten gewiß, warum ich komme, und wir wollen es kurz machen."

Seine Stimme klang rauh vor innerer Erregung. Er streifte mechanisch die Handschuhe ab.

Will spürte einen Augenblick sein Herz aussetzen, dann raste es ein Dutzend Schläge, ein feuchter Hauch ging über seine Stirn, und nun wich auf einmal jedes bängliche Gefühl, der Trotz stieg wieder in die Höhe.

„Ich errate — aber Sie haben zu bestimmen", erwiderte er kurz.

Ein gequältes Lächeln verzerrte Glockners Lippen. Er schluckte ein paarmal, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. (Fortsetzung folgt).

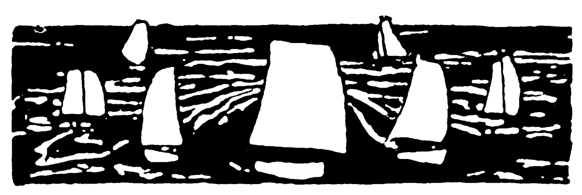
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 27. November 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

16. November.

Eine deutsche Kolonne des Generals v. Köveß nimmt, beiderseits der von Kraljewo nach Novipasar führenden Straße vorrückend, Usce in Besitz. Die weiter östlich vordringenden österreichisch-ungarischen Kräfte überschreiten bei Babica die Straße Raska—Kursumlja und erstürmen die serbischen Verschanzungen auf dem Berge Lucak (südöstlich von Babica). Deutsche und bulgarische Divisionen nähern sich von Nord und Ost dem Straßenknotenpunkt Kursumlja.

17. November.

Die an der Sandschak-Grenze kämpfenden k. u. k. Truppen werfen die letzten montenegrinischen Nachhuten über den Lim zurück. Die Verfolgung der Serben wird überall fortgesetzt.

18. November.

Die verbündeten Armeen erreichen in der Verfolgung die allgemeine Linie Davor — nördlich Raska-Kursumlja-Radan-Druglica. Unsere Truppen finden Kursumlja von den Serben verlassen und ausgeplündert vor.

19. November.

Wie der Chef des Admiralstabes der Marine bekannt gibt, hat eins unserer Unterseeboote am 5. November an der nordafrikanischen Küste den englischen Hilfskreuzer „Para" (6322 Tonnen) durch Torpedoschuß versenkt und am 6. November im Hafen von Sollum die beiden englisch-ägyptischen Kanonenboote „Prince Abbas" (300 Tonnen) und „Abdul Menem" (450 Tonnen) durch Geschützfeuer vernichtet.

20. November.

Die deutschen Truppen des Generals v. Gallwitz kämpfen südlich des Prepolac-Sattels, die Armee des Generals Bojadjieff im Gebiete der Goljak-Planina. Die Armee des Generals der Infanterie v. Köveß besetzt Nova Varos und überschreitet die Linie Sjenica—Dugapoljana—Raska. Der Feind wurde durch die Waffen der drei verbündeten Heere vom letzten Stück altserbischen Bodens vertrieben.

Der griechische Minister des Aeußern erklärt den Chefs der fremden Missionen, daß Griechenland in Wahrung seiner Neutralität serbische Truppen sofort entwaffnen würde. Lord Kitchener wird vom König von Griechenland empfangen.

21. November.

Deutsche Truppen der Armee des Generals v. Köveß besetzen Novipasar. Die Armee des Generals v. Gallwitz und der rechte Flügel der Armee des Generals Bojadjieff kämpfen um den Austritt in das Lab-Tal nördlich von Pristina. Im Ibartal warf eine österreichisch-ungarische Kolonne den Feind zurück. An den Eingängen des Amselfeldes wird heftig gekämpft.

22. November.

Der englische Gesandte hat der griechischen Regierung mitgeteilt, die Ententemächte hätten vorläufig eine wirtschaftliche und kommerzielle Blockade über Griechenland verhängt, die so lange bestehen bleiben soll, bis Griechenland sich entschlossen habe, entweder auf seiten des Vierverbandes in den Balkankrieg einzutreten oder seine Armee, deren Hauptkräfte in bedrohlicher Weise in Saloniki zusammengezogen würden, zu demobilisieren.

Die Italiener setzen den Angriff auf den ganzen Görzer Brückenkopf ebenso hartnäckig wie erfolglos fort. Besonders erbittert war der Kampf im Abschnitte von Oslavija.

Bei Socanica (im Ibar-Tal) werden serbische Nachhuten zurückgeworfen. Der Austritt in das Lab-Tal ist beiderseits von Podujevo erzwungen.

Sprachprobleme des Ostens.

Von Paul R. Krause,

früherem Regierungsrat im Kaiserl. Ottomanischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

In den letzten Dezennien ist unser ursprünglich platonisches Interesse am Orient von Jahr zu Jahr gewachsen. Seit 1880 unterhalten wir am Bosporus einflußreiche Zivil- und Militärmissionen, die auf die allmähliche Reformierung des Staatswesens hinarbeiten. Das Jahr 1885 brachte uns den Bau des anatolischen Bahnnetzes, bald darauf folgte die Bewässerung der Hochebene von Koniah, und schließlich tauchte das gigantische Projekt der Bagdadbahn mit seinen weiten Ausblicken und Möglichkeiten auf. Der heute noch tobende Weltkrieg, in dem wir Schulter an Schulter mit dem osmanischen Bundesgenossen gegen gemeinsame Feinde kämpfen, hat das Sultansreich noch enger, fast könnte man sagen unlöslich an uns geknüpft. Ein ungestümer und schier allzu optimistisch erscheinender Drang läßt heute vielen unserer Landsleute Kleinasien als das Dorado der unmittelbaren Zukunft erscheinen, eine Anschauung, vor welcher ich vom Standpunkte eines 23jährigen Aufenthaltes im Orient, von dem ein großer, im türkischen Staatsdienst verbrachter Teil mich in die entferntesten Winkel des osmanischen Reiches geführt hat, ausdrücklich warnen möchte. Eine plötzliche und ungenügend vorbereitete Überflutung der Türkei mit deutschen Kaufleuten und Ansiedlern müßte ich als ein Unglück betrachten. Nicht als ob ich die Schilderungen von Kleinasiens industriellen und kommerziellen, besonders aber landwirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten für maßlos übertrieben hinstellen möchte, aber für einen rapiden Aufschluß, etwa im amerikanischen Stile, ist Kleinasien nicht geeignet. Administrativ ist Kleinasien doch noch sehr zurück und

seine Verkehrsmittel äußerst mangelhaft, auch besitzt das in sich gekehrte, ultrakonservative türkische Landvolk mit seinen weltentrückten Sitten und Anschauungen eine äußerst geringe Aufnahmefähigkeit für fremde Elemente und Ideen. Man darf nicht vergessen, daß es sich da um Völker mit uralten Vorurteilen und Lebensanschauungen handelt, die nicht ohne weiteres geneigt sind, die modernen Sitten und Anschauungen des Westens als die besseren anzuerkennen. Trotz des gastlichen Charakters der Anatolier scheinen daher ernstliche Reibungen bei einem zu schnellen Einströmen fremder Elemente unvermeidlich. Außerdem aber müßte die ganze Gesetzgebung der Türkei erst den neuen Umständen angepaßt werden, bevor größere Einwanderungen zuzulassen wären. Bekanntlich hat sich die Aufhebung der Kapitulationen, die in dem internationalen Verkehr und der internationalen Gerichtsbarkeit eine große Rolle gespielt haben, erst soeben vollzogen und für die dadurch entstehenden Lücken der Gerichtsbarkeit ist noch kein Ersatz geschaffen. So kann man sich die Funktionen der Handelsgerichte ohne fremden Konsul oder Dragoman als Beisitzer schwer vorstellen, die beide durch Aufhebung der Kapitulationen ausgeschaltet sind und für die irgendein Ersatz gefunden werden müßte. Eine allgemeine Revision der Gesetzbücher scheint mir durch das Verschwinden einer allerdings kaum zu rechtfertigenden Einrichtung wie die Kapitulationen, die aber immerhin jahrhundertelang die Beziehungen zu den Fremden regiert hat, durchaus geboten, bevor eine Einwanderung im größeren Stil stattfinden kann. Große Ackerbaukolonien würde ich schon als Modellwirtschaften für einen Segen für die asiatische Türkei halten, aber gerade für diese müßte meiner Meinung nach der Boden gesetzgeberisch ganz besonders vorbereitet werden, denn die Türkei besitzt bisher weder Grundbuch noch Kataster, und die Erwerbung von Grund und Boden mit unbedingt sicheren Besitztiteln ist dadurch sehr erschwert. Das Besitzrecht in der Türkei ist ganz auf dem Scheriat, d. h. den religiösen Grundsätzen, so wie sie der Koran lehrt, aufgebaut und daher sehr verwickelt. Der Landbesitz ist eingeteilt in „Mirié" (Eigentum des Fiskus), „Mülk" (Freieigentum) und „Vakuf" (fromme Stiftungen, Kirchengut). Mirié würde sich für größere Ansiedlungen am besten eignen, da Mülk in größeren Flächen schwer zu haben sein wird, die Bestimmungen des Vakuf aber mahnen zu großer Vorsicht, denn das Besitzrecht wird dem jeweiligen Besitzer, dem englischen „lease" gleich, nur als Lehen erteilt und fällt jedesmal an die Vakuf-Verwaltung zurück, wenn der letzte Besitzer ohne direkten Erben stirbt. Es handelt sich da um keine unüberwindlichen Hindernisse, aber alle diese Fragen sollten geklärt werden, bevor die Türkei sich zu einer europäischen Einwanderung im größeren Stile eignet.

Es ist mir vielfach die Frage vorgelegt worden, welche von den vielen Sprachen, die in der Levante gesprochen werden: Türkisch, Griechisch, Bulgarisch, Armenisch und Arabisch, wohl zunächst von jemand zu erlernen sei, der im Orient sein Fortkommen suchen will. Meine Antwort ist immer gewesen und wird immer sein: Türkisch ist unter allen diesen Sprachen bei weitem die verbreitetste und nützlichste, um so mehr, als sie auch die Amt- und Regierungsprache ist. Ein Weltreich, das sich dereinst von den Toren Wiens bis an den Persischen Golf ausdehnte, die Donauländer, die ganze Balkanhalbinsel und das südliche Rußland sowie das nördliche Afrika mit Einschluß Aegyptens beherrschte, wird immer seine Spuren hinterlassen, selbst wenn der Flächenraum seiner Herrschaft inzwischen noch so sehr zurückgegangen ist. In den siebziger Jahren, als ich zuerst in den Orient ging, sprach oder verstand in Serbien und Rumänien, besonders aber längs des nördlichen Donauufers noch ein guter Bruchteil der Bevölkerung Türkisch. Das wird wohl heute kaum noch der Fall sein, dagegen spricht oder versteht man außer in den Resten der europäischen Türkei noch in ganz Bulgarien, Mazedonien, Albanien, Thessalien und in einem guten Teil des Epirus allgemein die türkische Sprache. Auch in Montenegro, dessen Bewohner vielfach in der Türkei ihren Broterwerb suchen, versteht man ziemlich allgemein Türkisch. Die im südlichen Rußland, besonders der Krim, von der ganzen, aus sogenannten Tataren bestehenden Landbevölkerung gesprochene Sprache, ist eine leichte Abart des in Stambul gesprochenen Türkischen und wird mit Leichtigkeit von jedem Türken verstanden. Ich habe dieselbe Beobachtung noch kürzlich im Gefangenenlager von Zossen machen können, wo sich die aus Südrußland stammenden russischen Gefangenen mohammedanischen Glaubens ohne Schwierigkeit mit den türkischen Priestern verständigen, die den Dienst in der dort errichteten Moschee verrichten. Ein dem tatarischen durchaus ähnlicher türkischer Dialekt wird in ganz Zentralasien, in den Khanaten, von den Turkmenen des Altaï-Gebirges, der eigentlichen Wiege der heutigen Osmanlis bis nach Kiachta, an der chinesischen Grenze und weit in die Mongolei hinein gesprochen. In Afghanistan herrscht eine entfernte, nicht ohne weiteres verständliche, mit starken Anklängen an das Persische vermischte Abart des Türkischen. Wenn aber der Wanderer in der zentralasiatischen Steppe für eine kurze Zeit Schutz vor dem glühenden Sonnenbrand finden will und mit dem türkischen Gruß „Merhaba" in eins der schwarzen Filzzelte der dort umherziehenden Nomaden tritt, kann er immer sicher sein, gastlich aufgenommen und mit einer Schale Joghurt bewirtet zu werden sowie mit seiner Kenntnis der türkischen Sprache eine fließende Unterhaltung aufrechterhalten zu können. Im Kaukasus herrschen die Sprachen der verschiedenen Bergstämme vor: Tscherkessen, Tschetschinzen, Mingrelier, Georgier, Grusiner usw., von denen übrigens viele gleichzeitig auch Russisch und Türkisch sprechen. Der an der Küste des Schwarzen Meeres von Poti bis Samsun seßhafte mohammedanische Stamm der Lazen bedient sich ausschließlich der türkischen Sprache, ebenso die im Kura-Tal, an der Küste des Kaspischen Meeres und bis weit nach Persien hinein die Mehrzahl der Bevölkerung bildenden, dort auch Tataren genannten Türken und türkischen und persischen Kurden der Grenzlande des oberen Euphrat.

Im eigentlichen Kleinasien ist das Türkische bis zur arabischen Sprachgrenze, die gegen Süden bei Aleppo anfängt, die vorherrschende, doch wird man, da Beamte, Offiziere und Gendarmen auch in den arabisch sprechenden Provinzen ausschließlich aus Osmanlis bestehen, auch dort mit Türkisch auskommen können. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß Türkisch und Arabisch gleiche oder wenigstens ähnliche Sprachen sind. Sie stehen sich im Gegenteil vollkommen fremd gegenüber und ähneln sich nur in den Schriftzeichen. Die armenischen und griechischen Bewohner Anatoliens, letztere besonders in dem Pontischen Gebirge landeinwärts von Trapezunt und um Koniak ansässig, brauchen das Türkische als Umgangsprache. Mir sind eine griechische und eine armenische Zeitung bekannt, die beide in türkischer Sprache mit



An meinen Sohn.

Sechzehn Jahre bist du alt, mein Bube,
Kaum gelöst von Mutters Schürzenband,
Doch du sprangst aus deiner Kinderstube
Trotzig lachend in den Weltenbrand,
Warfst dein helles, hoffnungshelles Leben
In den flammenroten Opferschacht,
Standst in wüsten Schlachten ohne Beben
Und im Schauer einsam nächtger Nacht.

All die Schrecken, denen Männer zagen,
Durst und Hunger, Wunden, Sterbensnot,
Hast du klaglos als ein Mann getragen,
Weil es dir dein freies Herz gebot.
Und als dann vor euren Heereshaufen
Russenschanzen sich emporgetürmt,
Bist du mit den Brüdern angelaufen,
Und so hast du Grodno mitgestürmt.

Aber in die wilde Siegesstunde
Heulten russische Granaten drein,
Und da wühlte sich die heiße Wunde
Tief und lähmend in dein jung Gebein.
Und dann ward auch ich, dir fern, verwundet,
Als die Russenkugel mich erkor —
Blutend haben beide wir bekundet:
Wer an Deutschland will, treff uns zuvor!

Sohn und Vater waren wir bis heute,
Doch nun eint uns neu der heilge Saft:
Denn als waffenwunde Kriegesleute
Schlossen du und ich Blutbruderschaft.
Strahlend Ziel hochhehrsten Mannesstrebens:
Reifen sah ich meines Wesens Saat —
Komm an meine Brust, Stolz meines Lebens:
Herzensjunge — Bruder — Kamerad! —

z. Z. Berlin-Grunewald. Walter Bloem.

griechischen bzw. armenischen Buchstaben gedruckt sind. Auch für den brieflichen Verkehr des Handels mit dem Innern Kleinasiens wird bei der Schwierigkeit der türkischen Schriftzeichen vielfach die türkische Sprache, mit griechischen Lettern geschrieben, verwendet. Ich selbst war, da ich die türkische Schrift nicht genügend beherrschte, häufig gezwungen, meine Korrespondenz mit meinen Geschäftsfreunden im Innern Anatoliens in dieser Weise zu erledigen.

Die höhere türkische Amtsprache, das sogenannte Diwanè, hat den Europäern, die sich bemüht haben, die Sprache zu lernen, viel Kopfzerbrechen gemacht, denn je mehr derjenige, der sich diese angebliche Verfeinerung des Türkischen angelegen sein läßt, seine Rede mit persischen oder arabischen Worten und Redewendungen durchsetzt, einen desto höheren Bildungsgrad glaubt er zu beweisen, und für desto feiner wird sein Stil gehalten. Glücklicherweise ist diese Sucht, die ja auch unsere Sprache in früheren Jahrhunderten durchgemacht hat, als sie zum Überfluß mit Fremdwörtern durchsetzt wurde, nunmehr im Abnehmen begriffen, und ein verdienstvolles Streben nach Vereinfachung hat in der Amtssprache Platz gegriffen. Denn die einfache türkische Volkssprache, so wie sie der Kaufmann, der kleinere Beamte, der Bootsführer und der Landmann sprechen, ist durchaus einfach und, so große Schwierigkeiten die Schriftsprache dem Fremden auch bereitet, ist die gesprochene Sprache schon infolge der Ähnlichkeit in der Satzbildung von uns Deutschen unschwer zu erlernen. Von den acht Sprachen, die ich mehr oder weniger beherrsche, ist mir die Erlernung des Türkischen am leichtesten gefallen. Bu (Diese) haftà (Woche) Stambulà (nach Stambul) gidedjejis (werden wir gehen). Bisim (unser) pederimis (Vater ist) dün (gestern) geldi (angekommen). Der Satzbau ist genau wie der unsere. Auch die zahllosen anatolischen Sprichwörter deuten auf die große Einfachheit der Sprache, z. B. Her gün hodja pilàf jegémes — Jeden Tag kann der Lehrer keinen Pilau essen — soll anzeigen, daß gute und schöne Dinge nicht jeden Tag zu erwarten sind. Kelp bagrior, Kerwén getschior — Der Hund bellt, die Karawane zieht vorüber — soll symbolisch darstellen, wie wenig das Große und Mächtige dieser Erde von kleinen Widerwärtigkeiten berührt werden kann.

Am schnellsten wird man das Türkische, eine sonore Sprache mit vielen Vokalen, durch das Ohr erlernen, indem man türkische Kaffeehäuser besucht und sonst sich möglichst viel unter das Volk mischt. Natürlich wird es von großem Vorteil sein, vorher schon eine gesunde Grundlage auf unserem ausgezeichneten orientalischen Seminar zu erlangen und mitzunehmen. Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß die Türken ein Volk von Soldaten, Beamten und Ackerbauern sind, das sich dem Handel im Allgemeinen fernhält. Als Handelssprache für die Levante sei daher, besonders in den Küstenstädten, das Griechische vorzuziehen. Daß es von unzweifelhaftem Nutzen ist, an zweiter Stelle, wenn man die Muße dazu hat, auch Griechisch zu lernen, soll gar nicht bestritten werden, denn griechische Händler sind außerordentlich rührig und ihr Einfluß im Großhandel sowohl, als auch im Kleinhandel weiterverbreitet. Man findet sie an der Donau, auf dem ganzen Balkan, in Südrußland und Zentralasien bis nach Indien hinein, in Ägypten, längs der ganzen Küste des Mittelmeeres, des roten Meeres und des indischen Ozeans, bis nach Südafrika und Indien. Ich kann aber nur bei meiner Ansicht bleiben, daß Türkisch trotz alledem die wichtigste und verbreitetste Sprache des Orients ist, und für absehbare Zeit auch bleiben wird.

Die Mehrzahl der griechischen Händler kennt oder versteht schon des eigenen Vorteils wegen auch die türkische Sprache, nie aber wird auch nur ein Einziger von all den Millionen von Muselmanen Kleinasiens je eine andere als ihre eigene Sprache lernen. Ich glaube bestimmt versichern zu können, daß ein Türke mit seiner eigenen Sprache von Belgrad durch den Balkan, Kleinasien und Zentralasien bis nach China gelangen wird, ohne ein Wort einer anderen Sprache zu Hilfe

nehmen zu müssen. Dem vielverbreiteten Glauben, daß die Kenntnis des Altgriechischen dazu verhelfe, ohne weiteres auch Neugriechisch sprechen zu können, muß entgegengetreten werden. So leicht ist das nun doch nicht, denn der Vorteil, hier und da altgriechische Vokabeln verwenden zu können, wird durch die Grundverschiedenheit der Aussprache aufgehoben. Am besten sind die Kinder daran. Man wird selten ein im Orient geborenes Kind deutscher Eltern antreffen, das nicht fließend Griechisch sprechen sollte, da es neben dem Türkischen die Sprache beständig von den Dienstboten hört. Von den Kindern lernen es zumeist auch die Eltern nebenbei.

Auch das Bulgarische, ein rein slawisches Idiom, ist unter den erlernenswerten Sprachen erwähnt worden. Niemand, der das tüchtige und mannhafte Volk aus eigener Anschauung kennt, wird daran zweifeln, daß dem bulgarischen Staat die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel durch seine eigenen Charaktereigenschaften gesichert ist, und es liegt in unserem Interesse, den neuen Bundesgenossen so stark zu machen, wie es nur in unserer Macht liegt. Bulgarien wird in nicht zu ferner Zeit auf dem Balkan von der Adria bis zur Ägäis die Vorherrschaft ausüben, und seine Sprache wird daher in der Zukunft eine dementsprechende Rolle spielen. Für den Augenblick jedoch dürfte es genügen, wenn diejenigen, die sich in Bulgarien selbst niederzulassen gedenken, sich der Erlernung der für eine deutsche Zunge nicht gerade leichten Sprache widmen.

Von dem Französischen, das bis zum Kriege in der Gesellschaft sowohl als auch auf den türkischen Ämtern von allen europäischen Sprachen die vorherrschende war, und die außerdem durch die zahlreichen Schulen der geistlichen Orden im ganzen Lande verbreitet wurde, darf man wohl nach dem Kriege einen ausgesprochenen Rückzug erwarten. Von der deutschen Sprache wird man annehmen dürfen, daß sie allmählich den Platz des Französischen einnehmen und die führende Sprache des Orients werden wird. Schon jetzt bedienen sich zahlreiche Türken der bessern Klasse unserer Sprache. Die Zahl der Offiziere und Studenten, die auf unseren Schulen ihre Wissenschaft bereichern, wächst beständig, und es ist anzunehmen, daß nach dem Kriege deutsche Schulen die französischen auch im Lande selbst verdrängen werden. Dennoch kann man allen denen, die sich den Orient als Schauplatz ihrer Tätigkeit wählen wollen, nur anraten, sich die Landessprache möglichst bald anzueignen. Es ist dies in der Vergangenheit von den Fremden nur zu sehr vernachlässigt und von den Landesbewohnern mit einigem Recht als Geringschätzung betrachtet worden. Ich habe in Konstantinopel und auch in anderen Handelstädten der Türkei Kaufleute angetroffen, die seit einem Vierteljahrhundert im Lande ansässig waren, ohne ein Wort Türkisch zu verstehen, wovon Deutsche und Schweizer allerdings stets eine rühmliche Ausnahme bildeten, und wir dürfen wohl damit rechnen, daß das auch in der Zukunft der Fall sein wird; denn der deutsche Ansiedler genießt mit Recht in der ganzen Welt den Ruf, den Gebräuchen und Eigentümlichkeiten der Länder, deren Gastfreundschaft er genießt, allezeit von allen Nationen die ausgesprochenste Achtung zu zollen.

An Winters Pforten.

Von Bodo Wildberg.

Die braunen Äcker spüren den letzen Pflug. Drei riesige Ochsen, Westerwälder Zucht, weiß und rötlich gescheckt, ziehn ihn mit tief gesenkten Häuptern zum Feldrain. Wer auf der Landstraße vorüberwandelt, sieht ihnen und dem jugendlichen Pflüger nach, schaut in die Nebelferne des Novembernachmittags und wiederum über die Schollen. . . . Die Zeit hat uns wieder so stark auf unsre Abhängigkeit von der alten Erde hingewiesen, daß jeder, mochte er auch sonst achtlos an Saat und Äcker vorbeispazieren, jetzt einen Blick darauf werfen muß. . . .

Im Verlaufe des mächtigen Vierecks, das die Stallungen um den gespannvollen arbeitschweren Hof bilden, wachsen die Speicher empor, auf hohem trocknem Bühl, nach Abend und nach Morgen schauend, mit einer einzigen Tür, die jederzeit vom Auge des Herrn erblickt werden kann. Dicke Ziegelwände umschließen den kostbaren Vorrat. Das schneedichte Dach schützt ihn vor Feuchtigkeit. Jetzt ist gründliches Durchlüften erlaubt, die Klappluken stehn noch offen; bald muß der Speicher luftdicht bleiben und das Dach eine tadellose Schalung besitzen, damit kein Tropfen, auch kein Mörtelbrocken ins edle Korn falle.

Die weiten und breiten Wiesenflächen, dem Spaziergänger zumeist ein verbotner grüner Teppich, bekommen jetzt ihre Kalkdüngung. Die wundervolle Herbstzeitlose, dieser geheimnisvolle Todesseufzer des Sommers, der im Kelch einer Frühlingsblume — das sind ja die Verwandten des Colchicum alba — rotbläulich ausatmet, sie gilt dem Landwirt freilich als schlimmstes Unkraut. Darum erfreut sie uns nur auf abgelegenen Grasecken, diese Zeitlose, die mit offnen Kelchen als Colchicum byzantinum größer und üppiger auf den Schlachtfeldern des fernen Balkans blüht.

Noch ist es Zeit, Obstbäume zu pflanzen, namentlich bei trockner Witterung. Hatte der Baum einen Vorgänger, so muß alles, was vom alten Baum noch in der Erde steckt, ohne Rücksicht den Wurzeln des Neulings weichen. Wir sehen dort zwei das heikle Geschäft vollziehen. Das Bäumchen, das einer benachbarten tüchtigen Baumschule entstammt, schwebt noch in den Händen des einen, indes der andere den Boden sorgfältig lockert. Nun greifen die Wurzeln ein, bis zum Halse stehen sie jetzt im hellbraunen Erdreich. Dann tritt man die Erde fest und begießt sie kräftig, bindet das Stämmchen mit dünner Weide leicht an den Pfahl. Viele pflanzen lieber im Frühling.

Gemüsegärten — mir seit jeher ein lieber und ästhetischer Anblick —tragen ihre bunte Schönheit, falls uns ein milder Winteranfang beschieden, bis in die Weihnachtzeit hinein. Zum mindesten der Grünkohl wird seine grotesk frisierten Köpfe noch lange aus den Beeten herausstrecken. In veilchenblauen und weinroten Tönen begleitet ihn der Rotkohl, und ein paar späte Ringelblumen tropfen ihr Gold in dieses Herbstgemälde. Die leer gewordenen Beete werden emsig „rigolt", und die Gemüsesetzlinge finden ihr Gedeihen in kühlen Kasten, die an linderen Tagen, wenn Sonne auf den Äckern liegt oder eine stille, weiche Luft den schwarzen Waldsaum ins



BUNDESLIED.

zur Melodie: „Deutschland über Alles" „Gott erhalte, Gott beschütze"

Deutschland Östreich, Seit an Seite,
Östreich Deutschland, treu gesellt,
Stehn geeint zu heil'gem Streite,
Bieten Trotz der ganzen Welt;
Geben sich das Kampfgeleite
Von der Adria zum Belt
Deutschland Östreich, Seit an Seite,
Bieten Trotz der ganzen Welt.

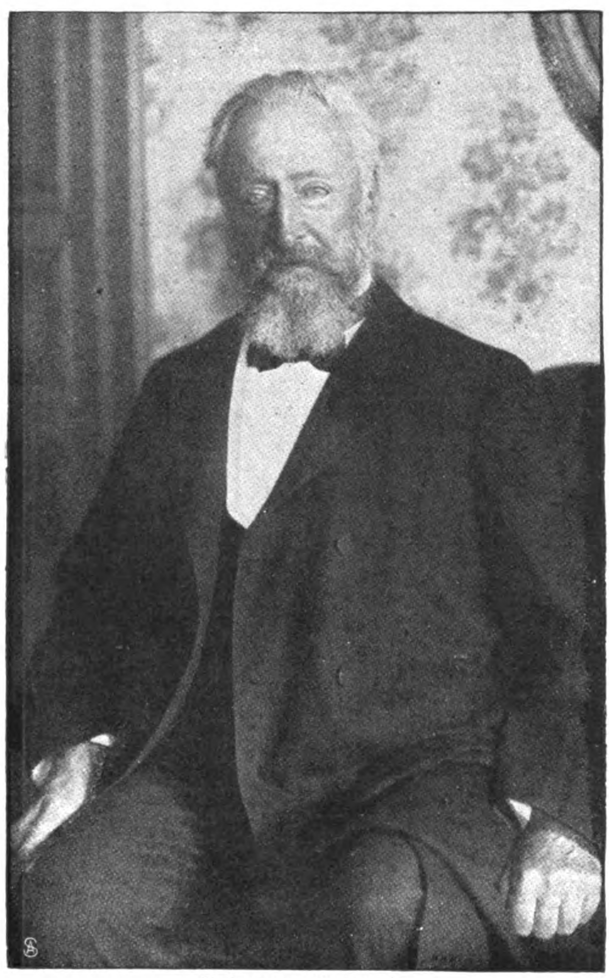
Östreichs Ehre, Deutschlands Ehre,
Deutschlands Gegner, Oestreichs Feind,
Auf dem Lande, auf dem Meere
Beide Völker fest geeint;

Fest geeint die starken Heere,
Wort und Handschlag treu gemeint,
Oestreichs Ehre, Deutschlands Ehre,
Deutschlands Gegner, Östreichs Feind.

Hand in Hand die Kaiser stehen
Und die Adler Flug an Flug,
Stolz die alten Banner wehen,
Wehr und Waffen gibts genug.
Gott erhöre unser Flehen!
Hilf uns wider Lug und Trug,
Lass die weite Erde sehen
Deutschlands, Östreichs Sieges-
zug!

Gräfin v. Waldburg Syrgenstein





Johannes Trojan †

Der feinsinnige Lyriker und treffliche Schriftsteller ist in Rostock im 78. Lebensjahre gestorben. Unseren Lesern wird er aus den zahlreichen Beiträgen unseres Blattes, in denen er zum Teil auch seiner Liebe zur Pflanzenwelt Ausdruck gab, in bester Erinnerung bleiben.

Bläuliche umstimmt, einer Lüftung unterzogen werden. Kohlrüben und Möhren bedürfen der Einwinterung. Überall ist ein fleißiges Graben. Man schneidet Edelreiser, jetzt schon auf die Frühjahrsveredelung bedacht. Die Hackfruchtmieten deckt man mit Erde ein. Maschinen und allerhand Gerät heißt es sauber machen vor der Aufbewahrung, dem kurzen Winterschlaf.

Im Garten gibt's nicht geringere Arbeit und Vorsorge. Blumenzwiebelbeete müssen ihre Decke haben, sofern die Zwiebeln nicht, wie bei den Hyazinthen, auf Gläser gesetzt werden, still harren die Gefäße und Kapseln jener rosigen, weißen oder blauen Märchengebilde der Zukunft. Stecklinge von Ziergesträuch werden eingegraben. Bei trockenem, nicht allzu kaltem Wetter ist der Augenblick für die Bergung des Blumenrohrs, der prächtigen indischen Kanna, gekommen. Der abgewelkte Stengel wird in Fußhöhe abgeschnitten, die Knollen werden sorgsam gereinigt und in den lockeren Sand eines mäßig warmen Kellers eingebettet. Im März werden sie dann in Töpfe kommen, erst im Mai sehen sie das Freie wieder. Koniferen werden eingebunden, auch den zarteren Rosengeschlechtern ergeht es so; nur die harten, treuen Monatsrosen heben ihre geduldigen Gesichter mit feinem, leis verschwebendem Dufthauch dem Dezember entgegen. Ihr gleicht in diesem Sinne eine unserer mißachteten wilden Blumen, die Felsennelte; ihr karmesinroter Blütenstern, meist blasser als im Sommer, schaut zuweilen noch halbblind aus dem kurzen Rasen, wenn der erste ernsthafte Schneefall herabsinkt.

In manchen Gegenden — es werden immer üppige Pflaumengaue sein — erheben sich in sanfter Talmulde oder im Feldgebreite, meist in einigem Abstande vom Gutshofe, kleine, geweißte, viereckige Häuser mit hochaufschießendem Rauchfang. Es sind Pflaumendarren, freistehende Öfen, in denen das blaue, süße Obst gedörrt wird, und der eigentümliche Geruch, der sie umwittert, bleibt jedem unvergeßlich, der Kindheitstage in solchem Zwetschgenlande zugebracht. Die richtigen gewöhnlichen Zwetschen oder Zwetschgen sind's, die „Hauszwetschen", die sich zum Dörren am vortrefflichsten eignen. Man kann weder Eierpflaumen noch Dattelzwetschen auf der Darrhorde gebrauchen. Man heizt die Darren mit Holz, meist mit Spaltholz oder Spänen, weil die Hitze nicht zu lebhaft werden darf. So vereint sich der Dunst backender Pflaumen mit dem traulichen Wrasen des Holzbrandes zu einem Charakterdufte der Vorwinterzeit. Ich habe den Eindruck, daß die Zwetschgendarren meiner Jugend meist an Bächen standen, was wohl mit der Feuersgefahr zusammenhängt.

Wer Landgerüche liebt, wird auch den Dung nicht verachten. Das Gartenland soll, nach dem ökonomischen Gesetz, „rauh liegend durchfrieren", denn so schließen sich die Nährstofe williger auf, und der Feuchtigkeit des Winters ist besser Zutritt gegeben. Der Dung muß völlig in den Erdboden gelangen, und es ist hübsch anzusehen, wie der letzte Graben sich am Schluß mit dem Aushub des ersten füllt. Der kundige Landwirt wendet beim



Frau Henriette Goldschmidt,

feierte ihren 90. Geburtstag.

Karte zu den siegreichen Kämpfen in Serbien.

Graben den Spaten, und er legt ihn beiseit, sobald der Boden naß und schwammig aufquillt.

Unser Weg führt am Hühnerhof vorbei, wo die schönen, weißleuchtenden, rosenkämmigen Ramelsloher besonders gute Figur machen. Gepfefferte Mechelner, schwarze Minorkas und ein paar Goldbraune haben die blendenden Nachbarn, übern Zaun steigt eine leis gebogene Wand von lustigstem Grün — das liebliche Gehügel der Wintersaaten. Die Krone des Hügels trägt wieder ein Gärtlein, ein südwärts gewendetes, in dem noch allerhand Freundliches sich aufhält. Doch auf der Schattenseite hat man bereits mit der Einwinterung begonnen.

Langsam kehrt allenthalben die Landarbeit zur Ruhe, die doch keine völlige Ruhe ist; denn unablässige Arbeit fordern auch die langen Winterstunden. Und unter der Krume wartet geduldig der Segen kommender Tage.

Jenseit der braunen Ackerstreifen, der sattgrünen, zuversichtlichen Wintersaat steht der endlose Waldsaum in fernem und unwirklichem Duft, als läge grau und groß das Meer dahinter. Und senkt man das Ohr zum harten Grunde des Feldrains hinab, da rauscht es unter der Erde wie die See in der Muschel — rauscht von neuen frucht- und friedreichen Jahren.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Es war vorauszusehen, daß das Salonikiunternehmen für unsere Gegner mit einer schweren Verlegenheit enden würde. Diese Erwartung erfüllt sich in vollem Umfange. Die französischen Landungstruppen und das englische Hilfsvolk wären jetzt froh, wenn Reste der serbischen Armee ihnen zu Hilfe kommen könnten.

England und seine Freunde haben der griechischen Regierung das Verlangen gestellt, ihre in Saloniki gelandeten Truppen zu schützen und zu unterstützen. Außerdem solle Griechenland eine bindende Erklärung abgeben, wie es sich gegen flüchtende serbische Truppen und ihre Verfolger verhalten wolle, wenn sie auf griechisches Gebiet kämen.

Selbstverständlich führt das große Wort in dieser Angelegenheit wieder England, das sich unbeirrt als Vormund der übrigen Welt berufen fühlt, und immer noch, wenn auch kaum noch aus innerer Überzeugung, von einem Teil der Welt als solcher anerkannt wird, allerdings von dem Teil, der beständig den kürzesten zieht.

Dieser Versuch, auf das neutrale Griechenland einen Druck zu üben, fällt mit der Entsendung Kitcheners nach dem Osten zusammen, nach dem „nahen Osten“, wie ausdrücklich betont wurde. Nach einem Aufenthalt in Rom ist er dann auch in Athen gewesen und hat auf der Weiterfahrt im Hafen von Saloniki die Herren von der Expedition zu einer Besprechung zu sich gebeten.

Die volle Wahrheit über die Ursachen und Absichten der Reise Lord Kitcheners hat der englische Premierminister natürlich nicht gesagt, als er dem Parlament davon Mitteilung machte. Der große Spezialist für orientalische Schwächezustände soll aber selbstverständlich eingreifen, wo die Lage kritisch ist. Ob seine Kunst zu etwas nütze ist oder nicht, wird man wohl reichlich Gelegenheit haben zu beobachten; der Fall Saloniki, der so akut zu einer griechischen Frage geworden ist, ist nicht der einzige, den zu behandeln seine treuherzige Nation ihn ausgeschickt hat.

Auf die Meldung von dem Verlangen Englands und seiner Trabanten folgten Erörterungen und Erläuterungen in ihrer Presse. Die ließen keinen Zweifel darüber, daß Griechenland glatt zugemutet wurde, seine Neutralität in eine feindliche Haltung gegen Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien und in eine gefügige gegen England und Genossen zu verwandeln. Es wäre ja auch inkonsequent, wenn unsere Feinde es mit diesem neutralen Staat ausnahmsweise nicht versuchen sollten, ihn zu sich hinüberzuziehen, wie sie es mit allen neutralen Staaten versucht haben. Nur wir haben von den Neutralen nichts als Neutralität gewünscht.

Die Antwort der griechischen Regierung auf die Zumutung, abzurüsten und unsere Feinde auf griechischem Boden schalten und walten zu lassen, ist aber anders ausgefallen. Den Vertretern der fremden Missionen wurde in Athen erwidert, Griechenland würde in Wahrung seiner Neutralität alle sein Gebiet betretenden serbischen Truppenteile unbedingt entwaffnen und bis zum Ende des Krieges in einem Konzentrationslager unterbringen. Von diesem Bescheid zeigten sich, wie es heißt, die Herren Abgesandten von England usw. recht unangenehm berührt, und nun kam unverhüllt die Bedrohung Griechenlands zum Ausdruck. Es wurde über das Land eine wirtschaftliche und Handelsblockade verhängt, so lange, bis Griechenland entweder abrüste oder Saloniki ausliefere oder ganz auf die Seite unserer Feinde träte. In diesem Stadium der Krisis trat Kitchener die Weiterreise an.

Ein anderes Ereignis brachte die verflossene Woche, das mit besonderer Genugtuung in Österreich-Ungarn aufgenommen wird: die Aufgabe des Sandschaks. Es geschah dies im Zusammenhang mit dem erdrückenden allgemeinen Vorgehen auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Im Ibartale vorrückend, legten sich unsere verbündeten Truppen östlich von Novipasar quer vor, während gleichzeitig dieser Punkt von Norden her umfassend eingeengt wurde. Ferner war nach den letzten Meldungen das Amselfeld von den Bulgaren schon so gut wie verrammelt. Novipasar wurde von deutschen Truppen der Armee Gallwitz besetzt. Der österreichische Kriegsbericht konnte melden, daß mit dem 19. d. Mts. bereits der Feind vom letzten Stück altserbischen Bodens durch die Waffen der drei verbündeten Heere vertrieben wurde. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß der serbischen Hauptmacht, soviel von ihr noch übrig ist, kaum noch Bewegungsfreiheit bleibt.

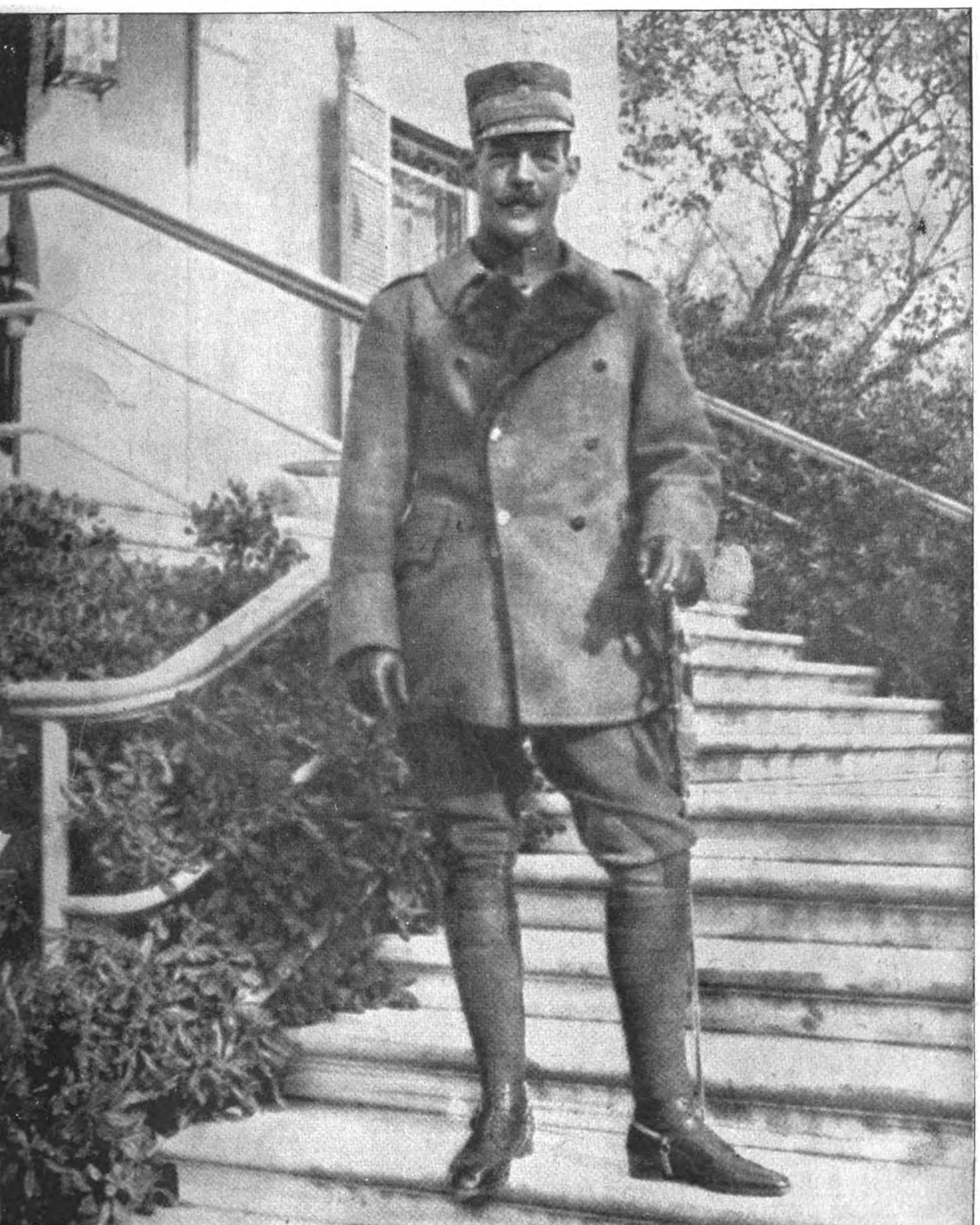
Nimmt man dazu, daß die Meldungen von der Niederlage der Franzosen am Wardar, die natürlich von den gegnerischen Berichten als geringfügig hingestellt wurde, sich in vollem Umfange bestätigen, daß es den Serben nicht gelungen ist, die Bulgaren auf ihrem Wege nach Monastir aufzuhalten und ebensowenig, sich mit den französischen Hilfstruppen zusammenzufinden, so haben wir eine weitere Vervollständigung des Mißlingens aller Widerstände gegen unsere siegreichen Waffen.

Von der Ostfront kam die Meldung, daß die Russen bei Czartorysk über den Styr zurückgeworfen wurden. Nacheinander wurden ihnen vier stark befestigte Stellungen entrissen. Ferner kam es zwischen Luck und Rowno zu heftigeren Kämpfen. Gekämpft wird an den verschiedenen Teilen der langen Front, ohne daß indessen Ereignisse von Bedeutung gemeldet wurden.

Die Italiener strengen sich immer noch am unteren Isonzo an, etwas auszurichten, aber mit der gewohnten Erfolglosigkeit.

X.





König Konstantin von Griechenland.





Oberes Bild:
Volltreffer in einem englischen Schiffsgeschütz.
Mittleres Bild:
Studium der Karten vor dem Flug über serbische Stellungen.
Unteres Bild:
Bosniaken auf dem Marsch.

Vom serbischen Kriegschauplatz.





Phot. Gennecke.

Ankunft des Generalgouverneurs von Beseler (×) mit seinem Adjutanten.

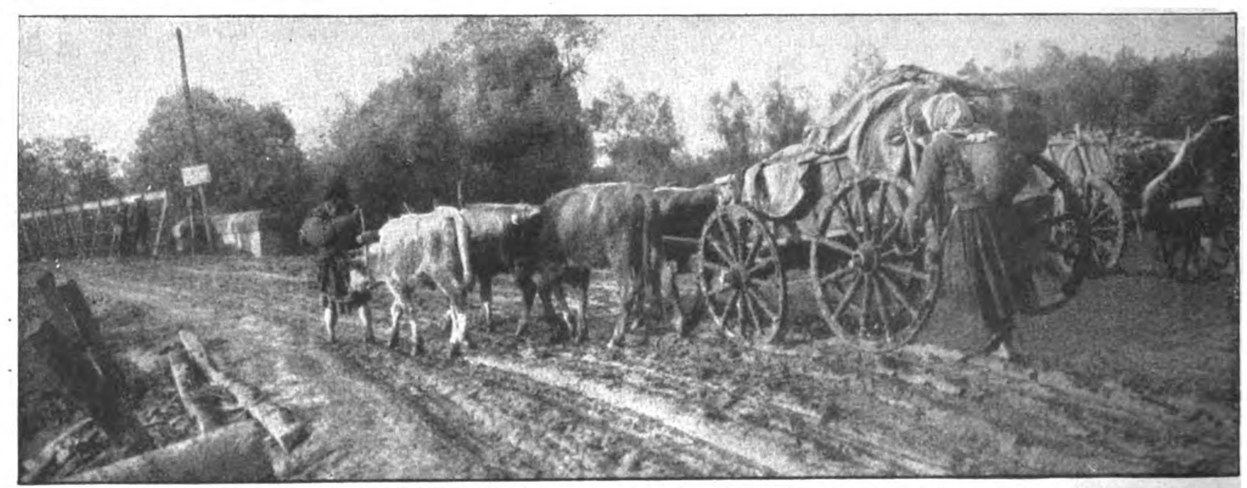


Photothek.

Die feierliche Eröffnung der Warschauer poln. Universität in Gegenwart des Generalgouverneurs v. Beseler (×)

Zur Einweihung der Warschauer Universität.

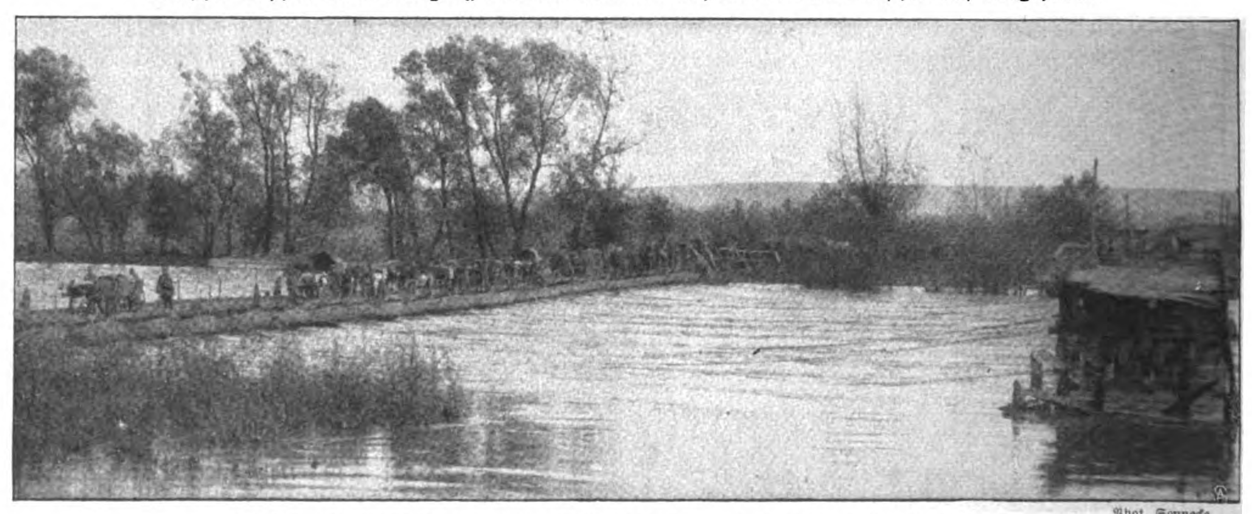




Geflüchtete serbische Bauernfamilie kehrt nach ihrem Dorf zurück.



Deutsche Truppen beim Übergang über die Morawa während des Vormarsches auf Kragujewac.

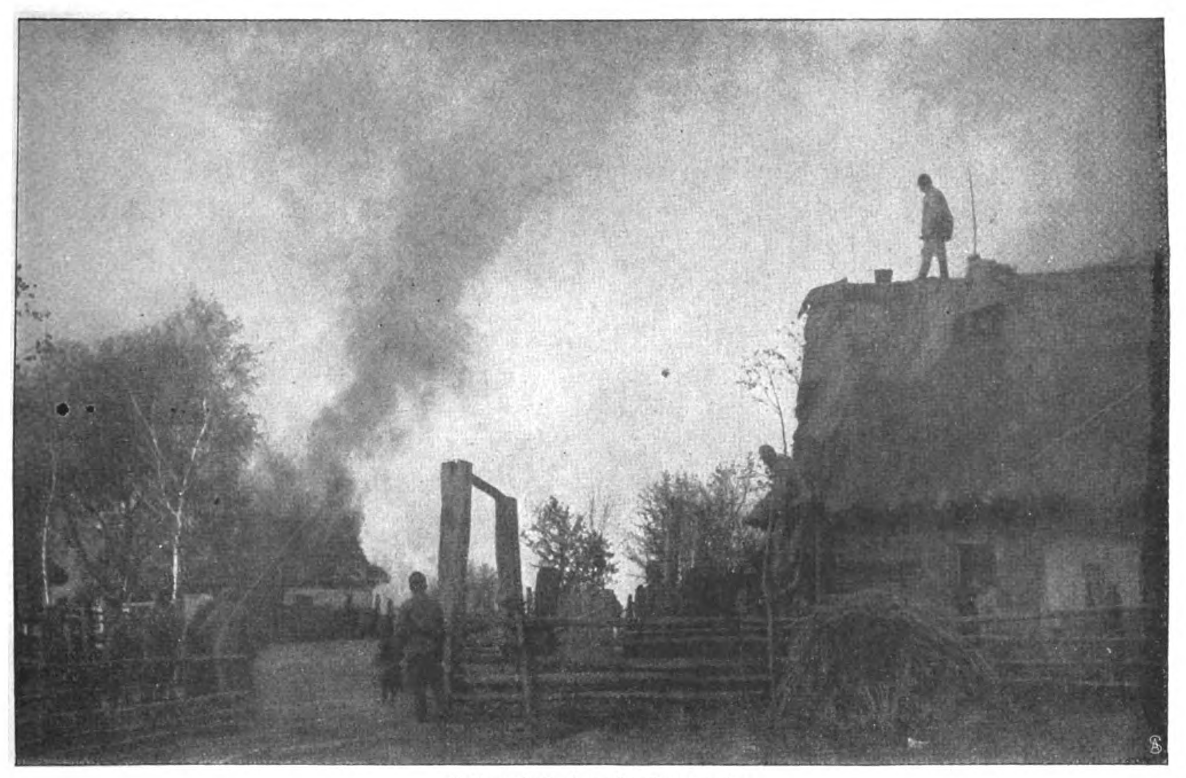


Phot. Sennecke.

Deutsche Kolonnen überschreiten auf Pontonbrücken die Lopenica bei Kragujewac.

Vom Vormarsch in Serbien.





Unsere Soldaten als Feuerwehr.



Phot. Drücke.

Von den Russen in Brand gesetzte Dorfhäuser.

Nach dem Rückzug der Russen



Phot. K. Zinne. Hauptmann Remmets. — Phot. Köppe. Hauptmann Rosemann. — Phot. Kinne. Hauptmann Artur Schade. — Hauptmann Hans Barten.

Hofphot. E. Jacobi. Hauptmann Döring. — Hauptmann Wiegand. — Hauptmann Zarnack. — Hauptmann Erich Runge.

Phot. Kleu, Neuß. Oberstabsarzt Prof. Dr. v. Drigalski. — Von links: Leutnant Knigge, Oberlt. Bieneck, Oberlt. Meinecke. — Oberleutnant Hans Vogel.

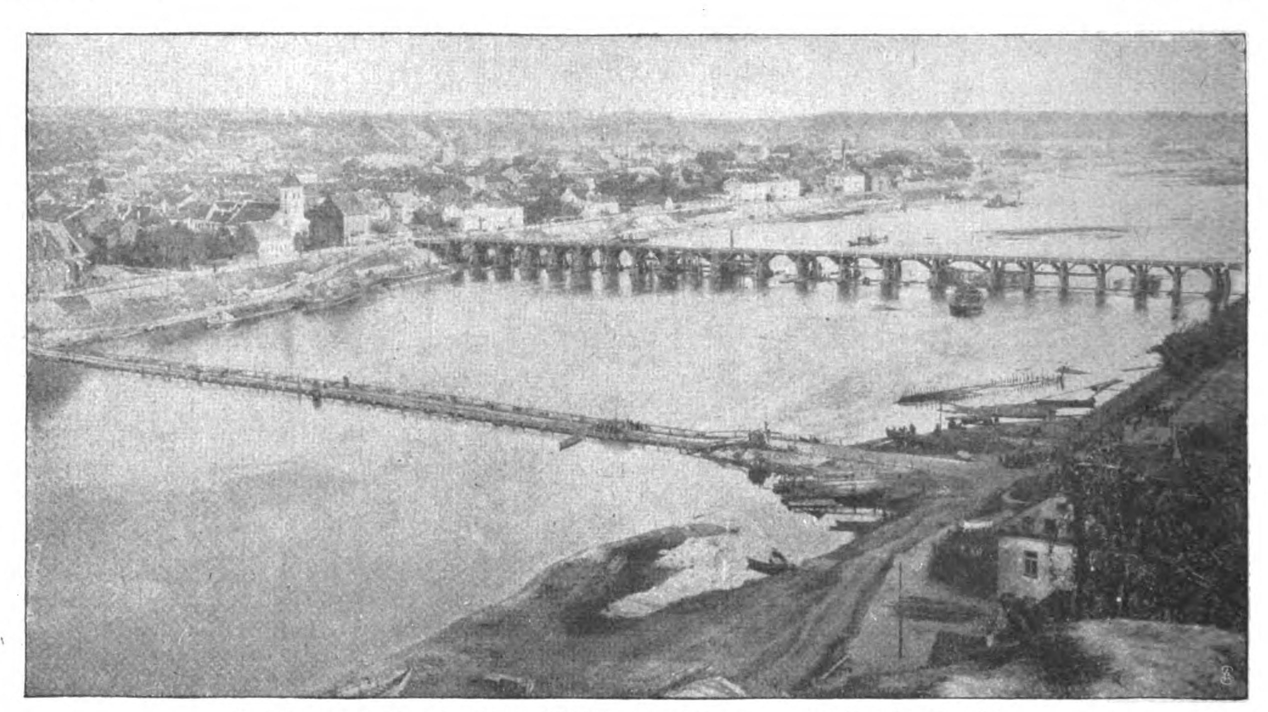
Phot. A. Meyer. Oberleutnant Karl Arnold. — Hauptmann Rudolf Klos. — Leutnant Gustav Frhr. v. Puttkamer. — Hofphot. Hahn. Leutnant Dr. Hans Mühlhaus.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Beobachtungsposten auf dem Avalagebirge.

Vom serbischen Kriegschauplatz.





Panorama von Kowno mit der Notbrücke und der neuen Brücke über den Njemen.

Vorbeimarsch einer Truppenabteilung vor Armee-Oberkommandanten General v. Below (×) in Mitau.

Bilder aus dem Osten.



Mehlspeisen der Gegenwart.

Von Wilhelmine Bird.

Es ist Zeit, daß sie wieder zu ihrem Recht kommen. Das Zugeständnis größerer Mehlquanten, der jetzt zur Verfügung stehende Weizengrieß, ferner einige freie Mehle, sie geben uns wieder eine größere Bewegungsmöglichkeit auf dem süßen Gebiet der Mehlspeisen, als es eine Zeitlang der Fall war. Die Mehlspeisen können nun auch helfen, die jetzige Fleisch- und Fetteinschränkung erträglicher zu gestalten. Zugleich mit dem Nutzen, daß sie durch ihren Zuckergehalt mit seinen wärmebildenden Eigenschaften die uns auferlegte Fettentsagung wieder ziemlich ausgleichen können.

Nach einer Seite erfordern sie allerdings ein größeres Opfer, als uns lieb sein kann. Das sind die ungewöhnlichen Preise der zu Mehlspeisen nun ein für allemal nicht zu vermeidenden Eier. Sie sind die treibende, lockernde, alle Ingredienzen harmonisch verbindende Kraft, die den Mehlspeisen ihren eigentlichen Charakter verleiht, und ohne die sie zu einem prosaischen Brei zusammensinken. Gewiß, wir müssen und wollen kriegsgemäß leben, und es ist nötig, alle Ausgaben zu beschränken; bei den Eiern fällt aber ins Gewicht, daß sie kein eigentlicher Leckerbissen, sondern an Gehalt ein positives Nährmittel sind. Außerdem sind die Eier zur Winterzeit nie billig gewesen, und wir haben ohne Besinnen doch Mehlspeisen gegessen. Die Einschränkung des Fettes ist dringender, weil neben dem hohen Preis der Mangel daran nebenher schreitet. In den folgenden Anweisungen habe ich daher, neben einfacher Herstellungsweise, das geringste Maß an Butter (die natürlich durch Kunstbutter ersetzt werden kann) und Eiern berücksichtigt, derart selbstverständlich, daß die Produkte nicht bemerkenswert darunter leiden. Bemerkt sei, daß Weizenmehl, falls der Vorrat nicht ausreicht, durch die freien, also ohne Karte erhältlichen Mehle zu strecken ist. Wohl bemerkt nur strecken, denn für sich allein sind sie alle nicht backfähig, d. h., sie sind für Triebmittel, wie Hefe oder Backpulver, nicht empfänglich und ergeben somit kein lockeres Gebäck und keine gute Mehlspeise, da sie kleberfrei sind. Allerdings kann man sie verwendbar machen durch Anwendung von vielen Eiern und deren geschlagenem Eiweiß, viel Butter und durch ständiges Rühren; wie z. B. bei einer Torte aus Kartoffelmehl. Das sind aber Üppigkeiten, die man sich vorderhand versagen muß, da die freien Mehle, wie Maismehl und andere, unverhältnismäßig teuer sind. So ist es besser, man wird ohne sie fertig. Andernfalls kann man die Streckung mit ihnen aber mit ungefähr einem Viertel des Gesamtmehlgehaltes bewirken ohne Nachteil für das Produkt.

Sollte Mangel an Milch sein, dann ist mit gutem Erfolg die kondensierte Milch zu verwenden. Außer Mehl ist Grieß ein feinschmeckendes Material. Folgender Pudding ist leicht hergestellt. 150 Gramm feinen Grieß rührt man mit einem halben Liter Milch recht klar, daß keine Klümpchen bleiben. 75 bis 80 Gramm Butter werden zerlassen, Milch und Grieß dazugegeben und so lange gerührt, bis die Masse sich vom Topf löst. Dann muß sie abkühlen. Drei bis vier Eidotter werden mit 100 Gramm Zucker, einem Vanillepulver und einigen gestoßenen bitteren Mandeln gut verrührt und innig mit dem Teig vermischt, dann mit dem Schnee der Eier unterzogen und in gefetteter, mit Semmelbröseln ausgestreuter Form eine Stunde im Wasserbad gekocht. Zu gekochten Puddings läßt sich auch Kartoffelstärke verwenden. Sehr wohlschmeckend ist folgender. Ein Viertelliter Milch wird mit 100 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker und etwas Vanille oder abgeriebener Zitronenschale zum Kochen gebracht. Mit einem weiteren Viertelliter kalter Milch rührt man 150 Gramm Stärke klar, gießt diese zu der kochenden Milch und rührt so lange, bis die Masse dick ist und sich vom Topf löst. In einer anderen Schüssel verrührt man sie mit vier Eidottern, fügt etwas geriebene süße Mandeln dazu und zum Schluß das recht steif geschlagene Eiweiß. In einer mit Fett ausgestrichenen, möglichst mit feiner Semmel ausgestreuten Form wird der Pudding im Wasserbad zwei Stunden gekocht und mit einer Frucht- oder Vanilletunke zu Tisch gegeben. Einfacher Eierkuchenteig läßt sich angenehm in verschiedene Fassung bringen und ist besonders schmackhaft mit Obst. Mit einem Viertelliter Milch und einem Achtelliter Wasser quirlt man etwa sechs Eßlöffel Mehl glatt, rührt nacheinander drei bis vier Eidotter, etwas Salz, abgeriebene Zitronenschale und nach Geschmack Zucker dazu. Es muß ein gebundener, dünnfließender Teig sein. Ein beliebiges, rein schmeckendes Fett wird in der Pfanne zerlassen und so viel Teig löffelweise hineingegeben, wie ein Eierkuchen in Größe eines Tellers braucht. Die oben angegebene Masse ergibt vier bis fünf Stück. Die Pfanne ist während des raschen Backens immer leicht zu schütteln. Der Kuchen wird gewendet, fertig auf eine warme Schüssel geschüttet und zentimeterstark mit einem beliebigen Fruchtmus belegt. Der zweite Eierkuchen wird darüber gelegt, wieder mit Fruchtmus versehen usw., bis der ganze Teig verbacken ist. Man kann auch verschiedene Früchte, je nach Vorrat, einlegen. Auch kalt schmeckt das Gebäck noch gut und kann, in hübsche Stücke geschnitten, sogar zu Kaffee oder Tee gegeben werden.

Mit Äpfeln gefüllter Eierkuchen. Von obengenanntem Teig wird ein großer Eierkuchen auf beiden Seiten zu schöner, goldgelber Farbe gebacken und möglichst in der warmen Pfanne zur Seite gestellt. Ist keine zweite Pfanne vorhanden, so gibt man ihn auf eine flache Schüssel. Nun wird ein zweiter Kuchen gebacken. Ist er unten gebräunt, belegt man die Oberfläche etwas mehr wie beim ersten Eierkuchen mit Backfett, wendet ihn und bestreicht ihn nun dick mit einem recht schmackhaft gekochten Apfelbrei, bestreut ihn mit Zucker und Zimt und läßt den ersten Eierkuchen darübergleiten. Inzwischen ist die untere Fläche auch gar gebacken. Nun stellt man den Kuchen noch einige Minuten ins Ofenrohr und bestreut die Oberfläche mit Puderzucker, den man mit glühender Schaufel glasiert.

Gefüllte Eierkuchen sind schnell hergestellt und sehr wohlschmeckend. Sie müssen ziemlich dünn gebacken werden, und der Teig verträgt die Zugabe von einigen Löffeln gestoßenen Zwiebacks. Es wird eine Füllung von feingeschnittenen, leicht durchgedünsteten Apfelscheiben, mit etwas abgeriebener Zitronenschale, Zucker nach Geschmack, etwas fein gehackten Mandeln oder Walnüssen und ein wenig fein gehacktem Zitronat gemischt. Diese Masse gibt man zentimeterstark auf die Mitte der Eierkuchen, rollt sie zusammen, legt sie nebeneinander auf eine Schüssel und stellt sie mit Zucker bestreut noch einige Minuten in die warme Röhre zum

Durchziehen. Es ist auch jede Marmelade in dieser Weise dafür verwendbar. — Sehr vorteilhaft ist ein gerollter Pudding. Er erfordert 125 Gramm Rindernierenfett, welches fein gewiegt oder geschabt sein muß. Man vermengt es mit etwa 200 Gramm Mehl, 50 Gramm Zucker, etwas Salz, einem Ei und nur so viel kaltem Wasser, daß sich nach tüchtiger Verarbeitung ein geschmeidiger, sich gut dehnender Teig ergibt. Bis zu einem halben Zentimeter Stärke rollt man ihn in länglicher Form aus, bestreut ihn dick mit eingemachten Kirschen oder einer Mischung von Äpfeln und Rosinen oder guten getrockneten Pflaumen, die man von den Kernen löst. Darüber wird der Teig zusammengerollt, an den beiden Enden fest zusammengedrückt und nun in eine mit Fett bestrichene und Mehl bestäubte, in heißem Wasser ausgewaschene Serviette gebunden. Es muß noch etwas Raum zum Quellen bleiben. Er muß zweieinhalb Stunde kochen und ist dann so von dem Obst durchdrungen, daß man keiner Tunke dazu benötigt.

Ein sehr guter Mehlauflauf ist folgender: 125 Gramm Butter läßt man zergehen, aber nicht kochen, verrührt damit 125 Gramm feinen Zucker, 50 Gramm gehackte süße Mandeln, vier Eidotter, einen halben Liter Milch und dann 250 Gramm Mehl. Ist alles recht gut vermengt, so wird der recht steif geschlagene Schnee der Eiweiße daruntergezogen. Die Masse wird in einer ausgestrichenen Blechform etwa 20 Minuten zu goldgelber Farbe gebacken und mit einer Fruchttunke oder Kompott zu Tisch gegeben.

Schokoladenpudding, warm, auch kalt zu essen, wird hergestellt, indem man 50 Gramm Butter mit vier Eidottern schaumig rührt und 75 Gramm geriebene Schokolade nebst 100 Gramm Zucker und etwas Vanille damit vermengt. Dem werden 50 Gramm fein zerbröckelter Zwieback daruntergerührt und der Schnee der vier Eier schließlich leicht untergezogen. Die Masse kann in ausgefetteter Form im Ofen gebacken oder in einer Puddingform gekocht werden. Ersteres erfordert 30 Minuten, das Kochen eine Stunde. —

Sehr gut schmeckt ein Kaffeeauflauf. Man läßt zwei Lotmaß guten gemahlenen Kaffee in einem Liter kochender Milch, wozu man auch kondensierte Milch verwenden kann, eine halbe Stunde ziehen. Dann brennt man 100 Gramm Mehl mit 50 Gramm Butter zu einem glatten Teig ab, verrührt ihn mit 50 Gramm Zucker nebst einem Päckchen Vanillezucker und rührt nacheinander drei bis vier Eidotter darunter. Das Eiweiß wird inzwischen zu Schnee geschlagen, der, nachdem die Kaffeemilch mit dem Teig sehr gut gemischt wurde, dem Ganzen unterzogen wird. In einer mit Fett ausgestrichenen Form wird der Auflauf, der hoch aufgeht, gebacken und noch mit Zucker bestreut. —

Da die Nüsse erheblich billiger sind als Mandeln und im Gebäck sehr wohlschmecken, ist es ratsam, sie reichlich in Anwendung zu bringen. Walnüsse sind sehr leicht von der Haut zu befreien, wenn man sie vor dem Gebrauch über Nacht in kaltes Wasser legt. Will man sie schnell haben, so kann man sie wie Mandeln in heißes Wasser legen, bis die Haut lösbar ist. Der Geschmack bleibt aber besser, wie auch bei Mandeln, durch kaltes Wasser. Haselnußkerne zieht man in der Regel nicht ab.

Zu einem guten Auflauf von Haselnüssen braucht man 75 Gramm Butter mit 75 Gramm Zucker nebst der abgeriebenen Schale einer Apfelsine (in Ermangelung Zitrone) und 5 Eidotter (sehr gut verrührt), 150 Gramm durch eine Mandelmühle getriebene Haselnußkerne, 50 Gramm geriebenes Schwarzbrot und schließlich den recht steif geschlagenen Schnee daruntergezogen. Die Masse wird in die mit Fett ausgestrichene Form gefüllt und in ziemlich heißem Ofen gebacken. Sehr verbessert wird der Geschmack, wenn das Schwarzbrot mit etwas Rum befeuchtet wird. Dazu ist eine Vanilletunke sehr angebracht. Die Speise kann aber auch in der Puddingform eineinhalb Stunde gekocht werden.

Schließlich sei noch der leicht herzustellenden und nie mißratenden Schmarren gedacht. Einen Kaiserschmarren stellt man her, indem man drei Eidotter in einem Viertelliter Milch zerquirlt, Salz, Zucker nach Geschmack und 100 Gramm Mehl dazurührt, etwas mit Zitrone oder Zimt würzt und dann den Schnee der Eier darunterzieht. Man läßt irgendein passendes Fett in der Pfanne zergehen, gießt den Teig hinein und bäckt ihn auf der unteren Seite schön lichtbraun, dann beginnt man ihn von allen Seiten abzustechen und wiederholt dieses so lange, bis alle abgestoßenen Teile gebräunt sind. Man häuft sie auf eine Schüssel und bestreut das Ganze mit Zucker. Sehr gut schmeckt der Schmarren mit vorher gut ausgequollenen Korinthen.



Nachts vor der Schlacht.

Die Nacht ist hell,
Der Vollmond scheint,
Wir wissen,
Wir liegen
Dicht am Feind!

Pferdestampfen,
Ein Posten spricht…
Unsre Truppen
Sind es nicht!

Fremde Laute,
Leis gedämpft,
Morgen,
Morgen
Wird gekämpft!…

In schweren Wolken
Der Vollmond scheint.
Gut Nacht,
Gute Nacht
Ruft Freund und Feind —

Uns weckt
Der Sonne
Goldner Kuß…

Wer weiß,
Wer weiß,
Wer sterben muß?!…

Max Bewer

Phot. Jupiner-Stuhr.

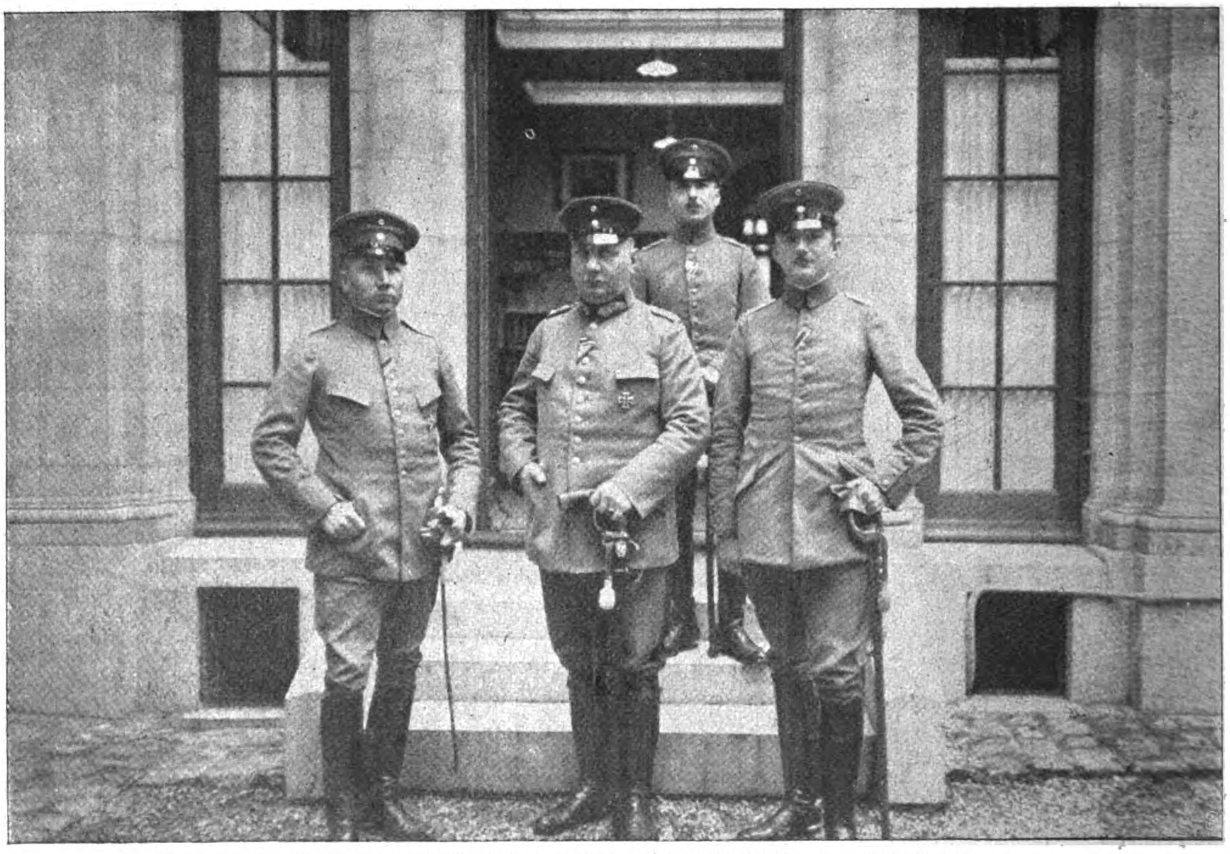
Mrs. James W. Gerard, Gemahlin des amerikanischen Botschafters in Berlin,

erhielt vom Kaiser die Rote Kreuz-Medaille 1. und 2. Klasse verliehen.


Vereinigte Foto-Büro.
Graf H. v. Limburg-Stirum, der neuernannte Generalgouverneur von Niederländisch-Indien.


Phot. E. Bieber.
Wirkl. Geh. Rat Dr. H. Küster †


Spezialaufnahme.
Hussein Kuli Khan Nawab. Der neue Gesandte Persiens in Berlin.


Von links: Hauptmann Wiegand, v. Heinrich, Oberleutnant Kornick, Hauptmann Menzel.
Stab vom Gouvernement Lille.



Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

1. Fortsetzung.

Nun stand das junge Mädchen auf. Schjelting sah wieder, wie groß und schlank sie war. Beinah so groß wie er. Eine feine Röte des Unmuts überflog eine Sekunde ihre hübschen Züge. Aber sie blieb ganz gelassen: „Also nicht wahr: Sie stecken das da wieder ein? Das hat doch gar keinen Zweck: Das müssen Sie sich doch selber sagen!“

„Also tausend Rubel!“

„Herr Krupensky hat hunderttausend Mark auf der Bank hinterlegt, damit mein Vater überhaupt nur hierher kam. Was denken Sie denn von uns?“

Nikolai Schjelting schwieg und schob die Scheine in die Hosentasche. Nun kamen ihm, dem Mann von westlicher Bildung, doch wieder die Maße zu Bewußtsein, in denen ein deutscher Fürst der Wissenschaft lebte. Aber er war wütend auf das junge Mädchen, das zwischen ihm und der Nebentür stand. Er ging, in der plötzlichen herrischen Aufwallung eines vornehmen Russen, einfach auf diese Türe zu, um sie zu öffnen. Aber sofort trat sie vor, und ihr „Bitte!“ klang, trotz aller Höflichkeit, so ernst und bestimmt, daß er wieder stehenblieb und die Achseln zuckte. Eigentlich war es für ihn, Nikolai von Schjelting, unter seiner Würde, hier zu streiten. Aber er konnte sich doch nicht enthalten zu sagen: „Gut! Man hätte es wissen können! Wer mit Deutschen zu tun hat, stößt überall auf dieselbe Kleinlichkeit. Überall auf der Welt machen sich die Deutschen verhaßt. Sie werden's noch einmal büßen!“

Er fragte sich selber dabei: Was sind das für Geschichten? Was schlage ich mich hier mit einer beliebigen Deutschen herum. Ein Mann wie ich? Es machte auf sie auch gar keinen Eindruck. Sie lachte nur hell auf und sah dabei reizend aus in ihrer blonden Jugend.

„So? Nun, wir fürchten uns nicht! Adieu!“

Als er mit der hochmütigen Andeutung einer Verbeugung das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Inge Tillesen wieder an den Tisch und schrieb weiter:

„Ich wurde eben unterbrochen. Ein Stück Halbasien kam herein. Die Unkultur auf zwei Beinen, das heißt, äußerlich natürlich höchst elegant und also um so unverschämter. Ich mache eben das Fenster auf. Er hat so einen merkwürdigen Geruch von Zigaretten, Kölnischwasser und ganz feinem Juchten hinterlassen. Ja, lieber Freund, das ist hier ein Land, von dem man noch nach Jahren im Traum Alpdrücken kriegen kann. Es bestärkt einem zum Glück in seiner Anschauung. Es ist die Verleugnung jeder Freiheit. Und Sie wissen, wie sehr ich für die Freiheit jedes Menschen bin! Der Mensch ist, nach meiner Meinung, in erster Linie für sich selber auf der Welt!

Das ist ja der alte, ewige Streit zwischen uns, seit ich aus Amerika zurück bin. Ich hab so gar keine Hoffnung mehr, daß wir da je zusammenkommen können! Sie schrieben: Im Wort ‚Pflicht‘ steckt das Wort ‚Ich‘ darin. Ich schreibe wieder: Für mich fangen Freiheit und Frau mit demselben Buchstaben an. Natürlich gibt es Pflichten. Aber selbstgewählte. Keine überkommenen. Keinen Zwang. Da draußen reiten eben wieder die Kosaken.

Über solchen Unterschied in der Weltanschauung kann man sich die Finger wund schreiben und bleibt doch auf demselben Standpunkt: Sie auf Ihrem: ‚Ich dien!‘ und ich auf meinem: ‚Ich bin ich!‘ Wir müssen uns jetzt einmal endgültig aussprechen, wenn Sie nach Ostern auf Urlaub zu Ihren Eltern nach Wiesbaden kommen. Ich bestehe darauf. Es geht so nicht weiter. Mit uns beiden nicht. Für heute Schluß. Ich habe keine Zeit mehr. Sie sehen, ich lade mir freiwillig Verantwortung genug auf. Ich muß jetzt meinen Vater mobil machen, daß er nach seinem russischen Krösus sieht. Wir haben ihn glücklich durchgebracht! Also bald auf Wiedersehen in Wiesbaden.

Ihre
Inge Tillesen.“

Sie schrieb die Adresse: Herrn Hauptmann Paul Isebrink und hielt den Brief in der Hand, während sie ihren Vater zu dem nahen, über Hütten und Holzpalästen sich auftürmenden Wolkenkratzer des Kaufmannes erster Gilde, Krupensky, begleitete. Die breite Twerskaja war noch zu Ehren der Anwesenheit des Zaren in der von der Polizei vorgeschriebenen Zahl und Art der Fahnen beflaggt, ebenso wie die Iljinka und Morossejka, die Warwarka und die anderen Verkehrsadern, die Nikolai II. auf dem Wege zum Nowgoroder Bahnhof möglicherweise wählen konnte. Dazwischen waren große, ganz schmucklose Straßenzüge. Der Befehl an die Dworniks zum Aushängen der Landesfarben war wie immer strichweise, gleich einem Hagelschlag, gegangen. Wieder läuteten nah und fern die Glocken der unzähligen Kirchen und Klöster einen

*) Die Formel „Copyright by...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen

der unzähligen Feiertage ein. Beter knieten an den Straßenecken, das bärtige Gesicht nach irgendeinem unsichtbaren Heiligtum gewendet, eine krankhafte byzantinische Frömmigkeit fieberte in der sturmerfüllten kalten Frühlingsluft. Der Geheimrat Tillesen sah gedankenvoll auf diese Kosaken und Popen, Tschinownits und Muschiks.

„Wann waren wir eigentlich zuletzt zusammen unterwegs, Inge?"

„Vorigen Herbst, Vater. In Madrid!"

„War es nicht schon im Sommer?"

„Da waren wir doch in Stockholm! . . . Halt . . . halt . . . da ist doch schon das Haus! Nun wärst du doch richtig wieder in deinen Gedanken ruhig weitermarschiert ohne mich!"

Der Gelehrte blieb auf dem strohbelegten Bürgersteig stehen. Ringsum war alles fremdartig, die Gesichter, die unverständlichen Ladenaufschriften, die unlesbaren Straßennamen an allen Ecken.

„Schließlich werd ich doch einmal ohne dich gehen müssen, Inge!"

„Wieso?"

„Deine beiden Schwestern sind längst schon verheiratet. Nun bist du daran!"

„Oh, ich hab Zeit!"

„Du wirst doch fünfundzwanzig?"

„Sogar sechsundzwanzig! Das Alter deiner Töchter merkst du dir nie!"

„Nun eben!"

Sie lachte. „Warum schaust du mich denn so kummervoll an?"

„Das kommt davon, wenn man Witwer ist, Inge! Ich hätte dich nicht so lange nach Amerika lassen sollen. Die zwei Jahre in Boston waren für dich viel zu viel!"

„Ich finde, sie haben mir sehr gut getan!"

„Du bist innerlich viel zu unabhängig geworden! . . . Amerika ist nicht Deutschland . . . Nun . . . ich muß jetzt da hinauf . . . "

„Ich bringe unterdessen deine Bestecke in Ordnung und schreib für dich Briefe. Auf Wiedersehen!"

„Barinja! Barinja!" schrien aufmunternd am Straßenrand die struppigen, dick wattierten Droschkenkutscher. Sie begriffen nicht, daß eine vornehme Dame zu Fuß ging, straff und flott, mit hochgehobenem, blondem Kopf, viel rascher als die schwerfällig stapfenden Russinnen.

„Herrin! Belieben Sie!"

Inge Tillesen lachte zu dem Gebrüll der Kerle und schritt elastisch die kurze Strecke bis zu dem Hof Peters des Großen zurück. Im Vorraum des Hotels lag ein kleiner Berg von Koffern, Kissen, Reisematratzen, Decken. Nikolai von Schjelting stand dahinter, in Pelz und Mütze, die Zigarette zwischen den Lippen, und jagte ungeduldig die silberbetreßten Schweizer, die weißkitteligen Tataren und rothandigen Hausknechte hin und her. Erst schien es, als hielt er es für unnötig, zu grüßen. Dann tat er es plötzlich doch, mit einem zerstreuten Lächeln, und ärgerte sich über ihre kühle Kopfneigung und dachte sich, während sie die Treppe hinaufstieg: Nun — was geht sie mich an?

Draußen hielt schon der Lichátsch, der Luxuskutscher. Im zweiten Gefährt folgte der Kammerdiener mit dem Gepäck. Mit sausenden Rädern ging es durch spritzenden Eisschlamm hinaus zum Smolensker Bahnhof. Das eigene breite Abteil war schon bereitet, der Samowar brodelte in der Gangnische, der Wagenwärter verbeugte sich tief. Der Zug rollte hinaus in die bleichen Schneefelder, die weiß überfrorenen Sümpfe, die silberstämmigen, niederen, endlosen Birkenwälder. Da war das Schlachtfeld von Borodino. Man war damals mit dem ganzen Westen fertig geworden — wie jetzt nicht mit dem einen Nachbar? Nikolai Schjelting liebte als ein Mann von umfassender Bildung die geschichtlichen Belege seiner Weltanschauung, verdankte ihrer lebhaft vorgetragenen Beweiskraft einen Teil des Einflusses, den er auf andere und namentlich auf die politisierenden Petersburger Damen ausübte. Er saß und rauchte, um die nervöse Ungeduld der langsamen Fahrt zu beschwichtigen. Es dämmerte über den weiten Steppen. Der Oberkonduktor klopfte ehrerbietig und überwachte persönlich das Anzünden der Stearinkerzen. Nun war es draußen dunkle Nacht. Aber von Schlaf keine Rede. Schjelting fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er dachte sich grimmig: Die Pest über diesen alten Deutschen! Einem Krupensky hilft er, einem halben Vieh vom Ural, das noch den Zucker abbeißt und den Tee aus der Untertasse schlürft. Mir nicht! Die Tochter verhindert es. Sie hat ihm überhaupt nicht gesagt, daß ich da war!

In der langen Weile der schlaflosen Nacht sann er darüber nach, was ihre Augen eigentlich für eine Farbe hatten. Komisch: sonst sah er sie leibhaftig vor sich. Aber das wußte er nicht. Er warf die Zigarette weg und fragte sich: Was Teufel hast du daran zu denken? Das eintönige Rollen der Räder lullte doch ein. Aber bald fuhr er wieder aus unruhigem Halbschlummer auf. Man hielt mitten in der Nacht auf irgendeiner Station. Es war ein Laufen auf den hohen Holzplanken des Bahnsteigs. Auf dem Nebengleis hielt ein endloser Zug, der hier den Schnellzug nach Warschau an sich vorbeiließ. In hundert matt erleuchteten Wagen Tausende von schlafenden Soldaten in feldbraunen Mänteln. Stumpfe, breitknochige Gesichter. Typen des fernen Ostens. Nikolai Schjelting lächelte befriedigt, während er im Weiterrollen den Militärzug hinter sich ließ. Der fuhr nur des Nachts. Die Bahngebäude lagen überall eine Stunde von den Städten entfernt. Die Deutschen brauchten nicht alles zu wissen, was im heiligen Rußland vorging. Hier



und überall, wo das Eis brach und der Schnee schmolz, rüsteten sich die Regimenter des Zaren zu den großen „Manövern“ im Westen. Bald war man aus den weitesten Weiten unterwegs, von den Grenzen des Hindukusch und den Steppen der Mongolei, vom Fuß des Elbrus und dem Nördlichen Eismeer, eine Völkerwanderung in Waffen, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Über Nikolai Schjelting kam wieder der asiatische Rausch. Unruhig zündete er sich eine neue Zigarette an. Seine Augen flackerten. Er unter wenigen kannte die unwahrscheinliche Zahl von Millionen, die man aufbot. Wer konnte dem Sturm widerstehen? Der Sturm blies dies morsche Europa in Fetzen, trug die, die ihn entfesselt hatten, auf seinen Schwingen empor zu den Sternen.

Ein neuer Tag. Wieder der Abend. Unendlich war dies Rußland. Die zweite Nacht ohne Schlaf dank diesem Deutschen und seiner Tochter Inge. Ingeborg. Ein recht deutscher Name. Was sie bloß für Augen hatte? . . . Ein Auffahren: endlich Warschau. Im Mondschein der breite, lehmfarbene Schwall der Weichsel. Noch einige Stunden . . . Helle, scharfe Rufe, wie auf dem Exerzierplatz im Morgendämmern, ein kurzes, sicheres Zugreifen der Gepäckträger, straff aufgerichtete Beamte, ein Hauch von Befehlen und Gehorchen in der Luft: die deutsche Grenze. Der Hauptbahnhof von Thorn. Noch jenseit der hochtürmigen, alten Stadt, auf dem linken Stromufer.

Zwei Säbel klirrten draußen vorbei. Frische lachende preußische Leutnantstimmen: „Na — wo kommen denn Sie in aller Gottesfrühe her?“

„Nachtübungen auf dem Artillerieschießplatz. Und Sie?“

„Ronde! Vom Fort Ulrich von Jungingen!“

Ulrich von Jungingen, der Heermeister in der Schlacht bei Tannenberg. Nikolai von Schjelting ging es durch den Kopf: Damals wurden die Deutschen von den Polen bis zur Vernichtung geschlagen.

Er nahm in dem deutschen Abteil Platz und dachte sich im Weiterfahren: Auch die Polen sind Slawen wie wir. Vielleicht kommt auch für uns die Schlacht von Tannenberg . . .

2.

Man hätte glauben können, es sei der Zar, der an diesem heißen Frühlingstag zu Ende April, vom jungen Grün der Avenue Gabriel her, umdonnert vom Jubelsturm eines schwarzen Menschenheers, über den Konkordienplatz seinen Einzug in Paris hielt. Aber es war nicht der schattenhafte Selbstherrscher aller Reußen, sondern der zweite Herr der Erde, sein gekrönter Vetter von Großbritannien, ihm zum Verwechseln ähnlich, mit unbedeutenden Zügen über kurzem, blondem Vollbart, leerem Lächeln, wie jener ein Fleisch gewordener Widerspruch zur Macht über die halbe Menschheit.

„Vive l'Angleterre!“

Es rollte wie Donner über die weite Fläche. Von den Jahrtausenden ihres Luxorobelisks sahen Ra und Thot, Anubis und Nephtat auf das Schneeflockengewimmel wehender Tücher und weißer Menschengesichter. Die Sonne funkelte im Silberspiel auf den Helmen und Kürassen der Gepanzerten, die in langem Zug der vierspännigen Karosse des Kaisers von Indien vorausritten. Er dankte verlegen freundlich rechts und links den Huldigungen. Madame Poincaré saß neben ihm.

„Vive Poincaré!“

Im nächsten Wagen folgte der Präsident der Republik mit der Königin von England. Sein kantiger Lothringer Kopf strahlte von befriedigter Eitelkeit. Wie er sich da selbstgefällig in seiner Volkstümlichkeit sonnte, verkörperte sich in ihm die Republik der Rechtsanwälte und Kammerredner, das fünfzigjährige Reich der Phrase. Doppelreihen von roten Käppis und Hosen und blauen Schwalbenschwänzen schieden seinen Triumphzug von dem dahinter jubelnden Volk. Die große „Stumme“, die Armee, hielt Wacht.

„Vive la Russie! Vive l'Angleterre!“

Vergessen Krim und Beresina! Wo war jetzt Abukir und Trafalgar, Waterloo und Faschoda! Aus allen Fenstern blähten sich nebeneinander Union Jack und Trikolore, flatterten von den Dächern, grüßten mit tausend Wimpeln über das Häusermeer an der Seine. Ein Fieberrausch von Festfarben, Frühlingshitze, Zukunftshoffnung über Paris. Das aufgeregte Summen und Wirren eines hitzigen, stechlustigen, millionenfachen Bienenschwarms. Drüben, auf der Vendômesäule, schaute hoch vom blauen Himmel der kleine Erderoberer in Cäsarentracht hernieder auf sein wimmelndes Reich.

Der Chef des Militärstaats des Präsidenten lenkte sein Roß auf die Konkordienbrücke und führte den Zug hinüber nach dem rechten Seineufer. Auf dem Platz dahinter lösten sich die Spaliere. Die Menge wogte um die glitzernden Springbrunnenstrahlen. Seitwärts, nahe der englischen Botschaft, marschierte ein Regiment, von der Parade kommend, vorbei. Hüte hoben sich vor der Fahne, Frauen winkten gerührt und warfen ihr Kußhände zu, der Taktstock zuckte über den Köpfen: in wildem, schmetterndem Jubel setzte es ein, riß die Herzen mit sich fort, der Traum der Weltherrschaft rauschte aus dem Schreien der Hörner, dem Wirbeln der Trommeln, dem Gellen der Trompeten, dem Donner des Paukenschlags: „Allons, enfants de la patrie!“ Hunderte von Stimmen sangen es mit:

„Auf, Kinder Frankreichs, zu den Waffen!
Der Tag des Ruhms ist wieder da!“



„Noch nicht da! Aber nah!" sagte der General du Rigolet de Mezeyrac. Er war ein starker Siebziger und schon lange nicht mehr im Dienst. Die weiße Frühlingsweste wölbte sich, vom roten Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch seines Schoßrocks überflimmert, über seinem kleinen, gallisch rundlichen Leib. Aber auch in seinen Augen glühte über dem schneeweißen Henriquatre der Massenrausch der Marseillaise.

„Hoffentlich nahe, mein General!"

Er und der Oberstleutnant Grégoire standen an der Ecke des Platzes vor einer Insel der Trauer inmitten des allgemeinen Festjubels. Kränze mit schwarzen Schleifen türmten sich da vor einem Sockel, Herren in Zylinder bückten sich stumm mit umflorten Blumen, Damen knüpften sich mit theatralischer Pose das Veilchensträußchen von der Brust, führten es an die Lippen und legten es schmerzlich nieder.

Auch der General du Rigolet de Mezeyrac schwenkte seinen Hut und begrüßte mit einer großen Geste das Standbild der Stadt Straßburg, dessen Elsässerhaube dunkel, beinahe unheimlich die Franzosen unten überschattete.

„Wo frühstücken Sie, mein General?"

„Im Cercle National! Ich erwarte dort den Mann meiner Enkelin, Nikolai Schjelting!"

„Oh . . . der Vielgenannte!"

„Er muß heute früh in Paris angekommen sein."

„Mit den letzten Nachrichten unserer bewundesungswürdigen russischen Freunde! Ich beglückwünsche Sie, mein General!"

„Leider mußte er einige Zeit unterwegs in Berlin Rast machen. Er fühlte sich nicht wohl!"

„Wir werden ihn dies Berlin vergessen lassen! Er kommt gerade noch zu unseren Festen zurecht!"

„Er fährt, glaube ich, heute noch nach Brüssel zu seiner Frau und ihren Eltern. Dieser gute Nikolai ist kein Mann der Feste und der Öffentlichkeit. Er wirkt im stillen!"

„. . . bis wir ihn eines Tages hier als Nachfolger Iswolskis begrüßen!" sagte der Oberstleutnant Grégoire. Er war als Mitglied des mächtigen Zweiten Bureaus der administrativen Sektion des französischen Generalstabs in manche Geheimnisse eingeweiht. Der General lächelte. Er hörte es gern. Es war keine leere Schmeichelei. Es lag im Bereich der Möglichkeit . . . an jenem Tag, da keine Trauerkränze mehr zu den Füßen der Stadt Straßburg lagen . . .

Sie gingen die Rue Royale hinauf, an den gepuderten Mädchen und den übernächtigen Kellnerfratzen der Bar Maxim vorbei. An der Madeleinekirche zog der General den Hut vor ein paar Priestern oben auf den Stufen. Er war ein Mann der alten Schule und versäumte nie seine Messe. Nicht nur die Altersgrenze, sondern auch die Freimaurer in der Armee hatten ihm das Genick gebrochen. Er sprach das barsch und offen aus, oft mitten in dem großen Offizierkasino der Armee und Marine, in dem er jetzt nach dem Mann seiner Enkelin fragte.

Nein! Monsieur de Schjelting war noch nicht dagewesen.

Das große Gebäude an der Ecke der Rue de la Paix war heute voll Trubel und Leben. Viel mehr Uniformen unter dem Zivil als sonst. Darunter auch fremdartige von jenseit des Kanals im Gefolge des Königs von England. Ein scharlachroter, baumlanger Coldstream-Gardist mit einem Turm von einer Bärenmütze, neben dem ein schwarzverschnürter französischer Husar winzig aussah, ein milchbärtiger Lord von einem der schottischen Hochlandregimenter mit gewürfeltem Rock und nackten Knien. Der alte Rigolet schmunzelte: „Arme Burschen! Sie lieben sich und können es sich nicht sagen!"

Ein indischer Fürst in rotem Turban stand, von den Briten mitgebracht, vor dem Araberscheich eines Spahiregiments mit dem Orden der Ehrenlegion auf dem weißen Burnus. Der Afrikaner verstand nur Französisch, der Asiate nur Englisch. Die beiden bräunlichen Männer lächelten sich unsicher inmitten ihrer Zwingherren an. Ringsum ein Stimmengeschwirr der Offiziere.

„Was war im ‚Salon' ausgestellt? Eine Büste Wilhelms II?"

„Ah! Hört ihr's."

„Erledigt! Die Direktion wich der Entrüstung und hat sie entfernt!"

„Bravo!"

„Befreit uns lieber von diesem Jaurès!" sprach düster der schwarzbärtige Kapitän Antonelli, ein Korse.

„Auch seine Zeit wird kommen!"

„Wie ist das eigentlich mit dem Pulver, Leblanc?"

„Es ist richtig! Wir haben große Bestellungen in Italien und Schweden gemacht. Aber natürlich nur zum Vergleich mit unserm Nitroglyzerin!" sagte der Schiffsleutnant Leblanc lächelnd. Herr von Rigolet redete daneben auf einen hageren straffen General vom Commandement supérieur de la défense ein, der das breite rote Band der Ehrenlegion quer über der Uniform trug.

„Ah — mein Alter — mich wirst du nicht los! Frankreich — das ist die Freiheit! Ich folge euch als Schlachtenbummler!"

„Wohin, mein General?"

„An die belgische Grenze! Übermorgen geht der ganze Generalstab dorthin. Vierzehn Tage kriegsmäßige Übungen! Fünfundzwanzig Generale, zweihundertfünfzig Offiziere! Eine blaue und rote Partei!"

Der englische Riese in Rot und der schottische Lord konnten gut Französisch. Bei der Erwähnung Bel-



giens zeigten sie verständnisvoll ihre breiten, weißen Zähne. Man lächelte sich an. Gesprochen wurde nichts. Man wußte ja Bescheid, war längst im reinen. An einem der Fenster drängte sich eine Gruppe Offiziere und schaute hinaus auf Staub, Sonnenglut und Schmutz des fahnenumhangenen Opernplatzes, zwischen dessen Automobilgewühl sich von beiden Seiten der Boulevards her immer neue Menschenmassen ergossen. Der blonde Leutnant Schouman, der wie ein deutscher Lehrer aussah, drehte sich plötzlich um und gab dem Oberstleutnant Grégoire ein aufgeregtes Zeichen heranzutreten.

„Der sieht aus wie ein deutscher Offizier in Zivil."

„Wer?"

„Wo?"

Zugleich fuhr der Major Michelin auf.

„Er geht quer über den Platz!"

„Kommt er hier herüber?"

„Ja!"

„Wer denn nur?" Grégoire schob ungestüm die gespannt lauernden jüngeren Offiziere vom zweiten Bureau des Nachrichtendienstes beiseite. Er war kurzsichtig. Das hinderte ihn nicht, zuweilen jenseit der blauweißroten Grenzpfähle zu spionieren.

„Oh — ich kenne ihn vom Sehen. Es ist Isebrink!" sagte er. „Er war vor ein paar Jahren Hauptmann in einer kleinen deutschen Grenzgarnison in den Vogesen!"

Draußen auf der flaggenbunten Rue de la Paix wimmelten im Sonnenschein die Pariser und ihre Gäste: Engländer, die zu vielen Tausenden mit dem König über den Kanal herübergespritzt waren, Yankees in Scharen. Nur durch seine straffe Haltung unterschied sich da einer von den Hängeschultern der Angelsachsen. Er schlenderte langsam die Diamantenstraße herab, mitten im Menschenstrom, und schaute harmlos neugierig nach rechts und links.

„Zeigen Sie ihn mir doch, Schouman!"

„Herr Gott . . . da drüben! In dem grauen Frühlingsanzug!"

„Mit dem dunkelblonden Schnurrbart und dem sonnverbrannten Gesicht?"

„. . . und dem Strohhut im Genick!"

„Aber er darf gar nicht nach Paris!"

„Diesmal doch!" sagte der Oberstleutnant Grégoire vom Nachrichtendienst. „Es wurde uns amtlich mitgeteilt, daß der Hauptmann Isebrink auf vierundzwanzig Stunden zum Besuch eines Freundes Paris betreten würde! Da ist nichts daran!"

Paul Isebrink war draußen auf dem breiten Bürgersteig stehengeblieben. Eine Sekunde streifte dabei sein Blick die bunten Uniformen an den Fenstern des Cercle National.

„Außerdem sind wir über ihn unterrichtet!" sagte der Oberstleutnant vom Zweiten Bureau. „Er kam gestern an. Er wohnt im Grandhotel drüben. Er hat dort vorhin im Eisenbahnbureau eine Karte für den Kölner Nachmittagschnellzug genommen! Ah! Wir wissen alles . . . wir vom Nachrichtendienst!"

Der lange rote Brite grinste.

„Im Königlichen Jachtgeschwader in Cowes haben wir auch manche Sportcharaktere, die nirgends lieber als zwischen Emden und Brunsbüttel kreuzen!"

Um ihn lachten die jungen Offiziere zu dem kleinen blonden Leutnant.

„Schouman macht auch nächstens wieder eine Geschäftsreise über der Rhein!"

„Antonelli hat jetzt noch Schwielen an den Händen. Kein Spaß, vier Wochen lang als italienischer Erdarbeiter zu schippen!"

Der Korse schwieg. Es war die Wagelust des Wilderers, das Pirschen an verbotener Grenze, bei all den Offizieren, all den Heeren in dem endlosen Frieden.

„Nun — da hat der General ihn ja gefunden!" sagte der Oberstleutnant Grégoire und blickte nach der Tür. Durch die kam Herr von Rigolet. Der hielt einen schlanken, aristokratisch aussehenden Mann in den Dreißigern mit unruhig belebten, schnurrbärtigen Zügen und klugen grauen Augen freundschaftlich unter dem Arm gefaßt.

„Eh — dieser Nikolai! Läßt den alten Großpapa warten! Macht nichts, mein Bester! Man weiß, daß du immer Wichtiges vorhast. Du warst, höre ich, schon bei unsern hiesigen Großfürsten?"

„Ich brachte ihnen Briefe aus Petersburg!" sagte Nikolai Schjelting. „Ich war des Abends mit ihnen zusammen und — natürlich — zwei Mesdames Telles et Telles. Sobald ich konnte, fuhr ich heim und schlief eigentlich bis jetzt."

Für die Liederlichkeit der vornehmen Russen in Paris hatte er, der Mann des Ehrgeizes, nichts übrig. Das war nur Zeitverschwendung.

„Du kennst mich. Ich muß den Schlaf nehmen, wann ich ihn einmal finde!" sagte er zu dem Großvater seiner Frau und wurde plötzlich erregt. „Jetzt bot sich mir in Moskau eine Gelegenheit. Da war ein berühmter deutscher Arzt! Er hätte mir vielleicht geholfen!"

„Warum ließest du ihn dir nicht kommen?"

„Ich ging zu ihm. Stand da. Man ließ mich nicht vor."

„Dich nicht vor? . . . Du scherzest!"

„Es war da irgendeine kleine Deutsche. Die wollte es nicht! Was willst du machen? Überall in der Welt stößt man ja auf die deutsche Barriere. Wir alle leiden darunter. Nicht ich allein!"

Nikolai Schjeltings nervöse und verdrossene Züge änderten sich plötzlich zu liebenswürdigem Lächeln. Er verdankte seiner Vielseitigkeit einen guten Teil seiner



Erfolge im Leben. So, wie er gleichmäßig Deutsch, Russisch, Französisch und Englisch sprach, so schlüpfte er auch in jede dieser Nationalitäten, nicht anders, als wenn er, je nach Wetter und Laune, dies oder jenes Paar Handschuhe anzog, war drüben in Rußland lässig und breitlebend mit den Moskowitern, war hier freimütig und herzlich mit den Briten, fand den französischen Offizieren gegenüber die brüske, kurz angebundene Art, die sie unter sich liebten. Oh — er kannte Sir Edwin, den scharlachroten Gardisten. Er hatte ihn vor zwei Jahren drüben an der Themse in Whitehall getroffen. Er wußte auch von Oberstleutnant Grégoire und seinem Bureau, das den Tag vorbereite, an den man immer dachte, und von dem man niemals sprach . . .

Dieser Tag . . . doch: es war Zeit, von ihm zu sprechen. Schjelling redete. Er war immer der Mittelpunkt.

„Es gibt Methoden des geschichtlichen Denkens, die zu Schlüssen für das Handeln führen! Was Riesen bauten, waren immer Kartenhäuser. Es erlosch mit ihrem Geist. Selbst Napoleons Weltreich hieß schließlich St. Helena — verzeihen Sie die Erwähnung hier im Dreiverband — Friedrich des Großen Grabschrift hieß Jena, für Bismarcks Werk fehlt noch das Endwort! Wir werden es prägen!"

„Bravo!"

„Ich war jetzt wieder in Berlin! Es ist der Turmbau von Babel. Sie machen die Nacht zum Tage. Aber dabei murren die Massen! Der Mann von der Straße will eine andere Methode des Lebens. Die süddeutschen Könige spähen nach Wien. Sie ahnen das Heraufziehen einer geschichtlichen Notwendigkeit, der Preußen verfallen ist!"

„Sehr gut!"

Der Engländer und der Schotte tauschten einen Blick. Das machte ihnen Spaß, wenn man sich auf dem Kontinent verdrosch. Es war der Traum der City und alles verschuldeten blauen Bluts, das dort in Shares spekulierte. Dann waren die Meere frei! Das Geschäft der Briten blühte. Die Franzosen machten ernstere Gesichter.

„Immerhin: die preußische Armee!"

„Hat man seit fünfzig Jahren von ihr gehört?"

„Aber sie ist da!"

„Wo blieb sie, als wir in Rußland nach dem Japanerkrieg fast wehrlos waren?" sagte Nikolai Schjelting nachlässig. „Nichts rührte sich an unserer Grenze!"

„Und ebensowenig bei uns, als wir im Burenkrieg feststaken!" sprach der Brite in eisiger Ruhe.

Der General du Rigolet pflichtete bei: „Auch wir hatten euch damals noch nicht zu Freunden! Auch unsere Ostgrenze war schwer bedroht!"

„Das Schwert Hermanns des Cheruskers aber blieb in der Scheide!" Schjelting stand auf. Die Funken seines Asiatenwillens sprühten von ihm auf die andern über. Die Augen ringsum leuchteten. Er lachte. „Vertraut auf das heilige Rußland, Messieurs und Gentlemen! Diesmal saufen wir nicht! Diesmal stehlen wir nicht. Es wird ein Kreuzzug. Wir nahen zu Millionen wie das jüngste Gericht!"

Draußen flatterten im Frühlingswind die blauweißroten, die schwarzweißgelben Fahnen, das rotweiße Doppelkreuz im blauen Feld, dazwischen, als Gäste von jenseit des Ozeans, die dreizehn Streifen und achtundvierzig Sterne. Sie bauschten und blähten sich ineinander. Ein heißes Fieber wehte aus ihren Falten.

„Wann kommt ihr Russen . . . Hand aufs Herz?"

„Wer weiß, wann die Stunde da ist?" Auf Nikolai Schjeltings Zügen lag einen Augenblick starr der Schatten von etwas Ungeheurem, von etwas, das wohl geschehen, aber nicht von Menschenlippen ausgesprochen werden durfte. Um ihn war es still. Dann sagte er leichthin: „Übrigens fahre ich in nächster Zeit wieder zu der Pulverkammer!"

„Wohin?"

„Nun, in den Balkan! Zur rechten Zeit schiebt dort die rechte Hand den Riegel zurück!"

„Wir sollten noch zwei Jahre warten!" murmelte nachdenklich der Major Michelin.

„Und Elsaß-Lothringen?"

Nikolai Schjelting kannte das Geheimschloß zu der gallischen Seele. Es zuckte verbissen zwischen dem schwarzen Knebelbart vor ihm.

„Ah! Wir sind bereit!"

„Das hofft Europa von seinen Tapferen!"

„Sie selbst haben nicht gedient, Herr von Schjelting?"

„Ich versuchte es als junger Mann bei den Chevaliergarden in Petersburg! Aber leider ließ es meine Gesundheit nicht zu!"

„Nun — dafür ist er stark hinter der Stirn!" sagte der alte gallische Haudegen gutmütig. Über das, was er keinem Franzosen verziehen hätte, sah er bei dem russischen Großschwiegersohn mit Stolz hinweg. „Du willst schon fort? Ah — man läßt dich nicht! . . . Wie? Du mußt zu Iswolski! . . . Das ist freilich etwas anderes . . ."

Weit draußen im Westen, noch hinter dem Invalidendom, lag wie eine glimmende Kohle inmitten eines Pulverfasses die russische Botschaft. Schjelting betrat den Palast des Mannes, der hier seit Jahren mit beiden Händen Sturm säte und dabei den Sommer inmitten des Volkes, das er zu verderben trachtete, friedlich auf seiner Besitzung am Tegernsee in Oberbayern genoß. Er hatte eine längere Audienz bei dem gestürzten Petersburger Minister des Äußeren. Dann rauchte er im Weggehen eine Zigarette bei seinem Jugendfreund Wolkoff, der den langen, schmächtigen,



eleganten Großfürstentyp zur Schau trug, und hörte lächelnd auf den Neid des Attachés.

„Mon cher Nikolai! Du hast es besser als freier Mann! Es ist nicht mehr das alte Metier! Sieh dir doch diese Tiere an, mit denen man hier umgehen muß. Hier auf unserem Seineufer sind ja noch einige Häuser, wo man verkehren kann. Etwas Welt! Aber drüben . . . Wasche dich, sooft du willst — du mußt doch gleich wieder einem Deputierten die Hand geben! Diese Minister sind unmöglich! Ihre Frauen . . . Ah — passons par là!"

„Sascha! Liebe diese Leute! Wir brauchen sie!"

„Mais c'est dégoûtant! Im Sommer reist der Präsident der Republik wieder nach Petersburg. Seine Majestät der Zar wird diesen Advokaten auf die Wangen küssen . . ."

„Der Kaiser von Indien tut es heute auch!"

„Die Musik wird die Marseillaise spielen, die einen sonst bei uns an den Galgen bringt. C'est une farce! Lüge — gut! Dazu ist man da. Aber dabei schlechte Manieren! Sie sind hier wie das Vieh am Trog, wenn sie sich bereichern! Jeder nimmt! Alles stiehlt! Wir kämpfen mit Scheckbuch und Kurszettel! Übrigens: Higgins ist in Paris! . . . Aber du hörst ja gar nicht zu!"

„Es ist merkwürdig, Sascha: kannst du dir vorstellen, daß man sich den Kopf darüber zerbricht, was für eine Augenfarbe jemand hat?"

„Wer? Higgins?"

Schjelting tat, als hätte er sich nicht längst mit dem Londoner Zeitungskönig für diesen Nachmittag verabredet.

„Higgins? Wie kommst du auf den? Higgins hat Augen wie ein toter Schellfisch! Den meine ich nicht!"

„Wen denn? Einen Mann?"

„Einerlei!"

Alexander Wolkoff drehte sich listig lächelnd eine neue Zigarette.

„Oh — ce bon Nikolai! Ich bin entzückt! Ich begrüße dich! Also endlich einmal auch du . . ."

„Blague!"

„Ich hätte es nicht mehr geglaubt . . ."

„Es ist auch ein unglückseliger Irrtum von dir, mein guter Sascha! Erstens bin ich seit sieben Jahren verheiratet. Zweitens hab ich gar keine Zeit. Und drittens . . . enfin c'est ridicule!" Er stand auf. „Also ordnen wir die Affäre mit dem Crédit Lyonnais! Ich fahre in den nächsten Wochen wieder nach dem Balkan. Man kommt nicht mit leeren Händen nach Cetinje! Der Floh nimmt das übel!"

Der Floh war der König von Montenegro, so genannt, weil er ungefährlich war, aber, einmal losgelassen, doch unangenehm biß.

„Leb wohl, mein Bester! Vergiß sie! Wohin jetzt?"

„Les affaires sont les affaires! Ich frühstücke bei Macri!" Achille Macri, der einstige levantinische Coulissier an der Pariser Börse und jetzige Vertraute des russischen Handelsagenten, des Geheimrats Rafalowitsch in Paris, selber und gleich ihm und den Ephrussi ein Sohn der weizenreichen Stadt Odessa. Schreiende Pracht in seinem Hotel in den Elysäischen Feldern. Gobelins und alte Niederländer an den Wänden. Draußen fuhr ein Automobil nach dem andern vor. Ein baumlanger Diener am Eingang des Empfangsaals rief die Namen: „Monsieur et Madame Bonvoisin!"

Welche Menagerie . . . sagte sich Nikolai Schjelting und betrachtete diesen Deputierten, diesen kleinen, spitzbärtigen, dürftigen Gewaltmenschen mit dem goldenen Zwicker auf dem kalten Geschäftsgesicht. Bei wem bist du wohl Kostgänger? Für wen stimmst du? Wer zahlt deine Wahl?

„Monsieur et Madame Pollet!"

Nun — dich kennt man! dachte Schjelting beim Anblick des graukköpfigen Chefredakteurs der Dernière heure. Gamins und Spatzen pfeifen es auf der Straße, wer deinen dreistöckigen Zeitungspalast an den Boulevards zahlt. Und einen zweiten in Petersburg. Das Citygeld riecht nicht schlechter als anderes.

„Le Chevalier de Massa!"

De Massa . . . de Massa . . . ein langer, hagerer Südländer, der wie ein ausgedienter Fechtmeister aussah . . . Richtig: einer der Vertrauensmänner, die aus französischem Gold italienische Druckerschwärze machten! Manches blieb auf dem Weg nach Rom und Mailand hängen. Che volete? La mancia, Signore! Gesindel! dachte sich Schjelting. Wolkoff, dieser Schwachkopf, hat recht. Sie mästen sich wie die Schweine. Und er wandte sich, liebenswürdig lächelnd, zu dem feurigen, wohlbeleibten, rosig rasierten und pechschwarz gefärbten Gastgeber: „Entzückend bei Ihnen, Monsieur Macri. Wir armen Nordländer sind hier im Land der Sehnsucht. Nur in Paris weiß man zu leben!"

Er saß zur Linken der Hausfrau. Die frühverblühte, diamantenübersäte Griechin lebte auf, wurde warm und jung bei seinen lässig hingeworfenen Histörchen aus der hohen Petersburger Welt. Oh — sie liebte dies edelmütige Rußland! Sie war nie dort gewesen. Aber wie bewunderungswürdig dies Volk, wie groß und gut der Zar! Rings herum sprach man von Boulevardklatsch und Geschäften. Es gab nur zweierlei: Geld verdienen und es ausgeben. Die hier saßen, verdienten alle an Rußland. Verdienten an den Emissionen der ewigen Anleihen, verdienten an den Kursen, verdienten an den Eisenbahnen, verdienten am Wechseldiskont, verdienten an den Maschinen-

lieferungen und der Getreideausfuhr. Es war ein Schmatzen und Schlürfen die Tafel entlang wie von gutgenährten Tieren. Ihretwegen mochte es immer so bleiben! Schjelting dachte an das Militärkasino an der Ecke der Opéra-Avenue. Dort harrte die „Große Stunde", harrte die Armee des großen Tages. Aber diese Machthaber der Republik, diese Bourgeois, diese Jobber und Geschäftspolitiker, gaben sicher dazu niemals das Zeichen. Gegen Ende des Mahls sagte er plötzlich in seiner natürlichsten Art, einem kühlen Dünkel: „Einmal muß es ein Ende nehmen!"

„Mit diesem Menü? Ich stimme bei! Das Haus Macri verwöhnt seine Gäste!"

„Sie nennen es Geschäfte! Unser Bauer nennt es Hunger. Er erntet den Weizen. Das Brot ißt der Westen. Ihr kleiner Rentner hat die Arbeitskraft unseres Muschik gepachtet."

„Ah, mein teurer Monsieur Schjelting! Gold gegen Korn. Beides ist Geld!"

„Und wenn wir mit beidem nicht mehr zahlen können?"

„Um Gottes willen erschrecken Sie uns nicht!"

„Keine Angst, dann zahlt ein dritter!"

„Wer?"

„Vae victis", sagte Nikolai Schjelting wegwerfend. Einen Augenblick erschien es über den Köpfen der steinern dastehenden Diener, zwischen den alten Meistern in Goldrahmen wie eine Flammenschrift an der Wand. Die Gesichter wurden besorgt. Es war eine Stille. Nun gewiß: man sprach davon . . . Jeder verlangte von dem andern bei passender Gelegenheit die große Geste. Man spielte damit. Aber Spiel war doch nicht Ernst . . .

Nikolai Schjelting spuckte aus, als er draußen wieder im Wagen saß. Päh — dies Paris! Er spritzte sich etwas Kölnischwasser auf sein Tuch. Dies Paris war eine Kloake. Sogar eine altmodische Kloake. Die schmutzigen, papierübersäten Boulevards, durch die er fuhr, wirkten mit ihren Bierhäusern und Schundbasaren wie eine verstaubte Attrappe von vorgestern, Theaterplunder, in dem die Fremden einander selbst Komödie vorspielten. Briten und Yankees überall. Im Hotel, vor dem sein Wagen zwischen hundert Luxuslimousinen hielt, hörte man jetzt zur Teestunde durch das Fiedeln der Zigeuner mehr Englisch als Französisch. Die Blüte der Londoner Gesellschaft wohnte hier und im Hotel nebenan. Als ängstliche Schülerinnen saßen die Dollarprinzessinnen mit ihren Eltern und äfften ehrfurchtsvoll die Frauen und Töchter der Lords nach. Schjelting kümmerte sich nicht um dies New-York-Herold-Treiben. Er fuhr in den ersten Stock hinauf und hatte dabei doch in dieser angelsächsischen Insel zu Füßen Napoleons die Gewißheit: Nun bin ich nahe den Nerven, die die Welt bewegen! Am Mittelpunkt aller Dinge.

Wie eine Kreuzspinne saß inmitten dieses Netzes, oben an seinem Schreibtisch, Sir William Higgins, Mitglied des Unterhauses und einer der Zeitungskönige der City. Glatt rasiert, hager, mit scharfen Zügen. Schwer zu sagen, ob er dreißig oder fünfzig war.

Hier gab es keine gallischen Phrasen. Hier war alles Ruhe, Geschäft. Das größte Geschäft, das je in der Weltgeschichte gemacht wurde und Weltkrieg hieß. Und hoffentlich auch das beste.

(Fortsetzung folgt.)

Das bulgarische Herrscherhaus.

Von Dr. C. Mühling. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. A. Karastojanoff.

Als im Juli des Jahres 1887 an der Spitze einer von der Nationalversammlung in Tirnowo gewählten Abordnung Stoiloff dem sechsundzwanzigjährigen Prinzen von Koburg, dem Sohne der Klementine von Orleans, dem Enkel des Bürgerkönigs Louis Philipp, in dem auf dem Schlachtfeld von Austerlitz gelegenen Schloß Ebenthal den bulgarischen Thron anbot, da waren schon sieben Monate vergangen, seitdem dem jungen österreichischen Kavallerieoffizier zum erstenmale die Frage vorgelegt worden war, ob er das sorglose, glückliche, von der Sonne der Kunst vergoldete Leben, das er bisher in dem vornehmen Palast an der Seilerstätte in Wien geführt hatte, mit dem von gar nicht abzusehenden Gefahren und Kämpfen umdrohten Dasein vertauschen wollte, das dem Fürsten eines von Parteihaß zerfleischten, von ganz Europa mit Mißtrauen beobachteten, von seinem Schöpfer, dem Zaren, zornig sich selbst überlassenen kleinen Landes bevorstehen mußte. Es war also ein gereifter Entschluß, keine unüberlegte, aus leichtherzigem Ehrgeiz geborene Entscheidung, die der junge Prinz traf, als er sich bereit erklärte, die bulgarische Krone unter der Bedingung anzunehmen, daß ihn die Nationalversammlung zum Fürsten wählen würde. Er wußte, wie schwer die Aufgabe war, der er entgegenging, und er hat sie mit einer Klugheit gemeistert, die ihm bei allen europäischen Höfen den Ruf eintrug, zu den geschicktesten Diplomaten unserer Zeit zu gehören. Das war ihm nur deshalb möglich, weil er mit seinem ganzen Denken und Empfinden zum Bulgaren geworden ist, weil er in dem neuen Boden, in den ihn das Schicksal verpflanzte, Wurzel faßte und sich durch hervorragende menschliche Eigenschaften die Liebe und Verehrung des Volkes zu erwerben wußte, dem er ein Fremdling war, als er in derselben Dampfjacht, die ein Jahr vorher seinen Vorgänger in russische Gefangenschaft getragen hatte, am bulgarischen Donaustrand bei Widdin landete.

Aber ganz heimisch konnte er sich erst in seinem neuen Vaterlande fühlen, seitdem er seinem Volke







König Ferdinand und Königin Eleonore von Bulgarien.

nicht mehr als ein Einzelner gegenüberstand, seitdem es ein bulgarisches Herrschergeschlecht gab, seitdem er zum Begründer der bulgarischen Dynastie geworden war. Erst nach sechsjährigen Kämpfen und drei Jahre bevor die Türkei und Europa den Wahlakt der Nationalversammlung anerkannten, heiratete er am 20. April 1893 die dreiundzwanzigjährige Marie-Luise von Bourbon, die in Rom geborene älteste Tochter des kinderreichen Herzogs v. Parma, in der Villa Pianore bei Lucca. Sie schenkte Bulgarien zwei Söhne und zwei Töchter, den am 18. Januar 1894 geborenen



Prinzessin Eudoxia.

Prinzen Boris, den Erben des Thrones, den um ein Jahr jüngeren Prinzen Kyrill, die Prinzessin Eudoxia, die am 5. Januar 1898 geboren wurde, und die Prinzessin Nadeschda, die im folgenden Jahre am Geburtstage ihres ältesten Bruders zur Welt kam. Kurz nach der Geburt dieser jüngsten Tochter, der sie wie zum Trost für den Gatten, den sie verlassen mußte, den Namen „Hoffnung" gab, starb sie, und schon nach sechsjähriger glücklicher Ehe wurde das ernste Schloß in Sofia zum einsamen Witwersitz. In Philippopel ließ ihr der Fürst ein prächtiges Mausoleum errichten.

Wenn er den Thronerben zum Prinzen von Tirnovo, seinen zweiten Sohn zum Prinzen von Preslav ernannte, so wollte er auch durch diesen symbolischen Akt zum Ausdruck bringen, wie fest er sich und sein Geschlecht mit der großen Vergangenheit Bulgariens verbunden fühlte, und wie hohe Ziele er sich für die Zukunft steckte. Denn an die Namen dieser beiden Städte knüpfen sich jedem Bulgaren heilige Erinnerungen. Das alte Felsenschloß von Tirnovo, dessen geschwärzte Trümmer noch heute auf die schäumenden Wasser der Jantra hinabschauen, war der waffenumtobte Sitz des Woiwoden Schichmann, dessen Nachkommen das bulgarische Reich bis zu den Fluten der Adria ausdehnten, und Preslav war die älteste Hauptstadt der bulgarischen Zaren in jener Zeit, da sie die gefürchtetsten Feinde des oströmischen Kaiserreiches waren.

Der Erziehung der verwaisten Prinzen nahm sich die Mutter des



Prinzessin Nadeschda.



Kronprinz Boris.

Fürsten, die Prinzessin Clementine, an, die viele Monate des Jahres im Schloß von Sofia oder auf dem mit besonderer Liebe gepflegten Sommersitz Euxinograd am Schwarzen Meer zubrachte, wo der Fürst, von den Staatsgeschäften ausruhend, so gern unter den seltenen Bäumen wandelte, die er aus allen Gegenden der Welt in das feuchte Erdreich seines weiten Parkes hatte eingraben lassen, und wo er in großen Treibhäusern eine berühmt gewordene Orchideensammlung angelegt hat.

Zehn Jahre nach dem Tode der Fürstin Marie Luise gab Ferdinand I. seinen Kindern eine zweite Mutter, Eleonore von Reuß-Köstritz, die Tochter Heinrichs IV. Ihren Oheim, den Prinzen Heinrich VII., der vor 1870 preußischer Botschafter in Paris und später in Wien war, hatte die erste Nationalversammlung in Tirnovo mit Alexander von Battenberg auf die Liste der Kandidaten gesetzt, die sie den europäischen Mächten für den bulgarischen Thron vorschlagen wollte. Aber er hatte die ihm angebotene Würde abgelehnt, weil die bevorstehende Aenderung des Friedens von San Stefano dem neugeschaffenen Staat zu enge Grenzen setzte. Nun kam das alte thüringische Fürstengeschlecht durch diese Heirat doch in nahe Beziehungen zu dem jungen Balkanstaat.

Die Fürstin Eleonore, die während des Russisch-Japanischen Krieges den von der Großfürstin Wladimir, ihrer Cousine, organisierten Zug des Roten Kreuzes geleitet hatte und auf dem Schlachtfelde selbst mit der Roten-Kreuz-Medaille geschmückt worden war, hat auch als Königin von Bulgarien ihren früheren Beruf nicht vergessen. Ihre erste Tat war die Gründung eines Musterhospitals in Sofia für Angehörige jeden Glaubens und jeder Nationalität, in dem jeder Kranke einen Pfleger seiner Heimat findet. Auch in ihren



Prinz Kyrill.



Adern fließt französisches Blut wie in denen des Fürsten und seiner ersten Gemahlin. Denn ihr Urgroßvater war der Marschall von Soubise und ihre Großmutter jene Gasparine von Rohan, die nach vierzigjährigem Aufenthalt in Deutschland am Greizer Fürstenhof sich rühmte, kein Wort Deutsch sprechen zu können.

Es ist kein Wunder, daß bei so viel Beziehungen zu alten französischen Geschlechtern am Hofe des Königs Ferdinand, dessen ganze Jugend im Palast Koburg an der Seilerstätte oder im Sommerschloß von Ebenthal von französischen Erinnerungen umgeben war, der französische Geschmack, die französische Kunst und die französische Sprache vorherrscht. In Frankreich hat man ihn deshalb auch für einen blinden Parteigänger der französischen Politik gehalten, und nicht zum wenigsten aus diesem Grunde ist die Empörung über seinen Eintritt in den Weltkrieg an der Seite der Mittelmächte so maßlos, daß man aus den in den letzten Wochen in französischen Zeitungen über ihn geschriebenen Artikeln ein ganzes Lexikon von Schimpfwörtern zusammensetzen könnte. Nichts war ungerechtfertigter als diese Annahme. Seine Hinneigung zur französischen Kultur und Bildungswelt läßt sich freilich nicht abstreiten, aber es ist nicht die Atmosphäre der Republik, sondern die der Restaurationszeit, in der er aufgewachsen war, und wenn das Blut der Orleans auf die Gestaltung seines Lebens, auf seine künstlerischen Neigungen und seinen Geschmack bestimmend einwirkte, so hat er doch als Politiker nie vergessen, daß er aus einem deutschen Fürstengeschlecht stammt. Vor allen Dingen aber fühlte er sich seit seiner Thronbesteigung als Bulgare, und als Richtschnur für die Staatsauffassung seines Geschlechtes hat er das Wort: „Bulgarien den Bulgaren!“ an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze geschrieben. Und nur dem Befehl dieses Wortes, nicht der Stimme des Blutes hat er gehorcht, als er das Schwert zog, um das bulgarische Mazedonien zu erobern.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

12. Fortsetzung.

Herr Glockner wandte sich Will zu: „Ich glaube, Sie irren sich, Herr Renner. Der Zweck dieses Besuches ist ein ganz anderer. Sie haben nur die Veranlassung erraten, und das war ja nicht schwer.“

„Und was ist der Zweck?“ fragte Will ungeduldig.

„Sie um Ihr Ehrenwort zu ersuchen, daß Sie Marie nicht aus ihrem Leben herausreißen, ihr nicht zureden, zur Bühne zu gehen, überhaupt mit Ihnen zu gehen.“

In Will schlug ein brutales Lachen auf, als er diesen Ehemann jetzt darum betteln hörte, ihm die Frau nicht ganz zu nehmen.

Aber ehe er noch ein passendes Wort fand, um diese tragikomische Unterredung zu endigen, fuhr Glockner fort: „Lachen Sie nicht! Es ist noch nicht Zeit, zu lachen! Oder finden Sie es so lächerlich, daß ich Marie davor bewahren will, ins Unglück zu rennen? Ich kenne sie besser, als Sie sie kennen. Besser als alle, die sie gekannt haben. Als ich sie zur Frau erhielt, war ich stolz und glücklich und glaubte, sie hätte vor dem flotten Engelbert noch keinen geliebt. — Geliebt? Ach was — verheiratet haben sie ihre Eltern, weil die keine Kontrolle mehr hatten über ihr Leben. Und Sie, Herr Wilhelm Renner, Sie kennen die Maria Vera und glauben auch, die Marie zu kennen, weil Sie —“

„Herr Glockner, es gibt hier nur eins: die übliche Genugtuung, oder Sie versuchen, mir schlankweg ein Loch in den Leib zu schießen, aber —“

Will hatte ihn unterbrochen, doch jetzt wurde er selbst unterbrochen. Glockner war leichenfahl geworden.

„Sie sollen mich reden lassen!“ schrie er mit aufgehobenen Händen — „Einmal wenigstens soll man mich reden lassen! Und gerade Sie, der Sie mit Geist geladen sind und über unser Leben und alles Unmögliche die ausbündigsten Dinge, die tollsten Sachen schreiben — Sie, der Sie aus Marie vielleicht etwas Großes hätten machen können, wenn Sie zuerst gekommen wären — Sie müssen mich hören!“

„Ich habe mich in Ihre Lage versetzt, Herr Glockner, als ich dieser peinlichen, unmöglichen Unterredung ein Ende machen wollte“, entgegnete Will mit gezwungener Ruhe.

„Bleiben wir jeder auf seiner Seite“, erwiderte Glockner, auf dessen Stirn helle Tropfen standen. „Und glauben Sie nicht, daß Sie Marie kennen. Wenn Sie die Frau aus ihrer Sphäre nehmen, geht sie zugrunde. Ich habe sie nämlich lieb, na ja, es klingt komisch, wenn der Engel auf Reisen sagt, er habe seine Frau lieb, aber sehen Sie, es gibt noch etwas Komischeres: Maria Vera liebt auch diesen Engelbert ein bißchen. Weil er ihr ihre Freiheit läßt und ihr doch einen Halt gibt. Deswegen liebt sie ihn. Weil sie ihn braucht. Weil er ihre Anfälle gläubig aufnimmt und ihr immer wieder verzeiht. Und deshalb steh ich hier: Wenn sie den äußeren Halt verliert, den sie in der Ehe findet — ja, es gibt so unterschiedliche Ehen, Herr Renner — dann ist sie verloren. Sehen Sie, das ist die starke Persönlichkeit, von der die Welt redet! Und wenn ich das nicht wüßte, so hätte ich schon lange den Mut gefunden, allem ein Ende zu machen. Aber so! Und nun geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie ihr nicht mehr zureden. Schließlich behalten Sie ja doch die Oberhand, und sie läuft mir davon — also mußte ich zu Ihnen kommen und der Sache ein Ende machen. Ich weiß, daß ich mich damit kaputt gemacht habe — aber Marie geht zugrunde, und das ist's eben, was ich verhüten muß, das geht vor!“

Er hatte es in Absätzen, einen Satz fest und bestimmt, den anderen verloren und stockend von sich gegeben.

Will fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er wußte nicht, ob er diesen Menschen kläglich oder rührend, groß oder komisch finden sollte. War er ein Held oder ein Schwächling? War er am Ende gar derjenige, der am besten, am klügsten und am wahrhaftigsten handelte?

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Und wieder stach ihn ein Gefühl des Trotzes und der Ungeduld, als müßte es ihm doch noch gelingen, das „Männchen“ in ihm aufzupeitschen, das nicht parlamentiert und verzeiht, sondern, dem elementaren Trieb folgend, dem Nebenbuhler an die Gurgel springt.

„Und wenn ich Ihnen nicht nachgebe? Wenn ich Marie trotzdem den Weg zur Ausreifung ihrer Künstlerschaft öffne?“

Glockners Augen füllten sich mit roten Äderchen, aber er schüttelte gelassen den Kopf.

„Das werden Sie nicht tun, denn Marie selbst würde Ihnen nicht glauben, daß Sie es deswegen täten. Sie sind ja nicht uninteressiert dabei.“

Der Hieb saß. Er ging sogar durch und durch, denn er traf Will an seiner verwundbarsten Stelle. Er hatte wirklich an die Künstlerschaft dieser Frau geglaubt.

Da fiel ihm eine böse Antwort in die Hand.

„Sie verlangen also nur mein Wort, daß ich Marie nicht aus ihrer gesellschaftlichen Stellung reiße? Nur dagegen empören Sie sich!“

Glockner stieß einen dumpfen Laut aus.

Jetzt waren sie aneinander. Jetzt ging es um den Besitz des Weibes. Wills Frage hatte alles andere beiseitegewischt.

Sie starrten sich fest in die Augen. Ihr Atem begann zu keuchen, erschreckte Stille herrschte in dem ausgeräumten Zimmer.

Dann klang Glockners tonlose Stimme: „Wenn ich den Unsinn machen wollte, hätte ich den Ersten fordern müssen. Aber das Niederschießen, ja, das Niederschießen — Sie haben es ja selbst gesagt — das bleibt mir noch!“

Er griff in die Tasche des Überrocks, krampfhaft, fahrig. Und Will sah ihn einen kurzen, dunklen Revolver hervorziehen und hatte dabei eine sehr unbehagliche Empfindung, aber auch den Gedanken: du mußt stillhalten.

Engelbert Glockner war einen Schritt zurückgetreten und löste die Sicherung.

Komödie! zuckte es Will durch den Kopf.

Aber zugleich wälzte sich in einer einzigen mächtigen Erinnerungswoge sein ganzes Leben an ihm vorüber. Der Wachtmeister, den er getötet hatte — er hatte ihn doch getötet? Mutter Anne — Eva, Eva, Eva — seine Kinder — Not und Glück — die Zukunft sperrangelweit aufgeschlagen — Ströme von Licht auf ihn niedergehend — und so viel — noch so viel zu sagen, zu schaffen, zu gestalten — und Eva und immer wieder Eva — seine Frau, die er auch getötet, in der er die Liebe gemordet hatte — — — eine einzige Wogenscholle nur war's, aber sie schmetterte wie flüssiger Stahl alles in Stücke und Asche um sich her.

Doch das ging nur in seinem Innern vor, äußerlich hielt er stand. Er hatte ihn herausgefordert, jetzt gab es kein Zurück, auch kein Indenarmfallen mehr.

Engelbert Glockner hatte die Waffe entsichert. In einem Augenblick war's getan gewesen, so umständlich es geschah. Daß er nicht wußte, was er jetzt mit ihr sollte, daß er die Kraft nicht hatte, vielleicht nicht einmal den klaren Willen, auch nicht den dumpfen Trieb, den Revolver auf ihn abzudrücken — das konnte Will nicht wissen.

Sie standen jetzt zwei Schritte voneinander und zwischen ihnen nur der alte Sessel.

Da rief's durch den ganzen hallenden Flur und die weiten leeren Räume hell und klar, daß es in langen Schwingungen widerhallte: „Hallo, Papa — bist du noch da?“

Und mit einem Ruck legte Will, aus seiner starren Ruhe geschreckt, weit vorgebeugt die Hand um Glockners Gelenk und sagte rauh: „Halt, nicht hier, nicht jetzt — Sie hören ja —“

Und sie hörten eine andere Stimme, heller noch und ein wenig außer Atem, die draußen rief: „Es ist noch alles offen. Will, bist du noch da?“

Da steckte der Engel auf Reisen die Waffe mit einem Gefühl der Erleichterung in die Rocktasche und sagte: „Es wäre ein Unsinn gewesen! Wenn sie mich nicht notwendig hätte, hätte ich das Ding für mich selber schon lange gebraucht.“

Draußen rauschte ein Kleid.

„Hier bin ich, Kättele“, rief Will rasch und ging ihr entgegen, um ihr zuzuraunen, daß er noch beschäftigt sei.

Er war wohl sehr blaß, denn er sah, daß sie ihn argwöhnisch betrachtete. Dann hörte er sie mit ihrem Ritter wieder hinuntergehen, und die festen Tritte Hermanns, der immer drei Stufen sprang, taten ihm ordentlich wohl.

Als er wieder ins Zimmer trat, war Glockner zum Gehen gerüstet. Er schien vergessen zu haben, daß sie eigentlich zu gar keinem Ergebnis gelangt waren. Er hielt den Hut in der Hand und blickte verstört ins Leere. Sein sorgfältiges Äußeres stand zu diesem Ausdruck in einem ergreifenden und doch beinahe komischen Gegensatz.

Da trat Wilhelm Roßhaupt auf ihn zu und sagte: „Ich wohne noch vier Tage hier, dann reisen wir ab. Ich werde Marie morgen Lebewohl sagen.“

Und er ärgerte sich selbst, daß ihm das so schwer fiel. Er wollte nicht feig scheinen, und doch war etwas aus der tiefsten Tiefe emporgestiegen und an die Oberfläche gekommen und ins lebendige Bewußtsein gedrungen, und das war eine Sehnsucht nach seinen Kindern, nach der Zukunft, nach Schaffen, nach Leben und nach seiner Frau.

Und dann wiederholte er in guter Haltung die berühmte Formel: „Ich stehe natürlich zu Ihrer Verfügung, Herr Glockner.“

Das klappte ein bißchen töricht nach, wie wir ja manchmal geneigt sind, in den entscheidendsten, ernstesten Augenblicken einen lächerlichen Schnörkel zu machen.

Glockner machte ihm schweigend eine kurze Verbeugung und ging.

Drei Jahre später hat sich der Engel auf Reisen in einem Abteil des Berlin—Wien-Expreß erschossen. Er war finanziell ruiniert.

Will erfuhr es durch Marie selbst, die ihn in einem Brief an seine einstigen Bemühungen erinnerte, sie für die Bühnenlaufbahn zu gewinnen, und nun um seine Hilfe bat. Es war ein tapferer, taktvoller Brief, der den Menschen suchte, ohne falsche Scham und verlogene Hoffnungen, aber Wilhelm Roßhaupt konnte ihr nicht helfen. Er hatte seinen Posten als Intendant des Karlsburger Nationaltheaters nach nicht ganz dreijähriger Tätigkeit niedergelegt und war nur noch Wilhelm Renner.

Das schrieb er ihr mit Evas Wissen und bat sie, ihr sonst helfen zu dürfen. Und sie nahm die 5000 Mark, alles, was er aufbringen konnte, und niemand von denen, die es anging, empfand das anders als menschlichen Beistand unter Schicksalsgenossen, denen das Leben die Fäden eine Zeitlang durcheinandergewirrt hat.

Marie hat nie mehr geschrieben. In Wills Leben verlor sich ihre Spur wie eine Wolke am Himmel



Goldene Brücken.

Beinahe vier Monate waren verflossen seit Evas Abreise von Berlin, ehe Will seine Frau in Baden-Baden wiedersah. Sie hatte ihn gebeten, dieses Wiedersehen hinauszuschieben. Die Fülle von Arbeit, die seiner in Karlsburg wartete und seinen Kopf und seine Hände Tag und Nacht mit Organisieren und Ausführen in Anspruch nahm, machte es ihm leicht, dieser Bitte zu entsprechen. Und doch war es kein Leben, wenn er alles in sich hinein denken mußte, wenn er keinen vertrauten Menschen — wenn er seine Frau nicht hatte — um Seite an Seite mit ihr, Hand in Hand, Herz an Herzen mit ihr Entwürfe und Pläne, Kämpfe und Konflikte, die ersten Enttäuschungen und die ersten Siege dieser neuen großen Epoche seines Lebens auszutauschen.

Da hätte auch Maria nicht helfen können, die ihre glitzernden Einfälle dazwischen geworfen und mitten hinein von ihren eigenen Gedanken, ihrem eigenen Leben und tausend Äußerlichkeiten berichtet hätte. Das fühlte er.

Da konnte nur seine Frau, wie sie war, in ihrer stillen, tiefgründenden Natur an seiner Seite stehen, und alles, was er ihr da gab, das kam zur Ruhe bei ihr oder stieg verjüngt und durchdacht aus dieser Aussprache empor. So schrieb er ihr denn hastige Briefe, kaum leserliche, mit seinen harten, nervösen Federstrichen hingesetzte Billette und manchmal in der Nacht, wenn das Theater still lag und er in seiner einsamen Wohnung saß, lange Schilderungen, und alle klangen aus in einem Sehnen nach ihr, nach Eva, nach seiner Frau!

Er hat ihr gehorcht. Er ist nicht eher zu ihr gegangen, als sie erlaubte, und nicht eher hat Eva die Erlaubnis ausgesprochen, bis sie ihm schreiben konnte: Komm mich holen!

„Also komm mich am Donnerstag holen! Das, was uns in Berlin auseinandergebracht hat, liegt schon weit hinter Dir. Ich merke es aus Deinen Briefen, ich weiß es aus Deiner Natur. Du lebst rasch und verbrennst, was Du angreifst. Du hast sie geliebt, und das habe ich Dir nie mißverstanden. Heute bin ich darüber so weit hinweg, daß ich meinen Mann wieder ohne den fremden Schatten neben ihm sehen kann. Ich hab Dich ja so lieb, Will, daß ich Dir gern den Weg freigelassen hätte, aber die Kinder sind da, und wir sind doch nun einmal für die Kinder da, und dann hab ich auch immer das Gefühl gehabt, daß ich es Dir nicht so leicht machen darf. Man muß entsagen können, aber nicht, wenn man fühlt, daß der geliebte Mann dadurch mit sich zerfällt. Was willst Du denn machen, Will, wenn Du unsere Ehe, unsere Jugend begräbst und darfst nicht mehr wie an etwas Seliges, Wundervolles daran zurückdenken? Und das hättest Du nicht können!

„Du mußt schon mit mir haushalten, ich bin nun einmal in Dein Leben hineingewachsen. Und wenn Du nun kommst, so erschrick nicht. Ich muß mich noch schonen, Tanzen und Springen, Rennen und Jagen gibt's nicht mehr. Wie Gott will! Wenn Du mich brauchst, bin ich da, Du hast ja etwas, das Dich in Atem hält. Du kannst auch regieren, was Dir immer gefehlt hat, Dich hineinwerfen in etwas und dann befriedigt im Kämmerchen sitzen und zuhören, wenn alles rebellisch geworden ist und ins Theater läuft und eine Erschütterung heimträgt, die Du aus Dir herausgeholt hast. Ein bißchen den Schöpfer spielen, lieber Will, und auf den Stuhl stehen als stolzer Räuber kühn und wild und sich nicht unterkriegen lassen, das steckt ja in Dir. Also komm mich nur holen! Ich hab Dich lieb, ich hab Dich nur noch lieber, je älter ich werde, je mehr ich fühle, daß ich in Dir lebe, mit allem, Will, mit Schmerzen und Sorgen und Glück und Auf und Ab und nirgends mehr leben könnte außer in Dir! Desto lieber hab ich Dich!"

So schloß der Brief, aber dann war eine Nachschrift da, die lautete: „Wie ich die Kommas gemacht habe, ist mir der Unsinn im letzten Satz aufgefallen. Natürlich könnte ich auch leben ohne Dich. Das muß man einfach können. Aber ich will nicht. Und deswegen komm mich nur holen. Von Kättele ist ein Brief da. Es ist wieder in Paris und läßt Dich grüßen."

Da ging Will sein Weib suchen, um es heimzuholen und sein Haus erst dadurch wieder zu seinem Heim zu machen. Statt der Heimat, die er vergebens suchte, hatte er sein Heim, und Eva hatte es ihm bereitet. Er wußte jetzt, wie sehr er sie entbehrt hatte, und daß er nicht nur heimatlos, sondern auch einsam gewesen war und ohne eine eigene Sphäre. Und doch kam er sich auch wieder leichter vor als in den letzten Berliner Jahren. Er griff wieder mehr ans volle Leben, arbeitete mit lebendigen Kräften, sah entstehen und Gestalt annehmen, was er angriff, und fühlte, daß ihm das alles gefehlt hatte. Er war von seinem Erfolg genesen.

Verloren gab er darum die Berliner Jahre nicht. Sie würden ihm erst später Früchte tragen. Aber was man glaubt, nie verlieren zu können, das besitzt man nicht ganz. So hatte er auch seine Frau nicht mehr besessen!

In Lichtenthal hatte Eva gewohnt. Dort fand er sie im Garten. Sie ruhte im Liegestuhl, und Hermann wagte gar nicht, sie zu küssen, so fremd kam sie dem Jungen vor in ihren türkischen Kissen und mit dem lose aufgesteckten Haar.

Bis sie sagte, indem sie Wills Hand festhielt: „Herrle, komm her, Bub — großer, ich hab dich ja so lange nicht mehr gehabt."

Da warf er sich so täppisch ungeschickt über sie, daß sie samt dem Liegestuhl kippte. Aber er hielt sie im Fall mit seinen Bärenkräften, und sie lachten sich über die sentimentale Anwandlung des Wiedersehens hinweg.

Dann sagte sie zu ihrem Mann, als sie allein waren: „Nun hab ich doch nicht gewartet, bis du gerufen hast. Nun bin ich froh, daß du mich holst."

Sie lächelte dabei.

„Wenn du nicht zwischen den Zeilen lesen kannst, wenn du nicht Gedanken lesen kannst, dann hab ich freilich nicht gerufen, Eva", antwortete Will.

Und dann hielt er seine große, tausendmal vorbereitete Rede, um zu erzählen, wie alles gekommen sei, wie und warum er Marie Glockner geliebt habe, wie sie sich voneinander gelöst hätten, erzählte auch von dem Engel auf Reisen und wunderte sich, daß alles das Eva nicht im mindesten interessierte.

Sie hörte zu, weil sie gewohnt war, ihm zuzuhören, weil sie ihn gern wieder einmal erzählen und sich aussprechen hörte, weil sie ihn wieder hatte, die Sache selbst aber hatte gar kein Interesse mehr für sie. Doch als er sich schuldig bekannte, ihren Unfall herbeigeführt zu haben, da unterbrach sie ihn.

„Eben hast du mir noch ein Kompliment gemacht und gesagt, ich wäre wieder so hübsch — hübsch hast du gesagt, Will! — wie damals in Zürich — warum kommst du jetzt damit! Das reimt nicht, Mann. Du hast dich selbst gestraft. Zwei Jahre mindestens hast du eine Frau von Porzellan: ‚Nicht berühren, bitte!' Oder hast du überhaupt nichts mehr übrig für mich?"



Da antwortete er mit einem ganzen Herzen voll Glück und Schmerz: „Eva, ja, was soll ich nur antworten? Dich hab ich wieder, mein Heim und Glück faß ich in dir! Ich möchte dir gern einen Kuß geben, wenn ich darf. Aber das darf ich ja auch nicht.“

„So halt still, Will, und dann geb ich dir einen, hernach kann der Professor dir nichts tun, denn dann hast du kein klagbares Röckle an.“

Sie hatte Tränen in den Augen.

So schlugen sie sich wacker durch die große Aussprache durch, indem sie ihr einen heitern Ausklang gaben und sie scheinbar leicht nahmen.

Das schien nicht recht zu passen zu dem schweren Konflikt, der dadurch beigelegt und verglichen werden sollte. Aber es war eine gewisse Keuschheit des Empfindens, die beide auf jede Feierlichkeit verzichten ließ. Wie tief die Kluft gewesen, wie weit sie voneinander abgetrieben worden waren, das zu bestimmen, war dieses Wiedersehen nicht da, denn sie bemühten sich ja gerade, die Kluft jetzt so schmal, die Entfremdung so gering erscheinen zu lassen als möglich, um sich desto leichter wiederzufinden. Es war nicht Oberflächlichkeit, sondern Tiefe des Gefühls, die sie trieb, so zu handeln.

Als bleibende Erinnerung an diese Trennung blieb Eva eine geschwächte Frau. Doch gerade aus ihrer körperlichen Schwächung erwuchs ihr das volle Glück der neuen Jahre.

Will und die Kinder hatten während all der letzten Jahre, die vergangen waren, keine Stunde um Evas Leben gesorgt. Sie war die Nimmermüde, sie saß an den Krankenbetten, und auf ihr lag alles. Nun aber war Eva die Schonungsbedürftige, und alle eiferten, für sie zu sorgen. Das gab dem Verhältnis Evas zu Will und zu den Kindern eine neue Weihe. Die Frau, die Stunden auf dem Liegestuhl zubringen mußte, wurde der ruhende Pol in der Flucht der täglichen Erscheinungen des Lebens. Wie die Dienstboten zu ihr kamen, um sich ihre Weisungen zu holen, so fanden sich die Kinder ein mit ihren Anliegen, mit Schulaufgaben und Sorgen, kamen auch, um ihr zu erzählen, was auf der Straße vor sich ging, und gewöhnten sich daran, die Mutter mit Liebe zu umgeben und von ihr Liebe zu empfangen.

Will hatte sich am leichtesten in dieses neue Verhältnis gefunden. Während er sein Theaterkomitee zu neuen Dingen fortriß, das Riesenbudget des Theaters mit einer Sicherheit und Kühnheit angriff und neu ordnete, die niemand hinter ihm gesucht hätte, während er die schwierige Kunst übte, das Theatervolk mit seiner besonders empfindlichen seelischen Struktur zu disziplinieren und zu großen Anstrengungen zu befähigen, während er Regie führte und im öffentlichen Leben eine immer markantere Rolle spielte — wußte er zu Hause ein stilles Zimmer, vor dem er das alles von sich streifte, die Spuren der Sorgen, des Ärgers und der Konflikte, die Röte der Erhitzung und die Blässe innerer Erregung zu bändigen suchte, um lächelnd, von der sanften Wärme des beruhigten Lebens erfüllt, vor Eva zu treten und bei ihr zu sitzen, ihre Hand zu fassen und bei ihr zu rasten.

Aber er täuschte sie nicht. Sie fühlte, daß er mit der ganzen Willenskraft, mit heißem Ingrimm und schöpferischer Freude sich diesem neuen Berufe hingab, ohne seine volle Befriedigung darin zu finden.

So lange es aufzubauen und zu organisieren gab, kam ihm das nicht zum Bewußtsein. Da reizte ihn auch der offene Widerstand und die passive Resistenz, die er im Komitee und bei Beamten oder Künstlern fand, nur zu neuem, kräftigerem Wehren. Er brachte Zug in das Theater. Das Publikum begann den neuen Geist zu spüren. Der Theoretiker war mit einem Schlag ein souveräner Regisseur geworden.

Als das erste Jahr seiner Tätigkeit abgeschlossen war und ihn das Hosianna der Presse und der Bürgerschaft umbrauste, fiel ein bitterer Tropfen in den Becher.

Der Minister, der ihn so kräftig hatte walten lassen, trat von seinem Posten zurück, und an seine Stelle kam ein bureaukratisch empfindender Herr, der bald versuchte, ein strengeres Subordinationsverhältnis für den Intendanten aufzurichten.

Das erste war, daß der Minister die Verwendung des Zuschusses tadelte, den die Krone leistete. Wilhelm Roßhaupt war mit den Mitteln, die von der Krone und der Stadt zugeschossen wurden, ausgekommen, aber er hatte sie nicht genau nach dem Voranschlag verwendet. Der Stadtrat hatte das ohne weiteres gebilligt und die Verantwortung vor der Bürgerschaft übernommen. Der Minister forderte Rechenschaft. Akten wanderten hin und her, Schriftsätze und Tabellen wurden ausgearbeitet, das ganze Ministerium kam in Bewegung. Endlich wurde der Intendant vorgeladen.

Als Will nach der Audienz nach Hause kam, ging er zuerst in sein Zimmer und ließ Eva sagen, er wolle sich rasch umkleiden, ehe er zu ihr komme.

Nach einer Stunde hatte er seine Erregung bezwungen.

Evas Zimmer ging auf einen schönen Garten hinaus. Sie wohnten in der Neustadt, dicht am Botanischen Garten. Der Julitag stand schwül über der Stadt und brütete im Laub. Die Rosen waren schon abgewelkt, und Eva hatte ihren Stuhl wieder ins Zimmer gezogen, denn auf der Veranda lag stechend die Sonne.

„Es ist entsetzlich schwül, Eva. Aber nun gehen wir vier Wochen in die Berge“, sagte Will beim Eintreten.

Sie zog die Füße an, damit er bei ihr auf dem Liegestuhl Platz hatte.

„Ja, du hast einen Ausspann nötig“, erwiderte sie.

Er schwieg.

Sie wartete, sie wußte, daß er sprechen werde.

Im Garten klang Ännchens Stimme.

Jetzt war er so weit.

„Weißt du auch, daß wir schlecht gewirtschaftet haben, Eva? Wir leben eigentlich von der Hand in den Mund.“

„Das haben wir immer getan, Will. Sorgst du dich?“

Und dabei war sie es, die sich sorgte, die nie aufgehört hatte, sich zu sorgen, denn sie wußte am besten, daß sie wirklich von der Hand in den Mund lebten, und daß die Ersparnisse, die sie gemacht hatten, kaum die Bezeichnung eines Notpfennigs verdienten. Es war ihnen gegangen, wie es vielen geht, die leer anfangen und rasch in größere Verhältnisse hineinwachsen.

„Sorgen — Unsinn,“ wehrte er ab, um sich nicht zu erschrecken, „aber ich meinte nur, wenn man einmal aus der Bahn geschleudert würde, so läge man auf dem trockenen, ehe man sich umsähe.“

„Das wird nicht geschehen“, antwortete sie ruhig. Und dann nach einer Pause ebenso ruhig: „Was hat denn der Minister gesagt?“

„Er hat mir das Nötige bemerkt“, erwiderte Will ebenso ruhig, aber er ironisierte das Amtdeutsch, und ein Farbfleck erschien auf seinen Backenknochen.

(Fortsetzung folgt.)



Bilder aus aller Welt.

Marine=Ober=Generalarzt Geh. Rat Professor Dr. Bier,

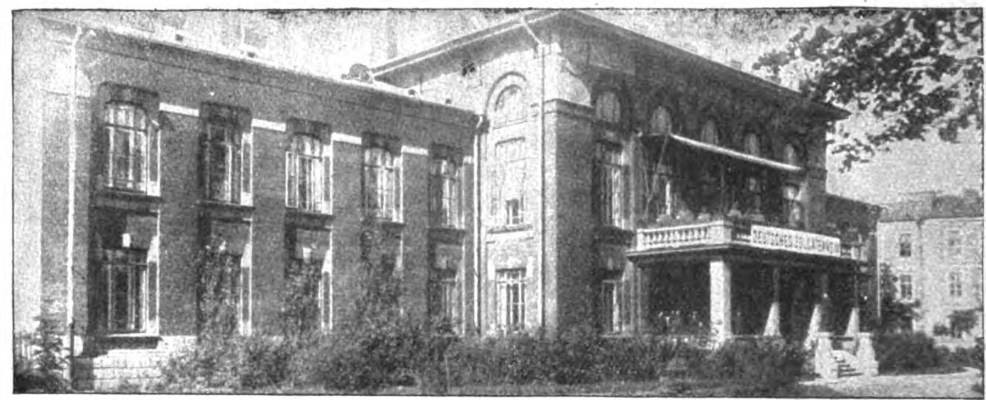
Beratender Chirurg eines Armeekorps.

Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.

Deutsche Soldatenheime in Warschau.

Oberes Bild: Aeußere Ansicht eines Soldatenheims.

Unteres Bild: Blick in das Innere.





Der unter dem Ehrenvorsitz des Unterstaatssekretärs Michaelis stehende Ausschuß zur Errichtung von Soldatenheimen an der Ostfront hat im Auftrag der Nationalvereinigung der Evangel. Jünglingsbündnisse Deutschlands in Warschau schon drei Soldatenheime einrichten dürfen. Die drei Heime enthalten außerordentlich behaglich eingerichtete Musik-, Spiel-, Schreib- und Lesezimmer; ebenso sind in jedem Heim größere Speisezimmer vorhanden, in denen die Soldaten für billiges Geld gute Beköstigung erhalten. Alles vereint sich, um den Kameraden Räume zu schaffen, wo sie sich im Feindesland wirklich wohl fühlen können

Schluß des redakt. Teils.



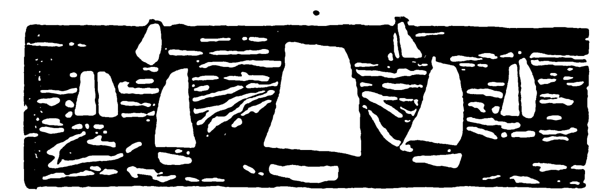




DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 4. Dezember 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

23. November.

Die Beschießung der Stadt Görz in der Zeit vom 18. bis 21. November hat wieder erhebliche Verluste an Menschenleben und bedeutende Schäden verursacht; 20 Zivilpersonen wurden getötet, 30 verwundet, 46 Gebäude vollkommen zerstört, 250 stark, 600 leicht beschädigt. Gestern warfen die Italiener abermals einige hundert schwere Bomben in die Stadt.

24. November.

Mitrovitza ist von österreichisch-ungarischen, Pristina von deutschen Truppen genommen. Die Serben sind westlich von Pristina über die Sitnica zurückgeworfen.

25. November.

Die Montenegriner wurden östlich von Foca zurückgeworfen. Bei der Einnahme von Mitrovitza haben die k. und k. Truppen 10 000 Serben gefangengenommen und 6 Mörser, 12 Feldgeschütze, zahlreiche Fuhrwerke, Munition aller Art, 7 Lokomotiven, 130 Waggons und viel anderes Kriegsgerät erbeutet.

26. November.

Feindliche Angriffe bei Berfemünde und auf der Westfront bei Dünaburg sind abgeschlagen.

Je deutlicher die Italiener die Nutzlosigkeit auch ihrer jüngsten Offensive erkennen müssen, desto häufiger fallen schwere Bomben und Brandgranaten in die Stadt Görz, die nun planmäßig in Trümmer geschossen wird. Täglich steigt die Zahl der abgebrannten und zerstörten Häuser und Kirchen. Der bisherige Schaden an Baulichkeiten ist mit 25 Millionen Kronen zu bewerten, jener an Privateigentum, Kunstwerten und Sammlungen überhaupt nicht abzuschätzen.

Die an der oberen Drina kämpfenden k. und k. Truppen drängten den Feind über den Golus- und den Kozara-Sattel und nahmen Kajnice. Auch auf der Giljeva-Planina südwestlich von Sjenica wurden die Montenegriner von österreichisch-ungarischen Bataillonen geworfen. Das Amselfeld ist völlig im Besitz der Verbündeten.

27. November.

Oesterreichisch-ungarische Truppen säubern das Gelände südwestlich von Mitrovitza bis zum Klina-Abschnitt vom Feinde. Westlich von Pristina besetzen die deutschen Truppen die Höhen auf dem linken Sitnica-Ufer. Südlich der Drenica überschreiten bulgarische Truppen die allgemeine Linie Goles—Stimlia—Jezerce—Ljubotin.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Irakfront wurden die starken feindlichen Kräfte, die mit ungeheuren Verlusten unsere vorgeschobenen Stellungen westlich von Kut el Ammara besetzt hatten, durch unseren kräftigen Gegenangriff besiegt und mußten sich in Unordnung gegen Süden zurückziehen. Unsere Truppen verfolgen den Feind.

28. November.

In dem Berichte der deutschen Obersten Heeresleitung heißt es: Mit der Flucht der kärglichen Reste des serbischen Heeres in die albanischen Gebirge sind die großen Operationen gegen dasselbe abgeschlossen. Ihr nächster Zweck, die Oeffnung freier Verbindung mit Bulgarien und dem türkischen Reich, ist erreicht. Mehr als 100 000 Mann, d. h. fast die Hälfte der ganzen serbischen Wehrmacht, sind gefangen, ihre Verluste im Kampf und durch Verlassen der Fahnen nicht zu schätzen, Geschütze, darunter schwere, und vorläufig unübersehbares Kriegsmaterial aller Art wurden erbeutet. Die deutschen Verluste dürfen recht mäßig genannt werden, so bedauerlich sie an sich auch sind. Unter Krankheiten hat die Truppe überhaupt nicht zu leiden gehabt.

29. November.

Kaiser Wilhelm ist zum Besuch von Kaiser Franz Joseph in Wien eingetroffen.

Die Zahl der den Serben abgenommenen Geschütze beträgt 502. An der serbischen Front wird der Gegner energisch verfolgt, trotz der schwierigen klimatischen Verhältnisse. Bei ihrem Rückzuge gegen Montenegro vernichteten die Serben alle noch vorhandenen Feld- und schweren Geschütze. Die Reste der serbischen Armee gehen bloß mit Gebirgskanonen zurück.

Die innere Front.

Von Fedor von Zobeltitz.

Vor etwa fünf Wochen erschienen, seltsamerweise sogar am gleichen Tage, in zwei Pariser Blättern zwei verschiedene Aufsätze über das Leben und die Stimmung in Berlin. Den einen Artikel charakterisierte schon seine Überschrift „Die Totenstadt". In ihm hieß es, daß das Berliner Leben so gut wie erstorben sei. Handel und Wandel schleppten sich nur mühselig dahin, die größeren Geschäfte seien geschlossen, ebenso die meisten Theater, und da es keine Kohlen gebe, so liege nachts über die Stadt im Dunklen; in den Arbeitervierteln herrsche auch nicht mehr der Hungersnot halber der Aufruhr „wie noch vor kurzem", denn die Menschen hätten die Energie des Lebenwollens verloren, und der Typhus raffe täglich Tausende fort. Der zweite Aufsatz schlug ganz andere Töne an. Er schilderte Berlin als ein seiner sittlichen Auflösung entgegengehendes Babylon. Die Nächte würden durchschlemmt und durchtobt, die Polizei sei machtlos geworden, hinter verschlossenen Türen feiere man Orgien, das Geld habe an Wert verloren, ungestraft häuften sich die Verbrechen, zwei Kirchen seien von der gotteslästernden Menge bereits niedergebrannt worden.

Die beiden verrückten Artikel verfolgten natürlich den gleichen Zweck: sie sollen dem leichtgläubigen französi-

schen Leser zeigen, daß es mit Deutschland zu Ende gehe, daß die stählerne Mauer des „Durchhaltens" ein Märchen, daß auch die innere Front in ihren Grundfesten erschüttert sei.

Mit einem soeben vom östlichen Kriegschauplatz gekommenen, auf kurze Zeit beurlaubten Offizier sprach ich vor einigen Tagen über diese journalistischen Ausschweifungen, und in der Folge entspann sich zwischen uns eine Unterhaltung über das Berlin zur Kriegzeit. Da sagte mir der Offizier u. a.: „Ich muß offen gestehen, daß mich das Leben Berlins unmittelbar nach meiner Rückkehr geärgert hat. Merkt man hier denn, daß wir da draußen in einem ewigen erbitterten, Tod und Verderben bringenden Kampfe liegen? Nein, man spürt hier gar nichts vom Kriege. Es mag natürlich richtig sein, daß der Haushalt infolge der allgemeinen Preissteigerungen eingeschränkter geworden ist; aber die Restaurants sind voll wie immer, in den Cafés findet man kaum einen Platz frei, die Straßen sind belebt, alle Theater spielen, und wo man hinhört, klingt heitere Musik. Das erschien mir nicht der Größe und dem Ernst der Zeit angepaßt — anfänglich. Aber ich muß doch aussprechen, daß ich meine Ansicht geändert habe. Ich kam aus einer Tragödie und konnte wieder fröhlich werden. Und diese Fröhlichkeit hat meine ja nie wankend gewordene Zuversicht noch mehr verstärkt. In der frischen Lebensbejahung Berlins steckt doch eine erstaunliche Kraft. Man taumelt hier nicht wie in Paris von der Depression zu verfrühtem Siegesjubel oder wie in London vom Suffragettenwahnsinn zur Gleichgültigkeit oder wie in Rom vom Kriegsgebrüll zur heimlichen Angst vor der Zukunft — man lebt weiter in Berlin, paßt sich geschickt den Notwendigkeiten der Zeit an, läßt nicht mutlos die Köpfe hängen, dafür aber das Geld unter die Leute rollen, ist vielleicht mehr leichtsinnig als bekümmert, findet aber im Leben selbst ein Ventil für die Seelenspannung. Der Franzose hat dafür den Ausdruck ‚élan vital', der Berliner übersetzt den Begriff in die Tat . . ."

Die Bemerkungen enthalten gewiß viel Richtiges. Berlin ist weder eine Totenstadt noch ein Babylon geworden. Als der Krieg ausbrach, war es bei uns vielleicht ebenso oder ähnlich wie in den Hauptstädten der anderen kriegführenden Mächte. Der Schrei überwog. Aber allgemach tönte das Allzulaute sich ab, die Stimmung beherrschte die Miene, die große Nervosität zerrann, man erfaßte wieder energischer die Wirklichkeit, und damit kehrte das Leben in die Bahnen seiner praktischen Ausnutzung zurück. In Zeiten des Aufruhrs der Gemüter erhöht sich die erzieherische Kraft der Arbeit. So war es auch hier. Berlin war immer eine fleißige Stadt; nie aber hat es so stark unter dem eisernen Gesetz der Sache gestanden wie in dieser Kriegzeit. Das allgemeine Pflichtgefühl stieg zu einer Höhe ethischer Würde, und das ethische Gewissen führte zu geistiger Verinnerlichung. Wenn auf der letzten Generalsynode betont wurde, daß die Kirche nicht versagt habe, so ist dies richtig, und wenn man nach dem Kirchenbesuch urteilen will, wird man behaupten können, daß das Gefühl der Religiosität sich entschieden verstärkt hat.

Das Innenleben schließt aber ein Weltleben nicht aus, das sogar zu einer zwingenden Notwendigkeit wird, wenn anders die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht versumpfen und versickern sollen. Die Theater öffneten sich anfänglich nur zögernd; heut wird auf rund dreißig Bühnen Berlins gespielt. Aber der Spielplan hat sich doch wesentlich verändert. Während bisher unsere Bühnen in einer lächerlichen Abhängigkeit vom Ausland standen, sind ihnen nunmehr wenigstens die Grenzen der feindlichen Länder gesperrt. Damit ist uns nicht die Weltliteratur verschlossen worden, der wir nach wie vor unsern Respekt bezeugen, wohl aber hat der ganze Plunder, der uns in überreicher Fülle von draußen zufloß, hat vor allem das Pariser Zotenstück sein Heim bei uns verloren. Flaches und Törichtes wird uns in den Operetten, Lustspielen, Schwänken und Possen freilich noch zur Genüge geboten. Aber man darf nicht vergessen, daß auch das lediglich Erheiternwollende seine Berechtigung hat, und durchaus gerade in einer Zeit, die an unsere Nerven gewaltige Anforderungen stellt. Die Moral der Kulturarbeit leidet darunter ebensowenig wie die des gesellschaftlichen Zusammenseins; außerdem haben wir ein Dutzend großer Theater, die das ernste Drama mit besten Mitteln pflegen. Schlimmer ist es auf dem Gebiete der kinematographischen Aufführungen bestellt. Das Kino hat überhaupt nicht gehalten, was man von ihm erwartet hat: es ist in keiner Weise ein Volksbildungsmittel geworden. Zweifellos besser haben sich die Singspielhallen und Kabarette entwickelt. Etwas ist ausgemerzt worden: der brutale Witz, der sich in Andeutungen erschöpft. Die Tanzsäle wurden schon zu Kriegsbeginn geschlossen, und mit Recht. Ihre Besucher sind auf die sogenannten Bars angewiesen, eine jener englisch-amerikanischen Erfindungen, die in Paris ihre pikante Ausgestaltung in bezug auf das Weibliche erhielten. Aber der Hauptreiz ihres Verblödungsystems ist ihnen vorläufig genommen worden; die Mischgetränke am Schanktisch dürfen von neun Uhr abends ab nicht mehr verabreicht werden, und nun stehen die hohen Stühle leer, auf denen sonst junge und alte Lebegreise Anregung für ihre Weiterbildung suchten.

Die Restaurants können über verminderten Besuch nicht klagen. Wein- und Bierstuben und auch die Kaffeehäuser, in denen meist musiziert wird, sind voll von Gästen; ich glaube auch nicht, daß die früher angesetzte Polizeistunde dem Geschäft sonderlich Abbruch tut. Alles in allem kann man sagen, daß sich das Leben Berlins in seinem äußerlichen Sichgeben nur wenig gegen die Friedenzeit verändert hat. Die Physiognomie der Daseinsfreude gab immer das Zentrum und der sogenannte neue Westen. In den Fabrikvierteln des Ostens und Nordens herrscht die Arbeit, im alten Westen das Rentnertum in allen Abstufungen, von provinzieller Bescheidenheit bis zu fürstlicher Daseinsführung. Die „City" ist die Stätte mit dem Doppelgesicht geblieben. Da flutet tagsüber eine rastlose Geschäftigkeit durch die Straßen und Kaufhallen, und durch die Nacht leuchten die hellen Lichter der Vergnügungslokale. Der neue Westen hat sich erst im Laufe der letzten fünfzehn Jahre entwickelt. Die großen Verkehrslinien des Kurfürstendamms und der Tauentzienstraße lagen ehemals in vornehmer Stille, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche konnte gewissermaßen als Wahrzeichen ihrer friedlichen Würde gelten. Hier ruht die Industrie sich aus von der Hetzjagd des Tages, es ist die Wohnstätte der Aktivität, der Vorwärtsstrebenden und Vorwärtskommenden, während die Menschen im Osten und Norden bei allem Fleiß am Anfang jeder Woche auf den Standpunkt der vergangenen zurückgeschleudert werden, um dann ihr Werk immer wieder neu zu beginnen. Der Reichtum des Westens am Kurfürstendamm lockte die Unternehmungslust. So entstanden zunächst die großen Cafés, dann eine Fülle von Restaurationen und Weinstuben, zwischen die prunkhafte Kinopaläste sich schoben, Hotels, Singspielhallen und eine



Russisches Grafenschloß.

Von Rudolf Herzog.

Der Park in Gold, in Purpur und Brokat . . .
Das fließt und flutet wie in Festgewändern
Den Ahornweg hinab zum Buchenpfad
Und schmückt den Birkenhain mit Ordensbändern.

Die Bäume schluchzen auf in letzter Pracht
Und wollen heißer sich und heißer färben,
Wie Fackeln, die am Tor der großen Nacht
Im eignen Flammenmantel lodernd sterben.

Und durch das Blut der Blätter lugt verträumt
Ein Himmelsblau, von leiser Hand gepudert,
Von rotem Teppich liegt der See umsäumt,
Den lautlos nur ein schwarzer Schwan durchrudert.

Am Säulenstumpf der Schloßterrasse lehnt
Ein einsam Weib mit dunklem Augensterne . . .
Nicht in den Park, der sich zu Tode sehnt,
Nur in die Ferne blickt sie, in die Ferne.

Und sieht am Himmelsrand ein ander Glühn,
Ein ander Sterben als von welken Blättern,
Sieht, Garben gleich, der Dörfer Flammen sprühn
Und hört zum Rückzug Rußlands Hörner schmettern.

Und sieht, wie ein Gesicht aus andrer Welt,
Hoch einen Reiter aus dem Knäul sich heben
Und sinken, wie ein Blatt vom Baume fällt,
Und unterm Huf zerstampft stirbt Laub und Leben. —

Im Osten, Oktbober 1915.

Menge jener zweifelhaften kleinen Lokale, die sich meist als „Bar“ bezeichnen, aber nichts sind als Treffpunkte für die irrende und suchende Weiblichkeit. Der neue Westen nahm das Nachtleben des Zentrums auf.

So war es zur Friedenzeit, und die beiden großen Stadtviertel haben auch in den Kriegstagen ihr Bild nur insoweit verändert, als die strenger gewordenen polizeilichen Vorschriften es verlangten. Lediglich der Farbenton hat eine neue Nuance angenommen, eine zeitgemäße: das Feldgrau beherrscht die Straße und das Lokal. Zur Fahne steuern natürlich alle Bezirke bei. Aber es liegt in der Natur der militärischen Verhältnisse, daß mehr Urlauber nach dem Westen als nach dem Osten kommen. Anderseits greift auch das Leben entfernterer Viertel in den Westen ein. Frauen und Töchter jener geplagten Bureaumenschen, die ihre Berufsbahn an minder bevorzugte Quartiere schmiedete, und die nun draußen in den Schützengräben liegen, finden Zeit, sich einmal den eleganteren Stadtteil anzusehen. Wenn man die lärmende Gesellschaft, die hier schon in den Nachmittagstunden die Kaffeehäuser bevölkert, auf ihre „Natur und Art“ prüfen wollte, es würden nicht allzu viele Westberliner übrigbleiben. Auch das unverminderte Leben in den Gaststuben findet seine Erklärung durch die Tatsache, daß die häusliche Geselligkeit fast ganz aufgehört hat. Die Wirtschaftsführung im eigenen Hause hat sich so verteuert, daß man größere Gesellschaften überhaupt nicht mehr gibt. Man vermeidet sie auch aus ethischen Gründen, und da das Geselligkeitsbedürfnis bleibt, so geht man in das Wirtshaus, wo man überdies derzeit kaum kostspieliger lebt als im Hause. Und überall liegt der Hauptton auf dem Feldgrau.

Ich kann mir vollkommen denken, daß der Offizier, dessen Aeußerungen ich oben wiedergab, im ersten Augenblick etwas verstimmt gewesen sein mag über die Lebensluft Berlins. Es ist auch psychologisch begreiflich, daß dann ein Umschlag kam. Die ärgerliche Stimmung verflog, als in ihm selbst die Lust am Leben zurückkehrte und er ringsum die Kameraden sah, die in verständlichem Glückshunger den Genuß des Augenblicks erhaschten, nachdem sie lange Monate hindurch bei Tage und bei Nacht dem Tod in das eisige Auge geschaut hatten. Ein anderer Frontoffizier, der in Frankreich fast ein halbes Jahr lang im Unterstand gelebt hatte, sagte mir: „Ich bin viel auf der Straße, ich gehe Abend für Abend aus, ich muß Menschen sehen und heitere Gesichter.“ Draußen hatte er tagein, tagaus eine dunkle Feindseligkeit vor sich — hier leuchtete ihm wieder einmal der Glanz des Daseins.

Ich verkenne keineswegs, daß das Berlin der Kriegzeit auch seine Schattenseiten hat. Es wäre Torheit, sich gegen die Wahrheit der Dinge zu wehren und lediglich bei dem Gefühl der Kraft zu verweilen, das uns ermöglicht, inmitten der Not der Tage die Freude am Lebendigen nicht erlöschen zu lassen. Unter den Heimgebliebenen befinden sich viele, die dem Mitempfinden und Miterleben der großen Probleme unserer Zeit fremd gegenüberstehen oder in ihnen nur eine erhöhte Sensation sehen, eine neue Aufregung. Auch die ewigen Bummler sind noch nicht ausgestorben, die Bleigewichte der schaffenden Geister, und nicht die Quereler und Nörgler; das Kleine und Gemeine, das unausrottbar ist, schlüpft umher wie sonst, weiter wuchern mancherlei niedere Interessen, in dem Spiel der Oberfläche quirlen Wirbel und lösen den Schlamm der Tiefe. In jeder Großstadt berühren sich die Gegensätze und reiben Gute und Böse sich Schulter an Schulter. Aber wenn wir in neutralen Blättern lesen, wie sich das Leben in den feindlich gewordenen Hauptstädten abrollt, so können wir wohl zufrieden sein. Ein Wüsten und Wüten der „Piazza“ wie in Italien hat Berlin selbst in den ersten Tagen gewaltsamer Nervenspannung nicht gekannt; die närrische Komödie der Gasse beim Lärm der Werbetrommel Englands wäre bei uns eine Unmöglichkeit; nie konnte uns die Furcht vor Luftbomben in die tragikomische Angst von Paris und London versetzen. Wir bedürfen nicht langatmiger, den Gegner beschimpfender akademischer Vorträge, um den Glauben an den Endsieg in uns wachzuhalten, und keiner theatralischen Kraftwirkungen zur Anfeuerung. Wir „leben weiter“: durchaus nicht in einem Idealstand der Menschheit, den die Welt seit ihrer Erschaffung noch nicht finden konnte, aber, von Ausnahmen abgesehen, innerhalb dieses Weiterlebens mit einem Suchen nach Vernunft. Die gesunde Vernunft will keinen Rückschlag in unduldsame Aszese und keine Wendung zum Pessimismus. Wenn die Bitterkeit der Zeit



mit ihren Mühen und Sorgen nicht zur Abstumpfung der Gefühle führen soll, so muß die Macht des Lebens ihren erhaltenden und ausgleichenden Einfluß behalten. Dieser frische Lebensdrang trägt auch den freien Opfermut, den wir brauchen. Ein niedergedrücktes, unter eiserner Faust und harter Zucht gehaltenes Volk würde niemals aus Entschlüssen des Herzens heraus eine solche Summe nützlicher Leistungen vollbringen können, und wenn wir die ungeheuren Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiet klaglos über uns ergehen lassen, so geschieht das nicht zum wenigsten deshalb, weil uns die Freude am Dasein nicht geschmälert wird. Gewiß, daß man kein Pharisäer zu sein braucht, um an den Auswüchsen des Lebens, an mancher Verzerrung und gellen Tönen, an inneren Widersprüchen und Verkehrtheiten Anstoß zu nehmen. Doch ebenso gewiß ist, daß unsere unversiegbare Jugendkraft der „inneren Front" jene Festigkeit gibt, derer sie bedarf.

Auf Jagd.

Von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke*).

Am 12. August abends kamen wir in die Nähe der Insel, wo wir das Kreuzergeschwader treffen sollten, und stießen auf die ausgelegten Vorpostenschiffe. In der Mitte lagen die beiden markigen Körper der „Scharnhorst" und „Gneisenau", beide mit Kohlendampfern längsseit und mit der Kohlenübernahme beschäftigt. Weiter links die schlanke „Nürnberg", ebenfalls beim Kohlen. Verteilt in der Bucht eine größere Menge größerer und kleinerer Hilfsschiffe und Tender des Geschwaders. „Emden" erhielt ihren Ankerplatz dicht beim Flaggschiff in der rechten Hälfte der Bucht zugewiesen. Brausende Hurrarufe wurden von Bord zu Bord gewechselt, als wir die anderen Schiffe passierten, und bald darauf rauschte unser Anker — zum letztenmal für lange Zeit — in den Grund.

Der Kommandant begab sich an Bord des Flaggschiffes zur Meldung beim Geschwaderchef und unterbreitete ihm hier seinen Vorschlag, die „Emden" vom Geschwader zu entlassen und in den Ozean zu schicken, um Kreuzerkrieg zu führen.

Der nächste Tag sah das Geschwader in Kiellinie, gefolgt von allen Kohlentendern, auf östlichem Kurs. Der Geschwaderchef hatte sich über den Vorschlag unseres Kommandanten Entscheidung noch vorbehalten, und wir waren alle gespannt, wie diese ausfallen würde. Da gingen gegen Mittag einige Signalflaggen auf dem Flaggschiff hoch: „‚Emden' entlassen, wünsche guten Erfolg", hieß das Signal. In elegantem Bogen schor unser Schiff aus der Kiellinie heraus, ein Danksignal für die Wünsche des Geschwaderchefs wehte im Topp, dann noch ein Winkspruch an die „Markomannia" „bei ‚Emden' bleiben", und bald hatten wir die Gegenkurs steuernden übrigen Schiffe des Geschwaders aus Sicht verloren. Alle wußten, daß wir uns zum letztenmal gesehen hatten.

Es war eine weite Reise bis zu unserem eigentlichen Operationsgebiet. Peinlich war, daß wir keine Nachrichten hatten, ob schon Kriegzustand mit Japan herrschte oder nicht. Die deutsche funkentelegraphische Station Jap war bereits von den Engländern zerstört worden. Nach einer Woche Fahrt trafen wir in See den deutschen Dampfer „Prinzeß Alice". Wir nahmen einige Reservisten an Bord und schickten ihn dann nach Manila. Auf hoher See begegneten wir später unserem kleinen Kanonenboot „Geier". Wegen Mangels an Signalverbindung war dieses ohne jede genaue Nachricht vom Kriege, was England und Japan anbetraf. Wir blieben nur kurze Zeit beieinander, tauschten die erhaltenen Nachrichten aus, und „Geier" entfernte sich dann nach Osten, um dem Geschwader zu folgen. Unsere Fahrt ging weiter in Richtung auf unser zukünftiges Jagdgebiet.

Wir hatten jetzt, um in den freien Ozean zu kommen, schmale Fahrstraßen zu passieren. Diese Straßen wimmelten von Fischerfahrzeugen und ähnlichen kleinen Schiffen. Die Nächte waren mondhell, so daß man „Emden" auf ziemlich große Entfernung erkennen konnte. Dem Kommandanten war es unangenehm, so viele Segler zu treffen. Er äußerte zu mir sein Bedenken, daß durch irgendein Fahrzeug unsere Anwesenheit in diesen Gewässern und unser Kurs bekannt werden könnte. Alle englischen Schiffe hatten zwei oder vier Schornsteine, keines hatte drei wie die „Emden". Da keimte in mir der Gedanke hoch, uns einen vierten Schornstein zu bauen. Schnell ließ ich zunächst Deckläufer herbeischaffen. Das sind etwa zwei Meter breite Streifen aus dickem Segeltuch, die zur Schonung über das Linoleumdeck gelegt werden. Oben wurde eine Holzstange angenäht und dann dieser provisorische Schornstein vor unserm vordersten richtigen Schornstein gesetzt. Von der Seite aus gesehen, machte er sich prächtig. Von vorn gesehen, war seine Erscheinung allerdings noch mangelhaft; es fehlte ihm die behäbige Fülle seiner Stiefbrüder. Er war nur einige Millimeter breit. Aber in der Eile der ersten Nacht konnte nichts Besseres geschaffen werden. Ich unterbreitete dem Kommandanten den Vorschlag, einen besseren vierten Schornstein zu bauen, womit er einverstanden war. So gingen wir am nächsten Tage an die Arbeit. Bald hatten wir aus Holzlatten und Segeltuch einen eleganten Schornstein angefertigt und glichen, wenn dieser stand, ums Haar dem englischen Kreuzer „Yarmouth". Ich ließ den Schornstein absichtlich oval anfertigen, weil „Yarmouth" einen solchen hat. Unser Begleiter „Markomannia" wurde seitlich heraus befohlen, und nach seinem Winkspruch wurde die Stellung des vierten Schornsteins verbessert. Wir machten uns dann Bezeichnungsmarken an den dünnen Stahlleinen, die zum Hochheißen des Schornsteins dienten, so daß wir von jetzt ab in kurzer Zeit bei Tag und Nacht unsern Simulacker zweckentsprechend und niedlich setzen konnten.

In der Nacht des 10. September endlich begann unsere eigentliche Tätigkeit. Ein Dampfer kam in Sicht, und wir gingen heran, um ihn genauer anzusehen. Abgeblendet, leise und verstohlen näherten wir uns unserem Opfer von hinten. Der Kommandant ging bis auf 100 Meter heran an den Dampfer, der friedlich seinen Stropp fuhr und sich nach Handelsdampfermanier nur um das kümmerte, was voraus ist und Lichter zeigt. Durch die

*) Wir entnehmen nachstehende Schilderung dem soeben erschienenen Werke „Emden". Von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke. — Berlin, Verlag von August Scherl, G. m. b. H. Preis 1 Mark.



ruhige, windstille Nacht hallte es plötzlich durchs Sprachrohr hinüber: „Stoppen Sie sofort! Gebrauchen Sie keine Funkentelegraphie! Wir schicken ein Boot an Bord!" Der Dampfer schien das nicht recht zu glauben. Hatte er vielleicht hier im Herzen Indiens das Erscheinen eines feindlichen Kriegsschiffes nicht erwartet, oder glaubte er Stimmen der Meergötter zu vernehmen, die ihn nichts angingen? Jedenfalls fuhr er friedlich weiter. Als Visitenkarte gaben wir ihm einen blinden Schuß. Da merkte er, was anlag, ging mit seiner Maschine haste, was kannste, was zurück — wir bedauerten aufrichtig die wachgescheuchten Maschinisten — hing sich an seine Dampfsirene, heulend seine Bereitwilligkeit kundgebend, unserem Befehle zu folgen. Unser Kutter mit der Prisenbesatzung glitt zu Wasser und nahm Besitz von dem Dampfer. Da blühte uns zunächst ein kleiner Schrecken: „Hier griechischer Dampfer ‚Pontoporros'", blitzte das Licht unseres Signalgasten herüber. Das war ja peinlich. Gleich der erste Dampfer ein Neutraler. Dann wußte natürlich in wenigen Tagen die ganze Küste, daß ein deutsches Kriegsschiff im Indischen Ozean war. Die leckersten Prisen konnten uns so entgehen. Gott sei Dank aber hatte der edle Grieche Bannware an Bord, nämlich für englische Häfen bestimmte Kohle. Er wurde daher als dankenswerte Ergänzung unserer schon halb leer gekohlten „Markomannia" unserem Geschwader angegliedert, das nunmehr aus 3 Schiffen bestand. Sie sollten nicht die einzigen bleiben.

„Pontoporros" hatte als Ladung indische Kohle an Bord, das ist die schmutzigste Kohle, die man sich denken kann. Ich hatte gehofft, unsere auf die Neige gehenden Vorräte an Material aus den Prisen ergänzen zu können. Seit sechs Wochen hatte „Emden" keinen Hafen angelaufen und nichts beschaffen können. Der I. Offizier ist gewissermaßen die Hausfrau des Schiffes und hat für alle Kleinigkeiten in bezug auf Ausrüstung und Verpflegung zu sorgen. So gut es ging, hatte ich vorm Auslaufen aus Tsingtau das Schiff voll gepackt mit allem, was nötig oder nützlich war. Es hatte sich aber in den letzten Tagen gezeigt, daß unsere Seife stark auf die Neige ging. Aus den Portionen, die ich an die Mannschaften verteilen konnte, waren schon Portiönchen geworden. Noch 14 Tage weiter, dann wären wir dahin gekommen, daß Waschen zu einer Luxusbeschäftigung zählte. Deshalb hatte ich scherzweise den Kommandanten gebeten, als erstes Schiff mir ein Seifenschiff zu bescheren. Statt dessen kriegte ich indische Kohle. Ich konnte es nicht unterlassen, deswegen beschwerdeführend mich an den Kommandanten zu wenden, der mir auch lachend versprach, sein Äußerstes in bezug auf Seifenversorgung zu tun. Und er hat Wort gehalten. Am 11. September morgens, wenige Stunden, nachdem unser Geschwader seinen ersten Zuwachs erfahren hatte, erschien mit der aufgehenden Sonne voraus ein großer Dampfer, der, in der Annahme, daß wir ein englisches Kriegsschiff wären, von weitem schon durch Setzen einer großen englischen Flagge seiner Freude über unsere Anwesenheit äußeren Ausdruck lieh. Ich weiß nicht, was der Kapitän für ein Gesicht gemacht hat, als wir unsere Flagge setzten und ihn freundlich aufforderten, eine Weile bei uns zu verharren. Der Dampfer kam aus Kalkutta, war für einen englischen Truppentransport von Colombo nach Frankreich bestimmt und aufs beste ausgerüstet. Besonders angenehm berührt waren wir dadurch, daß der nicht wegzuleugnende Reinlichkeitsdrang der Engländer soviel Seife in das Schiff hatte hineinstauen lassen, daß wir mit unserer kleinen Besatzung, selbst bei äußerster Inanspruchnahme dieser nützlichen Kulturerrungenschaft, mindestens ein Jahr genug hatten.

Die Besatzung des Schiffes wurde auf unseren „Lumpensammler" geschafft. Lumpensammler war bei uns immer ein gekapertes Schiff, das entweder leer in Ballast fuhr und deswegen wenig wert war, oder das neutrale Ladung hatte und deswegen nur mit Verlust hätte versenkt werden können. Denn die neutrale Ladung muß nach Beendigung des Krieges ersetzt werden. Der „Lumpensammler" fuhr stets so lange hinter der „Emden" her, bis soviel Menschen von gekaperten Schiffen an Bord waren, als er tragen konnte. Dann wurde er in den nächsten Hafen entlassen. In diesem Falle war „Pontoporros" mit der Rolle des Lumpensammlers betraut.

In den nächsten Tagen blühte unser Geschäft. Es spielte sich folgendermaßen ab:

Wenn ein Dampfer kam, wurde er zum Stoppen gebracht und ein Offizier mit etwa 10 Mann an Bord geschickt. Diese machten den Dampfer fertig zum Versenken und gaben die nötigen Anordnungen für das Vonbordgehen der Passagiere usw. Während wir damit beschäftigt waren, tauchte in der Regel schon die nächste Mastspitze über dem Horizont ab. Wir brauchten uns gar nicht zu beeilen. Die Dampfer kamen ganz allein auf uns zu. Wenn der nächste Dampfer nahe genug herangekommen war, fuhr „Emden" ihm entgegen, machte ihm ein freundliches Signal, was ihn veranlaßte, sich zu unserem ersten gekaperten Dampfer zu begeben. Dann ging wieder ein Offizier und einige Mann an Bord, machte den Dampfer klar zum Versenken, gab die nötigen Anordnungen für Vonbordgehen der Passagiere usw., und wenn dies geschehen war, tauchte die dritte Mastspitze schon auf. „Emden" fuhr wieder entgegen, und das neckische Spiel wiederholte sich. So haben wir zeitweise 5—6 Dampfer auf einem Fleck gehabt. Davon zeigte der eine gerade noch die Oberkante seines Schornsteins, der nächste lag bis zum Deck schon im Wasser, der dritte benahm sich noch einigermaßen normal, zeigte aber doch schon durch leichtes Hin- und Hertorkeln an, daß er im Begriff war, voll zu werden. Die Passagiere der gekaperten Schiffe machten dann eine erstaunte Bekanntschaft auf unserem Lumpensammler.

Der Kampf für den Fisch.

Von Walter Tiedemann.

Der große Hexenmeister Krieg macht so vieles im Handumdrehen, was dem Frieden trotz aller Bemühungen nie gelingen wollte. Für ihn, den Krieg, sind Hindernisse nur dazu da, um beseitigt zu werden; er überbrückt die ärgsten Klüfte, räumt mit den ehrwürdigsten Vorurteilen auf und überzeugt uns von der leichten Entbehrlichkeit so mancher Dinge, an die wir uns mit allen Organen geklammert hatten. Wollte man uns zum Beispiel früher im Interesse unserer Leiblichkeit zur Einführung von fleisch- und fettlosen Tagen überreden, so haben wir uns sehr spröde verhalten, selbst wenn uns der freundliche Ratgeber die Gefahren der üppigen Fleischkost, wie Gicht, Arterienverkalkung und was sonst noch in ähnlicher Richtung liegt, mit dem Pinsel eines Höllenbreughel an die Wand malte. Der Krieg macht das anders, er ordnet einfach zwei fleischlose und zwei fett-



lose Tage in der Woche an. Und siehe da, es geht auch so. Wohlwollende Männer der Hygiene suchen uns nun die anscheinend bittere Pille mit der Versicherung zu versüßen, daß in vielen ländlichen Kreisen von jeher nur einmal wöchentlich Fleisch auf dem Tische erscheint und die Menschen trotzdem allerlei Herkulesarbeiten leisten. Solcher Trostgründe bedarf es aber wirklich nicht, denn wer es noch nicht wußte, der kann es jetzt, einem milden Zwange gehorchend, am eigenen Leibe erproben, wie wenig schrecklich die fleischlosen Tage sind, und wie gut es manchem ehemaligen Schwelger bekommt, wenn er sich zweimal in der Woche mit Pflanzenkost und Fischen begnügt. Ja, wenn er ein echter Epikureer ist, einer, der allen Dingen die beste Seite abzugewinnen weiß, so wird er gerade aus dieser Zwangslage eine Fülle neuer Reize schöpfen, vorausgesetzt, daß die Beherrscherin seines Hauses oder der Koch seines Stammlokals über die nötige Anpassungsfähigkeit verfügt.

Den Liebhaber der Fischkost stellt die neue Speiseordnung weder vor Probleme noch vor Sorgen, denn er wußte es längst, daß man sich mit Fischen, verständnisvoll zubereiteten Fischen in der auskömmlichsten Weise sättigen kann, und daß eine gut beratene Fischküche ein Quell erlesener Genüsse ist. Die Verfechter der Fischkost haben sich im Frieden die Federn stumpf geschrieben, um den Fisch, besonders den Seefisch, im deutschen Binnenlande zu einem volkstümlichen Nahrungsmittel zu machen und ihm endlich auch bei uns jene volkswirtschaftlich wichtige Stellung zu verschaffen, die er in anderen Ländern längst behauptet. Der Seefischverein ließ es an Werbearbeit wahrlich nicht fehlen, er hat ja auch viel erreicht und dennoch erst einen Teil des Erstrebten. Die Vorurteile des Magens und der Küche sind eben schwer zu überwinden. Drastisch drückt es das plattdeutsche Sprichwort aus: „Wat de Bur nech kennt, dat fret hei nech." Noch immer besteht in weiten Kreisen unserer Bevölkerung ein Vorurteil gegen die Fischkost, etwa mit Ausnahme des Herings, und noch immer kann man die Ansicht zu hören bekommen, daß Fische zwar hin und wieder ein angenehmes Gericht, aber doch „eigentlich kein richtiges Essen" sind, und daß man von Fischen allein nicht ordentlich satt werden kann. Was letzteren Einwand betrifft, so ist es allerdings richtig, daß man Fische wegen ihres geringeren Gehaltes an Eiweiß und Fett im allgemeinen in etwas größerer Menge als Fleisch genießen muß, um die gewohnte Sättigung zu erzielen. Während ein halbes Kilogramm Rindfleisch im Durchschnitt 90 Gramm Eiweiß und 20 Gramm Fett aufweist, enthält die gleiche Menge frischen Schellfisches im Durchschnitt nur 80 Gramm Eiweiß und kaum 2 Gramm Fett. Es gibt aber auch sehr fettreiche Fische; an erster Stelle stehen da Aal, Salzhering und geräucherter Lachs.

An den Vorurteilen gegen die Fischkost ist auch die Bequemlichkeit schuld, die mangelnde Neigung, an neue Aufgaben heranzugehen, eine Unlust, der man nicht selten gerade in jenen Kreisen begegnet, die am meisten auf ein gutes Wirtschaften angewiesen wären. Es ist freilich bequemer, eine Mahlzeit aus Wurst, Büchsengemüse und anderen fix und fertig käuflichen Stoffen herzustellen, als sich ein bißchen Mühe zu geben und kochkünstlerischen Ehrgeiz zu zeigen. Deshalb verdient es allen Beifall, daß die schon im Frieden gemachten Anstrengungen, der Fischkost zu größerer Volkstümlichkeit zu verhelfen, unter dem Druck der wirtschaftlichen Sorgen der Kriegszeit verdoppelt werden. Diese Bemühungen richten sich auf zweierlei: einmal gilt es, möglichst große Mengen frischer Seefische zu möglichst mäßigen Preisen auf den Markt zu bringen, und zweitens, diejenigen Hausfrauen, die sich noch ablehnend gegen die Fischkost verhalten, durch Belehrung und praktische Unterweisung in Fischfreundinnen und tüchtige Fischköchinnen zu verwandeln. Die meisten deutschen Großstädte haben den Seefischverkauf in eigene Hand genommen und sind durch Anschlagen von Plakaten, Verteilen von Kochrezepten und Veranstaltung von Kochkursen bemüht, die noch bestehenden Vorurteile zu überwinden. Aber die Werbearbeit geht noch weiter. So hat z. B. die Stadt Berlin schon vor dem Kriege in einer Anzahl ihrer Gemeindeschulen unentgeltliche Fischkochkurse für die Mütter der Schulkinder eingerichtet und an drei Abenden der Woche in dreistündigem Lehrgang die kunstgerechte Zubereitung der verschiedenen Fischsorten vorführen lassen. An Schülerinnen war niemals Mangel, die Frauen kamen gern und fanden wirklich schnell Gefallen an der Sache. Die Kurse wurden von einem kurzen theoretischen Vortrage eingeleitet, dann folgte der praktische Unterricht: wie man einen Fisch in der richtigen Weise schlachtet, reinigt und schuppt, kocht oder bratet, wie man Fischtunken, Fischsuppen und Fischklößchen bereitet, die Abfälle verwertet, und was alles sonst noch zu wissen unerläßlich und nützlich ist. Die großen Schülerinnen, darunter schon manche ergraute Hausfrau, waren durchweg mit anerkennenswertem Eifer bei der Sache. Diese städtischen Kochkurse werden fortgesetzt. Neuerdings ist man in der Reichshauptstadt noch einen Schritt weiter gegangen, man läßt in den Volks- und Mittelstandsküchen die Fischgerichte eine größere Rolle spielen als sonst und hat eine eigene Speiseanstalt für Fischkost eingerichtet, ferner hat der Berliner Hausfrauenverein eine Ausstellung schmackhafter, mit wenigen Mitteln herzustellender Fischgerichte in Verbindung mit Kochkursen veranstaltet. Auch Männer der Wissenschaft, Professoren der Medizin und Volkswirtschaftler, verschmähen es nicht, in Vortragsälen aufklärend zu wirken und auf die hohe Bedeutung der Fischkost hinzuweisen. Es handelt sich also um einen weitschichtig angelegten, tatkräftig geführten Werbefeldzug für den Fisch, und wer es gut mit dem deutschen Volke meint, der muß diesen Bestrebungen durchschlagenden Erfolg wünschen.

Die Zufuhr von Fischen ist ja freilich infolge des Krieges erheblich geringer geworden. Am auffälligsten zeigt sich das in der starken Preissteigerung des beliebtesten Fisches, des Herings. Die deutsche Hochseefischerei ist nicht imstande, unseren riesigen Bedarf an Heringen selbst zu decken; wir waren zum großen Teil auf das Ausland, besonders auf den englischen Hering angewiesen, und der bleibt nun aus bekannten Gründen aus. Immerhin gibt es noch frische Seefische genug, doch hängt ihre Zufuhr stark von Wind und Wetter ab, und deshalb muß man nehmen, was der Markt gerade bietet. Die Auswahl an Seefischen ist jetzt auch im Binnenlande ziemlich reich, wenn auch bei weitem nicht so überraschend groß wie an der Wasserkante, etwa in den Fischmarkthallen des Hamburger und Altonaer Hafens. Früher verstand man bei uns Landratten unter Seefisch eigentlich immer nur den Schellfisch und den Kabeljau, allenfalls noch Scholle, Heilbutt und Steinbutt. Seitdem der Seefischverein seine Verkaufstellen eingerichtet hat, sind auch Fische, wie Lengfisch, Roche, Knurrhahn, Goldbarsch, Seeteufel oder Austernfisch und manche andere bei uns bekannt und beliebt geworden. Allerdings behaupten Schellfisch und Kabeljau

— dieser in gesalzenem Zustand als Klippfisch — immer noch die weitaus ersten Stellen im Verbrauch.

Man hört oft den Einwand, daß Fische eine zu eintönige Nahrung seien, und daß man sich zu schnell daran „über" esse. Das kann nur dort der Fall sein, wo — wie z. B. in der faden englischen Küche — die ganze Fischkochkunst sich darauf beschränkt, aus Fischen und kochendem Wasser etwas Eßbares zu machen. Reizlos gekochter Seefisch kann einem freilich bald „über" werden. Aber bei nur einiger liebevoller Vertiefung in den Geist der Fischkochkunst findet man eine Fülle aller erdenklichen Kombinationen. Zum Beispiel der Hering — was läßt sich aus diesem bescheidenen Fischlein nicht alles machen, in welchen mannigfaltigen Gestalten, und in jeder etwas anderes, von anderem Geschmack, kommt er nicht auf den Tisch! Ein Matjeshering ist eine Delikatesse, ein gewöhnlicher Salzhering unter Umständen auch; frische Heringe, gut geröstet, können ein Herz höher schlagen lassen, und wenn man sie kurze Zeit in Essig legt, erzielt man Bratheringe, die den meist zu scharfen Büchsenheringen weit überlegen sind. Panierte Scheiben des Austernfisches oder Seeteufels, wie Schnitzel geröstet, liefern die sehr wohlschmeckenden Fischkoteletts und zeichnen sich durch die ungemein einfache Art ihrer Zubereitung aus. Erhöhte Aufmerksamkeit verdienen die Fischsuppen, die bei uns im deutschen Binnenlande leider so gut wie unbekannt sind. Es braucht ja nicht gleich die köstliche Hamburger Aalsuppe (eine der verwickeltsten Haupt- und Staatsaktionen) oder die noch umständlichere russische Fischsuppe oder die von spanischem Pfeffer und Safran gefärbte provenzalische Bouillabaise zu sein, auch einfache Seefischsuppen munden bei richtiger Zubereitung vortrefflich und befriedigen selbst den verwöhnten Geschmack. Man kann sagen, daß sich so ziemlich jeder Seefisch zur Herstellung von Suppe eignet, und daß man dabei unbedenklich die verschiedensten Arten von Fischen oder Fischresten durcheinander kochen darf — bei der Bouillabaise ist das ja sogar die Vorschrift. Im allgemeinen rechnet man auf ¾—1 Liter Wasser ½ Kilogramm Fisch und macht die Suppe durch Einrühren von etwas Kartoffelmehl fester, durch allerlei Zutaten, wie Klößchen, Perlzwiebeln und dergleichen, pikanter. Kabeljau, Schellfisch, Weißling, Scholle, Knurrhahn, Aal — alles liefert ein vorzüglich brauchbares Material.

Ein Kenner empfiehlt beispielsweise folgendes Rezept: Nimm einen kleinen frischen Schellfisch, entferne Eingeweide und Kiemen, reinige ihn, schneide ihn samt den Gräten in Stücke und tue ihn mit Abfällen einiger anderer Fische, wie z. B. dem Kopf und den Flossen von Scholle, Flunder, Steinbutt usw., in die Kasserolle, in der man vorher 1½ Liter Wasser mit 90 Gramm Butter, zwei in Scheiben geschnittenen Karotten, einer zerschnittenen Zwiebel und etwas Petersilie zum Kochen gebracht hat. Man läßt das Ganze zwei Stunden lang neben dem Feuer langsam sieden, nimmt dann die Gräten heraus und rührt das Übrige durch ein Sieb.

Wenig bekannt im Binnenlande ist die Verbindung von Fisch und Gemüsen; Spinat, Mohrrübenmus, Sauerkraut und Blumenkohl, Steckrüben, auch Tomaten eignen sich vortrefflich dazu. Ferner sollte man öfter den Fisch in feingehackter und gewiegter Gestalt als Hackebraten mit Gemüse, Labskaus, Frikandellen und Klößen auf die Tafel bringen, und wer noch größeren Ehrgeiz entfaltet, verschafft sich das Rezept zu einem wohlschmeckenden Fischpudding. Auf die zerlassene Butter, die sonst beliebteste Beigabe gekochter Seefische, werden wir nun freilich verzichten müssen, aber wir finden in Senf-, Petersilie- und anderen Tunken, mit einfachen Mitteln herzustellen, vollkommenen Ersatz.

Die Fischküche bietet bei einiger Lust und Liebe zur Sache Abwechselung in so reichem Maße, daß es wirklich nicht statthaft ist, sie der Eintönigkeit zu bezichtigen. Der Kampf für den Fisch ist auf der ganzen Linie entbrannt — möge er das seinige dazu tun, die Aushungerungspläne unserer Feinde zuschanden zu machen!

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Der kranke serbische König habe sich aufs Pferd heben lassen und sei zu den Soldaten in die vorderste Linie geritten. Er habe sich nach dem Amselfeld begeben, um den Heldentod zu sterben. So schreibt man in Italien.

Auf deutsch gesagt: Mit der Flucht der kärglichen Reste des serbischen Heeres in die albanischen Gebirge sind die großen Operationen gegen Serbien abgeschlossen. Das erste Ziel dieser Operationen, die Öffnung freier Verbindung mit Bulgarien und dem türkischen Reiche, ist erreicht.

Der kurze serbische Feldzug, der mit der Aufreibung des serbischen Heeres nunmehr endet, ist in einer Weise durchgeführt worden, die sowohl der Leitung wie der Truppe zur höchsten Anerkennung gereicht. Es hat sich der ganze Krieg in Serbien vor unseren Augen so rasch und folgerichtig abgespielt, die Einzelheiten vom schweren Donauübergang an bis zur Vereinigung mit den Bulgaren und weiter bis zu Ende sind in so frischer Erinnerung und der Überblick über die Operationen ist so klar, daß ein Rückblick auf die soeben erlebte Episode Serbien nur eine Wiederholung dessen wäre, was wir vor kurzem besprochen haben.

Von dem jetzt erreichten Ziel eröffnet sich der Ausblick auf ein neues Ziel und der Blick nach vorwärts, der uns Verbündete ein Kriegziel nach dem andern erreichen ließ, wird auch von dem nächsten Ziel sich nicht ablenken lassen.

Rühmend hebt die Oberste Heeresleitung hervor, daß weder unergründliche Wege noch unwegsame, tief verschneite Gebirge, weder Mangel an Nachschub noch an Unterkunft das Vordringen der verbündeten Truppen haben hindern können, daß der zähe Widerstand des kriegsgewohnten und sich brav schlagenden Gegners völlig gebrochen ist. Ihre Verluste im Kampfe und durch Fahnenflucht sind nicht zu schätzen. Geschütze, darunter schwere, und unübersehbares Kriegsmaterial aller Art wurden erbeutet. Eine serbische Armee existiert nicht mehr. Ihre Reste sind in zusammenhanglose Gruppen aufgelöst.

Die Hilfstruppen sind in schwerer Bedrängnis, natürlich gilt dies hauptsächlich für die französischen, denn die Engländer haben sich, wie das in ihrer Natur liegt, vorsichtig zurückgehalten. Sie lassen eben ihre Bundesgenossen für sich bluten.

Das Bemühen des Vierverbandes, Griechenland zur Aufgabe seiner Neutralität zu bewegen, wird mit Hartnäckigkeit fortgesetzt. Man hat Griechenland eine neue Note präsentiert, in welcher die Forderungen scharf hervorgehoben werden, und drängt auf eine schleunige Beantwortung.

Es ist nicht zu verkennen, daß Griechenland in schwieriger Lage ist. Die englische Flotte bedroht seine offenen



Städte, und auch sonst zögert England nicht, alles daran zu setzen, um Griechenland zu einer Unterstützung zu zwingen. Nur gut, daß bei diesen schwebenden Verhandlungen das eine klar ersichtlich ist, daß das Salonikiunternehmen die Einigkeit unter unseren verbündeten Feinden nicht gefördert hat.

In einer trostlosen Lage geradezu ist Montenegro. Es ist überschwemmt von serbischen Flüchtlingen, deren Zahl nach den Beobachtungen unbeteiligter Zuschauer auf zwei Millionen geschätzt wird. Auch sonst ist der Montenegriner nicht mehr Herr im eigenen Hause. Englische Offiziere versuchen seine urwüchsige Art der Kriegführung in militärisch brauchbare Formen umzuwandeln.

An der italienischen Front ist die ganze Woche über heftig gekämpft worden. Die Stadt Görz wird planmäßig durch schweres Geschützfeuer nach und nach zerstört. Das beabsichtigte Ziel, einen Durchbruch bei Görz zu erreichen, ist natürlich so wenig Tatsache geworden wie seit Anbeginn. Diese nun ein halbes Jahr lang fortgesetzten Versuche gegen die österreichische Front haben in keiner Weise irgendeinen Erfolg erzielt. Die österreichische Verteidigung hat alle Punkte ihrer Stellung noch genau so fest in der Hand wie zu Anfang. Unerhörte Verluste, die auf rund eine halbe Million geschätzt werden, haben die Italiener zu beklagen. Wenn trotz der aussichtslosen Lage Italiens England durch Kitchener jetzt aufs neue nachdrückliche Forderungen an seine militärische Betätigung stellt, so darf man gespannt sein, ob dabei etwas Fruchtbares herauskommt, ob Italiens Leistungsfähigkeit wirklich noch hinreichen sollte, den Zwekken unserer Angreifer zu dienen.

Von der türkischen Heeresleitung wurde einerseits aus Gallipoli gemeldet, daß bei Ari Burun eine bedeutende Strecke der feindlichen Schützengräben genommen wurde. Anderseits haben die englischen Truppen einen Vorstoß im Irak unternommen, der mit einem vollkommenen Mißerfolg geendet hat. Bei ihrem Vorrücken gegen Bagdad stellten sich ihnen die Türken entgegen. Die türkische Hauptstellung aber hielt stand, und die Türken waren imstande, von dort aus so eindrucksvolle Gegenstöße zu führen, daß die Engländer zum Rückzuge gezwungen sind. Nach türkischen Meldungen, die man als einwandfrei ansehen darf, haben die Engländer schwere Verluste erlitten. In der englischen Beurteilung natürlich wird diese Begebenheit als möglichst harmlos hingestellt. Man weiß ja aber, was man von englischen Berichten zu halten hat. Je eifriger die Engländer sich bemühen, das Bekanntwerden von nachteiligen Ereignissen zu verhindern oder abzuschwächen, um so sicherer darf man annehmen, daß solche Ereignisse Tatsachen sind, die für England recht unangenehme Wirkungen haben können.

An der russischen Front ist die Lage nicht anders wie in voriger Woche. Gekämpft wird beständig, ohne daß wesentliche Ereignisse gemeldet worden wären. Vom nördlichen Teil der Front allerdings wurde ein Erfolg der Heeresgruppe Hindenburg gemeldet. Bersemünde bei Riga ist genommen worden.

Von der Westfront ist nichts von Bedeutung gemeldet worden. Englische Wortgefechte haben versucht, über den Mangel an militärischen Leistungen hinwegzutäuschen. Unsere Heeresleitung sah sich veranlaßt, englische Behauptungen über angeblich namhafte Verluste in der Gegend von Loos richtig zu stellen, wobei sich ergab, daß die Engländer in ihren Angaben die deutsche Verlustziffer ohne weiteres verzehnfacht haben. X.

Cornelie Arendt.

Roman aus Alt-Berlin. Von Felix Philippi.

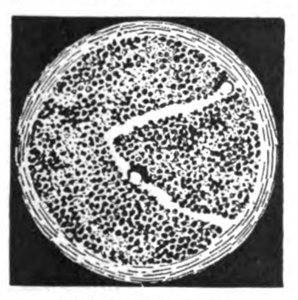
(Berlin, August Scherl G. m. b. H., 3 Mark, geb. 4 Mark.)

Der Begriff „Alt-Berlin" hat sich in unserer Zeit verändert; noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts verstand man darunter die preußische Residenz aus der Vormärzzeit; das Leben im Biedermeierstil, ohne Eisenbahnen und Telegramme. Heute ist auch das Berlin der fünfziger und sechziger Jahre zum Begriff „Alt-Berlin" gehörig, ja man möchte sagen, selbst die Zeit nach 1870/71 fließt schon mit jener Epoche zusammen. Es gibt auch noch Menschen genug, die sich jener Zeit vor den Kriegen erinnern, und sie werden in wehmütigem Gedenken an längst vergangene Erscheinungen den Roman lesen, den Felix Philippi über das Schicksal der schönen, liebenswerten und doch so unglücklichen Cornelie Arendt geschrieben hat. Aber was echte Dichterkunst schafft, ist nicht an persönliche Teilnahme und Wissenschaft gebunden — über den Kreis jener „Alt-Berliner" hinaus wird die fein gezeichnete Charakteristik der Familie Arendt mit ihren alten und neuen Freunden jeden Leser fesseln. Das Buch ist ein „Damenbuch" ersten Ranges, selbst der moderne Backfisch kann es mit Nutzen lesen. So wird es wohl als lieblicher Gast in dieser Kriegszeit den Weihnachtstisch mancher Neu-Berlinerin und darüber hinaus zahlreicher deutscher Frauen und Jungfrauen zieren.

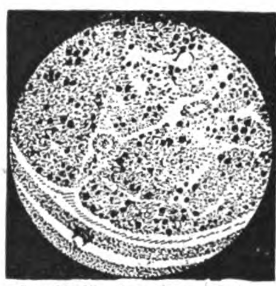
Ich bin so nervös!

Diesen Verzweiflungsruf hört man so oft und mit so trostloser Stimme ausstoßen, als ob es gar kein Mittel gegen diesen allerdings sehr lästigen Zustand gäbe. Und doch haben die Forschungen auf dem Gebiet der Physiologie und der Nervenlehre in den letzten Jahren den sicheren Weg gezeigt, wie man Nervosität und ihre Folgezustände in verhältnismäßig kurzer Zeit beheben kann.

Die normale Funktion unseres Nervenapparates, zu welchem in weiterem Sinne auch Gehirn und Rückenmark gehören, ist abhängig von dem genügenden Vorhandensein einer Substanz, die man Lecithin nennt. Was das Eiweiß für den Muskel, ist das Lecithin für den Nerv. Bei ungenügender Eiweißzufuhr erschlafft und degeneriert der Muskel, bei Abnahme seines Lecithingehaltes wird das Nervensystem außerstande gesetzt, seine lebenswichtigen Funktionen zu erfüllen. Die Folgen sind im letzteren Fall viel verhängnisvoller als im ersteren, denn eine ganze Reihe schwerer Erkrankungen des Körpers wie des Geistes sind auf eine Zerrüttung des Nervensystems, verursacht durch seine Verarmung an Lecithin, zurückzuführen.



Querschnitt eines gesunden Nervenbündels



Querschnitt eines degenerierten Nervenbündels; ein großer Teil der Nervenfasern ist vollständig zugrunde gegangen.

Der Weg zur Abhilfe ist somit von selbst gegeben. **Wer gut nährt, heilt gut**, sagte der berühmte verstorbene Kliniker Prof. Dr. **von Leyden**. Und so gilt es denn auch hier, den Nerven denjenigen Nährstoff wieder zuzuführen, dessen sie zu ihrer Kräftigung bedürfen. Wie zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten gezeigt haben, bewirkt die Zufuhr von physiologisch reinem Lecithin einen sofort bemerkbaren, außerordentlich günstigen Einfluß auf das Verhalten des gesamten Nervensystems. Nervöse Schmerzen verschwinden; Schwäche und Energielosigkeit machen einem wohltuenden Kraftgefühl, erneutem Lebensmut Platz. Kurz, die Wandlung ist eine so augenfällige, wie sie etwa entsteht, wenn ein durch Hunger Entkräfteter plötzlich durch eine kräftige Mahlzeit gesättigt wird. Es liegen ja in der Tat auch dieselben Verhältnisse vor, denn das Lecithin, wie es im **Biocitin** enthalten ist, ist kein Medikament, sondern ein aus dem Dotter des Hühnereies gewonnener **Nährstoff**, der die wertvolle Eigenschaft besitzt, speziell die Nerven zu ernähren und ihren Bestand an Nervensubstanz zu vermehren.

Leider standen aber der allgemeinen Einführung des Lecithins in der ersten Zeit nahezu unüberwindliche Hindernisse entgegen, denn die Herstellung dieses Stoffes war mit sehr großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Physiologisch reines Lecithin war daher (wie übrigens auch heute noch) nur selten zu haben, und es mußte erst ein neues Verfahren gefunden werden, das die Herstellung genügender Mengen dieser kostbaren Nervensubstanz von physiologisch reiner Beschaffenheit ermöglichte.

Herrn Prof. Dr. **Habermann** ist die Lösung dieses wichtigen Problems gelungen, und unter Anwendung seines Verfahrens gelangt seit einigen Jahren unter dem Namen Biocitin ein Lecithinpräparat in den Handel, das sich wegen seiner reinen Beschaffenheit, seiner prompten, stets gleichmäßigen Wirkung, seines angenehmen Geschmacks und nicht zuletzt wegen seines verhältnismäßig billigen Preises die Gunst der Ärzte und des Publikums im Flug erobert hat. Im Biocitin besitzen wir nunmehr ein Mittel, durch das wir unsere Nerven in einer Weise kräftigen können, daß sie den schädigenden Einflüssen und den übermäßigen Anforderungen des heutigen Lebens standhalten können.

Aber nicht etwa bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt und aufgefrischt. Denn neben seinem hohen Gehalt an Lecithin enthält das Biocitin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Im Verein mit dem Lecithin bewirken diese eine schnelle Aufbesserung des Ernährungs- und Kräftezustandes bei schwächlichen Personen jeden Alters, Genesenden nach Verwundung oder schwerer Krankheit, bei geistigen und körperlichen Ermüdungszuständen, gleichviel durch welche Umstände sie hervorgerufen sein mögen.

Biocitin ist daher ein unerschöpfliches Kräftereservoir für den menschlichen Organismus. Wer durch Krankheit, Überarbeitung oder andere Umstände in seiner körperlichen oder geistigen Leistungsfähigkeit heruntergekommen ist, den Anforderungen seines Berufes kraft- und hoffnungslos gegenübersteht, wegen Kräftemangels der Lebensfreude und dem Lebensgenuß entsagen zu müssen glaubt, wird im Biocitin eine Kraftquelle finden, die seine Leistungsfähigkeit wiederherstellt, ihm neuen Lebensmut verleiht, ihn wieder Mensch unter Menschen sein läßt.

Vor allem aber ist es das große Heer der an den Folgeerscheinungen des Krieges, wie seelischen Erschütterungen, Strapazen und Entbehrungen, nervös Zusammengebrochenen, denen Biocitin Auffrischung und Kräftigung des gesamten Nervensystems bringt. Zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft und zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit ist Biocitin unentbehrlich.

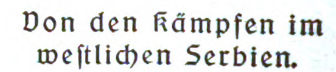
Die beispiellosen Erfolge des Biocitin und seine absolute Vertrauenswürdigkeit hatten aber die Entstehung einer ganzen Reihe von Nachahmungen zur Folge. Da aber Lecithin zu den Edelstoffen gehört, welche nur schwierig in wirklich reiner, unschädlicher, wohlschmeckender und haltbarer Form zu gewinnen sind, wird sich jedermann, um die Gewähr eines vollen Erfolges zu haben, vor dem Gebrauch eines Nähr- und Kräftigungsmittels fragen müssen: „Was für ein Lecithin und welcher Prozentsatz an Lecithin ist in dem Präparat enthalten, das ich zur Kräftigung meines Organismus wähle?" Biocitin enthält 10 Prozent Lecithin nach Prof. Dr. Habermanns Verfahren. Biocitin ist nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien erhältlich; wir bitten daher, minderwertige Ersatzpräparate und Nachahmungen zurückzuweisen. Eine Broschüre über „Rationelle Nervenpflege" sowie ein Geschmacksmuster versendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik Berlin S 61/W. 8.

König Ferdinand von Bulgarien im Gespräch mit dem Herzog zu Mecklenburg nach der Landung des Luftschiffe

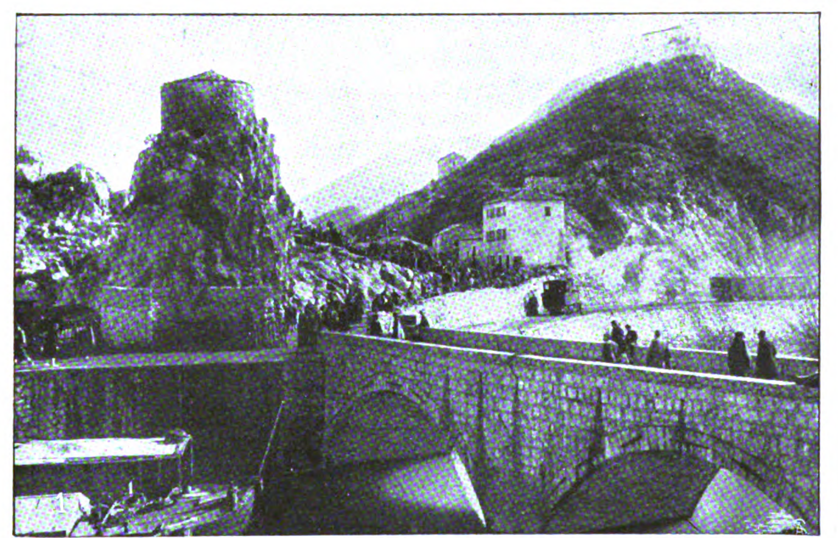
Das erste Zeppelin-Luftschiff in Sofia.



Hofphot. Karastojanow.



Ankunft des Zeppelin-Luftschiffes in Sofia.



Von den Kämpfen im westlichen Serbien.

1.
Die montenegrinische Grenzfestung Virbazar.

2.
Ankunft geflüchteter Serbenfamilien in der albanischen Hafenstadt Valona.

Phot. Leipziger Presse-Büro.





Nilophot.

Vom Gebirgskrieg an der Südfront: Gebirgskanonenbatterie im Abstieg von einer Stellung an der Tiroler Grenze.



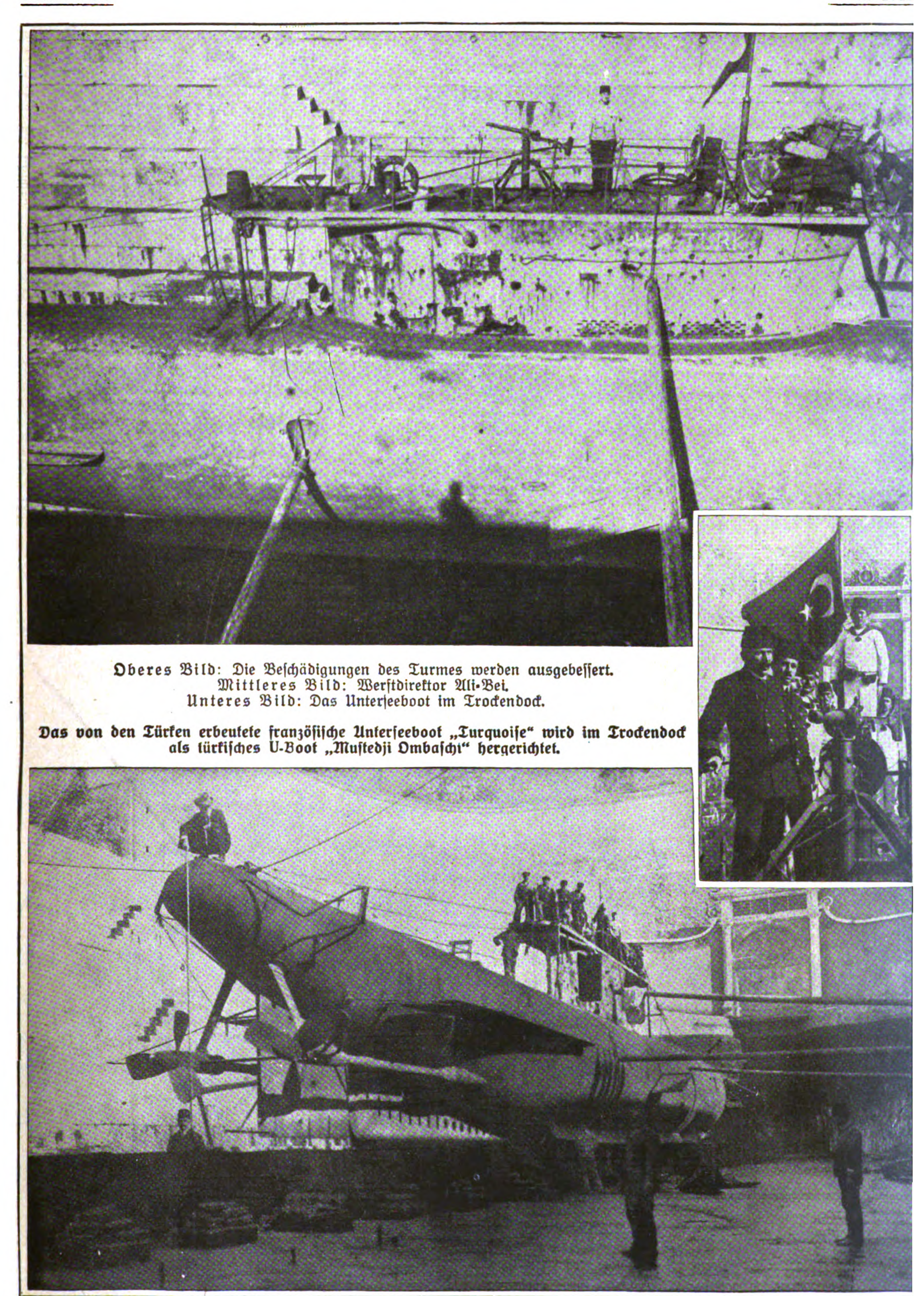
Österreichisch-ungarische Trains im Marsche gegen die montenegrinische Grenze.



Eine Abteilung Montenegriner zieht in den Kampf.

Montenegro im Weltkrieg.





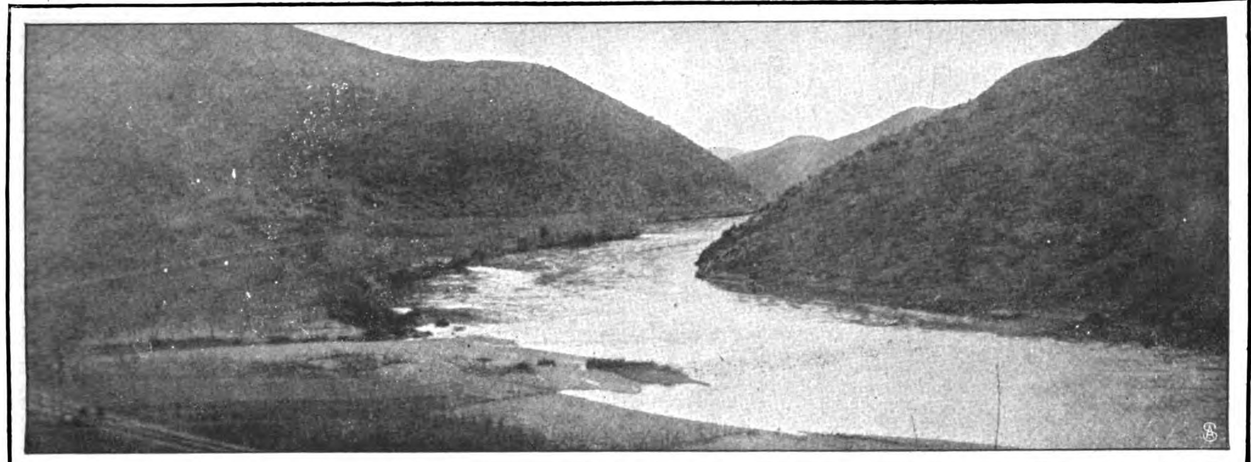
Oberes Bild: Die Beschädigungen des Turmes werden ausgebessert.
Mittleres Bild: Werftdirektor Ali-Bei.
Unteres Bild: Das Unterseeboot im Trockendock.

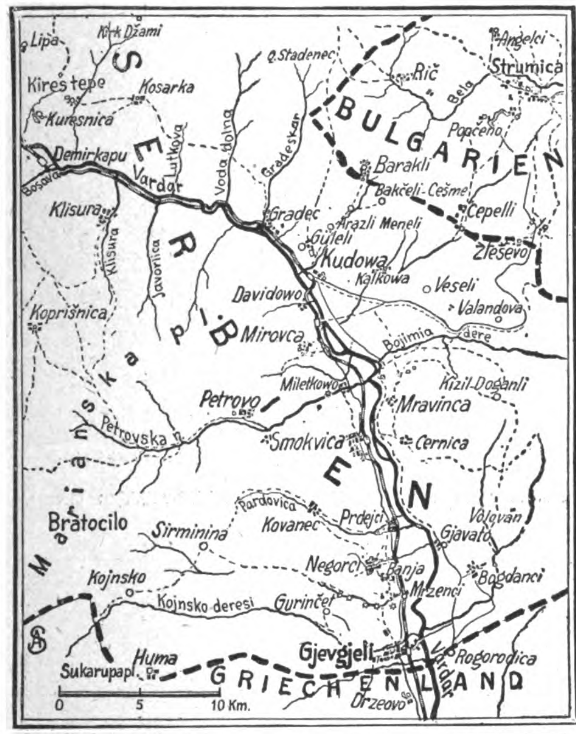
Das von den Türken erbeutete französische Unterseeboot „Turquoise“ wird im Trockendock als türkisches U-Boot „Mustedji Ombaschi“ hergerichtet.

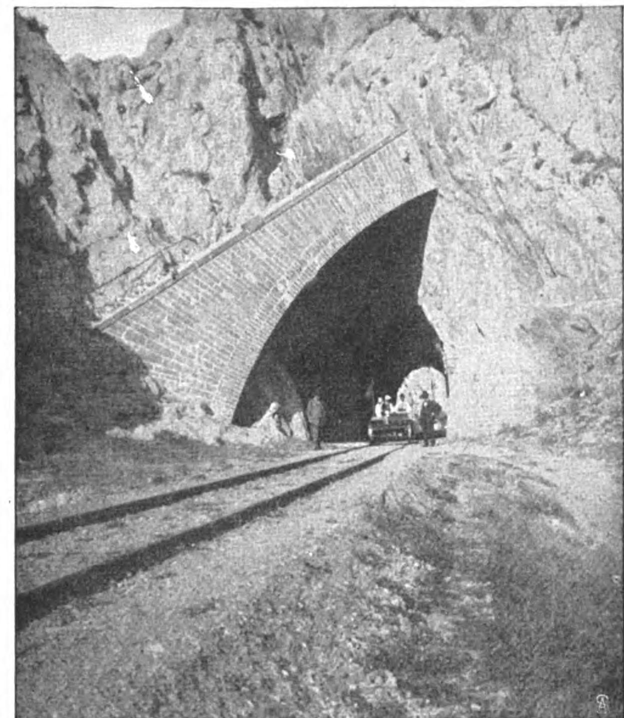


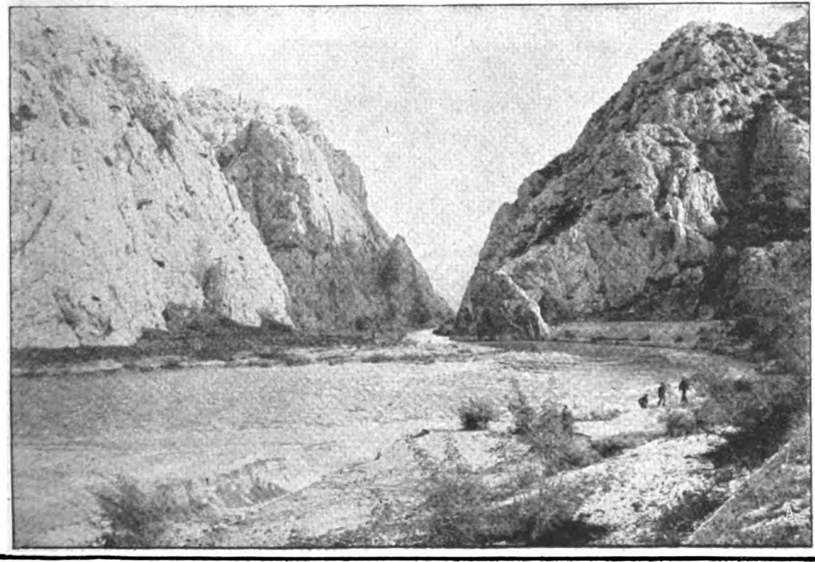
Hofphot. Breuning. — Hauptmann v. Wenckstein.
Phot. Schrey. — Hauptmann Renke.
Phot. Bäß. — Hauptmann Prigge.
Phot. W. Frohsinn. — Hauptmann Bauckloh.
Hofphot. E. Bieber. — Hauptmann Mießner.
Hauptmann O. Nitze.
Hauptmann Erich Linnarz.
Hauptmann Seeßelberg.
Phot. Stier. — Leutnant Ludwig Ott.
Leutnant Knickmeyer.
Unteroffizier Emil Steinbrücker.
Unteroffizier Adolf Rödel.
Vizewachtmeister S. Gaszynski.
Unteroffizier Fritz Leskien.
Offizierstellvertreter Paul Müller.
Unteroffizier Paul Friedrichs.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.









Zwischen Gjevgeli und Demirkapu.

Zum Aufmarsch der alliierten Truppen in Süd-Serbien.

Oben: Wardartal oberhalb Gjevgeli.

Mitte links: Karte des Gebiets.

Mitte rechts: Die Bahnlinie bei Kudowa.

Unten: Felsenpartie am Eisernen Tor Mazedoniens, zwischen Kudowa und Demirkapu.



Phot. Hoffmann

Professor Gabriel Max †
berühmter Münchener Maler.



Phot. Az Est.

Oberstleutnant Papp,
hervorragender österr.-ungar. Führer an der galizisch-russischen Grenze.



Hofphot. T. H. Voigt.

Oesterreichisch-ungarische und türkische Offiziere als Gäste von Bad Homburg.

Untere Reihe von links: Stabsarzt Nihad Bey, Frau Feldsieper, Oberstleutnant im Generalstab Servei Bey, General von Donop, Kurdirektor Feldsieper, k. u. k. Major Samesch.



Wälle weit um das deutsche Land . . .

Von Wilh. Lennemann.

Wälle weit um das deutsche Land!
Sie dämmen und dämpfen den feindlichen Brand
Zwischen den Wällen Arbeit und Brot,
Sichern wider Sorge und Not.

Und dräut der Tag und flammt die Nacht,
Wir wissen die Wälle wohl bewacht;
Es trutzen, daß keine Lücke klafft,
Deutsches Eisen und deutsche Kraft.

Weist wieder die Welt dann ein friedlich Gesicht,
Ihr Herren, vergeßt mir die Wälle nicht!
Ich sag einen Damm euch, der Wunder schafft:
Bauerneisen und Bauernkraft!

Aecker zur Saat in Ost und West,
Männer der Tat, haltet sie fest!
Das Feuer schwelt, denkt künftigen Brand:
Wälle weit um das deutsche Land!

Wir und die Verwundeten.

Von E. Grüttel.

Gibt es im Deutschen Reiche überhaupt jemand, der nicht irgendeinen Verwundeten weiß, dem er Liebes tun möchte? Wohl kaum. Seit mehr als einem Jahr sind die Verwundeten in unserem Leben eine Wirklichkeit geworden, die es vorher nicht gab, ein Neues, Unerbittliches, in die wir uns hineinleben und -fühlen mußten. Eine Probe auf unsere Kraft, auf unsere Geduld und unsere Liebe. Eine Pflicht, die täglich neu zu erfüllen ist. Eine unaufhörliche Mahnung zur Dankbarkeit.

Wer häufig und mit offenen Sinnen durch die Lazarette wandert, der hat sehr bald herausgefunden, worauf es dort ankommt. Was wir als Besucher in die Verwundetenzimmer an Empfindungen und Verständnis hineintragen, das allein entscheidet. Und gar nichts anderes. Der Verwundete ist ein tapferer, hilfloser, verständnisbedürftiger Mensch, der aus hartem Kampf in die stille Stube getragen wurde, um auszuruhen und seine Kräfte nach Möglichkeit zurückzugewinnen. In dieser Beziehung sind sie einander alle gleich, die weidwunden Helden von der Front. Das Lazarett nimmt sie auf, umsorgt, verpflegt und heilt sie. Was aber zwischen diesem einförmigen Kreislauf ihrer Tage liegt, das fällt uns, den Verwandten und Freunden, den Außenstehenden zu. Und keine kleine, auch keine leichte Aufgabe ist es, diese Lücke freudebringend auszufüllen.

Mit diesem kleinen, feinen Wörtchen ist eigentlich schon alles gesagt. Freudebringer sollen wir sein. Wir selbst sind die Gebenden und dürfen doch nicht den Anschein erwecken. Denn ist nicht der Soldat, der für uns sein Leben wagte, der eigentlich Schenkende? Ohne Zweifel. Aber wenn wir nur einen Augenblick vergessen, daß wir, anstatt von ihm hören und nehmen zu wollen, ihm von unserem Wesen soviel Freudiges an sein Lager tragen müssen, als er nur immer haben will, so wird der Zweck unseres Besuches niemals erreicht. Darum auch: wir und die Verwundeten, und nicht: die Verwundeten und wir.

Sie können nicht zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen. Wollen sie das? Der feinfühlende Mensch wird daran zweifeln. Sein Empfinden sträubt sich gegen jede Aufdringlichkeit und Neugier. Und doch ist ihm nur bedingt zuzustimmen. Sicherlich berührt den Verwundeten nichts peinlicher als alles Ausfragen und Anstarren. Aber ohne feines Gefühl sollte überhaupt niemand ein Lazarett betreten, und der Feinfühlige kann gar nicht neugierig und aufdringlich erscheinen. Wenn trotzdem der Verwundete zunächst eine deutliche Zurückhaltung bekundet, so darf der Besucher sich dadurch nicht entmutigen oder irreführen lassen. Das Zutrauen wächst, je natürlicher wir uns geben, und je selbstverständlicher wir uns um den Mann bekümmern, der vielleicht wochenlang im Streckverband liegt, ohne ein Wort der Klage zu äußern.

Sie klagen ja nie. Keiner von ihnen. Dieses Wunderbare läßt unser Staunen niemals weichen und unseren Dank um so inniger werden. Mit einem Herzen, erfüllt von tiefstem Mitleid, betreten wir den Verwundetensaal. Aber bald wird uns klar, daß ein Mitleiden, ein Bedauern hier nur verletzen und abstoßen würde. Es gibt Soldaten, die nichts mehr hassen als dieses Mitleid, das an ihre Betten tritt, ungebeten, unwillkommen und sie verstimmt und krank macht. Sie selbst sind heiter, wollen nicht bedauert werden. Freude tut ihnen not!

Damit soll freilich keiner Gleichgültigkeit das Wort geredet werden. Wenn sie uns von ihren Erlebnissen, ihren Verwundungen erzählen, lauschen wir willig und aufmerksam. Nur auf diese Art läßt sich langsam das Vertrauen des einzelnen gewinnen. Wie gern und begeistert schildert ein jeder die Ereignisse innerhalb des kleinen Kampfraumes, in dem er lebte, stritt und schließlich die feindliche Kugel empfing. Für ihn ist dieser Raum der Krieg, die Welt, an der er mit erregten Sinnen uns allmählich teilnehmen läßt. Und wir, die wir als Gebende kamen, sind plötzlich wieder die Empfangenden geworden und leben und erleben aus tiefster Seele mit diesem lieben, verwundeten Menschen ein unmittelbares Stück Weltkrieg, fern von allem Grausamen des Feldes, weit hinten in der friedlichen Stille des Krankengemachs. Denn es muß ja nicht durchaus einer sein, der verwundet wurde. „Nur krank“, wie häufig hört man in den Lazaretten diese immer ein wenig geringschätzige Bezeichnung. Durch die Inneren Stationen unserer Krankenhäuser aber geht viel Kriegsweh. Ruhr, Typhus, Nervenleiden, Herzfehler — — — ist das etwa nichts? Nur krank! Es kann einer ein Leben lang schwer an den Folgen einer Krankheit tragen müssen, die er aus dem Felde mitheimgebracht hat. Diese innerlich Verwundeten bedürfen unserer Freude ganz besonders.

Den Verwundeten wird unendlich vieles dargebracht

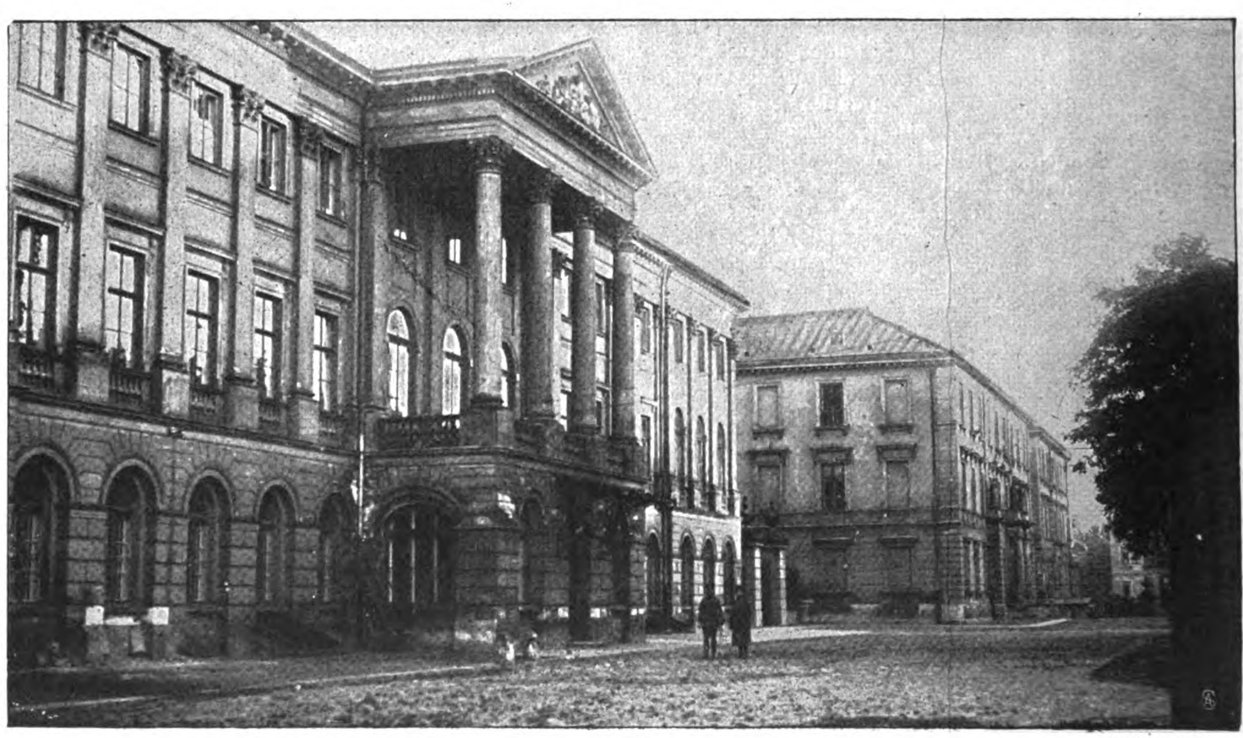


an Liebe und Liebesgaben. Alles ist gut gemeint und kommt fraglos von Herzen. Manches ist übertrieben, vieles ungeeignet. Geschmacklos wäre es, für diese Liebestätigkeit Regeln aufstellen zu wollen. Jeder wird persönlich und durch Erfahrung am ehesten empfinden, womit er Freude wecken kann. Der eine sendet wöchentlich aus seinem Treibhaus die schönsten Blumen in die Lazarette, der stiftet Theater- und Konzertkarten, jener veranstaltet Ausfahrten. Künstler und Kunstfreunde halten Vorträge literarischer und musikalischer Art in den Sälen der Krankenhäuser; geistliche und weltliche Lieder weiblicher Chöre schallen von den Vorplätzen in die Einzelzimmer, und Lautenspielerinnen dringen mit ihren buntbebänderten Instrumenten sogar bis in die Tagesräume vor. An den Besuchstagen kommen kleine Mädchen und verteilen mit Erlaubnis ihrer Schulvorsteherin und des Chefarztes aus zierlich umwundenen Körben Rauchbares und Eßbares; eine alte Dame läßt es sich nicht nehmen, zweimal wöchentlich frische Eier von ihrem Landsitz in die Stadtlazarette zu bringen; Obst, Kuchen und sonstige Erfrischungen gelangen mit Genehmigung der Oberschwester durch freundliche Spenderinnen zur Verteilung. Dann und wann kommen Geistliche und knüpfen mit den Kranken Gespräche an. Und endlich sind in diesen Vorwintertagen wieder allerorten die jungen Damen vom Roten Kreuz anzutreffen, die den Verwundeten die mannigfaltigsten Handfertigkeiten zum Zeitvertreib beibringen.

Es kommt also keineswegs darauf an, wieviel Geld einer hat, wenn er zu den Verwundeten gehen will, sondern lediglich darauf, wieviel Freude er zu bringen versteht. Und wenn du dem Soldaten freistellst, in eine prunkvolle Theatervorstellung zu gehen oder mit dir daheim in deinen vier Wänden eine Tasse Kaffee zu trinken, so ist durchaus nicht vorauszusehen, welche Wahl er treffen wird. Oder vielmehr: ja, es ist vorauszusehen. Und möglichst viele Blumen laß alsdann um euch sein.

Von tiefer Wirkung kann übrigens unser Verhalten dem Verwundeten gegenüber auf der Straße werden. Monatelang, ja oft ein ganzes Jahr hat der Schwerverletzte nichts gesehen als die Mauern seines Krankenzimmers. Die Kameraden waren ihm liebe Gesellschafter, die Besucher vertrieben ihm die Zeit und brachten ihm dann und wann ein wenig Sonne, sanfte Schwestern mit freundlichen Mienen sorgten für ihn. Jetzt ist er so weit, daß er Urlaub bekommen kann, zum erstenmal. Die Beine wollen den Körper noch nicht so recht sicher tragen, Krücken dienen als Stütze, da die Schenkelwunde noch schmerzt. Nun soll er ins Freie, die Kameraden bringen ihn bis an die Pforte, winken ihm nach .... Dann ist er allein, dem Leben, der Welt, dem Alltag wiedergegeben. O Freude, o Dank! Aber sein Glück währt nicht lange, und eben die, die es ihm vermehren sollten, stören es ihm. Unfreiwillig, auch unbewußt vielleicht. Und wenn es nur ein stummes Mitleid ist, das blitzartig seine Blicke trifft ... es wäre am Ende nur allzu natürlich, aber es macht ihm seine Freude zur Furcht. Wie viele haben es mir gegenüber ausgesprochen, daß sie sich nicht wieder auf die Straße wagen mochten nach jenem ersten, kläglichen Versuch. Und eine derartige Wirkung kann doch gewiß niemand wollen.

Man darf nie vergessen, daß der Verwundete und insbesondere der im Zivilleben nicht immer von den Verhältnissen und seiner Umgebung Begünstigte dem ganzen Liebesgabenwirken und aller fremden Freundlichkeit oftmals überhaupt zurückhaltend und mißtrauisch gegenübersteht. Deshalb können wir gar nicht taktvoll genug sein. Doch bin ich noch keinem Verwundeten begegnet, dem nicht schon ein liebevolles Wort, eine zierliche Blume Freude gebracht hätte.



Phot. Sennecke.

Außenansicht des Gebäudes der jüngst eröffneten Universität in Warschau.



Ihre Exzellenz Frau Rizow,
Gemahlin des bulgarischen Gesandten.



Phot. Hänich.

Exzellenz Dimitri Rizow,
bulgarischer Gesandter in Berlin.



Phot. Hänich.

Alexander und Sonia Rizow,
die Kinder des bulgarischen Gesandten in Berlin.



Phot. Oscar Brockshus.

Oberleutnant z. S. d. R. Friedrich Wenke,
Kommandant eines Marine-Luftschiffes.



Aus zerschossenen Dörfern gerettete Heiligenfiguren,

die von österreichisch-ungarischen Soldaten zu einem Altar im Walde bei ihren Unterständen zusammengestellt wurden.



Meldereiter mit Bergstock.



Schlachtvieh-Transport.



Militärische Dampfwäscherei hinter der Front.



Telegraphenlegen dicht hinter der Feuerlinie.

Vom italienischen Kriegschauplatz.



Soldatenpelz.

Offizier auf Vorposten.



Patrouillenoffizier zu Pferde.

Der Winter in Serbien.





Phot. Gennecke.

Deutsche Truppen mit Gepäckkarren auf dem Marktplatze des serbischen Dorfes Lapovo.



Sanitätsabteilung eines bayerischen Alpenregimentes auf dem Wege zur Front in Serbien.

Bilder aus Serbien.



Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

2. Fortsetzung.

Der ehrenwerte Higgins verfügte über ein herzliches Lächeln und einen Händedruck, daß die Knochen krachten. Aber Nikolai kannte diese Frische, diesen Freimut, der anscheinend gar keinen Zweifel aufkommen ließ. Er schaute dem andern kühl in die eisigen Augen.

„Also ihr macht wirklich mit?"

„Ja."

„Ihr laßt uns nicht im letzten Augenblick im Stich?"

William Higgins hatte für alles eine Methode, wie der Franzose eine Formel.

„Es gibt verschiedene Methoden zu leben!" sagte er. „Unsere heißt: Wir sind zum Herrschen da! Die deutsche: Wir sind zum Arbeiten da! Sie befolgen sie so gründlich, daß auch wir arbeiten müßten, statt zu herrschen. So zwingen sie uns zur rauhesten aller Arbeiten: dem Krieg!"

Er brach ab und fügte dann mit einem plötzlichen Sonnenschein des Lächelns hinzu: „Oder können Sie sich uns arbeiten denken, arbeiten wie die Deutschen?"

Auch Schjelting lachte.

„Nein!" sagte er. „Da kämpft ihr lieber. Aber unterschätzt die Deutschen nicht. Ihr kennt sie viel zu wenig!"

„Ich doch! Mein eigener Bruder, der Professor in Oxford, hat leider eine Deutsche zur Frau. Er hat leider in Deutschland studiert. So wurde er leider der Schwiegersohn des deutschen Geheimrats Tillesen."

„In Wiesbaden? . . . Sie ist doch nicht verheiratet!"

„Meine Schwägerin Hanna?"

„Oder ist das eine Schwester?"

„Ich kenne die Familie nicht!" sagte William Higgins frostig. „Ich habe es von vornherein abgelehnt. Beim Boxen reicht man sich vorher die Hand. Aber dies wird ein Match bis zum bittern Ende. Nach den besten Methoden der Untersuchung wird es acht bis zehn Wochen und fünfzig Millionen Pfund kosten, bis wir unsre Hand auf Wilhelmshaven und Helgoland haben!"

Er begleitete seinen Gast bis an die Tür.

„Es wäre weiser gewesen, die deutsche Flotte schon früher zu vernichten. Wir steckten zu viel Geld in den Burenkrieg. Japan und die Finanzierung des fernen Ostens waren auch teuer. Wir haben über die ägyptischen Probleme und die Frage des Panamakanals Europa etwas vernachlässigt. Keine Wahrheit ist ernster, als daß alles Versäumte eine Guinee statt eines Schillings kostet. Nun — die City wird das Risiko übernehmen! Good bye!"

Nikolai Schjelting verließ den Mann, für den die Welt ein einziges großes Rechenbrett war. Er dachte sich: Wie klein ist dabei doch die Welt! Dieser Mensch aus Holz und Leder weiß nichts von Moskau, haßt Deutschland und ruft doch die Begegnung mit diesem Deutschen in mir wach. Er fuhr sich ärgerlich mit der Hand über die Augen, um das zu vergessen. Es war Zeit zur Bahn. In einem Buchladen kaufte er sich für die kurze Reise noch ein paar Broschüren: „Die Teilung Deutschlands" — „Preußens Ende". — „Das Lächeln des Elsaß", wie sie da, erst seit ein, zwei Jahren, reihenweise im Schaufenster hingen. Aber am Nordbahnhof traf er Bekannte: den riesigen scharlachroten Coldstreammajor vom Vormittag, der einen Freund in Zivil, den Kapitän Nicholson vom Londoner Departement für militärische Operationen des Kriegsamts, an den Zug brachte. Der Zug war überfüllt. In Paris war kein Bett mehr frei. So fuhren viele Fremde für die Nacht nach Brüssel. Auch eine amerikanische Gesellschaft, die von diesem schläfrigen, kleinen Nicholson vorgestellt war. Er gab sich kaum die Mühe, die Geringschätzung der Yankees durch den Briten zu unterdrücken. Er brachte beim Sprechen kaum die Lippen unter dem Zahnbürstenschnurrbart auseinander. Aber sie lauschten ehrfurchtsvoll in dem vollgepfropten Abteil dem Orakel, während der Zug durch das Hügelland Nordfrankreichs dahinjagte.

La Fère . . . St.-Quentin . . . nahe bei Laon — weiter nach links Amiens . . . Maubeuge . . . jeder Name eine Schlacht . . . mehrere am selben Ort im Lauf der Zeiten . . . Immer waren die Deutschen da gewesen und hatten die Franzosen geschlagen. Die Amerikaner staunten. Sie wußten das nicht. Für sie fing die Weltgeschichte bei Georg Washington an. Nikolai Schjelting löste in seiner lebhaften Art den langsamen Kapitän Nicholson ab und belehrte die Dollarmenschheit.

„Wodurch Deutschland die beste Kalkulation des Kriegs besitzt? Durch seine Barbarei. Es ist das be-

*) Die Formel „Copyright by..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



waffnete Mittelalter inmitten der Kultur. Voll von Königen, Herzögen, Ordensrittern, Marschällen, Edelleuten, wie auf dem Theater. Das Volk hat zu gehorchen!"

„Oh!"

„Ein allerhöchster Kriegsherr über allen. Zahllose Gerichtsherren unter ihm, mit Macht über Leben und Tod. Geheime Ehrengerichte, denen jeder Gentleman untersteht. Blutige Zweikämpfe, selbst unter den Jünglingen der Colleges! Säbelnarben auf den Gesichtern der Richter! Es ist der Militarismus. Der volle Gegensatz angelsächsischer Freiheit und lateinischer Kultur. Er muß ausgerottet werden!"

Die belgische Grenze! War denn Belgien wirklich ein Land? Eine Miß erkundigte sich. Es war doch wohl zu klein. Es gehörte sicher noch zu Frankreich. Der Londoner Generalstabshauptmann belehrte sie: dies hier war das große Kriegstheater Europas. Hier umging man Rhein und Alpen. Der Weg durch Belgien war ein gutes Ding, wenn England auf dem Kontinent Ordnung schaffte.

„Und wann werden Sie ihn gehen?"

„Ich schätze: bald!"

Nikolai Schjelting blätterte in „Die Teilung Deutschlands". Auf der Landkarte des Umschlags war Köln bereits holländisch. Frankreich erstreckte sich bis Frankfurt am Main. Alles östlich der Elbe war in Rußland, Bayern und Württemberg in Österreich aufgegangen. Schweden hatte seine Hand auf die Ostseeküste, Dänemark auf Schleswig-Holstein, England auf Hannover gelegt. Es war alles in Ordnung.

Im Abenddämmern dehnte sich fern zur Rechten eine weite Ebene. Das Schlachtfeld von Waterloo. Davon hatten sogar die Misses gehört. Waren da nicht die Preußen gekommen?

„Wir werden ihnen kommen!" sagte Nicholson zwischen den Zähnen. Schjelting lachte, schüttelte ihm die Hand und stieg aus. Man war in Brüssel.

Auf dem vornehmen Boulevard du Régent, inmitten der Stätten der Reichen, lag, mit weitem Blick über den königlichen Park, auf die Stadt da unten, das Haus seiner Schwiegereltern. Das obere Stockwerk war zur Hälfte ein für allemal der einzigen Tochter, seiner Frau, und ihm vorbehalten, wenn sie, wie gewöhnlich, einen Teil des Jahres in Brüssel, der Vorstadt von Paris, verbrachten. Er stieg nervös und mit umwölkter Stirn die Treppe hinauf.

„Hier bin ich, Ghislaine!"

„Ah — willkommen, mein Freund!"

Er küßte ihr höflich die Hand, flüchtig und kühl die Lippen. Musterte unwillkürlich ihre Erscheinung. Das war seine Bedingung und Forderung: keine Frau in dem luxustollen Brüssel durfte besser angezogen gehen als die schöne Madame de Schjelting. Sie war schön. Bereits für den Abend gekleidet. Perlenglanz auf der mattweißen Haut des Robenausschnittes. Feiner weißer Puderhauch auf den regelmäßigen ovalen Zügen unter dem kunstvoll erzeugten venezianischen Rotblond ihres Haars. Es war ihr Ehrgeiz, einer Vollblutpariserin zu gleichen, die sie nur zur Hälfte war. Sie hatte die feine Nase, die großen, dunklen, noch leicht untermalten Augen, diesen amüsierten, unerlernbaren Ausdruck auf den leichtbeweglichen Zügen.

„Was machen Allard und René?"

„Es geht ihnen gut! Sie schlafen schon!"

„Wolltest du ausgehen?"

„Nur hinunter! Es ist Empfang bei den Eltern."

„Hat sich etwas Neues ereignet?"

„Nichts, was dich interessieren könnte, mein Freund!"

Er schritt unruhig durch die Zimmer und blieb vor der Alabasterschale im Vorraum stehen und musterte die Visitenkarten. Er war eifersüchtig wie ein Tiger und ließ dabei, in der Geschäftigkeit seines Ehrgeizes, seine Frau oft viele Wochen allein. Er wußte, daß sie sich dann rächte. Sie schaute ihm über die Schulter.

„Was suchst du denn, Nikolai?"

„Wer war denn inzwischen wieder alles da?"

„Du siehst es ja: Madame Daras, Madame Vaillant, Madame Thomas, Madame . . ."

„Ah . . . wer ist das hier — dieser Monsieur de la Kéthulle?"

Sie wiegte tändelnd den hochfrisierten Kopf und sagte unschuldig: „Armer Freund! . . . Das habe ich total vergessen!"

Er wurde wütend.

„Ich will es aber wissen! Du hast nicht zu lachen!"

„Soll ich denn jetzt, vor der Gesellschaft, weinen?"

Da war schon wieder der Streit. Ihre ganze Ehe war ein ewiger Zank. Sie wußte es schon gar nicht anders. Heute war er doppelt heftig.

„Ich verbitte mir das!"

„Was denn, mein armer Nikolai? Erkläre dich näher!"

Ghislaine Schjelting stand vor dem Spiegel und prüfte noch einmal mit dem Ernst einer Frau von Welt das Gesamtbild ihrer Erscheinung. Dann lachte sie wieder und wandte den Kopf über die weiße Schulter hinweg ihm zu. Sie sah verführerisch aus in diesem Augenblick. Er legte zögernd, wie unter einem Befehl, die Karte des Monsieur de Kéthulle wieder in die Schale. Die Frauen konnten mit ihm machen, was sie wollten. Es war seine alte Schwäche. Vielleicht auch ein Teil seiner Erfolge im Leben durch die Frauen. Er fragte versöhnlich: „Was hast du denn die Zeit über gemacht?"

„Nun — man amüsiert sich!"

Der harmlose Ton, das Achselzucken dabei, reizte ihn von neuem. Er bekam wieder seinen roten Kopf.



„Ich verbiete dir, dich über mich lustig zu machen, Ghislaine!"

„So streng, mein Freund?"

„Viel zu wenig streng! Dir zuliebe verbringe ich das halbe Jahr hier als Gast bei deinen Eltern . . ."

„Du bist ja nie da!"

„Statt, daß du auf meinen Gütern bist . . ."

Sie machte eine Gebärde des Abscheus. Diese Güter, irgendwo fern hinter Moskau, am Ende der Welt, Sumpf, Weide, Birkenwald, in dem noch Wölfe und Bären hausten, flößten ihr Entsetzen ein . . . Man war da wie in Sibirien nach diesem vergnüglichen, lebenslustigen Belgien.

„Du bringst mich höchstens einmal im Winter nach Petersburg!" sagte sie. „Oh, ich bete diese Muschiks an! Es ist jetzt Stil in Paris!"

Er verzog spöttisch die Lippen bei dem Gedanken: dies verzärtelte, schillernde und schimmernde parfümierte Geschöpf neben einem dieser fuseldünstenden, wildmähnigen ehemaligen Leibeigenen. Sein Lächeln reizte nun wieder sie. Es ging bei ihnen immer reihum. Sie fuhr auf.

„Wünsche wird man doch noch aussprechen dürfen. Erfüllt werden sie einem ja doch nie!"

„Wie das?"

„Andere Männer führen ihre Frauen aus. Du reist in der Welt herum. Ich sitze inzwischen als Strohwitwe bei meinen Eltern!"

„Ich habe wichtige Dinge zu tun!"

„Und wer hat den Lohn davon? Du nicht! Sie nutzen dich aus! Deine Großfürsten! Deine Montenegrinerinnen. Alle deine Russen."

„Das verstehst du nicht!"

„Du bist zu eifrig! Es fängt schon an, komisch zu werden, mein Lieber!"

„Still!"

Seine Eitelkeit bäumte sich auf, eben weil er ein Körnchen Wahrheit darin empfand. Er schrie es fast.

„Ah — die Moskauer Manieren! . . . Ich beglückwünsche dich!"

„Ich mich nicht!"

Sie fing an zu weinen.

„Ich möchte nur wissen, warum wir uns geheiratet haben!"

„Ich auch!" sagte er erbittert. Dabei wußten sie es beide ganz genau, waren auch eigentlich an diese unvermeidlichen Auftritte zwischen ihnen längst gewöhnt. Ghislaine schluchzte jetzt, lang auf die Ottomane hingeworfen, wie ein verzogenes Kind. Er stand finster daneben. Nun kam über ihn die Angst eines auf ihre Schönheit stolzen Gatten. Er dachte sich: Sie wird sich Frisur und Robe zerdrücken. Sie bekommt verweinte Augen und ein verwaschenes Gesicht. Man kann sie ja gar nicht zeigen da unten!

„Ghislaine . . ."

Keine Antwort.

„Ghislaine, meine Freundin: Deine Geduld wird sich noch belohnen. Große Dinge bereiten sich vor. Ich verspreche dir, du wirst noch einmal in einem Botschafterpalais residieren. Du wirst die Erste unter den Damen sein. Man wird dich Exzellenz anreden . . ."

Das schmeichelte ihr. Seine weiche und sanfte Stimme beruhigte sie. Sie richtete sich auf und begann stumm und energisch sich mit dem Puderbausch die Tränenspuren wegzutupfen. Es klopfte. Ihre Mutter, Madame Lambert, trat ein. Kleiner als ihre Tochter, zur Fülle neigend, die gestickte Robe zu jugendlich für die verblühte Pariserin. Sie legte die kleinen, fetten, reichberingten Hände ineinander.

„Müßt ihr euch denn ewig streiten?"

„Es scheint so, meine Mutter!"

„Und warum denn?"

Schjelting wies grimmig auf die Visitenkarte. Die Schwiegermutter zog die Augenbrauen hoch, sah erst ihn an, dann die elegante junge Frau.

„Aber diese Toilette ist doch ein Traum!" sagte sie.

„Was hat das mit diesem Monsieur Khétulle zu tun?"

„Nun . . . Er ist doch der neue Schneider!"

Ghislaine fing an, wahnsinnig zu lachen, und ging, in einer leichten Koketterie sich wiegend und den Charme des Kleides zeigend, durch das Zimmer.

„Ah — ich bin etwas nervös! Ich gebe es zu!" sagte Nikolai Schjelting. „Besonders jetzt nach der Reise. Sie wissen, Mama: Ich vermag in Gastbetten nie zu schlafen!"

„Und statt sich einmal vom Arzt Ruhe verschreiben zu lassen . . ."

„Ich hätte jetzt in Moskau Gelegenheit gehabt, einen der berühmtesten Ärzte zu treffen . . ."

„Nun, und was meinte er?"

„Nichts! . . . Sein Assistent ließ mich nicht vor! . . . Dieser Deutsche . . ."

Er zog den Frack an und folgte mit umwölkter Stirn und unruhigem Gemüt den vorausgegangenen Damen. Im letzten des Herzens verachtete sein asiatischer Hochmut diese reichen Kaufleute da unten. Er kannte zu genau ihre Schwächen, stieß sich mit seinem kühlen und methodischen Kopf fortwährend an dem inneren Widerspruch dieses Landes, das keine Flotte, aber riesige Kolonien besaß, das kein eigentliches Heer hatte, aber sich die stärksten Festungen der Welt baute, das ein neutraler Kleinstaat war und trotzdem mit heimlichen Fingern an den gefährlichsten Kanten der Weltgeschichte mitwob. Ihm schien alles zwischen Maas und Yser aus zweiter Hand, eine französische Legierung mit englischem Stempel ohne eigenen Wert. Es hatte keinen Zweck, vor diesen Herren Philipon und Termuylen, Andriot und de Meester, Vanderbergh und Leroux sein Licht leuchten zu lassen. Sie



waren gute Kaufleute, aßen gern gut, tranken gern gut, behängten ihre Frauen mit Diamanten und Perlen, ließen bei sich und anderen fünf gerade sein und im übrigen . . . man dachte in Belgien nicht gern über den Tag hinaus. Dazu war man zu leichtlebig und oberflächlich. Nikolai Schjelting schwieg zwischen ihnen mit seinem rätselhaftesten Lächeln. Wenn er einmal in seiner Eifersucht seine Frau aus den Augen ließ, fühlte er von neuem den Widerwillen gegen die innere Zuchtlosigkeit, die ihm die Formel für Belgien zu sein schien. Kein Mensch hier ahnte eine irdische Gewalt über sich. Man lebte in einem Königreich, aber man kümmerte sich nicht um den König, man bildete einen Staat, aber man sprach und dachte nur als Vlame oder Wallone, man hatte eine Hauptstadt, aber das Ziel aller Sehnsucht war doch Paris.

Nur einmal wurde er lebhaft, als neben ihm einer der Kaufherren auf französisch zu dem anderen sagte: „Warum ich Charles nach Köln auf die Handelshochschule geschickt habe? Aus demselben Grunde wie Andriot seinen Sohn auf das Polytechnikum nach Karlsruhe. Sie müssen von den Deutschen etwas lernen. Sonst kommen sie nicht mit . . . Die deutschen Kaufleute sind ja bei uns schon beinahe die Herren in der Stadt. Antwerpen ist ein deutscher Hafen!"

„Im Frieden!" sagte Nikolai Schjelting. Die Belgier blinzelten sich zu. Sie wußten wohl, warum die Geschütze der Maasfestungen gegen Deutschland zielten, warum der Fortgürtel wohl zu Lande Antwerpen umgab, aber die Einfahrt durch die Schelde den Briten freiließ.

England wollte das so. Keine Gummiladung kam ohne seinen Willen vom Kongo. Und vom Kongo lebte man.

Krieg und Kriegsgeschrei. Madame Termuylen fragte: „Hat die große französische Generalstabsreise an unserer Grenze eigentlich schon angefangen?"

Und der Hausherr wußte durch seinen Schwiegervater, den alten General du Rigolet in Paris, genau Bescheid.

„In den nächsten Tagen! Beinahe dreihundert Offiziere. Sie bilden zwei Parteien. General Ruffey führt die Roten. General Castelnau stellt die Preußen dar. Er hat die Blauen unter sich!"

Herr Lambert war ein großer, starker, lebensfroher Mann mit rosigem Gesicht und goldenem Vollbart, das Urbild eines Rembrandtdeutschen, wenn er auch kein Wort Deutsch sprach. Er lenkte das Gespräch wieder auf Weizen und Wolle ab. Wozu sich die Verdauung stören? Krieg — was war Krieg? Man spielte mit dem Krieg, weil man ihn nicht kannte, und legte das Spielzeug wieder weg. Und vergaß es bis morgen . . .



3.

„Heil Dir im Siegerkranz . . ."

Langsam neigten sich die Fahnen aus der langen Glitzerreihe präsentierter Gewehre vor Kaiser Wilhelm II., der an diesem achten Maitag des Jahres 1914 die Front seiner Truppen im Elsaß abritt. Er hielt den Marschallstab in der Hand. Sein Auge blickte ernst. Preußische Strenge furchte die federbuschumflatterten Generalsköpfe seines Gefolges.

Tiefer senkten sich die Banner vor ihrem Kriegsherrn, berührten mit ihrem meist noch unzerschossenen und unbefleckten Seidengebausch den Rasen. Die Mehrzahl dieser Bataillone war noch jung. Der lange, lange, nun schon fast fünfzigjährige Frieden hatte sie entstehen sehen. Es war nicht Erinnerung an Großtaten, sondern Hoffnung und Bereitschaft vor den Schleiern der Zukunft, was feierlich und brausend aus allen diesen Musikkapellen, zwischen diesem Wall von Mann und Roß aus Erz erklang:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil Kaiser, Dir!"

In weitem Bogen schauten von der Hohlandsburg bis Drei Ähren die Schlösser und Hügel und blauen Höhen des Wasgenwaldes auf die Kolmarer Ebene hernieder. Die Nacht hindurch, den ganzen Vormittag hatte es in den Schluchten der Hochvogesen wie von einem Maigewitter geblitzt und gerollt. Noch jetzt war dort, gegen die französische Grenze hin, die Manöverübung nicht ganz zu Ende. Da unten aber rückten schon, von der Parade kommend, die Regimenter unter klingendem Spiel in Kolmar ein. Rufacher und Baubanstraße, Rappplatz und Marsfeldwall, Turennestraße und Judengasse wimmelten vom bunten Farbenspiel der großen Garnison. Viele Stämme, viele Gaue Deutschlands marschierten da zwischen den mittelalterlichen Häusern der einstigen freien Reichsstadt. Grüne rheinische und Mecklenburger Jäger, himmelblaue kurmärkische Dragoner, blaurote oberelsässische Infanteristen, graugrüne Jäger zu Pferde, badische Kanoniere, ernste dunkle Hohenzollernsche Fußartillerie, Württemberger Fußvolk, Festungsfernsprechkompagnien, Straßburger Pioniere, das alles flutete in die offenen Kasernentore, zog durch zum Bahnhof, bildete lange Staubschlangen draußen im grünen Land, wo der Klotz von Breisach trotzig den Übergang über den Rhein bewachte und fern sich das Straßburger Münster hob.

„Donnerwetter, Isebrink!"

„Isebrink als Schlachtenbummler!"

Paul Isebrink trat an den Rundtisch heran, wo die Herren, noch bestaubt vom Dienst, bei einem Mittagschoppen saßen, und salutierte lachend mit dem Spazierstock wie mit einem Säbel.

„Melde mich gehorsamst zur Stelle! Wie meinen der Herr Major? Zu Befehl: Ich bin heute in aller

Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin

Wichtige Neuigkeit für Weihnachten



Drei große Porträt-Radierungen

des bekannten Graphikers

Hans Weyl



Bildgröße **73:57** cm, Kartongröße der Frühdrucke auf Japan-Bütten 95:65 cm, der Schriftdrucke auf China 105:79 cm.

Von jeder Platte wurden gedruckt:

100 Frühdrucke
auf Japan-Bütten, vom Künstler eigenhändig unterzeichnet, à **60 Mark.**

Schriftdrucke
auf chinesischem Papier
à 20 Mark.



Der beispiellose Erfolg, den unsere Heerführerbildnisse — Verzeichnis auf den folgenden drei Seiten — in allen Gauen des deutschen Vaterlandes und weit darüber hinaus auch im neutralen Ausland gefunden haben, ermutigte uns zur Veröffentlichung dieser vornehmen großen Ausgabe in Radierung von erster Künstlerhand. Hans Weyl, aufs beste bekannt durch seine prächtigen Bildnisradierungen unserer Dichter und Musiker, hat mit den hier angezeigten drei neuen Blättern wahre Meisterwerke der Radiernadel geschaffen. Mit flotten, sicheren Strichen ist der lebenswahre Ausdruck festgehalten und eine überraschende Porträtähnlichkeit erzielt worden. Zum sichtbaren Zeichen seiner Allerhöchsten Zufriedenheit hat der Kaiser den ersten Probedruck unterzeichnet: „Ein Mann mit Gott ist stets in der Majorität", und auch unser Kronprinz sowie Feldmarschall von Hindenburg haben sich mit der Veröffentlichung ihrer Bildnisse einverstanden erklärt.

Als graphische Schöpfungen von unvergänglichem Wert dürfen die vornehmen Kunstblätter Anspruch auf das Interesse des kunstsinnigen Publikums erheben. Durch ihre stattliche Größe und kräftige dekorative Wirkung eignen sie sich ganz besonders auch zur Ausschmückung von Gesellschaftsräumen aller Art, Amtszimmern, Offizierkasinos usw., sowie als wertvolle Geschenkwerke.

Um die Anschaffung den weitesten Kreisen zu ermöglichen, ist der Preis mit 20 Mark so niedrig angesetzt worden, wie er für solche Originalradierungen sonst nicht üblich ist. Für Liebhaber und Sammler graphischer Kunst haben wir von jeder Platte 100 Frühdrucke auf echt Japan-Büttenpapier abziehen lassen, die vom Künstler eigenhändig unterzeichnet sind und zum Preise von 60 Mark verkauft werden.

Deutschlands Führer in großer Zeit.

Bildnis-Folge nach den für unsere Firma hergestellten Sonderaufnahmen in Felduniform mit dem Eisernen Kreuz.

Bis jetzt sind die hier abgebildeten 22 Blatt in der **Kleinen Luxus-Ausgabe** erschienen.

Handpressen-Kupferdruck auf chinesischem Papier
Bildgröße 23 : 16.5 cm, Kartongröße 36 : 25 cm

Preis 1 M., Porto u. Verpackung 20 Pf.

In Ovalrahmen schwarz oder dunkelrot . . . . M. 4.—
In Bronze oder Eiche . . . . M. 5.—
Porto und Verpackung für gerahmte Bilder 80 Pf.

Der Preis ist mit Rücksicht auf den Massenabsatz so außerordentlich niedrig gestellt worden, wie er für Handpressendrucke in dieser Ausführung und Größe sonst nicht üblich ist.

Kaiser Wilhelm II. **



Kronprinz Wilhelm **



König Friedrich August III. von Sachsen **



König Ludwig III. von Bayern **



König Wilhelm II. von Württemberg **



Großherzog Ernst Ludwig von Hessen **



Herzog Albrecht von Württemberg **



v. Hindenburg **



v. Hindenburg (mit Mantel)



Kronprinz Rupprecht von Bayern **

Die mit **einem** Stern bezeichneten Bilder sind auch in der **Großen Luxus-Ausgabe** zu haben, die mit **zwei** Sternen bezeichneten in der

Großen Luxus-Ausgabe

Handpressen-Kupferdruck auf chinesischem Papier
Bildgröße 40 : 28 cm, Kartongröße 73 : 56 cm

Preis M. 5.—, Porto u. Verpackung 55 Pf.

In Ovalrahmen schwarz oder dunkelrot . . . . M. 10.—
In Bronze oder Eiche . . . . M. 11.50
Porto und Verpackung für gerahmte Bilder 90 Pf.

und

Volks-Ausgabe

Schnellpressen-Tiefdruck
Bildgröße 40 : 28 cm, Kartongröße 59 : 45 cm

Preis M. 1.—, Porto u. Verpackung 20 Pf.

In Ovalrahmen schwarz oder dunkelrot . . . . M. 6.—
In Bronze oder Eiche . . . . M. 7.50
Porto und Verpackung für gerahmte Bilder 90 Pf.

Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin

Zeitgemäßer Wandschmuck für das deutsche Haus!



v. Einem ** — *Prinz Leopold von Bayern* — *Ludendorff* * — *v. Mackensen* **

v. Beseler * — *v. Heeringen* * — *Wichura* — *v. Linsingen*

v. Lochow — *v. Bülow* ** — *v. Emmich* — *v. Pohl* **

Die neuen für uns besonders geschaffenen Aufnahmen müssen durchweg als ganz vorzüglich bezeichnet werden und haben sich schon jetzt einen Ehrenplatz in jedem deutschen Haus errungen. Vom Bildnis des Kaisers wurden bereits weit über tausend Stück an das Königliche Ober-Hofmarschal amt für eignen Gebrauch Sr. Majestät geliefert, und selbst namhafte Künstler benutzten unsere Originalaufnahme wiederholt als Vorlage für ihre Kaiserbildnisse: wohl der beste Beweis für die unübertroffene Porträtähnlichkeit und hervorragende Ausführung unserer Bilder.

Bei Bestellungen ist die gewünschte Ausgabe und Farbe des Rahmens genau zu bezeichnen. Insbesondere ist auch die „Sonderausgabe Brustbild“ von der „Sammlung Kniestück“ zu unterscheiden, um Falschlieferungen zu vermeiden.

Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin

Deutschlands Führer in großer Zeit.


Kaiser Wilhelm II.**

Sonder-Ausgabe Brustbild

Bis jetzt sind die hier abgebildeten 8 Blatt in der **kleinen Luxus-Ausgabe** erschienen.

Einfarbiger Handpressen-Kupferdruck auf chinesischem Papier, Bildgröße 23 : 16.5 cm, Kartongröße 36 : 25 cm

Preis 1 M., Porto u. Verpackung 20 Pf.

In dunklem Eichenrahmen mit gleichfarbigen Blattverzierungen, 29.5 : 20.3 cm **M. 5.—**, Porto u. Verpackung 80 Pf.

Farbiger Handpressen-Kupferdruck auf Büttenkarton, Bildgröße 23 : 16.5 cm, Kartongröße 45 : 35 cm

Preis 4 M., Porto u. Verpackung 45 Pf.

In dunklem Eichenrahmen mit gleichfarbigen Blattverzierungen, 29.5 : 20.3 cm . . . . . **M. 8.—**, Porto und Verpackung 80 Pf.


v. Hindenburg**


König Friedrich August III. von Sachsen**


König Ludwig III. von Bayern**


Kronprinz Rupprecht von Bayern**


Großherzog Ernst Ludwig von Hessen*


Ludendorff*

Die mit **einem** Stern (*) bezeichneten Bilder sind auch in der **Großen Luxus-Ausgabe** zu haben.

Einfarbiger Handpressen-Kupferdruck auf chinesischem Papier, Bildgröße 46 : 31.5 cm, Kartongröße 73 : 56 cm

Preis 5 Mark, Porto und Verpackung 55 Pf.

In dunklem Eichenrahmen mit gleichfarbigen Blattverzierungen, 65 : 42 cm . . . . **M. 12.—**, Porto und Verpackung M. 2.—

Farbiger Handpressen-Kupferdruck auf Büttenkarton, Bildgröße 46 : 31.5 cm, Kartongröße 73 : 56 cm

Preis 12 Mark, Porto und Verpackung 55 Pf.

In dunklem Eichenrahmen mit gleichfarbigen Blattverzierungen, 65 : 42 cm . . . . **M. 20.—**, Porto und Verpackung M. 2.—

Die mit **zwei** Sternen (**) bezeichneten Bilder sind in der **Großen Luxus-Ausgabe** und **Volks-Ausgabe** zu haben.


v. Linsingen

Volksausgabe.

Schnellpressen-Tiefdruck. Bildgröße 46 : 32 cm, Kartongr. 59 : 45 cm Preis: **1 M., Porto u. Verpackung 20 Pf.**
In dunklem Eichenrahmen mit gleichfarbigen Blattverzierungen, 65 : 42 cm **8 M., Porto u. Verpackung M. 2.—**

Bei Bestellungen ist die gewünschte Ausgabe und Farbe des Rahmens genau zu bezeichnen. Insbesondere ist auch die „Sonderausgabe Brustbild" von der „Sammlung Kniestück" zu unterscheiden, um Falschlieferungen zu vermeiden.

Der Bezug kann durch jede Buch- und Kunsthandlung erfolgen, oder auch gegen Voreinsendung des Betrages bzw. unter Nachnahme direkt von der Verlagshandlung

BERLIN SW 68
Zimmerstraße 36-41

August Scherl G. m. b. H.
Abteilung Kunstverlag.

Herrgottsfrühe aus Belgien in Metz angekommen und benutze den halben freien Tag, um rasch zu meinem alten Regiment herüberzuspritzen!"

„Er ist nämlich hier im fünfzehnten Armeekorps bekannt wie ein bunter Hund!" erklärte der Major einem frisch herversetzten Hauptmann.

„Und erst jenseit der Grenze!"

„Na — wo denn nicht? Die Russen haben auch schon Photographien von ihm!"

„Bei den Türken war er zwei Jahre!"

„Vielleicht gehe ich nächstens wieder hin!"

„Nanu!"

„Wenn ich will, kann ich jeden Augenblick! Und ich hab halb und halb Lust!"

„Prost Isebrink!"

„Prost! Na, Kinder — euch haben sie ja, scheint's, heute die Hammelbeine tüchtig langgezogen!"

„Vor allem Ihr Regiment Weimar! Glauben Sie ja nicht, daß Sie das hier unten treffen. Das sitzt noch friedlich an der Schlucht oben in den Vogesen, biwakiert, glaub ich, auch dort!"

„Tut nichts! Bläming nimmt Sie mit! Er autelt doch am Abend hinauf!"

„Mit Vergnügen, Herr Hauptmann!" sagte vom Nebentisch der lange, hagere Fliegerleutnant Graf Bläming.

„Haben Sie Kleinholz gemacht?"

„Ausnahmsweise: ja!"

„Was kommt dort von der Höh? Er ist nämlich unter furchtbarem Skandal oben auf einer Tanne gelandet!"

„. . . weil einen die Grenze unsicher macht! Soll die der Kuckuck von oben unterscheiden! Und wenn man sie überfliegt, gibt's ein Mordsgeschrei!"

„Dabei tragen sie bei uns die französischen Zirkusflieger beinahe auf den Schultern herum!"

„Und ein anderer Franzose zerhaut inzwischen die Denkmäler in der Siegesallee!"

„Wir lassen uns ja alles gefallen!"

„Übrigens: Die Franzosen halten auch dicht hinter der Schlucht eine Geländeübung ab", sagte Graf Bläming. „Ich hab deutlich die Tellermützen gesehen."

„Alpenjäger?"

„Ja. Und bei den Roches du Diable drüben . . . wenn sie da nicht in dem Hotel Betten sonnten, dann waren das Rothosen!"

„Also 20. Armeekorps, 149. Regiment!" sagte Paul Isebrink.

„Wie Sie das so im Kopf haben . . ."

„Der kennt alle Armeen auswendig!"

„Na — nun laßt mich mal aus dem Spiel! Das ist nicht so interessant!" sagte Isebrink. „Also, Graf Bläming, Sie rufen mich gütigst, wenn Sie losgondeln wollen! Ich lasse mir unterdessen hier ein Zimmer geben und erledige einen Brief."

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

Oben schrieb Paul Isebrink zunächst die Adresse: „Fräulein Ingeborg Tillesen in Wiesbaden, Sonneberger Straße 439." Dann weiter:

„Meine liebe Freundin!

Ihren Brief aus Moskau kann ich erst heute beantworten. Unsere deutschen Briefkasten sind blau und treu, wie unten unsere Soldaten. Im Ausland gibt es schwarze Kabinette. Wir beide teilen uns — weiß Gott — keine Staatsgeheimnisse mit. Aber es ist mir doch ein widerwärtiger Gedanke, daß so ein Franzose in dem herumschnüffeln sollte, was ich Ihnen schreibe . . ."

Auf dem Pflaster schütterte immer noch der Marschschritt, schrillten die Querpfeifen, rasselten die Trommeln. Isebrink sah hinab. . . . Aha — die dreißigste Division, Straßburger Bataillon, das an der Ecke drüben zum Bahnhof einschwenkte. Vielleicht die Brigade Ludendorff.

„Aber habe ich Ihnen überhaupt etwas zu schreiben, liebe Ingeborg? Man kommt sich manchmal schon ganz dumm vor als der getreue Eckart in Uniform. Ihr glaubt einem ja nicht. Sie wenigstens! Mit Ihrem Amerika!

Ich habe eben den Kaiser gesehen. Neulich Poincaré und den König von England.

Das muß man sich gegenüber halten, wenn man sagt: Gott sei Dank, ich habe unsern Kaiser gesehen! Wir sind ja in Deutschland nie zufrieden. Aber was sind diese gekrönten Häupter da drüben gegen ihn? Diese Schwatzmichel von Advokaten, die in Zylinder und Regenschirm Paraden abnehmen. Unser Heer hat wirklich einen Herrn. Unsere Flotte auch. Er geht von hier nach Metz, fährt nach Helgoland. Er ist immer im Dienst. Und wir mit ihm und unter ihm. Das klingt ja in Ihrem Amerika sehr neckisch: ‚Jeder für sich!' Aber, liebes Kind, wenn wir das sagen wollten, mitten im Herzen Europas, so hätten wir in kurzem die Kosaken in Berlin und die Turkos in Wiesbaden. Wir haben uns ja schon tausendmal darüber gestritten. Es ist, um die Wände hinaufzugehen, daß Sie das nicht einsehen!"

Die Straße unten war jetzt frei von Marschkolonnen, aber voll Menschen. Durch das neugierige Gewoge schritt ein ältlicher Abbé im Priestergewande, mit verkniffenen Zügen, lebhaft auf französisch mit seinen Begleitern plaudernd. Alles sah ihm voll Interesse nach. Manche grüßten.

„Eben ging der alte, ehrliche Wetterlé unten vorbei. Der ist eigentlich eine wandelnde Reklame für uns — sozusagen die erste Schwalbe, die den Krieg anzeigt! Möchten Sie es doch in letzter Stunde kapieren, Ingeborg, daß ich nicht zum Spaß so ernst bin! Bald ist es vielleicht zu spät! Ich weiß mehr als andere, vieles, was ich nicht sagen darf. Eben wird



mir das Auto gemeldet. Ich darf die Herren nicht warten lassen. Auf Wiedersehen in Wiesbaden! Ich habe immer noch Hoffnung, daß einer von uns beiden nachgibt. Ich sicher nicht. Aber Sie sind ja das, worauf Sie so stolz sind: ein freier Mensch! Gebrauchen Sie diese Freiheit, um sie zu opfern . . ."

„Herr Hauptmann stammen aus dem Regiment Bernhard von Weimar?" fragte Graf Bläming, während der graue Kraftwagen knatternd das Münstertal entlang schoß. „Eigentlich 'ne tolle Garnison . . . Dagegen sind ja Mörchingen und Dieuze der reine Zucker!"

„Solche Drecknester haben auch ihr Gutes! Da setzt sich der Mensch aus reinem Stumpfsinn hin und arbeitet. Wir waren da vier strebsame Männerchen mit der versteckten Absicht auf die Kriegsakademie. Da ließen wir uns mit vereinten Kräften einen russischen Studenten aus Berlin als Lehrer für die Aussprache kommen und das nächste Jahr eine englische Miß — nee, lachen Sie nicht — ein richtiges Scheusal und längst aus dem Schneider! Die brachte einem nun so den Zungenschlag bei! Na und Französisch, das lernen Sie ja hier von selber. So kommt der Mensch eben schließlich in den Generalstab!"

„Beneidenswert!"

„Gott . . . Glück!"

Der Kraftwagen hatte die Stadt Münster hinter sich gelassen und stieg mit donnernder Auspuffklappe steil durch dunklen Hochwald in die Vogesenschluchten empor. Mächtig wölbte sich zur Rechten der Sulzer Belchen. Man war schon ganz nahe an der französischen Grenze.

„Sagen Sie mal: wo stecken denn nun eigentlich unsere Kriegsknechte. Die sind doch nicht etwa in der Zerstreutheit nach Frankreich hinübergeklettert? Wir wollen doch mal den Meldereiter da fragen! Gleich um die Ecke lagert das Regiment? Na — famos!"

Ein Hallo im Biwak auf der grünen Maienmatte, über der sich hoch und kahl im Halbbogen der Grenzkamm der Vogesen wölbte. Graf Bläming dachte sich: So möchte ich auch einmal von den alten Kameraden begrüßt werden als der Stolz des Truppenteils, von dem es in zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren heißt: General der Infanterie von Isebrink ging aus dem Regiment Bernhard von Weimar hervor. Steht à la suite. Im Kasino hängt sein Bild. Die gestickten goldenen Eichenblätter am Kragen, die schlichte hohe Hausnummer auf den Achselstücken . . .

„So . . . Bitte an meine grüne Seite!" sprach der Oberst von Münzingen. „Ich habe schon viel von Ihnen gehört! Ihr Geist lebt sozusagen unter uns Bernhardinern weiter! Na, Graf Bläming, wann holen Sie nun Ihre Luftdroschke von den Bäumen runter?"

„Wenn der Vollmond aufgeht, Herr Oberst! Hoffentlich sind die Kerle drüben bis dahin weg — die brauchen auch nicht alles zu sehen!"

„Na, wir fangen jetzt schon an, sachte abzubauen!" sagte Hauptmann Vierling von der Fußartillerie. „Ich hab eben schon runtertelephoniert! Aber fein war's — was, Elsterburg?"

„Keine Katze hat uns entdeckt!" meinte der Pionierleutnant stolz. „Nicht einmal unsere eigenen Flieger!"

„Wo haben Sie denn nun eigentlich Ihre Brummer versteckt?"

„Suchen Sie sie doch! Sie sehen sie auf zehn Schritte nicht."

„Ach, die Batteriestellung am Eck, hinter Stoßweier, zweihundert Meter nördlich von der Mühle?" fragte Paul Isebrink. Die beiden Herren im dunklen Samtkragen entsetzten sich.

„Woher wissen S i e denn das?"

„Ich hab im Vorbeifahren das künstliche Wäldchen gesehen. Wenn die Bäume echt wären, könnte das Gras dahinter im Schatten eigentlich doch nicht so dicht wachsen, nicht wahr? . . . Herrgott, Güldenpfennig! Sie waren doch Einjähriger in meiner Kompagnie?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Ich mache schon meine vierte Offiziersübung!"

Der blonde Volksschullehrer stand dienstlich stramm und setzte sich dann auf den freien Platz zwischen dem Grafen Bläming und dem kaiserlichen Regierungsrat und Hauptmann der Landwehr Lobegast. Männer aller Stände und Berufe hielten hier in der Feldbinde des Offiziers am Grenzwall die Wacht gegen Welschland. Dann erhob sich der Flieger und reckte seine langen Beine, um nach seiner Taube zu sehen. Es war nun schon spät am Abend. Der Vollmond stand hell am frostklaren Himmel. Die Herren hatten sich in ihre Mäntel gewickelt und saßen bei einem Glas Grog um das flackernde Biwakfeuer. Major Fischer sagte: „Wissen Sie, Isebrink, einen Fehler haben Sie immer noch: keine Frau!"

„Wie alt sind Sie denn?"

„Fünfunddreißig, Herr Oberst!"

„Na, da wird es aber Zeit!"

„Ja, woher nehmen und nicht stehlen!" sagte Isebrink tiefsinnig, und schob ein Stück Reisig in die Glut. Der Feuerschein spielte über sein gebräuntes Gesicht.

Unten dämpfte der Hauptmann von Rindt seinen Baß gegen den Landwehrhauptmann Lobegast: „Der ist gar nicht so, ach nee! Aber er hat eine Geschichte in Wiesbaden — schon drei Jahre — ich weiß nicht: will er nicht — will sie nicht — man wird nicht klug draus!"

Es war eine Stille. In die fiel ganz von ferne der schwache Manöverknall eines Schusses. Eine Bewegung unter den Herren.



„Aha — sie stecken doch noch drüben!"

„Oder ein Jäger . . ."

„Auf was soll er denn schießen, Anfang Mai?"

„Wetten, daß sie's sind!"

„Drei Flaschen Sekt!"

„Kolkt doch nicht! Wer soll denn da entscheiden?"

Jenseit des Vogesenkamms schoß ein Raketenstreifen in die Luft. Eine grüne Lichtkugel stand einige Sekunden vor den Sternen. Eine rote erschien ganz hinten über schwarzem Tannenwipfelgezack. Die Franzosen gaben sich Zeichen. Es war doch eine größere Übung. Ein leiser Windschauer ging wie eine Vorahnung von Krieg durch die stille Nacht. Eine Sternschnuppe schoß da herunter, gerade in der Richtung, in die der Oberst mit seinen Offizieren schaute. Als er sich wieder nach dem Platz zu seiner Linken umwandte, war der leer. Der Major Fieser sagte: „Isebrink macht, scheint's, noch für sich eine Mondscheinpromenade bis an die Grenze. Da oben geht er!"

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsschwestern unterwegs.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Als vor kurzem im Abgeordnetenhause zu Berlin die Delegiertenversammlung des Vaterländischen Frauenvereins tagte, da konnte der Geschäftsführer der Organisation voll Stolz bekennen: alle die Hoffnungen und Erwartungen, die man auf die ausziehenden Schwestern setzte, sind restlos in Erfüllung gegangen. Ein Lob aus berufenem Munde — und ein verdientes! Denn als damals in jenen gewitterschweren Augusttagen Tausende von geschulten Samariterinnen sich rüsteten, gleich den Soldaten auszurücken in Feindesland, da wußten sie wohl, daß ihnen mancherlei Schweres und Entsagungsvolles bevorstand. Aber der Gedanke, das Vaterland baut auf uns, vertraut uns sein Kostbarstes an: seine Helden, die für der Heimat Freiheit und Ehre bluteten, verlieh ihren Seelen Schwungkraft, so daß sie allen Anforderungen des Kriegsdienstes gerecht zu werden vermochten.



1. Aufenthalt auf offener Strecke: Die Feldküche.



2. Bahnstrecke zerstört. Im Auto weiter.

Wie mußte es sie erheben, jene Schar Schwestern, die auf einem Großstadtbahnhof Abschied nahm von der Oberin und den Mitschwestern, als sie aus dem Munde eines ordengeschmückten Veteranen die Worte hörte: „Das waren 1870 unsere Schutzengel!" Wie mag da als stilles Gelöbnis der Gedanke in ihnen aufgestiegen sein, denen nachzueifern, die vor mehr als vier Jahrzehnten dem Vaterland in seinem bitteren Kampf so voll heiliger Pflichttreue dienten, daß sie von ergrauten Männern nicht vergessen waren.

„Die Stadt P. besteht anscheinend nur aus Militär und Schwestern," berichtet eine für den Heeresdienst bestimmte Samariterin, „es geht ganz militärisch zu, wir müssen andauernd ‚antreten und abtreten'." Aber schließlich kommt doch der Befehl zum Abmarsch! (Abb. 4.) Das Gepäck wird verstaut, und hinaus geht's ins Feindesland. Meist ist die Fahrt lang und anstrengend, da wird sehnsüchtig auf Erfrischungen aus der Hand der Vereinsdamen gewartet. Allein „Schnitten, zehn Zentimeter hoch" eignen sich doch besser für einen Soldatenmagen, eine Schwester wird nur schwer damit fertig. Und wenn man gar des Nachts um zwei Uhr aus tiefstem Schlummer geweckt wird, um einen Bissen in Empfang zu nehmen, dann weiß man auch nicht recht, was für ein Gesicht man eigentlich machen soll. Aber schließlich kommt doch der Augenblick, wo selbst die „unzeitgemäßeste" Erfrischung ausbleibt. Kurz entschlossen wird dann der Aufenthalt auf offener Strecke (Abb. 1.) dazu benutzt, um eine improvisierte Feldküche in Tätigkeit treten zu lassen.

Wird einem jedoch die Eröffnung gemacht, daß die





3. **Großes Reinemachen.**

Fahrt zu Ende ist, da die kommende Bahnstrecke vom Feinde zerstört wurde, so vergeht selbst dem Hungrigen meist der Appetit. Allein die Heeresverwaltung weiß wie immer, so auch hier Rat. Flugs ist ein Automobil zur Stelle (Abb. 2), und bald sind auf ihm Schwestern, Sanitätsmannschaften und Gepäck verstaut. In sommerlicher Zeit gestaltet sich eine solche Fahrt zu einem wahren Naturgenuß, und viele, die sie erlebten, äußerten: würde man nicht durch die zur Rechten oder Linken liegenden Schlachtfelder die, obwohl sie abgeräumt, ein Bild des Jammers bieten, oder durch die gänzlich zerstörten Dörfer an den Krieg gemahnt, man könnte glauben, auf einer Friedensfahrt zu sein.

4. **Abmarschbefehl ist gekommen.**

Endlich ist man am Bestimmungsort angelangt. Allein vorläufig ist das Haus, das man den Samariterinnen angewiesen, unbewohnbar. Sicherlich haben unsere Feinde aus dem Osten darin gehaust, und es wird gar mancher mühevollen Stunde bedürfen, ehe es seinem eigentlichen Zweck — eine Ruhe- und Erholungstätte für die allzeit Hilfsbereiten zu sein — völlig zu erfüllen vermag. Auf unsern Bildern sind es die Schwestern der II. mobilen Chirurgengruppe der Klinik von Hochenegg in Wien, die das Kriegschicksal an einen Platz verschlagen hat, wo von Behaglichkeit keinerlei Spur zu finden ist. Im übrigen sind ihre Erwartungen in dieser Be-



5. **Erholungstunde auf dem Strohlager.**



6. Die Hütte der Schwestern wird wohnbar gemacht.



7. Trocknen der Wäsche vor der durchschossenen Schwesternhütte.

ziehung nicht besonders hoch gespannt, wirkten sie doch seit Monaten in den verschiedensten Gegenden Galiziens und der Karpathen. Da verlernt man, anspruchsvoll zu sein! Mit Hilfe gefangener Russen geht also die „weibliche Reinigungskompagnie", wie sie sich selbst scherzhaft nennt, an die Arbeit, und noch am selben Abend kann die Hütte bezogen werden.

In Lazarett und Hütte fliehen nun die Tage dahin. Mußestunden gibt es kaum, denn wenn sie wirklich einmal winken, wird zu Nadel und Schere gegriffen, um Schäden auszubessern, die das rauhe Kriegsleben verursacht. (Abb. 5). Auch die häusliche Tätigkeit darf nicht vernachlässigt werden. Zwar steht der russische „Diener" jederzeit zur Verfügung, aber für die meisten Arbeiten eignen sich Frauenhände doch besser. Da wird gewaschen (Abb. 7), gestärkt und gebügelt, und bei diesen wichtigen Aufgaben ganz vergessen, daß man sich Hunderte von Meilen von der Heimat entfernt befindet. Tönte nicht zuweilen dumpfer Kanonendonner bis hinüber in diese Stille, könnte man sich in friedliche Einsamkeit versetzt wähnen. Jedoch auch der nächste Anblick erinnert schon an vergangene Kriegsgreuel! Denn das kleine, mehr als bescheidene Haus, das den Samariterinnen als Unterkunftstätte dient, es war in den heißen Kämpfen der letzten Monate ein Zielpunkt für Kugeln und Schrapnells (Abb. 7). Nun hat man es seiner früheren Bestimmung zurückgegeben. Es ist für jene ein Heim geworden, die hinausgezogen sind, um die Schmerzen der Heldenstreiter, auf die die ganze Welt voll Bewunderung schaut, zu mildern und zu lindern.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

3. Fortsetzung.

Eva verstand die Bedeutung der Worte nicht, aber sie spürte den Zusammenhang zwischen Wills Sorge um ihr Budget und dieser Audienz und fragte, indem sie sich aufrichtete: „Hat der Minister dir etwa nicht recht gegeben?"

„Er kann meine Auffassung nicht teilen, hat er gesagt. Ja, Eva, das sind Feinheiten, die verstehst du nicht zu würdigen. Ich auch nicht, obgleich ich für die Feinheiten der deutschen Sprache ein besseres Gefühl haben sollte als der Herr Minister."

„Aber die Sache ist doch abgetan. Du hast ja selbst gesagt, daß wir jetzt in die Ferien gehen."

„Ich habe Order zu parieren, also ist die Sache erledigt."

Er stand auf und zog die Vorhänge zu, durch die ein stechender Sonnenstrahl fiel. Zum erstenmal war er seiner nicht ganz Herr geblieben, seit Eva durch seine Schuld zur Schonung verurteilt war.

Es war eine Verurteilung, und sie litt darunter, wenn



sie es auch nicht merken ließ. Und plötzlich brach es aus ihm heraus, kam er zurück, nahm er sie in die Arme, und die Jugend, die glückliche Zeit des harten Lebenskampfes vibrierte in seiner Stimme, als er sagte: „Siehst du, Eva, ich hab mich diesmal unterworfen. Nicht weil ich feig bin oder meine Überzeugung opfere, sondern weil ich zu neu im Amt bin, um den Kopf aufzusetzen und damit durch die Wand zu gehen. Mir das Rückgrat brechen, das laß ich nicht. Ich steh in meinen Pflichten und in meinen Rechten. Ich bin nicht als Bureaukrat hierher gesetzt worden und laß mir auch von keinem Bureaukraten das Heft aus den Händen winden. Das Budget hab ich angenommen und innegehalten und damit holla. Aber mir sagen lassen, ich hätte auf den Gagen zu viel ausgegeben und auf der Beleuchtung sparen können, und was solche Geschichten mehr sind, und nachträgliches Hm, Hm und Ehm über gewisse Stücke und Besetzungen, das geht gegen den Geist meines Vertrags. Den Buchstaben haben sie ja immer für sich, die Herren, die in Paragraphen denken und von der Freiheit eines Kunstmenschen nichts wissen. Das nächstemal duck ich mich nicht mehr. Entweder bekehre ich die Herren zu mir, oder ich gehe."

„Das mußt du mit dir ausmachen, Will. Wohin du gehst, gehen wir auch. Das weißt du doch."

„Ja — wohin? Vielleicht müssen wir wieder einmal von vorn anfangen, Eva! Aber sei nur ruhig, wir kommen schon durch."

„Ich bin ja ruhig, mach dir keine Gedanken, Mann. Was kann uns denn jetzt noch passieren?"

„Eva, Eva, du darfst nicht darunter leiden, du nicht! Du hast es nicht verdient um mich, daß du darunter leiden mußt."

„Aber, Will — wenn ich will, steh ich heute schon auf, und dann nehmen wir die Kinder und mieten vier Stuben, und du schreibst ganz für dich, Will. Und dann wird's, wie es in Wollishofen war. Aber heute, da ist Wilhelm Renner nicht mehr der unbekannte Dichter von morgen, heute —"

Er legte ihr die Hand auf den Mund.

„Du weißt, ich kann's nicht hören, wenn man vom Dichten wie von einem Erwerb spricht. Und noch sind wir nicht so weit. Noch bin ich der Intendant, und sie sollen nicht sagen, ich wäre nur vor den Hindernissen ausgebrochen. Wenn ich auf der andern Seite den Hals breche, so ist es etwas anderes."

„Ich hab gar keine Angst", flüsterte Eva ihm ins Ohr, und dabei zitterte ihr das Herz.

Sie sah es kommen. Es kam langsam, aber unaufhaltsam. Tropfen um Tropfen schlug ins Gefäß, bis es überlief.

Wilhelm Roßhaupt hatte im zweiten Jahr durch Entlassungen, die einige sehr beliebte, alte Darsteller und eine vielgeliebte Sängerin trafen, das Mißfallen gewisser Kreise erregt. Sein Bestreben, ein homogenes künstlerisches Ensemble zu schaffen, fand ein geringes Verständnis. Als er eine Erhöhung des Budgets forderte, um die Versenkung des Orchesters durchzuführen und feste Zimmerwände für die intimen Ibsenstücke anzuschaffen, stieß er auch in den städtischen Kollegien auf Widerspruch. Der glänzende Verlauf der Aufführung des „Ringes" riß dann noch einmal die Bürgerschaft mit sich und festigte den Boden unter seinen Füßen.

Peter Wingen war zur Aufführung des „Rheingold" gekommen. Er war jetzt kaiserlicher Musikdirektor und steuerte auf den Ruhestand zu.

„Meinem Kättele seine Musik ist mir lieber, Will, aber großartig ist das Ding doch. Und die Zeitungen haben recht, ein Regisseur von Gottes Gnaden bist du auch. Nun sei aber vernünftig und renn nicht mit dem Kopf gegen die Wand. Du hast vielzuviel Antrieb, das reicht für zehn Jahre. Warum willst du denn partout das Orchester verbauen, wenn's ihnen so recht ist. Und mit dem Minister, da richte dich als Beamter auf dem hierarchischen Fuß ein. Nicht von Macht zu Macht. Gib ihm Aktenfutter zu verdauen, soviel er verlangt, und laß auch einmal Gott einen guten Mann sein. Alle Jahr ein Reförmchen, dann wirst du hier steinalt, und das Ding geht wie auf Röllchen. Mach keine Betisen und wirf die Karre nicht um. Wer so gestiegen ist und dann fällt, schlägt hart auf. Denk auch an deine Frau, Will! Und an die Kinder!"

Und Peter Wingen dachte dabei an sein Kättchen, das einen Ruf an das Konservatorium in Genf angenommen hatte und dort mit dem Range und Titel eines Professors tätig war. Mit einer gewissen Genugtuung stellte er in Gedanken diesen Gegensatz fest.

Im dritten Jahre seiner Bühnenlaufbahn wurde Will vor der Aufstellung des Etats zum Minister befohlen. Dieser eröffnete ihm, daß er eine absolute Bindung verlangen müsse, und daß Überschreitungen in einzelnen Positionen auch dann nicht mehr geduldet werden könnten, wenn sie durch Ersparnisse oder durch Mehreinnahmen ausgeglichen würden. Exzellenz war sehr artig und suchte es dem Intendanten möglichst leicht zu machen, zweifelte auch gar nicht daran, daß Will sich den Forderungen unterziehen werde. Gleichzeitig erhob das Theaterkomitee den Anspruch, eine gewisse Zensur zu üben, die zwar vorbehalten, in der Praxis aber nie ausgeübt worden war. Der Einspruch einer politischen Rathausfraktion, die an gewissen Stücken Anstoß genommen hatte, war die Veranlassung zu der Ausgrabung dieses preisgegebenen Rechtes.

Da antwortete Wilhelm Roßhaupt, daß er es vorziehe, sein Amt niederzulegen.

Er war erregt, aber sein Entschluß hatte schon lange in ihm nach Wurzeln gesucht, jetzt schoß er plötzlich aus dem vorbereiteten Boden in die Sonne.

„Exzellenz, ich glaube meiner Überzeugung zu dienen, wenn ich den Rücktritt ins Auge fasse."

Er war Formenmensch, wenn es sein mußte, und kleidete seine Mitteilung in diese wohlgesetzten Worte. Das entsprach dem Ort, wo er sich befand.

Der Minister spielte den jovialen, erfahrenen Diplomaten, als er erwiderte: „Das sagen Sie in begreiflicher künstlerischer Aufwallung, verehrter Herr Intendant, menschlich und künstlerisch durchaus begreiflich. Aber wir nehmen dieses Entlassungsgesuch nicht an. Ich weiß Ihre Leistungen zu gut zu schätzen, um das zu tun. Über die Staatsnotwendigkeiten können wir aber nicht springen. Es wird sich indes gewiß ein Weg zur Verständigung finden. Die Stadtverwaltung ist bereit, Ihren Vertrag auf neun Jahre zu erstrecken, wenn wir uns über die Bestimmungen einigen können, die nun einmal eingehalten werden müssen."

Will verzichtete darauf, in dieser Unterredung das letzte Wort zu haben, und ging.

Dem Oberbürgermeister gegenüber wiederholte er seinen Willensausdruck, sein Amt niederzulegen.

Der Oberbürgermeister ließ ihn gehen, aber am nächsten Tag begab sich Oberbürgermeister Dr. Pförtner in der Besuchsdämmerstunde zu Will in die Wohnung.



Er fand ihn nicht zu Hause, doch Eva hatte ihn hereinbitten lassen und empfing ihn mit einem Ausdruck in den Zügen, der erraten ließ, daß sie um alles wußte und die Gelegenheit gern ergriff, davon zu reden.

Pförtner hatte die schonungsbedürftige Frau nicht oft gesehen und nur ein paarmal an ihrem Tisch gesessen, aber er wußte, daß er die einzige Hand ergriff, die das verwirrte Garn in Ordnung bringen konnte, als er sich über ihre Finger bückte und die Lippen auf das feine blaue Geäder drückte.

„Bitte, gnädige Frau, bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, uns Ihren Herrn Gemahl zu erhalten. Er kann ja gar nicht sein ohne einen Wirkungskreis wie diesen, und es muß sich ein Mittelweg finden lassen, der ihm die Schaffensfreude erhält, ohne daß die vom Ministerium aufgestellten Normen verletzt werden."

Eva sah sinnend vor sich nieder.

Jetzt hob sie die Augen und blickte den Oberbürgermeister prüfend an. So hatte sie vor vielen Jahren den Kommerzienrat Romberg angeschaut, als er sie aus dem stillen Winkel am See entführen kam.

Sie schien Vertrauen zu haben zu ihrem Gegenüber, denn sie erwiderte: „Sie haben sich einen schlechten Beistand gesucht, Herr Oberbürgermeister, ich habe in diesen Dingen keinen Einfluß auf meinen Mann. Ich darf und will keinen haben. Er hat einen anderen Kompaß als wir, Herr Oberbürgermeister! Ja, ich weiß, ein schöner und fruchtbarer Wirkungskreis! Aber das ist nicht genug für ihn, er wird erst dann seinen wahren Wirkungskreis haben, wenn er sich wieder auf sich selbst beschränkt. Das kann er in dieser zerstreuenden, aufreibenden Stellung nicht. Sein Gesuch liegt drüben auf dem Tisch. Es geht ab, und ich will's loben!"

Ernst blickte Pförtner auf ihr zartes Gesicht. In den Haaren, die sich breit und wellig über ihre Stirn zogen, schimmerte es grau.

„Sie haben ein langes Krankenlager hinter sich, verehrte gnädige Frau. Ich weiß es von meiner Frau. Wollen Sie wieder die Unruhe und Sorge auf sich nehmen, die mit jedem Ortswechsel verknüpft ist? Wollen Sie die Fäden abschneiden, die Sie und Ihren Mann und Ihre Kinder an Karlsburg knüpfen? Irgendwo müssen Sie ja doch wurzeln, warum nicht hier, wo Sie die beste Anwartschaft darauf haben! Die Jahre kommen, wo Sie irgendwo daheim sein müssen."

„Herr Oberbürgermeister, Ihre liebe Frau kennt nur meine Schwäche, aber für meinen Mann muß ich stark sein. Er darf nie durch Rücksicht auf mich in dem Ziel seiner Wanderschaft — ach ja, er ist ein Wanderer — beirrt werden. Wär's nach mir gegangen, so hätte er nie diese Stellung erstrebt. Er ist, verzeihen Sie, aber ich mein's nicht bös, er ist zu schade dazu."

„Dann bleibt mir freilich nichts mehr übrig, als Ihnen von Herzen alles Gute zu wünschen, Frau Roßhaupt", sagte Pförtner und hielt ihre Hand beim Abschied einen Augenblick fest.

Ihre kühlen Finger zuckten nicht. Sie lächelte ihn mit ihrem resignierten Lächeln an, während aus ihren Augen eine helle Flamme stieg.

Als Will nach Hause kam, fand er Pförtners Karte offen hingelegt.

Er ging zu seiner Frau.

„Der Oberbürgermeister war hier? Bei dir?"

„Bei mir, und hat mich gebeten, dich zum Bleiben zu bewegen, Will."

„Dich, dich!" flammte er auf, und eine dumpfe Wut befiel ihn. Sie hatten seine Achillesferse ausgespäht. Wenn Eva sich fürchtete vor dem Ungewissen, wenn sie ihn bedrängte zu bleiben, dann hatte er nicht das Recht, Amt und Bürde, Würde und sicheres, hohes Einkommen hinzuwerfen, denn dieses Recht hatte er verwirkt, als er ihr Glück und ihren Frieden störte und sie zu der kranken, schwachen Frau machte, die sie heute noch war. Und mit der Wut befiel ihn die Angst, daß sie ihn bäte zu bleiben. Sie brauchte kein einziges Wort mehr zu sprechen, er spürte schon, daß sie vor der Zukunft bangte.

Sie sah ihn kämpfen und ringen. Mit hastigen Schritten, die Lippen fest aufeinandergepreßt, die Stirn in Falten geschoben, ging er in dem erleuchteten Zimmer auf und ab. Klirrte eine Kette an seinem Fuß?

Jetzt blieb er stehen, und es war ein verzweifelter, sich selbst anklagender Ausdruck, mit dem er rief:

Wir ...

Viel lange Monde sind wir hingezogen
Durch Kampf und Grauen und durch Tod und Blut,
Durch Schneegefilde und durch Ährenwogen,
Und fremde Berge, steil und kühn gebogen,
Erklommen wir in Schlachtenfeuerglut! . . .

Wir sind ein anderes Geschlecht geworden
Als jenes, das des Friedens Glück erzog!
Wir kämpften an des Meeres grauen Borden —
Wir jagten vor uns her des Ostens Horden —
Und immer war's der Sieg, der vor uns flog!

Wir hörten seiner Flügel mächtig Schlagen
Im wilden Höllenlärm der Batterien . . .
Er war um uns in qualerfüllten Tagen,
Durch Todesnächte hat er uns getragen,
Der einzig treue Freund von Anbeginn!

Wir sind nicht mehr die Jungen, die vom Herde
Des Vaters zogen mit dem ersten Flaum —
Wir schützen, Hand am Schwert, die deutsche Erde —
Es stürmt die Zeit auf wildgewordnem Pferde —
Wir stürmen mit — und sei's zum Weltensaum!

Stolz, ohne Wimperzucken, stark und schnelle,
In jedem Augenblicke todbereit,
Ziehn wir entgegen einer fernen Helle . . .
Und wissen wohl: da liegt die Tempelschwelle,
Die schönbekränzte, der Unsterblichkeit!

Emmi Lewald.



„Ich kann's nicht, Eva, ich kann nicht! Ich weiß, daß ich wieder ins Uferlose treibe und euch mitreiße, aber ich kann nicht anders!"

Da stand sie auf und trat zu ihm, legte die Hände auf seine Schultern und sagte: „Wer will denn etwas anderes von dir, Will? Kennst du mich wirklich nicht besser?"

Er war verstummt und starrte sie wortlos an, dann tasteten seine Hände sich langsam an ihren Hüften empor, so scheu, so zaghaft, so ehrfürchtig wie noch nie, und nun wagte er es, sie leise an sich zu ziehen, und dicht an ihrem Ohr, das jetzt an seinem Mund lag, flüsterte er mit lautlos gedämpfter Stimme, beschämt und tief ergriffen: „Verzeih, ich hätte meine Frau besser kennen sollen!"

Ganz langsam, in Absätzen, die von schweren Herzschlägen ausgefüllt waren, kamen diese Worte aus seinem Munde und fielen tief und beseligend in ihr durstiges Ohr.

Eine Weile schwiegen sie. Er hatte sie zu ihrem Sessel geführt, saß neben ihr und hielt immer noch ihre Hände.

Da lächelte sie und brach das Schweigen mit den Worten: „Ich bin ja so froh, so froh bin ich, Will, denn all das laute Leben, das Hasten und Hetzen das Sich-für-andere-Opfern, ohne sein Bestes herzugeben, das ist ja nicht dein wahrer Beruf."

„Ich hab mein Bestes gegeben, Eva. Sag nicht das Gegenteil", flammte er auf.

„Nein, dein Bestes bist du selbst. Komm, Will, nimm uns mit, wir fangen wieder von vorn an. Du schreibst wieder Bücher, du bist selbst einer, mach nicht den Herold für andere."

„Ich will wirken und schaffen — aber Bücher schreibt man nicht, um davon zu leben, Eva. Es gab eine Zeit, da glaubte ich noch an das Dichten-Können."

„Und jetzt, Will?" fragte sie.

„Jetzt glaub ich an das Dichten-Müssen. Nicht ums Brot, Frau, sondern aus innerem Zwang und Trieb. Aber ich spür ihn nicht."

„Du hast ihn selbst unterdrückt, Will. Aber jetzt bist du frei, jetzt hab ich dich wieder."

Dabei sagte ihr die Erkenntnis, daß sie ihren Mann mit allen seinen Eigenheiten wieder hatte, mit seinem ganzen schöpferischen Wesen und seinem stürmischen Temperament, und daß sie eine schwere Bürde auf sich nahm. Solange ihn sein Amt außer dem Hause in Atem hielt, hatte sie sich pflegen und ihre Schwäche vor ihm verbergen können. Wenn er wieder in seinem Arbeitzimmer saß und sie ihn wieder ganz um sich hatte, dann fing für sie eine neue Aufgabe an, hatte ihr Tag andere Pflichten als in den letzten Jahren. Und sie fühlte auf einmal, daß sie nicht mehr jung war wie damals, als sie nichts hatten als sich selbst und Herrle und ihre Sorgen und ihr Glück, als sie jung und arglos wie Kinder in die Welt liefen, wo es so herrlich wohnen war wie in einer Kugel von Kristall! Aber nichts von diesen Befürchtungen und Erinnerungen stieg an die Oberfläche. Sie war es, die jetzt ihrem Mann die goldene Brücke baute, die ans sichere, freie Ufer führte.

Und die Tränen wogen leicht und glitten rasch getrocknet über ihre schmalen Wangen.

Will bestätigte in seinem Schreiben an den Oberbürgermeister seinen Entschluß, von dem Posten des Intendanten zurückzutreten, und machte von dem Rechte Gebrauch, das Amt mit dem Ende der Spielzeit niederzulegen. Hermann trug den Brief noch in später Stunde auf die Post.

„Finita la commedia", sagte Will zu seiner Frau, und sie lächelte tapfer.

In dieser Nacht dachte Will nach vielen Jahren wieder einmal daran, daß er ein Namenloser war. Er holte den Brief des Wachtmeisters hervor, der in den Falten aufgebrochen, aber noch versiegelt mit ihm gereist war von der Rufacher Landstraße durch das ganze Leben. Ja, er war der Sohn des Wachtmeisters Hermann Roßhaupt, er ließ sich nicht die Füße abschlagen und den Rücken biegen, und „Jung, nicht lügen" sprach der Wachtmeister, und Will verstand es so, daß er sich nicht selbst belügen und betrügen sollte. Er gab seine Existenz preis, aber er besaß sich selbst wieder, und das war genug.

Dunkel lag die Zukunft, aber neben ihm ging seine Frau, und ihr Herz brannte wie eine Fackel in der Nacht.

Aus der Grelle des Tages, aus Irrungen und Wirrungen führte der Weg in die Stille.

Noch einmal machte sich Will Roßhaupt auf, die Heimat zu suchen. . . .

Beata solitudo.

Der Abschied von Karlsburg war so feierlich und ehrenvoll, wie es heutzutage Brauch ist, wenn alles bemüht ist, einen Konflikt zu vertuschen und im Interesse der Sache, wie es so schön heißt, Bankette und Reden zu halten, Geschenke und Andenken überreicht und in den Zeitungen „Marksteine der Entwicklung" gesetzt werden.

Mit einer gewissen Selbstverspottung unterzog sich Will diesem Begräbnis, an dem er seine eigene Leiche spazierenführte und, wie ihm niemand bestritt, die schönste Rede hielt. Eine Rede mit feinen Spitzen, die aber nicht von allen gespürt wurden, während die schwungvollen und warmen Worte, die Will der alten Bühne widmete, alle Hände in Bewegung setzten. Auch Eva nahm an dem Begräbnis des Intendanten Roßhaupt, genannt Renner, teil.

„Bei meiner Leiche wirst du gesund, du bist mir eine schöne Frau", sagte Will zu ihr, als sie zum Bankett im Rosenegg fuhren.

„Das ist doch kein Begräbnis, wir sind doch schon drei Tage später", antwortete sie.

Er sah sie fragend an.

„Auferstehung", flüsterte sie ihm zu, während der Diener die Wagentür aufriß.

Da hob er sie wortlos aus der Kutsche und trug sie die drei Schritte bis zum Portal, und sie dachte: Gottlob, daß ich so leicht bin, er schadet sich sonst noch.

Und dann wurde es in ihrem Hause wirklich so still wie in einem Trauerhaus. Aber die Trauerfamilie machte fröhliche Gesichter wie lachende Erben, die nur unter den Leuten die Augen reiben.

Am fröhlichsten war Hermann Roßhaupt, der mit seinen fünfzehn Jahren schon so groß war wie die Mutter und die Phantasiewesten des Vaters, die er heimlich zum Bummel auf der Markgrafenstraße anzuziehen pflegte, nur noch mit Anstrengung zuknöpfen konnte. Die Handschuhe, die er so knapp anliegend wie möglich trug, waren dafür Will viel zu groß, so daß schon Peter Wingen gesagt hatte, der Junge werde der zweite Großvater. Damals hatte Will geantwortet: „Wenn du meinem Vater nachschlägst, dann kannst du dich selbst erziehen."

So ließen sie ihn auch jetzt mitberaten, wie man sich nun die Zukunft einrichten wolle. Nachdem 5000 Mark



nach Berlin geschickt worden waren, lagen noch 4000 auf der Sparkasse, und ebensoviel hatte die Stadt Will beim Abschied überreicht. Das war ihr Vermögen. Hermann behauptete, das reiche vier Jahre, Will meinte, es werde in einem halben Jahr verbraucht sein, und Eva lächelte und sagte nichts. Ännchen wurde nicht gefragt. Sie spielte mit ihren Puppen die heilige Jungfrau im Grünen. Herrles Zukunft wurde zuerst entschieden.

Hermann hatte die Berliner Jahre und Eindrücke wie eine Schlangenhaut abgestreift, und auch der neue Wandel focht ihn nicht an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Kraus, Generalarzt.

Für die „Woche“ nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.





Kriegsfürsorge in Ungarn: Deutsche Verwundete in Motorsvár.



Wie ein Stacheldraht abgerollt wird.



Hofphot. Kühlewindt.

Arbeit gefangener Russen mit einer Steinzerkleinerungsmaschine.

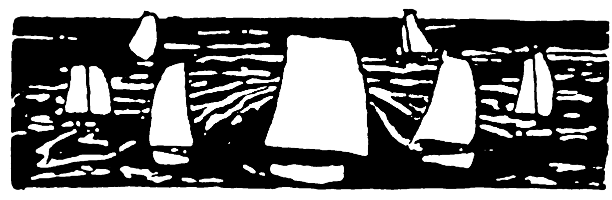
Kleine Bilder aus dem großen Krieg.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 50. | Berlin, den 11. Dezember 1915. | 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

30. November.

Italienische Angriffe sind gegen die ganze Front zwischen Tolmein und dem Meere, mit besonderer Heftigkeit aber gegen die beiden Brückenköpfe und den Nordteil der Hochfläche von Doberdo gerichtet. Alle Angriffe werden unter größten Verlusten des Feindes abgeschlagen.

Bei Rudnik (südwestlich von Mitrovica) werfen Teile der Armee des Generals v. Köveß feindliche Kräfte zurück.

Bulgarische Kräfte haben Prizren genommen. Sie brachten über 3000 Gefangene und 8 Geschütze ein.

1. Dezember.

Bei den dem österreichisch-ungarischen Oberbefehl unterstehenden verbündeten Streitkräften der Nordostfront wurden im Monate November an Gefangenen und Beute 78 Offiziere, 12,000 Mann und 32 Maschinengewehre eingebracht.

Westlich des Lim werden Boljanic, Plevlje und Jabuka besetzt.

Die Armee des Generals v. Köveß hat im November 40,800 serbische Soldaten und 26,600 Wehrfähige gefangengenommen und 179 Geschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet.

2. Dezember.

Der bulgarische Bericht meldet: Unsere Truppen führen ihre Offensive über Prizren hinaus fort. Seit dem Anfang des Krieges gegen Serbien (14. Oktober) bis zur Einnahme von Prizren (29. November) haben wir den Serben folgende Beute abgenommen: 50,000 Gefangene, 265 Geschütze, 136 Artilleriemunitionswagen, ungefähr 100,000 Gewehre, 36,000 Granaten, 3 Millionen Gewehrpatronen, 2350 Eisenbahnwagen und 63 Lokomotiven.

3. Dezember.

Nach den italienischen gänzlich mißlungenen Angriffen der letzten Tage auf den Tolmeiner Brückenkopf und auf die Bergstellungen nördlich davon tritt Ruhe ein.

Görz steht unter besonders lebhaftem Feuer, das namentlich im Stadtinnern neuen bedeutenden Schaden verursachte.

Westlich und südlich von Novipasar nehmen österreichisch-ungarische Abteilungen, denen sich viele bewaffnete Mohammedaner anschlossen, 3500 Serben gefangen. Bei den Kämpfen im Gebiete zwischen Mitrovica und Ipek greifen an unserer Seite zahlreiche Arnauten ein.

4. Dezember.

Oesterreichisch-ungarische Truppen nehmen die Höhen südlich von Plevlje im Sturm. Auch bei Tresnjevica südwestlich von Sjenica werden die Montenegriner geschlagen.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Irakfront versuchte der Feind, sich der Verfolgung unserer Truppen zu entziehen, indem er den Schutz seiner Kanonenboote aufsucht. Jedes derartige Haltmachen des Feindes verwandelt sich dank unserer energischen Angriffe in Flucht. Am 1. Dezember vormittags kostete ein gleicher Versuch die Engländer große Verluste und brachte uns als Beute mehrere hundert Gefangene, zwei mit Lebensmitteln beladene Transportschiffe, ein anderes Fahrzeug, zwei Kanonenboote, zwei Munitionswagen und eine große Menge Kriegsmaterial. Die beiden erbeuteten Kanonenboote sind sehr stark. — Das Kanonenboot „Kemed" führt 10 Geschütze, das Kanonenboot „Firileß" 4 Geschütze vom Kaliber 10,5 und 7,5 und 3 Maschinengewehre. Der größte Teil der auf ihnen erbeuteten Geschütze ist in gutem Zustand.

5. Dezember.

Bulgarische Truppen stellen südwestlich von Prizren den zurückgehenden Feind, schlagen ihn und nehmen ihm über 100 Geschütze und große Mengen Kriegsgerät, darunter 200 Kraftwagen, ab. — Im Jama-Gebirge (östlich von Debra) und halbwegs Krcova—Ochrida werden serbische Nachhuten geworfen.

In Monastir rücken deutsche und bulgarische Abteilungen ein und werden von den Behörden wie der Bevölkerung freudig begrüßt.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, daß der Kreuzer „Novara" mit einigen Zerstörern in San Giovanni di Medua drei große und zwei kleine Dampfer, fünf große und viele kleine Segelschiffe, während sie Kriegsvorräte landeten, durch Geschützfeuer versenkte. Nahe davon vernichtete S.M.Schiff „Warasdiner" das französische Unterseeboot „Fresnel".

Die Eisenbahnverbindung zwischen Sofia und Nisch ist wiederhergestellt. Der Zugverkehr beginnt heute.

6. Dezember.

Oesterreichisch-ungarische Truppen sind westlich und südwestlich von Novipasar und an der von Mitrovica nach Ipek führenden Straße auf montenegrinisches Gebiet vorgedrungen. Im Karstlande der Pestera wurden montenegrinische Vortruppen auf ihre Hauptstellungen zurückgeworfen.

Elternglück den Kinderlosen.

Von Gabriele Reuter.

Vor Jahren kam eine reiche, alleinstehende Dame zu mir, mich um Rat zu fragen, wie sie ihrem Leben einen befriedigenden Inhalt geben könne. „Aber gnädige Frau," rief ich gleich, „alle die Pläne, die Sie mir vorlegen, werden Ihnen kein Glück schaffen! Gründen Sie sich eine fröhliche kleine Familie! Nehmen Sie ein Kind an — nach zwei Jahren ein zweites, dann noch ein drittes — und um sie her wird es blühen und wachsen von frohem jungem Leben — Sie selbst werden jung und froh bleiben!"

Die Dame konnte sich nicht entschließen, meinem Vorschlag zu folgen — sie fürchtete sich vor der Verantwortung. Wie der Plan der Adoption eines Kindchens bei sonst wohlhabenden und gütigen Menschen meistens scheitert an der Furcht vor der Verantwortung!



Als der Krieg einige Monate gewährt hatte, bekam ich nach langer Zeit wieder Nachricht von meiner reichen Dame, die, wie ich wohl wußte, inzwischen die ersehnte Befriedigung bei allen Reisen und Kunstgenüssen noch immer nicht erreicht hatte. Dieser Brief aber sang und klang förmlich von Glückseligkeit. Sie hatte mehrere Kriegskinder bei sich aufgenommen, ein Haus im Gebirge mit schönem Garten war erworben, als Heim für sich und ihre neue Familie — die ruhelose Seele hatte ihren Hafen gefunden, von dem sie nun Segensfrachten in die Welt hinaussenden konnte! Gewiß wird ihr die „Verantwortung" für die ihr anvertrauten kleinen Menschen noch manche Sorgenstunde bereiten — welche echte Mutter, welcher gewissenhafte Vater hätte niemals Sorgen? Das Bewußtsein, dem Vaterlande ein paar junge Bürger aufzuziehn, das Glück am Gedeihen der kleinen Schar wird ihr über solche bangen Stunden schnell hinweghelfen.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß das Beispiel der liebenswürdigen Frau viele Nachahmer fände! Freilich ist es nicht jedem so reichlich um die Geldbörse bestellt, daß er sich gleich eine ganze kleine Familie zulegen kann. Die heilige Pflicht, sich der vaterlosen Jugend unsres Volkes mit Ernst und Liebe anzunehmen, fühlt man doch in weiten Kreisen, gerade auch unter denen, die vom Kriege weniger schwer heimgesucht worden sind. Der Wege, auf denen diese Pflicht erfüllt werden soll, gibt es mannigfache. Da ist die Kriegspatenschaft bereits zu einer segensreichen Einrichtung geworden. Auch der Vorschlag verdient Beachtung, den Kindern unsrer gefallenen Helden Kriegsväter beizugeben. Das würden Männer sein, die, mit gesetzlicher Vollmacht ausgestattet, der Mutter, welche die eigentliche Vormünderin zu sein hätte, mit Rat und Tat besonders bei der Erziehung der Knaben zur Seite stehen müßten. Solche gute und notwendige Einrichtungen dürften vielen Menschen, die sich nicht zur völligen Annahme eines Kindes entschließen könnten, Gelegenheit geben, ihre Opferfreudigkeit gegenüber unsern Kriegswaisen zu betätigen. Wir wollen zugeben: beide Pflichten sind keine leichten. Es handelt sich da um Geldbeisteuer oder um Arbeit und Mühe von Jahren. Gerade die Obliegenheiten eines Kriegsvaters werden häufig durch Einflüsse von anderer Seite, von der Mutter oder aus dem Verwandtenkreise erschwert, seine besten Absichten durchkreuzt werden. Sie erfordern Takt, Geduld und Klugheit. Immerhin bietet gerade die Einrichtung der Kriegspatenschaft oder der Kriegsväter auch den Junggesellen Gelegenheit, auf diesem reichen und schönen Felde mitzuwirken. Außerdem haben beide den Vorteil, die Kinder in ihrem angestammten Heim, bei der Mutter und den Geschwistern zu erhalten.

In vielen Fällen wird dies aber kein Vorteil für das Kind sein. Die Mutter muß um ihr und der Kinder Brot arbeiten, kann ihnen Pflege und Fürsorge nur in spärlichsten Dosen zukommen lassen.

Es gibt ferner jetzt so manche junge Frau, die im Rausch und Traum dieser tiefbewegten Zeiten ihre Brautnacht feierte, die nun Mutter wird, während schon der Witwenschleier ihren Scheitel deckt — die niemals Gattin und Hausfrau war und wie oft kein Heim besitzt, um das erwartete Kindlein darin warm zu betten! Unsre jungen Kriegsgetrauten — die herzbewegenden Mädchen-Mütter in ihren schwarzen Trauerkleidern!

Und jene anderen, die im Schmerz des Abschieds, im Glück des Wiederfindens bei kurzem Urlaub dem Geliebten, der dem Tode stündlich ins Auge sehen muß, keine Freude verweigern mochten und konnten ... Wer wäre heut imstande, sie mit dem Sammelnamen „leichtsinnige Frauenzimmer" abzutun? Wer fühlte nicht, daß in dieser Zeit, da alles sich ins Ungemessene steigert, auch weibliche Hingabe und Opferlust nicht mehr sorgsam die Folgen für sich selbst und für die Sitte zu erwägen vermag? Wer wollte nicht auch ihnen helfen, die nicht mehr Hoffnung haben, daß der heimkehrende Held ihnen Ehre und Heimat zurückgeben wird — die nicht den Trost haben, in schwarzen Flören wie Königinnen unter der Ehrfurcht der Menge einherzuschreiten.

Und noch andere gibt es — die Ärmsten der Armen, deren Leid man nur anzudeuten wagt, wenn man den Namen „Ostpreußen" ausspricht. Jene Unglückseligen, die der Gewalt des wüsten Feindes zum Opfer fielen — denen ihr Kind keine Erinnerung an eine selige Stunde, sondern nur Schrecken und Entsetzen zurückruft.

Viele dieser jungen Frauen und Mädchen werden ins Elternhaus heimkehren oder haben es noch gar nicht verlassen. Das Kind wird in allzu vielen Fällen nur als vermehrte Last empfunden werden. Viele nehmen auch Stellungen an, es gilt weiter, ihr Brot zu verdienen, sie müssen ihr Kind ja doch fremden Leuten übergeben. Sehr oft wird bei den jungen Geschöpfen, in denen das Muttergefühl nicht in friedlich natürlicher Weise wachsen konnte, sondern die gleichsam im Strom der aufgewühlten Zeiten davon überfallen wurden, wenig klare, sichere Mutterliebe vorhanden sein. Mutterliebe will auch gepflegt und gehegt werden, wie jedes andere menschliche Gefühl, um zu erstarken. Es ist kaum zu bezweifeln, daß manche dieser beklagenswerten jungen Mütter ihr Kind gern abgeben würde, wenn sie die Gewähr hätte, daß es dadurch in sichere und gefestigte Verhältnisse kommt. Ja, zu dem Versprechen, den Lebensweg des Kindes nicht wieder zu kreuzen, wird sich diese und jene, falls die Pflegeeltern darauf bestehen, gewiß bereitfinden. Solches Versprechen kann ebensowohl aus Gleichgültigkeit wie aus ernstem Opfermut geleistet werden. Aber es anzunehmen, wird feinfühligen Menschen immer schwer fallen. Deshalb der Wunsch, den man meist zuerst ausgesprochen hört: „Ich möchte schon ein Kind annehmen — aber nur eine Vollwaise."

Da fallen freilich gleich von vornherein vielerlei Schwierigkeiten fort. Doch gibt es gar nicht so viele Vollwaisen unter den Kriegskindern, die trotzdem elterliche Liebe, gute Erziehung, ein freundliches Heim aufs jammervollste entbehren müssen. Jetzt, da von unsern braven Soldaten die allerschwersten Opfer gefordert werden, sollten sich doch auch die Daheimgebliebenen ihre Pflicht gegen das Vaterland nicht allzu bequem und opferlos gestalten wollen. Soll denn mein Kind — gleich, ob es aus meinem Blute entsprang oder aus fremdem — soll es denn mein unbedingtes unumschränktes Eigentum sein? Ist es denn nicht immer nur ein anvertrautes Gut, das ich über kurz oder lang dem Leben wieder zurückschenken muß? Warum soll die Liebe, die ich ihm entgegenbringen möchte, durchaus ein enges kleinliches Besitzrecht in sich schließen? — Ist eine Menschenseele größer, wenn sie nur einen oder zwei Menschen in herzlicher Liebe umfaßt — oder wenn sie mit dieser Liebe noch mehrere beglückt? Ein Vater, eine Mutter vermag doch viele Kinder in gleicher Wärme zu lieben — warum soll ein Kind nicht zwei Mütter in gleicher Wärme lieben können? Wohl kann Muttereifersucht heiß und gierig sein und mit Eifer suchen, was Leiden schafft —



aber sollte sie sich, wenn es das Glück des Kindes gilt, nicht in ernster Selbstzucht überwinden lassen? Und welch ein schönes Ergebnis selbstloser Liebe würde entstehen, gelänge es in einigen Fällen, daß Pflegemutter und Mutter, durch innige Freundschaft verbunden, gemeinsam an dem Wohl des Kindes arbeiteten und sich seiner Entwicklung freuten!

Ich höre bereits den Einwurf: Das würde doch nur angehen, sobald das Kind und seine Mutter aus ähnlichen Verhältnissen stammen. Freilich würde das die Sachlage bedeutend erleichtern, und man sollte es bei Adoptionen ernstlich bedenken. Der Sohn, die Tochter einer Fabrikarbeiterin würde, in behagliche oder glänzende Verhältnisse versetzt, allzuleicht bei den Geschwistern Neid und Mißgunst wecken, die Familie würde als arge Geldschraube an den Pflegeeltern hängen — in solchen Fällen wäre eine entschiedene Trennung nur anzuraten. Es ließe sich auch versuchen, ein Kind nur für eine Reihe von Jahren, etwa nur bis zur Ausbildung in einem Beruf, zu übernehmen und dann der Familie zurückzugeben. Hier müßte das Band wiederum sorglich gepflegt werden. Dies wäre eine Form, die vielleicht von Eltern gewählt würde, welche einen lieben Sohn durch den Krieg verloren haben. Die wollen nun einem anderen begabten Jungen die Vorteile zukommen lassen, die der eigene nicht mehr genießen kann. Hier wäre eine gewisse langsame Annäherung von Vorteil. Etwa, daß man den Knaben anfangs einem Institut übergeben würde, ihn nur in den Ferien im eigenen Hause hätte, um zu beobachten, ob man sich gegenseitig auch im Zusammenleben sympathisch wäre. Erst wenn man diese Überzeugung gewonnen hat, würde der Zeitpunkt gekommen sein, den Knaben ganz in die Familie aufzunehmen. Auch falls eigene Kinder bereits vorhanden sind, möchte sich ein längerer Versuch empfehlen, ehe man die entscheidenden Schritte tut. Wie heilsam wäre es manchem verwöhnten, verhätschelten einsamen Kinde reicher Leute, das Schicksal bescherte ihm ein Kriegsbrüderchen oder Kriegsschwesterchen.

Jüngere kinderlose Ehepaare werden es meistens vorziehen, das Kind im zartesten Lebensalter an ihr Herz zu nehmen. Da darf die Pflegemutter alle die lieben Freuden der echten Mutterschaft, nach denen ihr Herz sich lange heiß gesehnt hat, in süßer Fülle auskosten. Das Kleine weiß nichts anderes, als daß es bei seinen Eltern lebt — und meist kann sich schon nach kurzer Zeit Vater und Mutter nicht vorstellen, daß sie ein leibeigenes Kind inniger lieben könnten, als das angenommene.

„Sehen Sie nur das Kind", sagte mir einst ein stolzer und zärtlicher Vater von seinem, allerdings ungewöhnlich reizenden Adoptivtöchterchen, „wäre es unser eigenes, könnte es doch nicht halb so hübsch geworden sein!"

Nun tritt ja zuweilen auch das Gegenteil ein, und davor bangt den Menschen.

„Wer weiß, welche häßliche Eigenschaften bei einem Kinde von unbekannter Herkunft sich entwickeln können . . ." — Hand aufs Herz — wissen wir genau, daß sich bei den eignen Kindern keine unangenehmen Eigenschaften entwickeln werden? Sind wir so sicher unsrer eignen Vorzüglichkeit, daß wir glauben können, unsre Kinder würden keine Fehler von uns selbst geerbt haben? Vielleicht sind sie bei uns nur in der Anlage vorhanden, wachsen sich bei ihnen aber ins riesenhafte aus? Da gibt es Kinderstuben, in denen alle Geschwister gleich erzogen, gleich ernährt, gleich betraut werden — drei sind lenksam, fleißig, freundlich — das vierte schlägt plötzlich einem entfernten Onkel nach, der das schwarze Schaf der Familie war — es geht seinen unheilvollen Weg, ist mit aller Liebe und Sorgsamkeit nicht davor zu bewahren. Oder ein anderes hat auch nur einige Eigenschaften einer Tante, die den Eltern immer besonders fatal war, geerbt, es lügt, klatscht, ist zänkisch und stört den Familienfrieden. Väter und Mütter können die peinlichsten Überraschungen an ihren Sprößlingen erleben.

Selbst der Liebe der eigenen Brut dürfen sie nicht allzu sicher vertrauen. Ich erinnere nur an die bekannte Kinderphantasie, die gewöhnlich nach notwendigen Strafen dem kleinen Sünder ins Ohr flüstert: „Wahrscheinlich bin ich gar nicht das richtige Kind meiner Eltern, sonst könnte ich ihnen doch nicht so böse sein, und sie wären nicht so strenge mit mir."

Nein, nein — wir können für die Kinder, die wir geboren haben, nicht gutsagen — genau so wenig wie für ein fremdes. Wir können uns ehrliche Mühe um sie geben, können edlen Samen in ihre Herzen senken, ihnen Schädlichkeiten fernhalten und sie in gesunder Luft aufwachsen lassen — aber wie sie sich darin entfalten, das können wir nicht vorher sehen, darüber haben wir keine Macht. Aus diesem Grunde sollte man sich wirklich nicht allzusehr vor dem etwas unbestimmten Gespenst „Verantwortung" scheuen. Auch auf diesem Gebiet ist es wohl das gescheiteste: sein Bestes zu tun und die Folgen Gott zu überlassen.

Weit ernstere Hinderungsgründe wären zuweilen in der Beschaffenheit der Pflegeeltern zu suchen. Gatten, die in Zank und Streit miteinander ihre Tage verbringen, sollten sich wohl hüten, ein fremdes Kind in ihr Elend hineinschauen zu lassen — es wird die Ehe nicht heilen, sondern eher noch tiefer trennen. Nervenkranke Menschen, die keinerlei Fähigkeiten haben, mit Kindern zu verkehren, taugen nicht zu Eltern und Erziehern — schlimm genug, wenn eigene Kinder unter ihren Unberechenbarkeiten leiden müssen. Trinkern, Morphiumsüchtigen oder mit anderen geistigen oder moralischen Defekten Belasteten dürften niemals Kinder anvertraut werden, auch wenn die äußeren Verhältnisse noch so glänzend erscheinen.

Erfreulicherweise gibt es indessen viele gesunde, frische Ehepaare von trefflichem Charakter in Deutschland, denen Kindersegen versagt blieb. Ihnen möchte man ebenso wie einzelnstehenden Frauen zurufen: „Besinnt euch nicht allzulange, ihr Übersorglichen, Überzaghaften. Jetzt ist eine Zeit, da von allen Volksgenossen Mut und Entschlossenheit gefordert wird — auch von euch!"

Ein Offizier aus dem Gebirgskrieg schrieb jüngst: „Unsre Unterstände hier sind eine Ausstellung von Unmöglichkeiten!" — Ja — leisten unsre und der Bundesgenossen Krieger nicht fortwährend das Unmögliche? Wir nehmen es von ihnen an, als sei es das Selbstverständliche! Und wir wollten zögern, auch in der Dankbarkeit bis an die Grenzen des Möglichen zu gehen? Sie mußten sich von irdischem Glück und Liebe und Lebensfreude für ewig trennen — und für viele von uns könnte Dankbarkeit bedeuten: Glück, Liebe, Lebensfreude ins stille, langweilige oder verödete Haus zu rufen!

Breitet eure Arme aus, ihr trauernden Eltern und ihr Kinderlosen — streckt sie den Verwaisten entgegen — und helles Kinderlachen, zärtliche Küsse frischer, junger Lippen seien euer schönster Lohn





„Und sie beschloß, dem Hermann ein feines Stammbuchblatt zu malen und ein zartes Haarblümlein hineinzusticken zur Erinnerung an diesen Tag."
Zeichnung von J. Schütze-Schur zu „Apothekers Dorchen" von Luise Schulze-Brück.
Aus: „Scherls Mädchenbuch 1916".

Kriegsbücher und anderes.

Zu den auffälligsten Kennzeichen der deutschen Denkweise in diesem Kriege gehört auch der erstaunliche Umfang, zu dem schon heute, noch mitten im heißesten Ringen, unsere Kriegsliteratur angewachsen ist. Von den kleinen Gelegenheitschriften des Tages bis zu den weit ausholenden, groß angelegten Werken zur Kriegsgeschichte ist es bereits eine unübersehbare Reihe, und scheidet man auch vieles Nebensächliche aus, so bleibt doch noch eine Fülle des Trefflichen übrig. In diesem Reichtum unserer Kriegsliteratur kommt ein höchst bezeichnender Trieb des Deutschen zum Ausdruck: nicht allein der so gern bespöttelte Hang zur methodischen Gründlichkeit, sondern etwas viel Wertvolleres, nämlich das zwingend empfundene Bedürfnis, sich über das äußerliche Erlebnis hinaus innerlich, geistig mit den gewaltigen Zeitereignissen auseinanderzusetzen. Und noch etwas anderes kennzeichnet die deutsche Kriegsliteratur: Das Streben nach Sachlichkeit, das Unterlassen unnötiger Schmähungen des Gegners. Ob die maßlose Kritik, die heute jenseit der Grenzen an allem Deutschen ihre Zähne wetzt, diese Zurückhaltung zu würdigen weiß, mag zweifelhaft sein; wir harren getrost des Tages, wo man auch hierfür Augen und ein gerechtes Urteil haben wird.

Bei diesem Reichtum an guten, aus dem Geiste der Zeit geborenen, die große Zeit schildernden Schriften sollte niemand versäumen, seinen Angehörigen oder Freunden auch ein Kriegsbuch unter den Weihnachtsbaum zu legen. Sehen wir uns einmal ein paar von diesen Werken an. Eine zweifellos überall willkommene Gabe ist das schon vorteilhaft bekannte, weitverbreitete „Kriegsalbum" der „Woche", zu dessen früher erschienenen ersten zwei Teilen sich soeben der dritte



Alchimistisches Laboratorium aus dem Mittelalter. — Aus: „Scherls Jungdeutschland-Buch 1916".



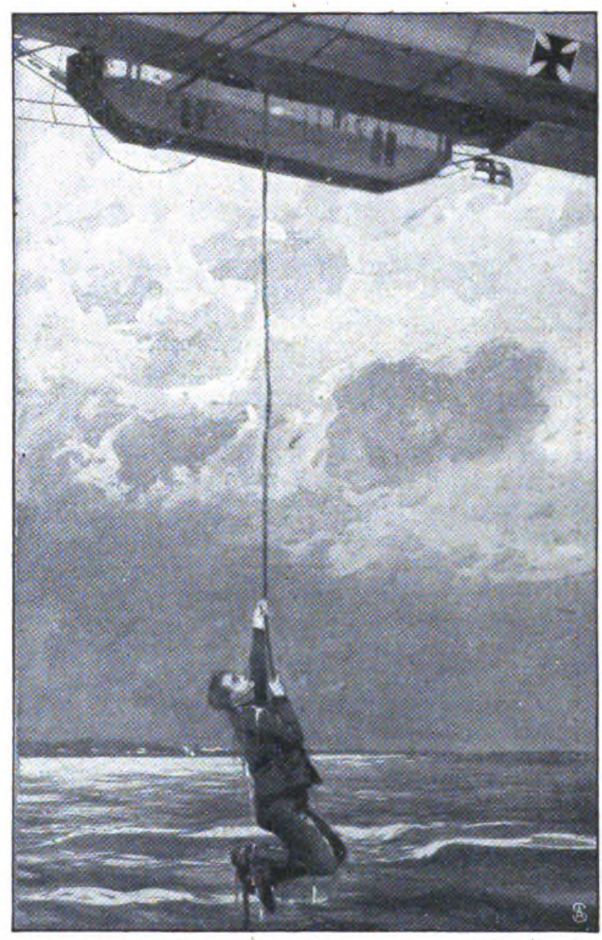


Zeichnung von Julie Wolfthorn zu „Die Flüchtlingspuppe."
Aus: „Scherls Mädchenbuch 1916."

gesellt. Es war ein guter Gedanke, die besten photographischen Aufnahmen von den verschiedenen Kriegschauplätzen in strenger Auswahl zu sammeln, sie mit den nach Zeitfolge geordneten amtlichen deutschen Heeresberichten zu verbinden und so ein Kriegsdokument von lebendigster Anschaulichkeit zu schaffen. Der dritte Teil des „Kriegsalbums" umfaßt die Zeit von Ende April d. J. bis zur Gegenwart (Preis 3 M.). — Unter den Einzeldarstellungen aus dem Kriege ragt ein kleines, aber inhaltreiches Bändchen hervor: „Ayesha" von Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke. Mit herzgewinnender Frische, ohne die geringste Heldenpose, erzählt hier der Führer des Schoners „Ayesha" von seiner abenteuerlichen Reise durch den Indischen Ozean nach Hodeida und von den gefahrvollen Kämpfen in der arabischen Wüste. Alle Geister der lieben alten Seegeschichten scheinen in diesem streng wahrheitgetreuen und doch so wildromatischen Buch zu spuken, für alt und jung gleichermaßen erquicklich. Das gilt auch für das neueste Buch „Emden" desselben Verfassers, den ersten verläßlichen Bericht über die Kriegs- und Kaperfahrten des unvergeßlichen Kreuzers von dem Augenblick an, als der Kommandant, Fregattenkapitän von Müller, der Mannschaft den Ausbruch des Krieges verkündigte, bis zu jenem 9. November 1914, als die Emden nach zehnstündigem, mit beispielloser Zähigkeit geführtem Kampf ihr ruhmvolles Ende fand. Einem anderen, leider nicht mehr unter den Lebenden weilenden Helden der deutschen Flotte ist das Buch „Unser Seeheld Weddigen" gewidmet, geschrieben von einem Angehörigen des alten, westfälischen Geschlechts, dem bekannten Dichter Otto Weddigen — eine höchst fesselnde Schilderung des Lebenslaufes und der wunderbar erfolgreichen U-Bootfahrten dieses „Siegfrieds der Meerestiefe". (Preis der vorgenannten Bücher je 1 M.)

Das Weddigenbuch leitet zu einer Gruppe ähnlich ausgestatteter Bücher hinüber, die unsere großen Heerführer in frisch geschriebenen Lebens- und Charakterbildern vor Augen führen. Bis jetzt sind drei Bändchen erschienen: „Paul von Hindenburg" aus der Feder Bernhards von Hindenburg, „Feldmarschall von Mackensen", eine mit feinem Verständnis nachspürende Lebensgeschichte von Wilhelm Renner, und „Unser Emmich", ein biographischer Abriß, in dem uns Wilhelm Georg den Bezwinger von Lüttich als Soldaten und Menschen näherbringt. Alle drei Bändchen sind mit Bildern aus den verschiedenen Lebensaltern der Geschilderten geschmückt (jeder Band 1 M.).

Biographisch-geschichtlicher Art ist auch ein größeres, aus Anlaß der diesjährigen Hohenzollern-Gedenkfeier erschienenes Werk: „500 Jahre Hohenzollern" von Dr. Georg Schuster. Der Verfasser ist Königlicher Hausachivar und deshalb wie kaum ein zweiter berufen, eine aus den Quellen schöpfende, aber knappe und volkstümlich klare Darstellung der Hohenzollernfürsten vom Burggrafen von Nürnberg an bis Kaiser Wilhelm II. zu bieten. 121 Abbildungen schmücken das in Form eines



„Das Seil klatschte aufs Meer. Mit gewaltigen Stößen schwamm Peter Fingal heran, ergriff mit bebenden Händen die Schlinge des Seils .... ein Ruck, und er schwebte über der See, er schaukelte in der Luft und wurde emporgezogen."

Zeichnung von Prof. Hans Rud. Schulze zu „Peter Fingals Heimkehr" von Kurt Küchler.
Aus: „Scherls Jungdeutschland-Buch 1916."

Großquartalbums gedruckte Werk, eine der empfehlenswertesten literarischen Weihnachtsgaben für das deutsche Haus. (Preis geb. 3 M., von jedem verkauften Exemplar erhält das Rote Kreuz 60 Pf.) — Bei der Gelegenheit sei einiger aus dem Verlag von August Scherl G. m. b. H. hervorgegangener Kunstblätter gedacht, die dieser großen Zeit ihre Entstehung verdanken und sich als prächtigen Wandschmuck empfehlen: drei Porträte großen Formats, des Kaisers, des deutschen Kronprinzen und des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, alle drei in meisterhafter Originalradierung von dem bekannten Graphiker Hans Weyl (Preis der Porträte auf Chinapapier je 20 M.). Auch ein anderes, als Wandschmuck gedachtes Kunstblatt desselben Verlags verdient Erwähnung: „Der letzte Freundesdienst“ nach einem Gemälde von Rudolf Eichstaedt. Ein verwundeter Feldgrauer überbringt den Angehörigen eines gefallenen Kameraden die von ihm hinterlassenen Gegenstände — ein rührendes, aber keineswegs niederdrückendes Bild, über das Stoffliche hinaus von symbolischer Bedeutung. Diese Kunstblätter sind auch fertig gerahmt zu beziehen.

Unter den schon recht zahlreichen Büchern der Kriegsberichterstatter verdienen die „Frontberichte eines Neutralen“, Band I: Polen und Karpathen, vom schweizerischen Major Tanner besondere Würdigung (Preis 3 M.). Es ist von hohem Interesse, einen neutralen Offizier von seinen Eindrücken an der Front erzählen zu hören, zumal wenn er so anziehend, so als Mann von Welt zu erzählen versteht wie der Verfasser. Major Tanner macht kein Hehl aus seiner Bewunderung der ungeheuren Leistungen des deutschen und des österreichisch-ungarischen Heeres, aber er ist als Neutraler erklärlicherweise doch auch bemüht, den Gang der Ereignisse so sachlich wie möglich zu verfolgen, und gerade das verleiht seinen Aufzeichnungen einen Reiz für deutsche Leser.

Wenden wir uns nun zwei Jugendbüchern zu, die freilich nicht zur eigentlichen Kriegsliteratur gehören, aber, wie es heute ja gar nicht anders denkbar ist, in Wort und Bild an die großen Zeitereignisse anknüpfen. Das eine ist für die heranwachsende Knabenwelt bestimmt und liegt jetzt im dritten Jahrgange vor: „Scherls Jungdeutschland-Buch 1916“, herausgegeben von Major Maximilian Bayer, dem Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinderbundes. Kein geringerer als Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz hat dem prächtig ausgestatteten, reich mit Abbildungen versehenen Bande (Preis geb. 4 M.) ein markiges Geleitwort auf den Weg mitgegeben. „Hart, zäh, ausdauernd, klug und umsichtig soll das künftige junge Geschlecht in Deutschland heranwachsen“, heißt es da in der Ansprache des Generalfeldmarschalls an die deutsche Jugend, und diesem Programmsatz getreu verleugnet auch Scherls Jungdeutschland-Buch in allen seinen so mannigfaltigen Beiträgen nicht den erzieherischen Zug zur Mannhaftigkeit. Fesselnde Erzählungen aus dem Kriege, darunter ein Bericht des Kapitänleutnants von Mücke über seine Wüstenkämpfe mit den Beduinen, wechseln mit belehrenden Aufsätzen und allerlei Unterhaltsamem ab. Alles in allem eine wahre Fundgrube für unsere Jungen, ein Jugend- und Familienbuch besten Schlags. Desselben Beifalls darf das Gegenstück sicher sein: „Scherls Mädchenbuch 1916“, ein schöner, ebenfalls reich mit Bildern geschmückter Band, unter Mitwirkung der besten Jugendschriftstellerinnen herausgegeben von Lotte Gubalke (Preis geb. 4 M.). Dieses gesunde und frische Buch hat nichts gemein mit der Seichtheit und Süßlichkeit der sattsam bekannten „Backfischliteratur“, sondern bietet in strenger Auswahl nur solche Beiträge, die sich an Kopf und Herz der jungen Menschenkinder wenden: Erzählungen und Aufsätze, gemütvolle Gedichte, Anleitungen zu nützlicher Beschäftigung und dergleichen. Ein echtes, rechtes Weihnachtsbuch für junge Mädchen.

Aber nicht nur Kriegs- und Jugendbücher hat der literarische Weihnachtsmann in seinem Sack, auch Belletristik, die jüngsten Schöpfungen unserer Erzähler, bringt er mit. Im Verlag August Scherl G. m. b. H. sind gerade zur rechten Zeit einige Romane erschienen, denen um die Gunst ihrer Leser nicht bange zu sein braucht. „Der große Rachen“ nennt sich der neuste Roman von Olga Wohlbrück, ein von Meisterhand entworfenes Sittengemälde aus dem Berliner Leben der Gegenwart. Der große Rachen, das ist die unersättliche Spielleidenschaft auf dem grünen Rasen, der Hang zum Totalisator, dem Tausende ihr Geld, ihren Seelenfrieden, ihre Existenz opfern. Olga Wohlbrück, die ausgezeichnete Kennerin weltstädtischer Wege und Irrwege, stellt eine lebensfreudige junge Frau in den Mittelpunkt der gestaltenreichen Handlung und weiß dem fesselnden Stoff alle Reize abzugewinnen. (Preis geb. 5 M.) — Ebenfalls nach Berlin, aber nach jenem noch halb provinzmäßigen, behäbig gemütlichen Berlin, das die Reichshauptstadt vor 50 bis 60 Jahren war, führt uns Felix Philippi in seinem Roman „Cornelie Arendt (geb. 4 M.). Ein seltsames Buch, in dem sich Erdichtetes und Wahres zu den packenden Lebensbildern der schönen Cornelie und ihrer Mutter sowie zu ihren Gegenspielern, zwei sehr verschieden gearteten Männern, verbinden. Philippi ist ein glänzender Erzähler; man spürt es auf jeder Seite, wie sehr ihm dieser Stoff am Herzen liegt, mit welcher zärtlichen Hingabe er dieses ergreifende Frauenschicksal auf dem köstlich herausgearbeiteten Hintergrunde von Altberlin behandelt. — Eine gänzlich andere Welt, ein anderer Menschenkreis: „Die Wacht im fernen Osten“, Roman von Richard Küas (geb. 4 M.). Wir sehen da einen deutschen Weltbürger, eine echt deutsche problematische Natur, im fernen Osten, in Schanghai und Tsingtau, die Verwirklichung seiner Träume suchend, bis der Ausbruch des großen Krieges aus einem Träumer einen Erwachten macht. Also ein Kolonialroman, eine aus eigenen Erlebnissen geschöpfte Schilderung deutschen Lebens und deutscher Pionierarbeit auf der anderen Hälfte dieses Planeten; ein Buch, das durch seine lebendige Handlung den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung hält.

Potsdamer Soldatenkunst.

Von Else von Boetticher.

(Hierzu 2 photographische Aufnahmen auf Seite 1778.)

Der deutsche Soldat findet sich in jede Lage. Den Schützengraben baut er zur wohnlichen Stube aus. Er kann ebenso gut kochen, zimmern und schneidern wie Brücken und Befestigungen bauen. Sogar wenn er zur Lazarettruhe verurteilt ist, läßt ihm sein Tätigkeitsdrang keine Muße. Er ist beglückt, wenn er mit seinen Händen etwas schaffen kann. Die Zeit geht ihm dann schneller hin. Sein Erfindungsgeist und sein Ehrgeiz wird angeregt, und er braucht nicht an seine Schmerzen zu denken. Mit Vergnügen erlernt er kunstgewerbliche Techniken und wird schnell zum Meister in der Herstellung kleiner handgefertigter Gegenstände. Der Feldgraue wird sogar zum Weihnachtsmann in der Ausübung dieser Kunst.



Was die Soldaten als Kunstgewerbler leisten können, trat in überraschender Weise zutage beim „Weihnachtsverkauf und Ausstellung der Verwundeten", die der Vaterländische Frauenverein Potsdam Anfang Dezember veranstaltete. In Potsdam hat man sich die Ausbildung der Verwundeten besonders angelegen sein lassen. Dort sind vom Vaterländischen Frauenverein unter dem Vorsitz von Frau von Ehrenberg und der Leitung von Gräfin Stillfried, Baronin von Keudell und Fräulein Margarete Vorberg in sieben Lazaretten und Genesungsheimen Handfertigkeitskurse eingerichtet, bei denen die Arbeiten meist nach künstlerischen Entwürfen der Leiterinnen hergestellt werden. Ein Stamm von Helferinnen bildete sich heran, der als besonderes Wahrzeichen der Gruppe, dem blauweiß gestreiften Pflegerinnenkleid, die sogenannte österreichische Haube mit Hinzufügung einer schwarzen Überkappe gesellte. Die Damen haben ihre kunstgewerblichen Kenntnisse in Fortbildungstunden ständig erweitert und immer neue Techniken in die Kurse eingeführt.

In Potsdam wurden von Anfang an die Lazarettarbeiten verkauft. Dadurch standen den Veranstalterinnen der Kurse immer reichlich Mittel zur Verfügung, um gutes Material einzukaufen und Gegenstände von gediegenem Verkaufswert herstellen zu lassen. Die Arbeitslust der Soldaten wurde durch klingenden Erfolg belebt, und es entstanden in den Krankensälen der Lazarette und in der Malstube des Genesungsheims so begehrenswerte kleine Kunstwerke, daß beim Weihnachtsverkauf nicht ein einziger Gegenstand übrigblieb.

Der Saal des Friedenshauses, das still und schlicht beim Eingang des Parks von Sanssouci liegt, gab der Ausstellung eine vornehm-stilvolle Umrahmung. Die Hinterwand war mit Tannengrün verkleidet. Zwei brennende Weihnachtsbäume strahlten festlichen Glanz aus. Von ihren Zweigen beschattet, lugten trauliche Weihnachtskrippen aus dem Grün: das Kind in der Krippe und die anbetenden Hirten, von Soldaten in Holz gesägt und bunt bemalt — der Stall mit Stroh gedeckt. Im Mittelpunkt die Madonna mit dem Christkinde, im Stile der Gotik. Vor ihr ein kniender Feldgrauer, der Kopf naturalistisch in Holz geschnitzt. Der Schrein kunstvoll gepappt und beklebt, die Puppen in kostbare Stoffe gekleidet.

Weißgedeckte Tische boten die weihnachtliche Fülle der Arbeiten. Einer schien unter der Last von Blütenbüscheln fast zu brechen. Papierne Rosen und Lilien, gelbe Immortellen und Sternblumen. Daneben vergoldete Sterne und schimmernde Gold- und Silberketten. Alles zum Schmuck des Weihnachtsbaumes bestimmt und vom festlichen Glanz von Transparenten überstrahlt, auf denen das Christkind in goldener Glorie prangte.

Eine Fülle von Korbarbeiten und Bastflechtereien. Umsponnene Flaschen, Gläser und Vasen. Körbe im Geschmack der Volkskunst, mit bunten Glasperlen geziert. Matten, von Blinden und Taubstummen geflochten und nachher von den Verwundeten zu allerlei Mustern zusammengenäht.

Die Einarmigen hatten Perlenketten gereiht zum Schmuck von Lampenschirmen und Heizungsverkleidungen. Es gab sogar perlengestickte Handtaschen und Halsbänder von erlesenem Geschmack. Man sah ihnen an, daß sie mit ebensoviel Liebe hergestellt waren wie die bunten Kreuzstichstickereien, leuchtend bunte Blumen auf schwarzem Grunde und allerlei Rankenwerk.

Ein großer Tisch war mit Spielwaren bedeckt. Da gab es Puppenstuben und Bauernhäuser, Lazarettsäle mit winzigen Feldgrauen und von Soldaten entworfene Wohnstuben. Unzählige holzgesägte Weihnachtsmänner, die mit leuchtenden Farben angemalt waren. Steckenpferdchen, Puppen, kleine Wiegen. Eine „Prinzessinnenkutsche" mit Lakaien und Vorreitern. Dann Papparbeiten, Notizbücher und Kalender. Aus Seidenpapierflecken geklebte Bildchen, Bilderrahmen, Malereien. Prinzessin August Wilhelm hatte eine Reihe photographischer Aufnahmen von ihrem kleinen Sohn zum Verkauf gespendet. Prinzeß Eitel-Friedrich schenkte nicht nur das gesamte Material für die Spielwaren, sondern beteiligte sich auch an der Vollendung der Soldatenarbeiten, dem Bekleiden von Körben, Lampenschirmen u. dgl.

Zur Vorbesichtigung der Ausstellung waren die Soldaten eingeladen, die für sie gearbeitet hatten. Die Kaiserin weilte fast eine Stunde unter ihnen. Sie machte große Weihnachtseinkäufe, Spielzeug für ihre Enkelkinder, Teetische für ihre Lazarette, Perl-, Bast- und Holzarbeiten. Die Verfertiger der angekauften Gegenstände wurden ihr



Weihnachten auf Vorposten. Phot. Sennecke.

Aus dem Nachschlage-Postkarten-Sammelwerk des Völkerkrieges von Direktor Rudolf Mayer, München.

vorgestellt, und sie sprach mit jedem einige freundliche Worte.

Ein unauslöschlicher Eindruck: Die hohe Gestalt der Kaiserin inmitten der verwundeten Feldgrauen vor den brennenden Weihnachtsbäumen. Neben ihr die Damen des Vaterländischen Frauenvereins in der ernsten Helferinnentracht. Ringsherum bunter Weihnachtsglanz, der hergestellt wurde, um das Fest des Friedens zu feiern...

Kriegskarten-Album der Münchener Kriegshilfe.

(Hierzu Abbildung auf Seite 1771.)

Der ernste Inhalt unserer Lage gibt Gestaltung und Wert auch den Spielen der Jugend. Ihrem Verständnis und ihrer Anteilnahme an den gewaltigen Begebenheiten des Weltkrieges kommt noch in letzter Stunde eine Weihnachtsgabe entgegen, die mehr sein möchte als nur ein Zeitvertreib, als eines der vielen Gesellschaftsspiele für große Kreise. Sie wendet sich an die Aufmerksamkeit und das Nachdenken des einzelnen und an seinen Sammeleifer. Sie erweckt den Wunsch, einen Teil dessen, was Deutschlands Heere jetzt draußen in unvergleichlichem Heldenmut und nie versagender Standhaftigkeit leisten, erinnernd zu bewahren. Ein elegant ausgestattetes Album, im Zeichen des „Gloria-Viktoria" stehend und seinen Namen tragend, will jungen und erwachsenen Freunden als Führer dienen durch die verschiedenen Phasen des Völkerkampfes und es ihnen erleichtern, die Ereignisse der Kriegsschauplätze chronologisch einzuordnen und sich so mit eigenen Händen ein Geschichtswerk zu schaffen. Nicht auf dem gewöhnlichen mechanischen Wege des Sortierens und Einklebens, sondern auf bisher nicht eingeschlagenen Bahnen. Die 400 Blätter des Sammelwerkes tragen auf der linken Seite kurz und klar, von berufenen Militärschriftstellern abgefaßte Texte; auf der rechten Einschnitte zum Einschalten der teils farbigen, im Felde selbst aufgenommenen, teils von Künstlerhand gezeichneten Ansichtskarten. Die Nummern von Text und Ansicht gehen jedoch nicht so ohne weiteres Hand in Hand. Erst die Prüfung und das Studium der Kriegsschauplatzkarten (eine Art Register in diesem Falle) und das Aufsuchen der verschiedenen Schlachtengebiete ergeben die Zusammengehörigkeit von Wort und Bild. So tritt neben Anregung und Unterhaltung auch ein pädagogisches Moment, das dieses Gloria-Viktoria nur um so eindrucksvoller macht. Angefügt sind noch 264 Artikel über Heereseinrichtungen, Leben und Treiben der Feldgrauen in Feindesland und manches andere — von der Mobilmachung an bis auf die jüngste Zeit. Der Vertrieb von „Gloria-Viktoria" wurde von seinem Erfinder oder besser Erdenker, Herrn Direktor Rudolf Mayer in München, der auch der Verfasser der jetzt in nahezu 5 Millionen Exemplaren erscheinenden „Wöchentlichen Kriegskarte" ist, der Kriegshülfe München NW. 19 überlassen, welche auf Wunsch auch Prospekte verschickt. Die Postkarten erscheinen serienweise und sind, wie das Album auch, in allen Buch- und Papierhandlungen zu haben.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die taktische Lage ist ausgezeichnet. Gewiß, es gibt keinen Deutschen, der es nicht mit Freuden begrüßen würde, wenn dem schrecklichen Blutvergießen ein Ende gemacht werden könnte, aber wir tragen nicht die Schuld daran, daß noch weiter Blut vergossen wird. Wie man uns zum Kriege gezwungen hat, so zwingt man uns zu seiner Fortsetzung. Wir müssen weiterkämpfen, bis wir die Gegner von der Niederlage überzeugt haben, die sie uns heute noch nicht glauben wollen. Die Parole heißt nicht durchhalten allein, sondern siegen!

So tönt es klar und ruhig in die aufgeregte Welt hinaus und übertönt das Geschrei der Feinde. Es ist, als ob ringsum all unsere Krieger, die im nahen und fernen Osten, die im Westen und die an der Südfront an die Schilde schlügen, auf ihre Heerführer blickten und die Augen, fest wie zuvor, auf den Feind richteten. Als ob im ganzen deutschen Volk ein jeder in des andern Seele die Bekräftigung läse: das soll ein Wort sein.

Dies Wort in dieser Stunde hat Hindenburg gesprochen, er, der eiserne Mann, der kein müßig Wort spricht.

Er und all unsere Führer, ein Mann der Tat neben dem andern, halten die sieggewohnten Schwerter fest im Griff. Und im ganzen einigen Reich gibt es nur ein kurzes Aufhorchen, dann straffen sich die nervigen Fäuste und arbeiten weiter in allen Werkstätten, wo die Zukunft geschmiedet wird. Es ist uns einmal wieder mitten im Gange der gesteigerten Pflichterfüllung der harten Zeit zum Bewußtsein gekommen, daß wir ein Geschlecht von Ahnen sind. Jeder Gedanke, jeder Funken Kraft von uns bodenständigen Deutschen gehört der Arbeit, die wir zu verrichten haben, für die uns unsere Enkel einmal fluchen oder segnen werden.

Der Überblick über die Ereignisse der vorigen Woche bietet vor allem die weitere Vervollständigung des Bildes der Vernichtung Serbiens.

Der Serbenkönig konnte nur in aller Stille flüchten, seine Offiziere haben sich zerstreut und halten sich in Zivilkleidung verborgen. Die Regierung suchte sich über Skutari zu retten, verlassen von den Vertretungen der ihr verbündeten Mächte. Es scheint, als ob der Weg dieser hoffnungslosen Flucht über Montenegro und Italien auf Saloniki hinstrebt. Die Trümmer des Heeres, zu jedem Widerstande unfähig, seitdem sie am 29. November bei Prizren zersprengt wurden, wurden in panischem Schrecken weiter und immer weiter getrieben. Die Rettung nach der Seeküste mußte an der Erbitterung Albaniens scheitern. Die Montenegriner wurden nicht nur aus ihren Stellungen über die Grenze zurückgeworfen, sondern im eigenen Lande von tapfer nachdringenden österreichisch-ungarischen Truppen geschlagen. Monastir mußte preisgegeben werden, die südlichen Heeresteile der Serben wurden durch eine taktisch glänzende Bewegung der Bulgaren von der griechischen Grenze abgeschnitten und im Rücken gefaßt. Die Zahl der Gefangenen, die Siegesbeute ist kaum abzuschätzen. Die Vernichtung der serbischen Heeresmacht ist vollkommener noch als die der belgischen Armee.

Rumänien hat Rußlands Mißachtung seiner neutralen Rechte durch die Donausperre die Stirn geboten.

Im Irak haben die Türken den Engländern viel härter zugesetzt, als anfangs bekannt wurde. Es war ein Glück für diese, daß sie sich auf ihre Tigrisboote stützen konnten, aber auch diese Zuflucht ist ihnen durch die Fortnahme von vier stark bewehrten Kanonenbooten, von denen eins sogleich gegen sie selbst verwandt wurde, stark geschmälert. Sie haben schwere Verluste zu beklagen. Die Türken erweisen sich als überraschend schlagfertig und gut gerüstet, besonders ihre Artillerie bewährte sich.

Auf Persien machen diese englischen Mißerfolge sichtlich einen Einfluß, der vielleicht bestimmend für das Reifwerden entscheidender Entschlüsse in der Haltung Persiens werden könne.

An der Isonzofront erlebt Italien trotz seiner fortgesetzt heftigen Anstrengungen einen Mißerfolg nach dem andern. Seine Arbeit ist und bleibt stümperhaftes Versuchen in einer von diesem Volke, das an eine Welt ohne schlechtes Wetter und ohne Ernst gewohnt ist, nie geübten Kunst, der Kunst, sich durchzusetzen. Seine gehobenere Stellung als Bundesgenossen Deutschlands und Österreichs aufgegeben zu haben, wird diese Nation recht bald bitter gereuen. Sie haben es mit England zu tun, dessen Sittenkodex zwar alles gestattet, auch Verrat und Treubruch, aber nur solange der Erfolg, in der Kunst sich durchzusetzen, nicht ausbleibt.



DIE·WOCHE Bilder vom Tage



Kaiser Wilhelm und Kronprinz Rupprecht von Bayern.



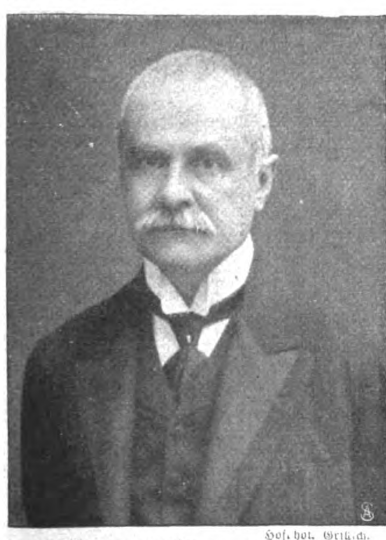
Major Georg Fuchs. Hauptmann Arndt. Hauptmann Otto Jordan. Hauptmann Hildebrandt.

Hauptmann Oskar Schmidt. Hauptmann Ulrich Richter. Hauptmann Gürtler. Hauptmann Weimer.

Hauptmann Albert Plettner. Oberleutnant Heinrich Calberla. Pionierleutnant Jacobsen. Oberleutnant Ryno Karst.

Oberleutnant Frantz. Leutnant Max Immelmann. Unteroffizier Heck. Unteroffizier Franz Wachsmuth.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Hof. hot. Grillich.

Dr. Karl Ritter von Leth,
Finanzminister.



Hofphot. Pietzner.

Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst,
Minister des Innern.

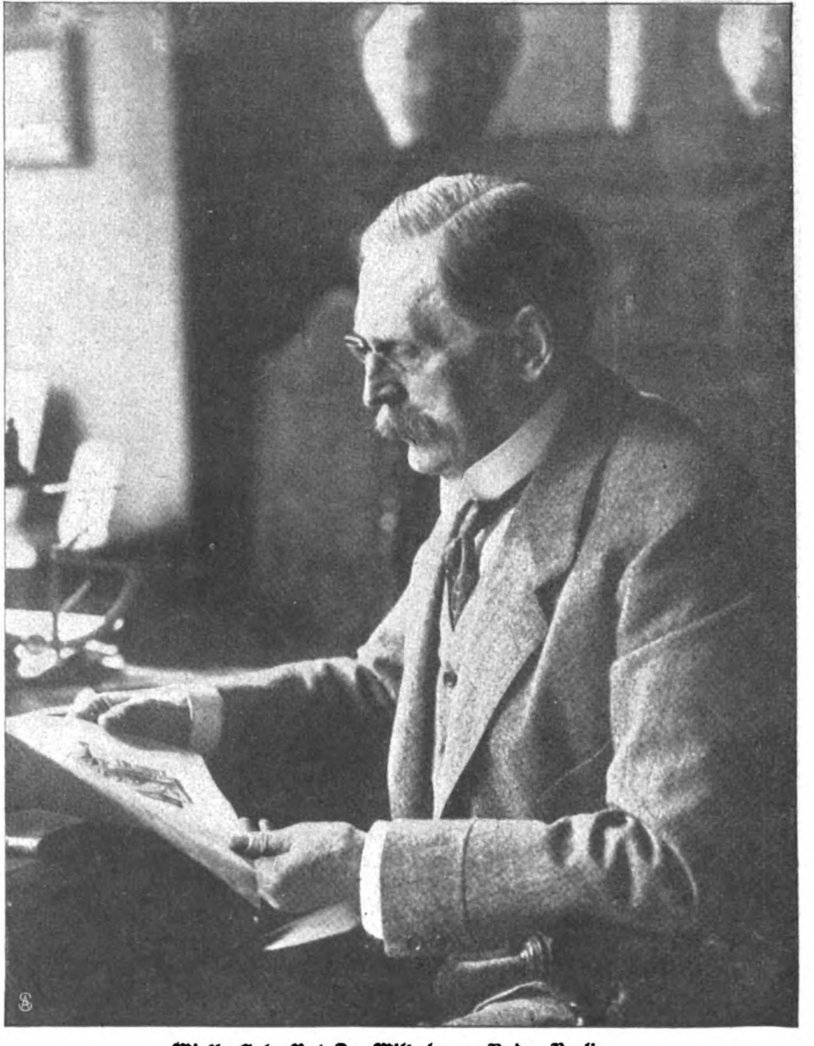


Hofphot. Grillich.

Dr. Alexander von Spitzmüller,
Handelsminister.



Oberregierungsrat Ulrich v. Oertzen,
Vorsitzender der Technischen Kommission des Union-Klubs, vollendete sein 75. Lebensjahr.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm v. Bode, Berlin,
Generaldirektor der Königlichen Museen, feiert am 10. Dezember seinen 70. Geburtstag.



Frhr. Octavio v. Zedlitz und Neukirch,
bekannter Parlamentarier, feierte seinen 75. Geburtstag.





Appell mit Zugochsen in Sviljanac.

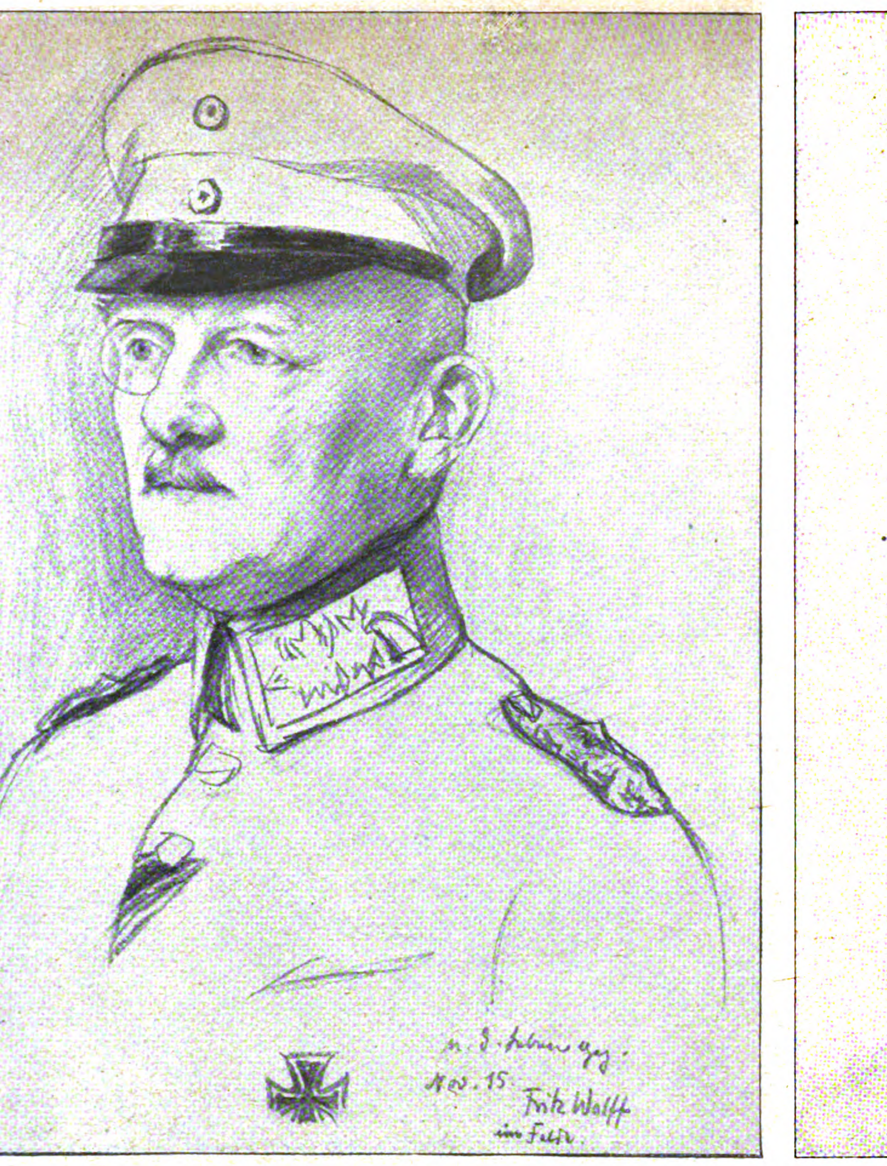


Erbeutete Geschütze am Bahnhof Krusevac.



Ulanenpatrouille im Moravagebiet. Phot. Frankl.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.



Generalleutnant Exz. v. Hoeppner,
Chef des Generalstabes einer Armee.



Generalleutnant Exz. v. Nieber,
Etappeninspekteur einer Armee.

Für die „Woche“ nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



Madonna und Krippen.

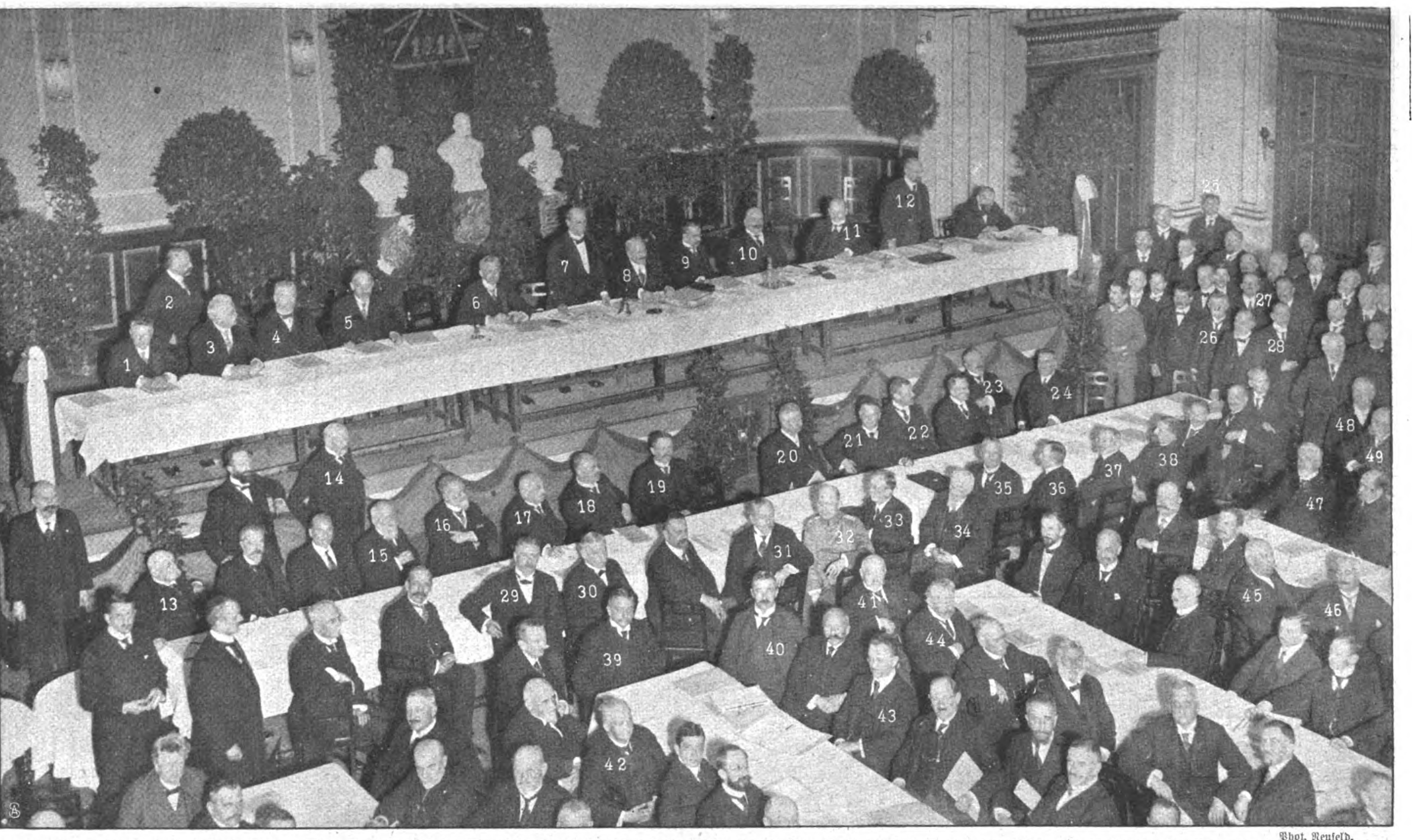


Der Mitteltisch.

Weihnachtsverkauf und Ausstellung von Arbeiten der Verwundeten in Potsdam.

Hierzu der Aufsatz von Else von Boetticher.





Phot. Neufeld.

1) F. Hausloh, Hamburg, 2) Präsident Ludwig, Wien (Reichsverband der Gewerbevereine Oesterreichs), 3. Generaldirektor Dr.-Ing. Sorge, 4) Geh. Kommerzienrat Lehmann, Vorsitzender des Verbandes sächs. Industrieller, 5) Kommerzienrat Friedrichs, Präsident des Bundes der Industriellen in Berlin, 6) Reichsratsabg. Friedmann, Vorsitzender des Oesterreichisch-deutschen Wirtschaftsverbandes in Wien, 7) Geheimrat Dr. Paasche, Präsident des Deutsch-Oesterr.-Ung. Wirtschaftsverbandes in Berlin, 8) Syndikus Brandt, 9) Reichstagsabgeordneter Dr. Gratz, Bund ung. Fabrikindustr., Budapest, 10) Dr. Mankiewicz, Hamburg, 11) Reichstagsabg. Dr. Stresemann, 12) Prof. Dr. Kobatsch, Wien, 13) Wilhelm Singer, 14) Kommerzialrat Koffmahn, 15) Heyde, 16) Stadtverordneter Gregor, Dresden, 17) Oberbürgermeister Beutler, Dresden, 18) Stadtrat Koeppen, Dresden, 19) Stadtverordneten-Vizevorsteher Hofrat Holst, 20) Geheimer Hofrat Prof. Dr. Gurlitt, Rektor der Techn. Hochschule, 21) Geh. Kom.-Rat Arnhold, 22) Amtshauptmann Dr. Streit, Dresden, 23) Kommerzialrat Vetter, Präsident des Bundes österr. Industrieller, 24) Herrenhausmitglied Ginskey-Maffersdorf, 25) Syndikus Dr. März, 26) Kommerzialrat Mahla-Gablonz, 27) Dr. Franz Chorin jr., Budapest, 28) Generaldirektor Baron Kornfeld, Budapest, 29) Stadtrat Ahlhelm, 30) Geh. Kom.-Rat Collenbusch, Dresden, 31) Oesterr.-ungar. Generalkonsul Geheimrat v. Klemperer, 32) Major Schulz-Garten, Kriegsministerium, Dresden, 33) Ministerialdirektor Dr. Roscher, 34) Geheimrat Vogel, Präsident der II. sächs. Ständekammer, 35) Geh. Rat Dr. Elterich (Kgl. Sächs. Finanzministerium), 36) Legationsrat Dr. Steinbach (Minist. der Ausw. Angeleg.), 37) Geh. Rat v. Nostitz (Minist. der Auswärtig. Angelegenh.), 38) Geh. Reg.-Rat Dr. Morgenstern (Minist. des Innern), 39) Kom.-Rat A. Schmidt, Berlin, 40) Faber, Wien, 41) Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Busley, Berlin, 42) Geh. Kom.-Rat Waentig, Präsident der Handelskammer Zittau, 43) Generaldirektor Petters (Dtsch.-österr. Elbschiffahrtsgesellsch.), 44) Kom.-Rat Oskar Lohse, Berlin, 45) Kommerzienrat Pfund, 46) Böhme,° Dresden, 47) Kommerzienrat Ernemann, Dresden, 48) Wirkl. Geheimer Rat Exzellenz Dr. Pattay, Wien, 49) Präsident Wolfrum, Aussig.

Tagung des Deutsch-Oesterreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes in Dresden.

Künstlerische Andenken

des Zentralvereins des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz.

Durch die uneigennützige Mitwirkung der ausgezeichneten Maler und Radierer Hans Bohrdt, Lovis Corinth, Karl Langhammer, Max Liebermann, Hans Looschen, Emil Orlik, Karl Walser sowie des Bildhauers August Gaul, ist das Zentralkomitee

August Gaul: Ost und West.



August Gaul: Ost und West.



Karl Langhammer: Des Schicksals Hand.



Max Liebermann: Im Anschlag.

des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz in der Lage, jedem, der ihm einen Beitrag in gewisser Höhe überweist, als Ehrengabe ein Andenken von hohem künstlerischem Wert überreichen zu können. Diese Gaben sind Radierungen (Bildergröße etwa 7×22 cm, Papiergröße 12×29 cm) sowie eine aus Silber hergestellte Erinnerungsmünze. Als Mindestbeitrag ist der Betrag von 10 Mark festgesetzt. Weitere Auskunft erteilt Abt. VI des Zentralkomitees vom Roten Kreuz, Berlin W35, Schönebergerufer 13. Wir geben Abbildungen der Erinnerungsmünze und einiger Radierungen wieder.



Lovis Corinth: Held und Kriegsfurie.

Mein alter Freund.



Von Rudolf Herzog.

So lebst du mir: die freie Stirn durchpflügt
Und Runenschrift um Aug und Mund gefügt,
Die nicht von Jahren sprach in Furcht und Beben,
Von Lust am Kampfe nur und Lust am Leben;
Dein mächtig Haupt auf starkem Körper kühn,
Eisgrau dir Haar und Bart aus reichem Mühn,
Doch Augen, die aus heißen Jugendtänzen
Den Winter selbst dir flammend noch durchglänzen
Und wies dein Lebensbaum an Jahresringen
Fast doppelt viel, wie sich um meinen schlingen,
Was tat's, wir waren Freunde wie nur zwei.

Und wob durchs Rheintal schmeichelweich der Mai,
Wie manchen Abend dann bis späte Nacht
Hab ich mit dir beim Becher zugebracht;
's war eine Lust, dich sehn und hören dürfen!
Wie wußtest du der Heimat Wein zu schlürfen
So tiefgenießend und so kraftbewußt.
Voll strömte dir das Lachen aus der Brust;
Derb schlug dein Wort, das nie du höfisch bogst;
Du trafst ein Haar, wenn du vom Leder zogst;
Und weh dem Schwätzer hier und allerorten,
Der Kurs nicht hielt mit biegsam-dunklen Worten;
Dann sprachst du nicht neumodisch-zimperlich:
Pardon, mein Herr, Pardon, Sie irren sich,
Dann sprachst du tief, die Brauen hochgezogen:
„Das ist mein Seel erstunken und erlogen."

Und noch ein Groll schwoll dir die Ader schnell:
Trafst Männlein du, die Gottes goldnen Quell,
Den Wein nur nippten, wie es Jungfern pflegen.
Vom Weidwerk kamst du. Auf der Höh gelegen
Rief dich zur Rast ein kühler Gartenschank.
Im Grund der Rhein und duftend Rebgerank....
Fünf Städter hockten auf die Bank gedrückt,
Verschmachtet schier, doch Wort und Blick verzückt.
Ablehnend sahn sie auf das Schenkenmädchen....
Ein Flüstern jetzt.... und brüchig wie ein Fädchen:
Ein Fläschlein Wein. Fünf Gläser auch dazu.
Da flogst du auf aus deiner Seelenruh.
Das grimme Aug das Zechquintettlein maß:
„Und mir — und mir — fünf Flaschen und ein Glas!"

Doch wie ein Ritter aus versunkner Zeit
Warst stündlich du zum Frauendienst bereit,
Und kam ein lieblich Wesen, dich zu grüßen,
In deinen Garten: wie auf Freiersfüßen
Liefst du einher und bogst den schweren Rücken,
Schnell Erdbeerlein und Pfirsichfrucht zu pflücken;
Aus eigner Kelter Wein darauf zum Wohle..
Und brautest plaudernd eine blanke Bowle,
Ludst zierlich ein mit schlauem Augenzwinken:
„'s ist ein Gericht, zum Essen und zum Trinken"

Ach du, mein Freund. — Wie aus verschollnen Tagen
Warst du ein Bild mir alter Rheinlandssagen,
Urwüchsiger Kraft, urwüchsiger Lebensluft..
Und tief in deiner breiten Männerbrust
Bargst du ein Heiligtum: Das Vaterland.
Nie nahmst den Becher ernster du zur Hand,
Nie stimmtest feierlich den Baß du leiser,
Als wenn du sprachst: „Die Heimat — und der Kaiser".
Du alter, wilder, derber Rheinlandssohn:
Dies war dir Glaube, war dir Religion. — —

Nun bist du tot... Ich komm von blutgen Feldern,
Aus Schlachtengreul zu unsern stillen Wäldern
Und sah in Ost und West im Todestal
Im Jugendschmuck der Schläfer Tausendzahl
Und steh doch wie betäubt an deinem Grab.
Die alte Zeit, sie sinkt mit dir hinab,
Der Letzte alter Art. — — Gedanken schwärmen
Von deiner Gruft hinaus ins Schlachtenlärmen,
Wo Deutschland kämpft, sich selber wachzurütteln,
Fremdländisch Wesen wütend abzuschütteln,
„Gedenk, gedenk, daß du ein Deutscher bist!"

Wie mir zumut so stolz, so gläubig ist — —
Ergriffen horch ich auf der Zukunft Boten.
Drei Hände Erde dir, dem teuren Toten,
Und einen Hoffnungsgruß in deinen Schrein:
Du wirst des Stammes nicht der Letzte sein.
Im Feuer seh ich Schlackenschaum zerstieben
Und Männer wachsen, die das Leben lieben,
Der Heimat Art wie du, so felsentreu!
Ruh aus, du starbst mir nicht, du lebst mir neu.



Vogesenwacht.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen

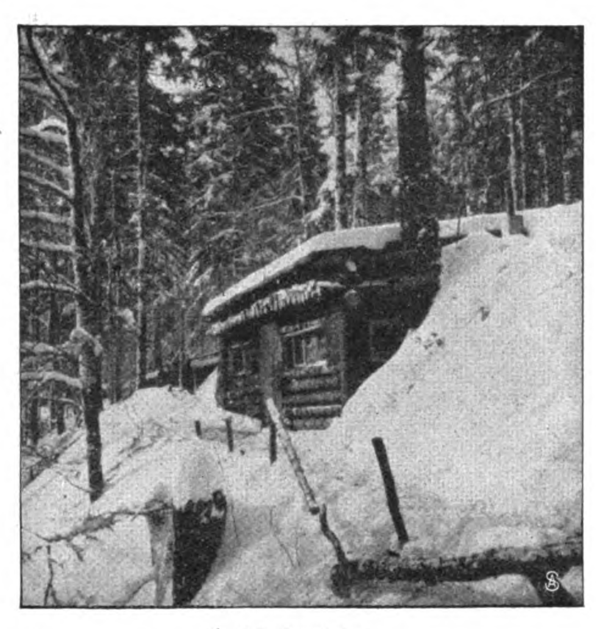
Mit den Skiern auf der Schulter, im Rucksack manch leckeren Bissen für ein schlemmerhaftes Mittagsmahl, so waren wir frisch-frohen Jugendmutes voll im Winter 1913 an manchem lieben Sonnentage hinausgezogen in die herrlichen, tiefverschneiten Berge unserer Vogesen. Ein kurzer Marsch durch ein freundliches Städtchen oder ein schmuckes Dörflein, ein rascher Aufstieg über körnigen, knirschenden Schnee durch den weißverhangenen Fichtenwald, und oben waren wir auf weiter, einsamer Matte. Da hatten wir dann hinübergeschaut über die Berge, weit, weit, bis zum leichtgewellten Schwarzwaldrand, und tief, tief hinab bis zum lieblichen Rheinland und zu ihm selbst, dem alten Vater Rhein, mit seinem gleißenden und glitzernden Wasser.

Und wieder stehen wir heute hier oben auf den blinkenden Schneefeldern und tief drinnen in den einsam erhabenen Wäldern unserer heimatlichen Vogesen, und wieder sucht heute unser Blick tief unten im Tal den lieben Vater Rhein. Doch heute stehen wir hier, um ihn zu schützen, den lieben Vater gegen den alten welschen Feind, der über unsere hohen Bergeskuppen und durch unsere anmutigen Täler wieder einmal hineinzudringen

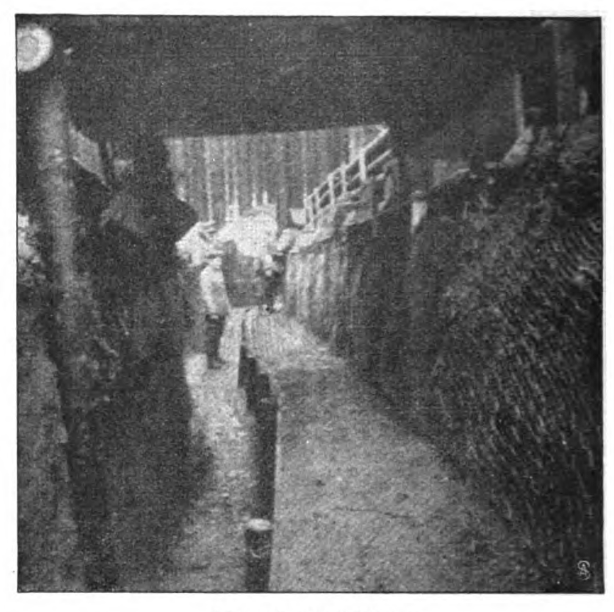


versucht in unser gutdeutsches Land. Ja, treue Wächter sind wir hier, trotz Sturm und Wetternacht, trotz Eis und Schneegestöber, und scharf lugen wir aus nach dem Gegner, der uns lautlos lauernd gegenüberliegt.

Einen eisernen Wall haben wir uns errichtet und Schützengraben an Schützengraben, Deckung hinter Deckung gereiht; denn auch der Feind liegt drüben in wohlbefestigter Feldstellung tief vergraben und verschanzt. Im härtesten Fels haben wir uns eingewühlt, und wo selbst die schwere Kreuzhacke und der Hammer nicht mehr ausreichten, da haben wir zum Bohrer und Meißel gegriffen und Stück um Stück des zähen Gesteins herausgesprengt.



Offiziersheim.

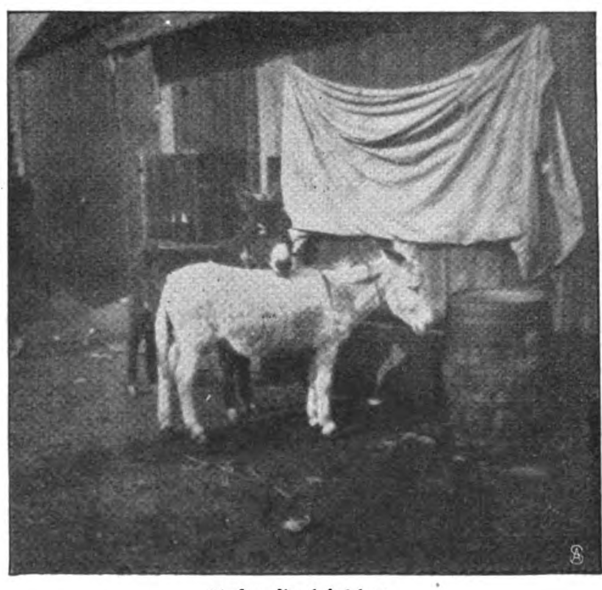


Ausgebaute Stellung.

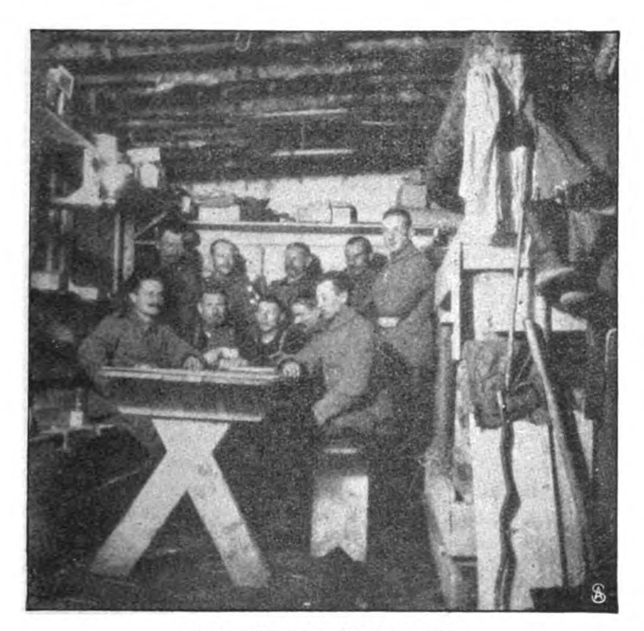
Heute nun sind wir dabei, mit allen Mitteln das weitverzweigte Netz dieser Schützengräben weiter auszubauen. Durch die zahlreichen Verbindungsgräben kommt das nötige Material heran, starke Holzstämme, im dichten Fichtenwald geschlagen, Bretter, Sandsäcke, Stahlblenden und Draht. Nun werden Schießscharten gebaut, die Grabenwandungen mit Drahtgeflecht und Faschinen verkleidet, Treppen gehauen und Kugelfänge gegen flankierendes Feuer angelegt. Vor der Stellung erstehen einzelne Horchposten, und ein dichtes Hindernis aus Stacheldraht oder Drahtgeflecht spannt sich zwischen den Bäumen als starker Schutz aus. Hier arbeitet Tag und Nacht mit Axt und Säge der junge Pionier unbekümmert um feindliche Geschosse, während hinter schützender Blende der ältere Landwehrmann steht und scharfen Auges Wache hält und die Arbeiten sichert.

Aber nicht nur der Ausbau der Stellung wird eifrig gefördert, auch für die Unterkunft der Posten und Reserven wird gesorgt. Vorn im Schützengraben liegen tief eingesenkt in den harten Boden die kleinen Höhlen und Unterschlupfe, wo die Ablösungen der Posten hausen. Eng und muffig ist es zwar oft da unten, aber trotzdem herrscht auch hier ein froher, gesunder Humor, und manch fröhliches Lied, manch einfache Weise, der Ziehharmonika entlockt, tönt von drunten leise herauf.

Weiter hinten am Berghang, wo die feindlichen Geschosse nicht so leicht hinreichen können, da liegen zwischen den Zugangsgräben die größeren Unterstände für die Reservemannschaften. Meist sind es sauber und schmuck gebaute Blockhäuser, die mit der Rückwand tief in den Berg eingelassen sind. Ein dickes Dach aus doppelten Lagen klobiger Stämme mit einem Erdbewurf dazwischen schützt einigermaßen gegen feindliches Minenfeuer, während ein zweites aus Brettern und Dachpappe Regen und Schnee abhält. Innen sind Wände und Fußboden mit Brettern verschalt, und durch zahlreiche breitgehaltene Fenster fällt genügend Licht in den Innenraum, der mit Pritschen, Tischen und Bänken reichlich ausgestattet ist. Hier herrscht ein frischbewegtes Leben, hier wird gesungen und gespielt, hier wird auch ge-



Unser Packeselchen.



Das Mannschaftsblockhaus.



Auf Posten in vorderer Stellung.

putzt, gewaschen und gekocht. Auf kleinen Schlitten oder auf dem Rücken unserer braven Packeselchen kommt der nötige Proviant von der nächsten Zufahrtstraße herauf; und auch die Feldpost und die vielen anderen kleinen Bedürfnisse für die Leute da vorn in der Stellung sind stets pünktlich zur Stelle.

Dann kommen nach den anstrengenden Tagen im Schützengraben auch die wohlverdienten Tage der Ruhe, und nun wird der Tornister zusammengepackt, und hinab geht's ins kleine Städtel drunten im Tal, wo ein freundliches Quartier uns Müde erwartet. Mit freudigem, kräftigem Gesang und in strammem Schritt geht's zum Stadttor hinein, und bald öffnen sich an den Häusern die Fenster und Türen, freundlich nicken die Bewohner uns zu, und manch liebes Mädchengesicht lacht auch wohl herab und sucht in der Schar der Feldgrauen den guten Freund, den ihr hier das Kriegsgeschick so unerwartet beschert hat. Dort im Städtchen herrscht dann ein fröhliches Leben, hier wird einmal wieder so richtig geschlemmt, ein echtes, gutes Tröpflein des heimatlichen Weines genossen und vielleicht auch einmal wieder eine friedliche Wanderfahrt in die nahen Berge unternommen.

Rasch, nur allzu rasch vergehen uns darum diese wenigen Tage der Ruhe, und bald heißt es wieder hinaufziehen in die Berge, wieder ausharren im Schützengraben für einige Zeit. Aber gern wird auch die Pflicht wieder aufgenommen; denn ein jeder weiß ja, daß er hier sein kleines Teil mitwirken darf in der großen Reihe der Kämpfer, die unsere Westfront in eiserner Widerstandskraft verteidigen, und jeder freut sich dieser Pflicht, gilt es doch hier, einen der herrlichsten Teile unseres deutschen Vaterlandes zu schützen, unsere prächtigen Vogesenberge!



Phot. Benninghoven.

Russische freiwillige Feuerwehr in Rußland, die unter deutscher militärischer Leitung steht.

Deutsche Organisation in Feindesland.





Von der belgischen Front.

Nebenstehendes Bild:

Leichtverwundete begeben sich zur elektrischen Bahn.

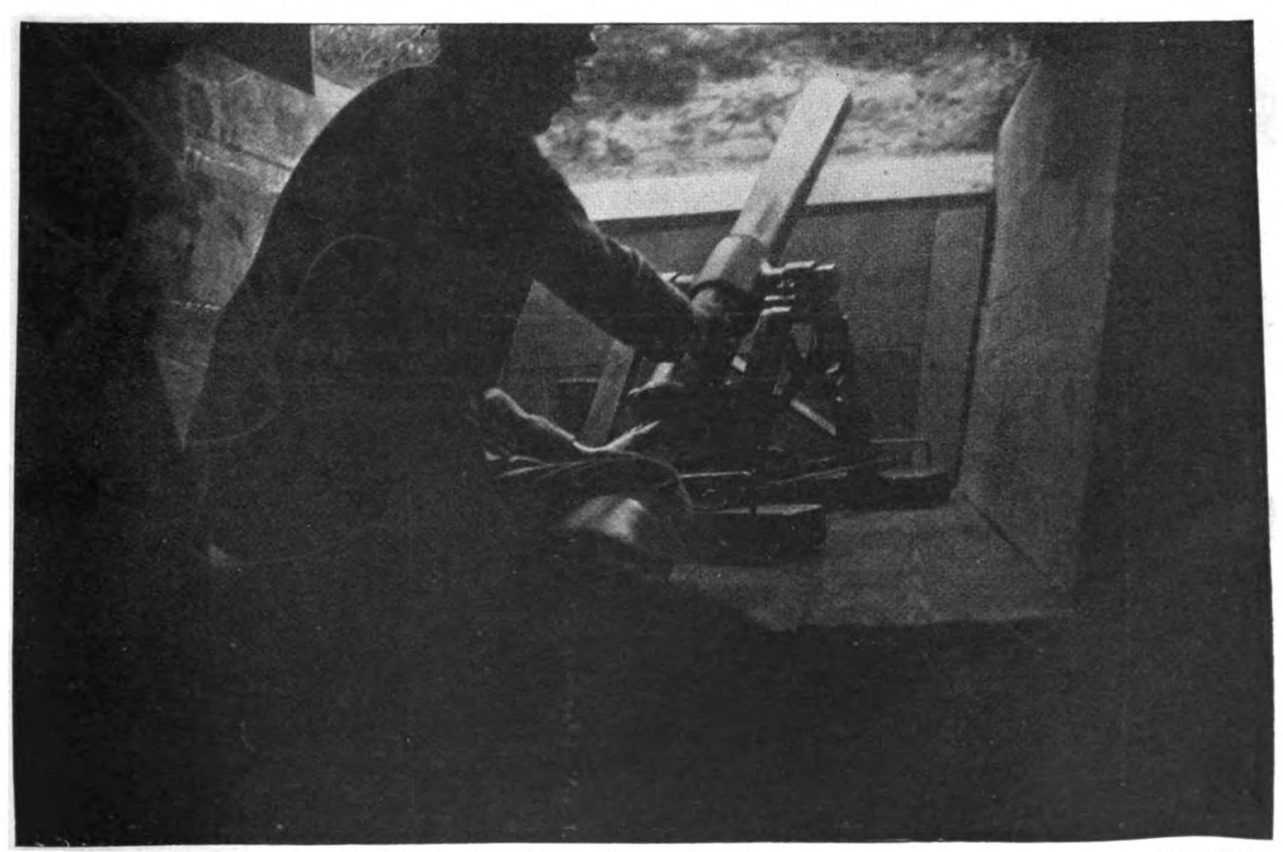
Unteres Bild:

Verwundete und Sanitätsmannschaften werden mit der Straßenbahn ins Lazarett befördert.

Illustrations-Verlag.



Eine Divisions-Kanzlei im Felde mit einem Husaren als „Tippfräulein“. Phot. Drücke.

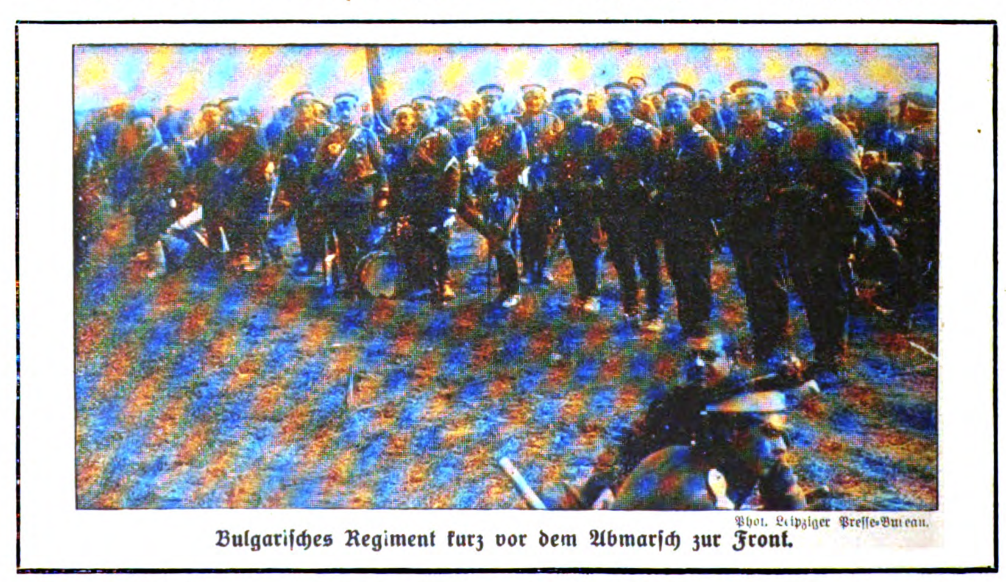


Ein russischer Minenwerfer. Phot Az Est.

Von der galizisch-russischen Front.



Von der Südfront: General der Infanterie Boroevic (×), Sieger in den Isonzoschlachten.



Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Bulgarisches Regiment kurz vor dem Abmarsch zur Front.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

3. Fortsetzung.

Paul Isebrink kannte von der Jagd her hier Weg und Steg. Er stieg schnell die Hänge gegen den Hoheneck hinan, stand oben auf der Hochfläche, auf der die Nachtnebel brauten. In regelmäßigen Abständen schimmerten vor ihm die weißen Grenzsteine. Er überschritt sie nicht, sondern machte auf deutschem Boden halt. Bäche sprudelten durch das Mitternachtschweigen der Mosel zu und überplätscherten seine Sprünge. Im Tal dicht unter ihm war auf französischer Seite ein schwaches Licht. Es bewegte sich so, als hielte jemand eine elektrische Taschenlaterne in der Hand. Nun sah er auch in der Ferne unten die dunklen Gestalten in Käppi und Kapuzen, Offiziere um das glimmende Feuer. Dahinter im Dämmern Zeltbahnen, Gäule mit hängendem Kopf, stumme Posten . . . da unten schlief, scheinbar in der Nacht sich ins Endlose verlierend, das französische Heer.

Wieder das Flimmern des Glühwurms über der Landkarte. Ein Lachen. Ferne Stimmen deutlich in der totenstillen Nacht.

„Eh — Le Fol: haben Sie den Weg nach dem Rhein gefunden?"

„Wir werden ihn finden, mein Kapitän!"

„Das denken wir schon lange — was, Guyon?"

„Einmal entrollen sich unsere Banner!"

„Pst! Nicht so laut! Wieviel Uhr, Le Fol?"

„Wenig nach Mitternacht, mein Kapitän!"

„Brr! . . . es ist kalt! Nun: schließlich kommt der Tag!"

„Schließlich kommt der Tag!"

Paul Isebrink stand oben vor den weißen Grenzsteinen, schaute noch einmal zurück und hemmte, das Gesicht dem Rhein zugewandt, nach ein paar Schritten im Heidekraut den Gang. Da unten im deutschen Wiesengrund lag schon wieder, bläulich geisterhaft im grellen Mondschein, das schlafende Heer: ein Rund von Pickelhauben um ersterbende Glut, stumm glitzernde Gewehrpyramiden in Reihen vor den Zelten, still im Stehen an ihren Pflöcken schlafende Pferde, einsame Gestalten im Mantel, das Gewehr unter dem Arm, auf Wacht.

Der oben stand zwischen den beiden Heeren. Auf seinen Zügen lag jetzt der tiefste Ernst seines Wesens, den er selten anderen zeigte, den er hart und beinahe schamhaft in sich verschloß. Es ging ihm durch den Kopf: da ruhen Mann und Roß, bis wieder einmal die Raben um den Kyffhäuser fliegen. Und so wie hier schlafen überall in Europa, unterirdisch bis an die Zähne gerüstet, die eisernen Männer. Oben ist Sonnenschein. Da sieht man sie nicht. Hat andere Dinge im Kopf. Glaubt kaum mehr an sie und ihr Erwachen. Wir, die Offiziere, wissen es besser. . . .

Wir wissen, was sich die andern nicht mehr sagen: noch nie war ewiger Friede auf Erden! Immer wieder steigt die Stunde auf, um die keiner herumkommt, kein Mensch und kein Volk. Dann sei Gott mit dir und deiner Kraft, mein deutsches Land.

Im Wiesengrund unten verloschen die letzten Feuerpünktchen. Die Herren waren in die Klappe gekrochen. Wozu sie jetzt noch stören? Lieber gleich zu Fuß nach Münster.

Dort fand man wohl schon den ersten Morgenzug zurück nach Kolmar und weiter nach Berlin. Es war ein stundenlanger Weg durch Tannenwald und totenstille Nacht bergab. Ehe noch Isebrink das Tal erreichte, begann sich drüben über dem Rhein der Himmel zu färben: feurige Zeichen erschienen an ihm. Unheimliche Flammenstreifen glühten auf, vergrößerten sich schnell, flossen ineinander. Eine ungeheure düstere Röte wuchs reißend empor und füllte, soweit ein Menschenauge reichte, die Himmelswölbung. Wie ein Weltbrand. Wie ein Meer von Blut.

In der ahnenden Morgenfrühe hallten die Schritte des Hauptmanns Isebrink auf der einsamen Straße wider. Von neuem dachte er an die Zukunft und sagte sich: Was wir haben, schützen wir nur durch das, was wir sind! Und nur das lebt, wofür man stirbt!

4.

„Heute erwarte ich nun meinen Filius hier in Wiesbaden!" sagte der Generalmajor z. D. Isebrink, während er mit zwei anderen alten Generälen in Zivil die Wilhelmstraße hinabging.

„Welchen denn von Ihren vieren?"

„Wenn ich von ‚dem' Filius spreche, meine ich immer meinen Generalstäbler, das Paulchen!"

„Na — Ihr Vaterstolz ist nicht von Pappe!"

„. . . Habe auch allen Grund dazu!"

Ringsum Fahnen, Menschen, Musik. Die Bäderstadt feierte in dieser grünen Maienmitte von 1914

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



den alljährlichen Frühlingsbesuch des Kaisers. Eben klang von ferne die wohlbekannte Hupenfanfare. Tausendstimmiges Hurra hinterdrein. Tausend Hüte hoben sich. Weiße Tücher winkten. Der Kaiser kehrte von einem Nachmittagsausflug nach der Saalburg in das Stadtschloß zurück. . . . Er dankte mit freundlichem Ernst.

„Hurra! Hurra! Hurra!"

Es verklang. Die drei alten Soldaten hatten ehrfurchtsvoll Front gemacht. Das schwarzweiße Band von 1870 leuchtete, als sie weiterschlenderten, auf ihren schlichten schwarzen Röcken. Sie grüßten fortwährend einstige Waffenkameraden, Grauköpfe wie sie, Hunderte dieser strengen, gefurchten Gesichter sah man in Wiesbaden. Sie hoben sich aus dem Jubel und Trubel, dem Lachen der Kurgäste, dem Lärm der Ausländer um sie her als stumme Zeugen einer ehernen, fernliegenden, dem neuen Friedensgeschlecht schon halb unwahrscheinlich gewordenen Zeit.

„Wo geht Majestät eigentlich von hier hin?"

„Nach Konopischt! Zum Erzherzogthronfolger von Österreich!"

„Bravo!"

Sie kamen in dem Gedränge an der Ecke der Museumsstraße kaum vorwärts. Rings um sie wurde Französisch, Englisch, Russisch gesprochen.

„Ich weiß nicht: Soviel Ausländer waren doch noch nie da!"

„Seit gestern ist doch hier der große Internationale Kongreß!" sagte General Isebrink. „Ich glaube, die Mediziner. Oder die Physiologen. Bei meinem Nachbar, dem Geheimrat Tillesen, ist jedenfalls ein Riesenbetrieb!"

„Ja, an die Feste hier muß man sich gewöhnen!"

Die Sonne schien hell vom blauen Frühlingshimmel. Bunt bauschten sich die Banner. Farbig leuchteten drüben durch das lichte Grün der Parkanlagen die Damenkleider, die Sonnenschirme, die Blumenhüte und die Blumenbeete. Die Kurkapelle schmetterte. Deutschland lud die Welt zu sich zu Gast, wie ein fröhlicher, kraftstrotzender, arbeitstarker Mann am Feierabend die Nachbarn um sich versammelt und sich von ihnen keines Bösen versieht, weil er selbst dem Nächsten ja nur Gutes wünscht, Gutes erweist, Gutes aufdrängt.

Das war dies warmherzige, weichmütige Deutschland, das seine Sparbüchsen für die Buren leerte und den hungernden Indern das Scherflein der Witwe sandte, das liebevoll den Verschütteten von Messina Asbesthäuser baute und die abgebrannten Russen mollig und warm kleidete, das mit ganzen Schiffsladungen die notleidenden Norweger nährte und bettete und dabei schon nachdachte, wie es Yankees und Japanern eine Freude bereiten könne, dies Deutschland, dessen Herz so groß war wie sein Geist, und das aus dieser Unendlichkeit heraus alles umfaßte, viel verstand und vielzuviel verzieh.

Ausländer überall. Sieche, durch Salvarsan genesende Slawen in Rollstühlen, durch Röntgenstrahlen geheilte Angelsachsen am Stock, Südländer, in der Sonne sitzend, denen das Messer deutscher Chirurgen das Leben gerettet. Sie alle fühlten sich hier zu Hause, schwatzten und lachten. Erst gegen die Bahnhofstraße hin wurde es allmählich um die drei alten Herren mit dem Eisernen Kreuz leerer.

„Na . . . Paul . . . zum Donnerwetter . . . Paul! Erkennste denn deinen ollen Vater nicht mehr?"

Der Generalstabshauptmann mit dem dunkelroten Kragen und dem breiten dunkelroten Streifen an den Beinkleidern kam aus seinen Gedanken zu sich und blieb stehen. Das grauköpfige Kleeblatt begrüßte ihn mit Wohlwollen als eine kommende Leuchte der Armee.

„Was Neues aus Berlin, Herr Hauptmann?"

„Jawohl, Exzellenz! Die Russen haben drei Reservejahrgänge zu sechswöchigen Übungen einberufen . . ."

„. . . und hier ist heute italienische Nacht!"

„Das sind zwei Millionen mehr auf den Beinen . . ."

„. . . morgen großes Feuerwerk im Kurpark."

„Dabei, ich glaube schon der zehnte russische Spionageprozeß vor dem Reichsgericht allein in diesem Jahr. Ich bewundere unsere Langmut gegenüber der Gesellschaft!"

„Na — Sie bringen eine andere Stimmung mit, Herr Hauptmann, als die hier!"

Eine Sekunde legte sich ein Schatten über die Sonne und die bunte Heiterkeit der Stadt und auch über die Gesichter der alten Herren.

„Auf Wiedersehen, Vater! Ich geh schnell voraus. Ich muß doch gleich von zu Haus weiter!"

Der General schüttelte den Kopf. Als er heimkam, fragte er seine Frau: „Wo ist denn der Paul hin?"

„Na — das kannst du dir doch denken!"

Neben der kleinen Generalsvilla lag weiß und mächtig, den Säuleneingang dem Sumpfgrün des Kurparks zugewandt, in der Sonneberger Straße das schloßartige Haus des Geheimrats Tillesen mit seinen Laboratoriumsanbauten zwischen Teppichbeeten, Palmen und Zypressen.

„Vorhin ist sie da herausgekommen!" sagte die kleine, energische Frau General Isebrink. „Ganz flott und fidel, Kopf im Genick. Kleid, Hut, Schirm, Schuhe — alles weiß! Und er hier auch davon, als ob's brennte! Dann sind sie zusammen fort! Er wird noch ganz verdreht. Es muß mal ein Ende nehmen mit der jahrelangen Katzbalgerei!"

Es gab da in der Richtung nach der einsamen Villenkolonie Eigenheim verlorene Wege zwischen Ackergrün und Obstblüte, auf die sich der Fremdenstrom nicht verirrte. Paul Isebrink und Inge Tillesen kletterten da vorsichtig einen steilen Kartoffelhang abwärts. Sie lehnte seine dargebotene Hand ab.

„Natürlich!"

„Was denn: natürlich?"

„. . . daß Sie sich nicht helfen lassen! Immer die, die's am nötigsten haben!"

„Bleiben Sie nur nicht selber mit den Sporen in den Brombeeren hängen!"

Er sprang hinter ihr über den Graben auf die staubige Landstraße.

„. . . Also, was meinten Sie vorhin . . ."

„Was ich meinte? Lieber Freund: Ich bin doch ein vernünftiger Mensch."

„Nee, ganz und gar nicht!"

„Ich bin doch nicht mehr ganz jung . . ."

„Grün sind Sie, Inge — grün!"

„Ich hab manches gesehen! War lange in Amerika!"

„Leider Gottes!"

„Sie waren jedenfalls nicht dort!"

„Ich kenne das Land nicht und möchte es nicht kennen lernen! Militärisch ist da nichts zu holen, und im übrigen sind mir diese Dollarmenschen zuwider!"

Inge Tillesen blieb stehen, lang, schlank und weiß, und faltete zornig die Hände über dem Griff des Sonnenschirms.

„Wenn man Ihnen nur beikäme . . . Wenn man Ihnen nur begreiflich machen könnte . . . Aber Sie wollen ja nicht! Ums Totschlagen nicht . . ."

„Zum Totschlagen sind wir ja da!"

„Da haben wir's! Das ist ja eben das Gräßliche! . . . Alle Ihre Gedanken drehen sich immer nur darum, daß ein Mensch dem andern die Zähne zeigen muß und ein Volk dem andern an die Gurgel springen. Wir leben doch nicht im Raubtierkäfig. Aber das ist Ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen . . . Sie merken gar nicht mehr, daß Sie das mit neun Jahren schon als Kadett in Ihr Kinderhirn eingetrommelt bekommen haben!"

„Dafür bin ich meinen militärischen Erziehern noch jetzt dankbar!"

„Wert hat doch nur die Weltanschauung, die man sich selbst erwirbt!"

„Wie Sie in Amerika! . . ."

„Ja. Gerade als Frau! . . . Daß man drüben anders denkt, das ist in erster Linie dort der Einfluß der Frauen. Ich bin bei meinem Geschlecht gar nicht so für das Wissen als für die Charakterbildung. Ich habe nicht studiert. Ich gehe meinem Vater nur so freiwillig zur Hand. Deswegen hat mir die Stellung der Frau da drüben so wohlgetan. Sie ist ein Mensch wie der Mann . . ."

„Das heißt, er steht, scheint's, mordsmäßig unter dem Pantoffel!"

„Sie kann Demokratin sein und er Republikaner . . . Sie mag für Silberwährung sein . . ."

„. . . und er verdient inzwischen das Geld . . ."

„Können Sie denn nicht ernsthaft bleiben?"

„Ach — ich bin ernster, als es scheint, Inge!"

„Und die Folge: Reden Sie einmal mit einem Amerikaner über den Krieg! Er versteht Sie einfach nicht!"

„Dann hat er eben niemals ernsthaft darüber nachgedacht!"

„O doch! Überall auf der Welt sagt man sich: Wozu denn Streit? Uns alle umfängt doch eine gemeinsame Kultur — mein Vaterhaus da hinten ist auch ein Stück davon und nicht das schlechteste! — Krieg ist sinnwidrig, weil er Kultur zerstört. Also geht er gegen alles moderne Denken!"

„. . . Na — ich freue mich, daß die Menschen so viel besser geworden sind als früher!"

„Besser nicht. Aber vernünftiger. Sie sehen ein, daß der Krieg keinen Vorteil bringt. Also leben sie miteinander in Frieden. Darin liegt die menschliche Freiheit! Namentlich für die Frau. Krieg ist Männerhandwerk. Er heißt Unterdrückung der Frau!"

„Er heißt Beschützung der Frau, liebes Kind! Beschützung vor dem Feind!"

„Ach — ewig der Feind!"

„Warum stampfen Sie denn mit dem Fuß, Inge?"

„Das ist's ja, was mich so erbittert. Das Leben ist so schön, so reich. So friedlich. Es bietet einem so viel. Ich möchte es genießen. Mich daran freuen. Kann ich denn das an der Seite eines Mannes, der das ganze Leben, so wie ein frommer Christ als Vorbereitung auf das Himmelreich, nur als Vorbereitung für den Krieg betrachtet? Dabei kommt der Krieg nie mehr! Gottlob! Seit einem halben Jahrhundert ist Ruhe!"

„Warte nur, balde . . ."

„Das sagen Sie! Das sagt ihr immer! Müßt ihr ja sagen! Das ist ja eben der Unterschied zwischen Ihnen und mir! Ihnen hat man von Jugend auf eine düstere Vorstellung von dem ‚Erbfeind' beigebracht. Wenn ich, seit meiner Backfischzeit, an Franzosen denke, so sind das freundliche Gelehrte, die bei meinem Vater zu Gast waren und er bei ihnen . . ."

„Ihr werdet euch noch über die Freundschaft wundern, Kinder!"

„Sie kriegen einen roten Kopf, wenn Sie was von Engländern hören! Meine eigene Schwester ist an einen Engländer verheiratet. Es ist der harmloseste Professor der Physiologie, den man sich denken kann. Er tut in Oxford keiner Fliege etwas zuleide!"

„Das sind alles Gemütsmenschen da drüben!"

„Ewig malen Sie einem die Russen als Schreckgespenst an die Wand. Da konnt ich es doch nun einmal feststellen, weil ich doch eben in Moskau war. Die Russen denken an nichts Böses. Sie waren gutmütig wie die Bären, haben uns mit Geschenken überhäuft!"

„Besonders die Kosaken — nicht?"

„Und so ging es meinem Vater immer und überall. Wie er noch Universitätslehrer war, haben Inder und Japaner zu seinen Füßen gesessen. Heute abend versammeln sich bei ihm Gelehrte aus ganz Europa. Auf der ganzen Erde hat er seine Schüler, bekommt Besuche von ihnen. Es ist wie eine große Familie!"

„In Familien ist immer der meiste Skandal!"

„Mein anderer Schwager, der Reichstagsabgeordnete, geht jetzt zum internationalen Friedenskongreß . . . Alle Menschen wollen einander näher kommen! Alle Menschen suchen sich zu verstehen! Nie war man sich so nahe wie jetzt. Nur ihr steht finster abseits! Ihr allein wollt von nichts wissen. Das ist eine Härte und eine Enge und eine Armut — ach du lieber Gott — ich kann da doch nicht hinein! Ich kann nicht. Es nimmt kein gutes En . . ."

„Ein Unteroffizier, dreizehn Mann sechster Kompagnie auf dem Rückmarsch vom Felddienst!"

Der über und über verstaubte Sergeant meldete es, während er auf der Landstraße stillstand, vorschriftsgemäß und dröhnend dem Hauptmann.

„Danke! Weiter! . . . Sehen Sie, Inge . . . da ist Ihnen eben unvermutet mitten auf der Chaussee der Krieg erschienen!"

„Warum schrie denn der Mann so furchtbar?"

„. . . weil ihr taube Ohren habt!"

„Lieber Freund: Die Bauern auf dem Feld schauen zu uns herüber!"

„Die können es auch hören! Jeder! Merken Sie es denn in des Geiers Namen nicht, daß wir allein es euch möglich machen, euer wertes Ich und eure Freiheit zu kultivieren, wir, die Leute, die ohne viel Mucksen in aller Stille ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tun?"

„Es wird bald ganz ohne Soldaten gehen!"

„Es hat schon lange nicht gebrannt! Da kündige ich die Versicherung! Ihr seid wirklich schlau!"

„Vielleicht klüger, als Sie glauben!"

„. . . müssen Sie das so wegwerfend sagen?"

„. . . genau mit dem Hochmut, an dem bei Ihnen alles abprallt!"

„Liebe Inge! Wenn jemand an geistigem Dünkel leidet, dann sind Sie's! Schlagen Sie doch schon diesen amerikanischen Deubel in sich tot!"

„Das müßten neun Zehntel der Menschheit tun. Sie und die Ihren — das sind ja nur eine Handvoll . . ."

„. . . aber die einzig vernünftigen Leute! Ja, weinen Sie nur, Inge! Das ist sehr recht! Vielleicht kommen Ihnen dann bessere Gedanken!"

„Ich werde Ihnen nicht den Gefallen tun zu weinen!"

„Dabei laufen Ihnen schon die dicken Tränen herunter!"

„Höchstens aus Zorn, daß man so gar nicht . . . Es preßt einem das Herz zusammen . . . Es könnte alles so schön und gut sein. Es ist eigentlich nur ein großes Mißverständnis zwischen uns . . ."

„Mir scheint: überall auf der Welt, Inge!"

„Aber wenn Sie einem so gar nicht entgegenkommen . . ."

„Nicht einen Zoll breit!"

„Sehen Sie — da ist schon wieder dieses Schneidende. Das Herz wird einem kalt dabei!"

„Meins nicht! Im Gegenteil: Inge . . . ich habe Sie von Berlin aus um diese Unterredung gebeten. Das muß aber die letzte sein. Ich muß wissen, woran ich bin. Vom Balkan aus geht es nicht mehr mit dem ewigen Hin und Her zwischen uns . . . Es nimmt einem auch auf die Dauer die Nerven . . . Herrgott . . . rennen Sie nicht auf einmal so!" Sie gingen stumm eine Strecke und blieben wieder stehen.

„Inge: Es ist ein verwünscht ernster Augenblick . . . Ich bin doch auch kein junger Dachs mehr! Seit drei Jahren stehe ich nun vor Ihnen und . . . Sie passen doch auch nicht für jeden. Sie haben doch gewiß einen Haufen Leute heimgeschickt in der Zeit! Nicht wahr? Na also! Das darf ich doch auf mich beziehen . . . In aller Bescheidenheit! . . . Inge,



fassen Sie doch Mut! Wer wird sich denn so vor dem Leben fürchten? Es wird schon gehen! . . ."

Inge Tillesen durchschritt die kurze Strecke bis zu dem Haus ihres Vaters. Dort stellte er sich zwischen sie und das Gittertor des Gartens.

„Ich will doch sehen, ob Sie an mir vorbeikommen! . . . Inge: Sie finden nie wieder einen Mann, der Sie zugleich so kennt und so liebt wie ich! . . . Und wenn's anfangs eine Ehe mit Blitz und Donnerwetter gibt — na schön! Was sich liebt, das neckt sich! Wir sind beide nicht von Pappe! Wir halten schon einen Puff aus!"

Inge Tillesen öffnete das Tor. Es klirrte zu. Sie stand nun im Garten, durch das Gitter von ihm getrennt. Ein Schweigen.

„Gut, Inge — das ist auch eine Antwort. Also ich gehe. Ich lasse uns beiden noch die letzte Möglichkeit: Ich bleibe bis morgen mittag drüben bei meinen Eltern. Überlegen Sie es sich bis dahin, ob Sie mir noch etwas zu sagen haben!"

Ingeborg Tillesen trat in das Haus und ging in ihr Zimmer. Sie saß stumm, die Hände im Schoß. Ihr gegenüber an der Wand stand der schöne alte lübische Patrizierschrank. Auf dem Sims die Inschrift: „De Klock — de sleiht — de Tied, de geiht! — Ni so veel Quark — Frisch Hand an't Wark."

Die Stunde geht — die Zeit verweht. Sie dachte sich: Nun ist's vorbei . . . Eigentlich sollte ich froh sein . . . Aber ihr war nicht leicht ums Herz . . .

Dann kam ihre Schwester, Hanna Higgins, herein, eine kleine, frische, rosige Frau, um ihr einen Brief ihrer zwei in Oxford zurückgelassenen Jungen zu zeigen. Natürlich englisch. Das „Fräulein" hatte ihn für den Acht- und Neunjährigen entworfen. Die beiden waren in der Kirche gewesen. Sie hatten einem Kricketmatch der Etonknaben beigewohnt und guten Sport gesehen. Der ehrenwerte Talbot von Christ Church College, dritter Mann des siegreichen Oxfordbootes im großen Themserennen gegen Cambridge, hatte vorgestern ihnen beiden in St.-Giles Street die Hand gegeben. Sie waren rot vor Stolz geworden.

„Sind sie denn immer noch so ungezogen?" fragte Inge zerstreut.

„Bill und Bob? Das sind kleine Gentlemen!"

„So? Na — hier waren's Lausbuben!"

„Ja, hier in Deutschland, da lassen sie sich leider gehen!"

Die kleine Frau Higgins hatte ganz krauses, aschblondes Haar, fidele hellblaue Augen und Grübchen von Komik um die Mundwinkel. Sie setzte sich der Schwester gegenüber.

„Ihr hier habt's gut: Ihr nennt einen Lausbuben einen Lausbuben! Bei uns drüben wäre das nicht respektabel! Du glaubst nicht, wie verlogen sie sind! Bis in die Knochen. Es gehört zur guten Erziehung, sich selber zu beschummeln. Bei meinen Jungen fängt's auch schon an . . ."

„Ich bitte dich!"

„Wenn der eine einen Apfel vom andern haben will, dann sagt er sich, daß soviel Obst für den Bruder nicht gut sei. Und daß es andererseits nicht weise sei, einen Apfel verderben zu lassen! Und dann opfert er sich erst und frißt ihn! So sind sie alle! — Ich fasse sie in Gottes Namen humoristisch auf . . ."

„Das ist noch ein Glück!"

„Sonst könnt man überschnappen! Behüte uns nur der Himmel vor einem Krieg zwischen uns und ihnen. Dann wüßt ich wirklich nicht, was aus mir wird!"

Der Krieg . . . Schon wieder. All das um Isebrink. De Klock — de sleiht — de Tied, de geiht — Es summte und brummte in Inge Tillesens Ohren wie von einem fernen Kirchturm durch die Lichterhelle, das Menschengewühl, das Stimmengewirr des großen abendlichen Empfangs der Kongreßgäste im Hause ihres Vaters. Eben hielt der kleine, dicke, weißbärtige Professor Rousillon von der Pariser Sorbonne seine Anrede an den Gastgeber, der gerade in diesen Tagen auch noch seinen sechzigsten Geburtstag feierte.

„Cher maître — mon cher confrère . . ." Er breitete die kurzen Ärmchen aus und fiel dem Geheimrat Tillesen beinahe um den Hals. Der stand schlicht und einfach da, ein äußerlich unscheinbarer Gelehrter, und lächelte still über Brille und Menschendinge hinweg.

„Excellenza!"

Professor Giovanelli aus Bologna warf sich in die Brust. Die Sprache Dantes rollte von seinen schwarz umbuschten Lippen. Seine Augen funkelten. Inge Tillesen setzte sich. Sie dachte: Jeder sagt dasselbe, nur mit einer anderen Zunge. Jetzt wieder Professor Burchardt aus der Schweiz in einem rauhen und markigen Alemannisch . . .

„Guten Abend, mein Fräulein!"

Das klang in russisch gefärbtem Deutsch. Vor ihr war ein längliches, unruhiges und kluges Gesicht mit kühlen grünen Augen und dunkelblondem Schnurrbart. Eine vornehm hagere Gestalt, den Kopf nach Slawenart lächelnd ein wenig zur Seite geneigt. Erst wußte sie nicht, wo sie ihn hintun sollte. Dann fiel ihr ein: Gott — das ist ja dieser Mensch aus Moskau! Und zugleich stellte er sich selbst vor: „von Schjelting!"

Dabei nahm er, ohne eine Aufforderung abzuwarten, neben ihr Platz. Sie rückte unwillkürlich ein wenig von ihm ab und setzte sich: „Mein Fräulein . . ." Wahrscheinlich sparte er sich das gnädige Fräulein für den Gothaer Almanach auf. Der Dünkel leuchtete ihm aus allen Poren, trotz seiner liebenswürdigen weichen Art. Dabei — komisch: Eine ge-



wisse Unsicherheit in den Augen. Die entging ihr nicht.

„Ich habe Sie heute nachmittag schon einmal gesehen, Fräulein Tillesen! Sie standen vor Ihrem Haus mit einem Offizier!“

Die Stunde geht . . . die Zeit verweht . . . Einmal ist es zu spät! . . . Dann dachte sie sich: Nein! — Er reist ja erst morgen mittag ab!

„Die Welt ist doch klein: Zufällig traf ich denselben Herrn vor einiger Zeit mitten auf der Landstraße in Belgien. Ich habe ihn sofort wiedererkannt.“

Dabei zuckte es nervös auf seinen Zügen. Er wandte plötzlich den Kopf und sah sie starr an.

„Wissen Sie denn überhaupt noch, wer ich bin?“

Den Gefallen tat sie ihm nicht und machte nur ein zweifelndes Gesicht.

„Wir sind alte Bekannte aus Moskau! Das heißt . . . Sie haben mich da eigentlich hinauskomplimentiert. Ihr Vater schlief . . .“

„So?“

„Nun — und ich habe Ihren damaligen Rat befolgt, nach Wiesbaden zu gehen! Me voilà! Heute nachmittag war ich schon in der Sprechstunde!“

Er beugte den blassen Kopf vor und sprach so leise, als handelte es sich um ein Staatsgeheimnis.

„Und: imaginez-vous, quel hasard . . . beim Weggehen treffe ich zwischen Tür und Angel Professor Smoljanoff von der Universität in Odessa — den, der da eben die miserable deutsche Ansprache radebrecht.— Seiner Vorstellung verdanke ich die Einladung für heute abend . . . comme étranger de distinction . . . als Eindringling in der Wissenschaft . . .“

„O bitte — Sie sind hier willkommen!“

Sie fragte sich: Warum schaut er mich denn so sonderbar an? Nervös und . . .? Na ja — närrisch sind ja Vaters Patienten häufig! Ein leiser Hauch von Zigaretten, Kölnischwasser und ganz feinem Juchten wehte von ihm aus. Er rief in ihr wieder die Erinnerung an Moskau wach, an Glockengeläute von hundert Goldkuppeln in weißglitzerndem Schnee, an asiatische Weite.

„Kommen Sie jetzt aus Rußland?“

„Nein. Aus Belgien!“ sagte er hastig. „Wahrscheinlich reise ich von hier nach Montenegro.“

Seine Augen gingen unstet im Kreis. Er war plötzlich irgendwoanders mit seinen Gedanken. Dann kam er zu sich und schlug lächelnd die Fingerspitzen aneinander. Sein Landsmann Smoljanoff hatte seine Rede mit einem Hoch auf die deutsche Wissenschaft geschlossen. Nikolai Schjelting fragte: „Wer ist denn der schlanke, blonde Herr, der jetzt das Wort ergreift?“

„Ein Schwede. Professor Solander aus Upsala!“

„Er kann vorzüglich Deutsch!“

„Er war jahrelang Assistent meines Vaters, ebenso wie mein Schwager Higgins. Der Japaner auch, der nach ihm kommt!“

Der Asiate im Frack sah winzig neben dem langen Skandinavier aus. Inge Tillesen sagte sich: Was soll ich den ganzen Abend neben dem Russen sitzen? Sie stand plötzlich auf und ließ ihn, der sie verblüfft ansah, wo er war. Drüben, auf der anderen Seite des Saales, war ein Sprachgewirr des Turmbaus von Babel. Dann eine Stille. Professor Schefik-Bei, der bebrillte Osmane vom großen Militärhospital in Stambul, pries in einem reinen und guten Deutsch als einstiger Jünger der Ruperto-Carola und Georgia-Augusta vor diesen Männern vom Fuß des Fusiyama und der Pyramiden, vom Geldenen Horn und Goldenen Tor die deutsche Wissenschaft.

Dann kam Professor Higgins aus Oxford, Hanna Tillesens Mann. Er sah mit der goldenen Brille über den bartlosen, schwammigen Zügen wie ein gelehrter Chinese aus. Er blinzelte gleich schalkhaft über sein bartloses Gesicht. Er sprach mit trockenem Witz wie ein englischer Klubredner. Er gestand es gleich zu Anfang: Er konnte doch nicht seinem Schwiegervater Komplimente machen! Nein: Vorwürfe! In der Tat: Man war ernstlich besorgt. Keine Frage war geeignet, einen Mann schlaflos zu machen, als dies: Was würde denn schließlich aus der Menschheit, wenn man ihr das Sterben ganz abgewöhnte — durch die deutschen Gelehrten. „And his Excellency my father in law“, an der Spitze! Sein näselndes und bekümmertes Halbdeutsch und Halbenglisch klang so komisch und zugleich so ungewollt freimütig und herzlich, daß alles lachte und klatschte. Halblaut sagte seine Frau zu ihrer Schwester Inge: „Dabei haßt er Deutschland wie die Sünde!“

„Was, Hanna . . .“

„Ja, neuerdings! Früher mißachtete er es nur und riß bösartige Witze über uns! Bob und Bill plappern sie ihm ja schon nach. Aber jetzt hat er unter dem Einfluß seines Bruders, des großen Sir William Higgins, auf euch eine kalte Wut!“

„Und da schämt er sich nicht, hier so zu reden?“

„Ach, Inge — du kennst das People noch lange nicht!“

„Aber Lügen ist doch kein Gesellschaftspiel!“

„Nein, Schatz: bei uns drüben eine Kunst. Ein höchst ernsthaftes Ding. Eine Gemütsakrobatik, im gegebenen Augenblick erst sich zu belügen und dann seinen Nächsten!“

„Darüber lachst du auch noch, Hanna?“

„Weißt du: wenn ich drüben einmal nicht mehr lachen kann, dann werd ich verrückt.“

De Klock — de fleiht — de Tied — de geiht . . . Plötzlich klang es wieder wie die Warnung Isebrinks: „Wir sind von Feinden umgeben!“ Dabei überall frohe Gesichter, freundliche Worte in fremden Sprachen. Diener gingen umher und boten ehrwürdigen Edelwein in geschliffenen Römern. Deutschland ver-

schwendete seinen goldenen Überfluß vom Rhein. Ringsum ein Schmatzen, Schlürfen, Lachen. Es übertönte fast das sonderbare, das „l" und „r" verwechselnde Englisch Li's, des Mandarinen, der die Grüße Pekings überbrachte. Auf einmal stand Nikolai Schjelting wieder neben Inge. Er tat, als bemerkte er ihre etwas befremdete Zurückhaltung nicht, oder übersah sie wirklich in einer inneren Erregung, die immer wieder zuckend über sein Gesicht lief. Dabei bewahrte er doch sein gewohntes hochmütiges und gewinnendes Lächeln.

„Deutschland hat zwei Gesichter!" sagte er. „Hier ist der preußische Janustempel geschlossen. Hier ist das Reich der Geister, das wir seit Jahrhunderten kennen und schätzen!"

Sie schwieg. Er fuhr fort im lässigen Ton eines Mannes, der gewohnt ist, sich zu hören: „Weimar... Bayreuth .. Wissen Sie, was für mich eine der geweihtesten Stätten ist: der kleine, rote Sandsteinbau hinter dem Wredeplatz in Heidelberg, wo Bunsen und Kirchhoff die Spektralanalyse entdeckten. Das sind die wahren Welteroberungen des germanischen Genius: durch den Weltenraum!"

Er war offenbar bemüht, ihr, der Tochter dieses Gelehrtenhauses, etwas Verbindliches zu sagen. Dabei war für sie immer ein Klang von Herablassung in seinem harten Deutsch. Ein Wink an das Volk der Dichter und Denker: die Erde ist vergeben! Mond und Sterne sind für euer Fernrohr frei!

„Die Macht des Gedankens!" sagte er mit einem lächelnden Blick über die festlich bewegte Menge aller Völker und Zonen. „Ich liebe dies Deutschland. Alles, was bei Ihnen alt ist: die Burgen am Rhein . . . den Kölner Dom . . . die Lorelei . . . die Romantik . . . Ah — diese Höhenluft tut wohl! Ich wünschte nur einmal die Feinde Deutschlands hier herbei, damit sie erkennen, daß Deutschland nicht bloß an Krieg und Welteroberung denkt!"

„Wir? . . . Kein Mensch bei uns!"

Nikolai Schjelting lächelte.

„Die deutsche Disziplin ist bewunderungswürdig. Das Geheimnis der Massenorganisation. Jeder will es. Aber keiner gibt es zu."

„Ich glaube, Sie träumen . . ."

„Wissen Sie, daß Sie darin den Japanern ähnlich sind? Ah — ce Grec là!" In dem Stirnrunzeln gegen den in schallendem Französisch seine Ansprache haltenden Professor Aristides Papadopoulo von der Hochschule in Athen lag die Verachtung des russischen Beschützers gegen das orthodoxe Völkergemengsel auf dem Balkan. „Aber es hilft Ihnen nichts, Fräulein Tillesen. Jedes Kind auf der Erde weiß, daß Bismarck noch lebt!"

„Natürlich lebt er in uns!"

„. . . und daß sich Deutschland über kurz oder lang für Bismarck oder für Goethe entscheiden muß. Beides zugleich kann man nicht sein. Les esprits se rencontrent. Nun — unter diesem Dach sind wir auf Goethes Spuren!"

Schjelting merkte, daß seine Art, slawische Unbestimmtheit in gallische Klarheit zu pressen — dies geistreich lässige Obenhin, dem er bei den Weltdamen von Petersburg und Paris den Ruf eines bedeutenden Kopfs verdankte, an Inge Tillesens ruhiger deutscher Sachlichkeit abprallte.

Sein Lächeln hatte auf einmal etwas Asiatisches. Erinnerte sie an Moskau. Der ganze Mensch war ihr einen Augenblick unheimlich.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Pflüge.

Auf dem Feld sah ich drei Pflüge,
Mit jedem Pflug schritt eine Frau,
Ernst und ehren ihre Züge,
Zwei noch blond, die dritte grau.

Furchen ziehen sie im Schweigen,
Denken an der Männer Blut;
In der stillen Arbeit zeigen
Sie der Arbeit stillen Mut.

Wo sie ackern, wachsen Garben,
Zukunft reißt die Pflugschar auf,
Heimaterde läßt nicht darben.
Keimen — ernten — ewiger Lauf!

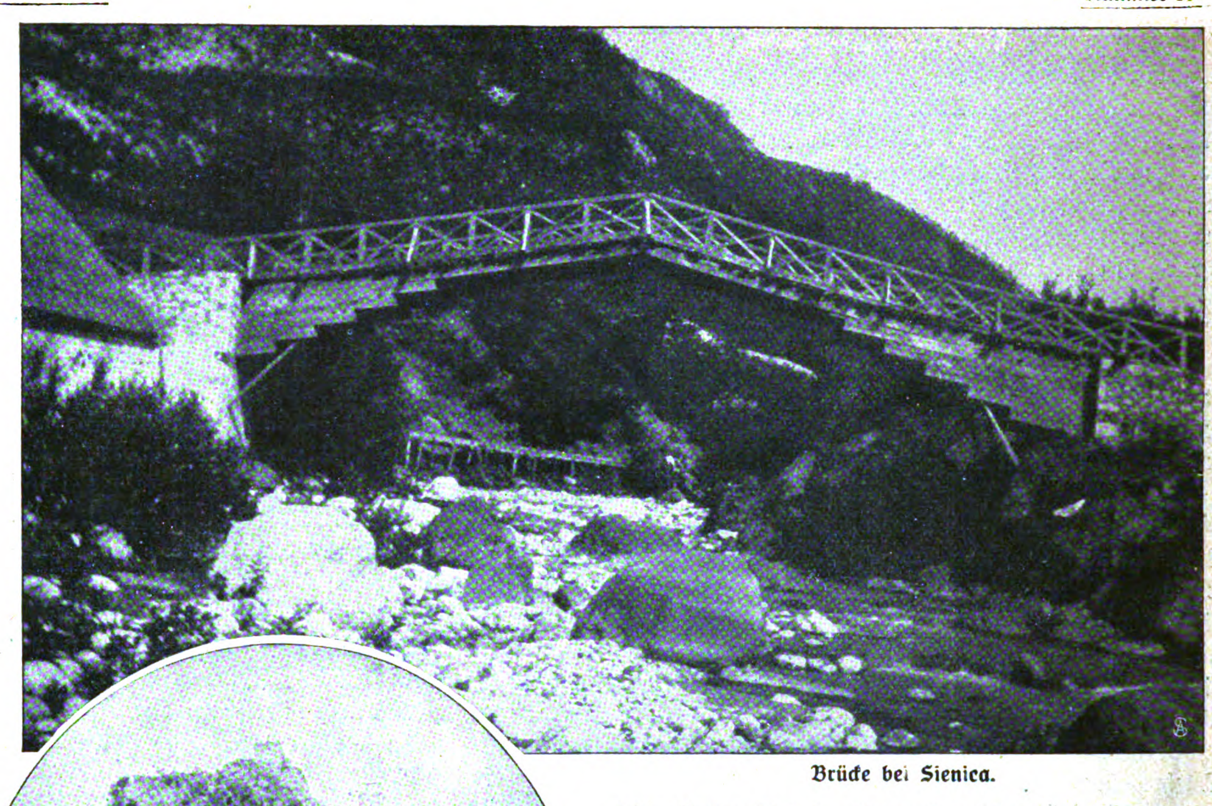
Alexander von Gleichen-Rußwurm

Erinnerungen an den Sandschak Novipasar.

Von Otto Wohlberedt. Hierzu 7 Aufnahmen.

Oft habe ich als naturwissenschaftlich angehauchter Tourist den Balkan bereist, und die angenehmsten Erinnerungen sind mir von meinem Aufenthalt im Sandschak Novipasar geblieben. Dieses Gebiet lernte ich 1907 kennen, ein Jahr vorher, ehe es von den Oesterreichern geräumt wurde. Nur selten verirrte sich jemand in diese Gegend. In der letzten Zeit war zwar ein Besuch dadurch erleichtert worden, daß Oesterreich eine strategische Schmalspurbahn bis an die serbisch-türkische Grenze von Serajewo aus gebaut hatte, während man früher mit der militärischen Post die Strecke von Serajewo bis an die Ostgrenze benutzen mußte, und das dauerte mehrere Tage. Um so größer war aber die Freude bei den österreichischen Offizieren, wenn sich wirklich jemand in diesen tückischen Wetterwinkel verirrt hatte, und die Wochen, die ich in den drei Orten Plevlje, Prijepolje und Priboj verlebte, gehören zu den angenehmsten meiner sämtlichen Reisen. Mit

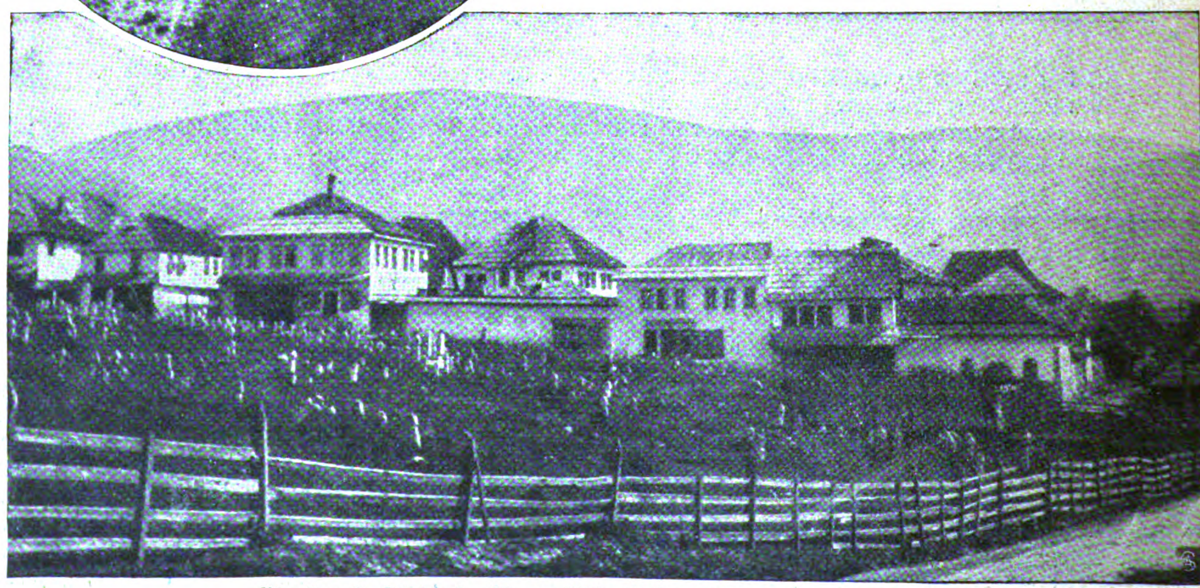




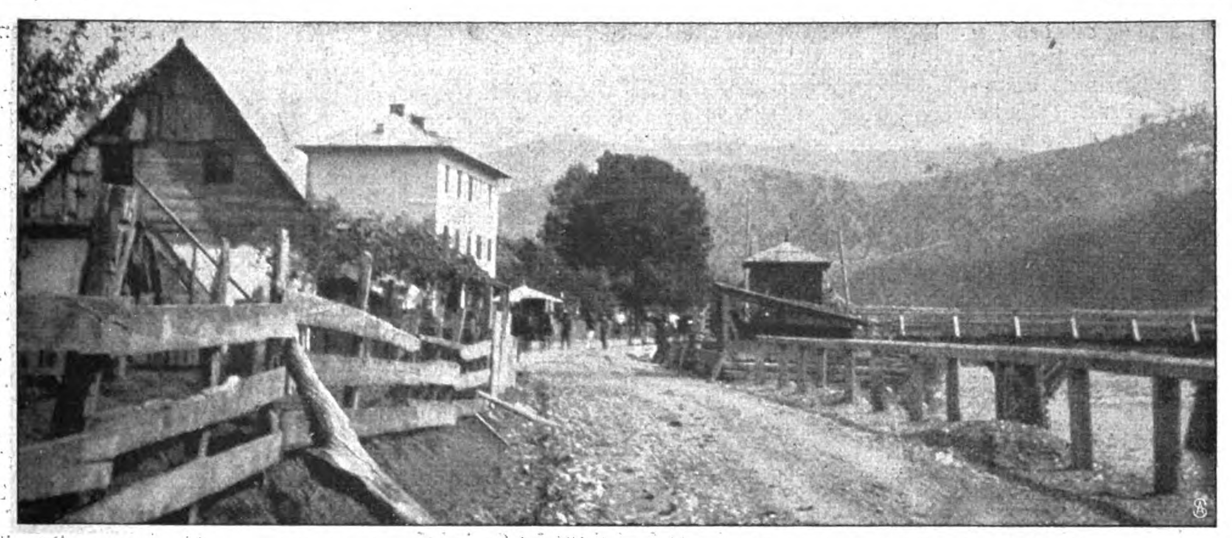
Brücke bei Sienica.

einem Gastmahl beim General wurde man empfangen und mit Champagner, der hierher zollfrei war, fortgetrunken, um an den anderen Orten wieder eine ähnliche Aufnahme zu finden. Bei meinem Abschied von Plevlje spielte die Regimentskapelle bis drei Uhr früh, weil der General mit seinem gesamten Stab im Offizierkasino zu Ehren des Besuchers nicht eher fortging.

Die Ausflüge galten nicht als ganz ungefährlich, da im Sandschak zumeist slawisches Gesindel hauste, und an der montenegrinischen Grenze wären wir mit unserem Hause, in dem wir übernachteten, beinahe elend verbrannt. Wer das Feuer des Nachts angesteckt hatte, war nicht herauszubekommen. Durch Revolver=



Plevlje mit Friedhof. Oberes Bild: Ruine Hisardzik bei Sienica.



Bosnische Grenz-

station Uvac.

schüsse wurden wir geweckt, schnell kleideten wir — ein österreichischer Offizier und ich — uns an und erwarteten am brennenden Hause mit geladenem Gewehr die Dinge, die da kommen sollten. Der österreichische Konsul aus Plevlje, der ebenfalls dabei war, hatte zu seiner Untersuchung zwei Burschen mit geladenem Gewehr neben sich.

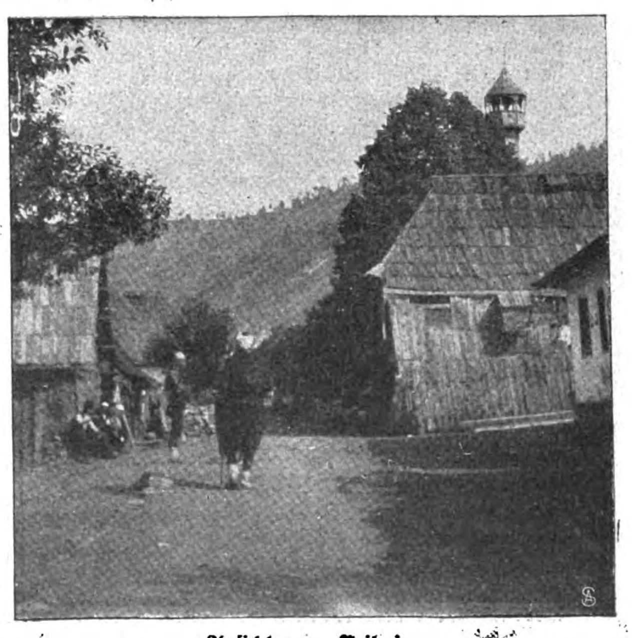
Wenngleich Oesterreich-Ungarn seit 1878 das Recht hatte, den gesamten Sandschak zu besetzen, so begnügte man sich doch mit den im nördlichsten Gebiet gelegenen drei Orten, und trotz dieser Genügsamkeit mußte das Militär doch einzelne recht unangenehme Erfahrungen machen. Militärische Posten, die die Post regelmäßig zu begleiten hatten, wurden weggeschossen, und einmal kam es sogar bei einem Manöver in Plevlje



Wohnhäuser in Plevlje.




Straße in Plevlje.



Ansicht von Priboj.

vor, daß auf den Generalstab, der sich ziemlich weit außerhalb der Stadt befand, Schüsse abgegeben wurden.

War der Gebietsteil, das sogenannte Limgebiet, das 1908 von Oesterreich wieder geräumt wurde, noch einigermaßen bekannt, so war das übrige Gebiet des Sandschak Novipasar, also der uns zunächst gelegene Teil der Türkei, bis auf die Hauptstraße über Novipasar nach Mitrowitza gänzlich unbekannt. Man kannte weder das Gebiet noch die Höhe der Berge noch irgend sonst etwas. Dementsprechend sind auch die Angaben in der österreichischen Generalstabskarte. Selbst die wenigen Herren, darunter ein deutscher und ein französischer Diplomat der „Dette publique", welche die Hauptstraße passierten, konnten dies nur im Eilmarsch tun, wobei irgendwelche Notizen über die geographische oder geologische Beschaffenheit des Landes, photographische Aufnahmen usw. gänzlich ausgeschlossen waren. Die Bevölkerung außerhalb dieser Hauptstraße machte einen Besuch des mittleren und südlicheren Gebietes vollständig unmöglich. Nur vereinzelt soll es vorgekommen sein, daß Serben, gestützt auf ihre Sprachkenntnisse, den Sandschak Novipasar im mittleren Teil durchquert haben. Der Uebergang nach Montenegro erfolgte dann an einer einzigen Stelle, da die übrige Grenze zwischen der Türkei und Montenegro fast in der ganzen Lage des Sandschaks durch die stellenweise über 1000 Meter tiefe und unzugängliche Täraschlucht gebildet wird.



Türkisches Wohnhaus im Sandschak.

Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

14. Fortsetzung.

Der kleine Roßhaupt war ein zäher Bursche und wußte, was er wollte. So gab er denn Eva zu verstehen, daß er am liebsten zu Onkel Wingen ginge. Das kam ihm ganz natürlich vor, und als Eva ihn mit dem Kättele neckte, wurde er nicht einmal rot, aber ein tiefer Glanz erschien in seinen Augen, und er antwortete: „Ach, da war ich ja noch ein dummer Junge."

Es war wirklich ein kluger Gedanke von ihm, in Kolmar die drei letzten Jahre Pennal abzudienen, denn Will hatte selbst empfunden, daß Hermann einem dritten Wechsel oder gar einem Herumziehen nicht unterworfen werden dürfe. Peter Wingen aber war ein alter Mann geworden, und auch Madame Eugenie hatte schon die Schwelle der Sechzig überschritten.

Eva schrieb daher an das Kättele, und das Kättele antwortete, der Vater werde den Buben, an dem er einen Narren gefressen habe, sofort aufnehmen. Mama aber werde einigem Zureden nicht widerstehen können.

Dann erklärte Peter Wingen in einem Briefe, in dem er Will nach zwanzig Jahren heimzahlte, was noch nicht beglichen war, der Junge solle nur kommen, er sehe nicht so aus, als wollte er nachts durchbrennen und seinen Großonkel zum Narren machen, und ein Windhund scheine er auch nicht zu sein. Auch säßen sie allein in dem alten Haus und sähen von der Welt nicht viel. Aber das mache er zur Bedingung: Bei dem ersten Anzeichen von Dichteritis werde der Kranke rücksichtslos exmittiert. Alle andern Kinderkrankheiten könne er im Hause abmachen. Auch werde strenge Respektierung des schwarzen Zopfes verlangt, von dem sich seine Frau immer noch nicht trennen könne. Im übrigen leiste das Kättele Bürgschaft, und die genüge.

Will war es bei dem Lesen dieses Briefes, als wären zwanzig Jahre nicht gewesen. Er sah sich durch die grünen Wiesen streifen, die nackten, zarten Kelche der Herbstzeitlosen im Gras und einen schwirrenden Starenschwarm zu Häupten. Er sah die Berge, die Dörfer, die Menschen, die ganze Landschaft wuchs zu ihm her, und er selbst verschwand darin, lebte in ihr als ein Organ, das nur da ist, um zu sammeln und festzuhalten, und das unbewußt tut, bis nach zwanzig Jahren die Summe dieser Beobachtungen und die Fülle jener Eindrücke wie ein Sprudel aus dem Innern steigt und ein eigenes Leben verlangt.

Als Will sein neues Buch schrieb, in dem die Unmittelbarkeit der Gefühlswelt mit den realen Dingen zu einem lebendigen Werk verschmolz und eine ruhige Hand mit kräftigem Zug die Feder führte, da war der graue Schein an seinen Schläfen schon stärker geworden.

Aber es war die Zeit und das Zeichen der Reife, und die weißen Fäden schmerzten nicht.

Zwei Jahre waren vergangen, seit sie ihr Geld gezählt hatten, und das Kapital war zusammengeschmolzen.

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

Will kämpfte mit dem Entschluß, wieder eine Stellung zu suchen. Die dramaturgischen Arbeiten und die literarischen Artikel, die er veröffentlichte, sicherten ihnen nur ein geringes Einkommen. Der Roman, zu dem er endlich gekommen war, schien keine Rolle spielen zu wollen in ihrem Haushalt.

Sie wohnten in Straßburg. Alte Liebe hatte ihn hingezogen. Draußen am Schiltigheimer Tor hausten sie in vier Stuben, wie Eva vorausgesagt hatte, in vier Stuben und über drei Treppen. Eine Kochfrau kam am Morgen und machte zugleich die grobe Zimmerarbeit. Nachmittags war Eva allein. Will arbeitete in seinem Zimmer, Ännchen ging zur Schule.

Eva sah, wie Will sich sorgte und mühte, aber sie bekämpfte seinen Entschluß, wieder eine Stellung anzunehmen, in ihrer sanften, entschiedenen Weise, ohne sich dadurch irremachen zu lassen, daß ihr Geldvorrat langsam, aber stetig abnahm.

Sie glaubte felsenfest daran, daß Will nur in der Freiheit sich innerlich ganz entfalten konnte, und er war so aufrichtig, ihr recht zu geben und so selbstkritisch einzugestehen, daß ihn jede Stellung, auch die bestbesoldete und ehrenvollste, als Abhängigkeitsverhältnis wund drücken oder zur Rebellion bringen würde. Aber in dunklen Stunden, wenn er Eva blasser fand, wenn Ännchen erkrankte oder er selbst nur mit Aufbietung der ganzen Willenskraft gegen ein Ermatten und Erlahmen, gegen Enttäuschungen und Zweifel ankämpfte, dann geriet er immer wieder in Versuchung, einer der Berufungen, die an ihn ergingen, Folge zu leisten.

Das waren bittere Stunden.

Aber sie wurden nicht Meister über ihn. Und allmählich ordnete sich das Chaos des Lebens, gewann er gegenüber der bewegten Vergangenheit die richtige Entfernung, blickte er darauf hinab wie auf weithin entfaltetes ruhendes Land, auf Berge und Täler, Abgründe und Schroffen, über die der Himmel seine Wolken und seine Sonne führt. — In ungebrochenem Strom hoben sich Erlebnisse und Erfahrungen aus der Tiefe, läuterte die Phantasie sie zur kristallenen Fülle, wurden die Gesichte zu Gestalten, und die Zeiten kehrten wieder, da er seiner Frau vorlas wie einst in Zürich.

Die Zeit der Not und des Glücks! Ja, auch die Not hielt Einkehr, und Eva Roßhaupt empfing sie mit ruhigem Herzen.

Wenn sie in der Dämmerstunde zum Tor hinausgingen oder an den Staden entlang wanderten, der Münsterturm am rosigen Himmel stand und die stillen Wasserflächen in violetten und silbernen Tönen schwammen, dann versank die Welt um sie her. Dann waren sie allein auf der grünen Erde, sprachen von ihrem Sohn, der trotzig und treu seinen Weg ging, von dem Mädchen, das sein lebhaftes Wesen kaum bezähmen konnte, und von den Sorgen des nächsten Tages. Aber alles mit der Ruhe vielerfahrener Menschen. Will zeigte seiner Frau das Stadttheater und ging mit ihr in den Hof in der Pergamentergasse, wo er als Student gewohnt hatte, und kaufte in dem bewußten Lädchen wieder seine Federn und Papiere. Die Ill zog noch still und träumerisch durch das grüne Land, und die Liebespärchen und das junge Volk fuhren noch wie in Wills Jugendjahren auf dem spiegelnden Wasser.

Im Winter des Jahres 1909 drohte Wills Gesundheit sich zu erschöpfen.

Er hatte sich überarbeitet, seine zarte Konstitution war dem Rückgang der Verhältnisse nicht gewachsen gewesen.

Jetzt begann Eva zu rechnen, aber auf ihre Art. Sie hatte sich bis jetzt nie Sorgen gemacht, wie weit ihr Geld noch reichen könnte, sondern treu hausgehalten und gespart und jedem Tag seine Sorge überlassen. Wie früher, wie einst! Jetzt rechnete sie, und das Ergebnis war erstaunlich. Sie erklärte ihrem Manne, sie habe alles wohl überlegt, und sie könnten im Frühjahr gut und gern ein paar Wochen, ja sogar ein paar Monate oder auch den ganzen Sommer — warum denn nicht? — in die Berge gehen.

„Die Sache ist ganz einfach, Will. Du mußt gesund werden, und der Arzt sagt, du solltest einmal gründlich ausspannen und dich an einen schönen Ort setzen, brav essen und schlafen und spazierengehen, dann käme die Gesundheit von selbst wieder. Ich hab gerechnet wie noch nie. Wir gehen, ich weiß sogar wohin. Ich möchte so gern wieder einmal nach Sachseln, an den kleinen grünen See in dem grünen Land. Weißt du noch?"

Sie tat, als läge ihr selbst am meisten daran, dorthin zu gehen. Es war das schlaueste Mittel, Wills Zusage zu erhalten.

Er wollte ihre Berechnungen nachprüfen.

„Ja, Eva, das ist allerdings sehr einfach. Du hast alles andere heruntergesetzt oder gestrichen und dafür einen Posten „Wills Gesundheit" aufgemacht, der um ebensoviel erhöht worden ist. Das ist kein Budget."

Da trat der schwere Zug in ihr Gesicht, und in ihren Augen erschien das große Licht.

„Will, das hab ich von dir gelernt. Gerade so hats der Intendant in Karlsburg gemacht. Wir reisen."

Es war ja nicht ganz richtig, was sie sagte, die Parallele sehr gewagt und wenig schmeichelhaft für das Gedächtnis des Intendanten Wilhelm Renner, aber Will erwiderte nichts. Eine tiefe Bewegung, die er nicht zeigen wollte, verschloß ihm den Mund.

Sie verkauften die Möbel, die sie bei ihrem Umzug nicht hatten aufstellen können und die noch im Speditionslager standen, und gaben mit raschem Entschluß auch ihre Wohnung auf.

Und als hätte das Schicksal nur auf ihren mutigen Entschluß gewartet, zog es plötzlich den letzten Roman Wills aus dem Dunkel und rückte ihn in das Licht des Tages. Der Brief des Verlags, der die überraschend warme Aufnahme des Werks durch die Lesewelt meldete, erreichte sie in Sachseln.

„Ich habs gewußt", sagte Eva lächelnd, aber als sie allein war in dem alten Ziergarten hinter dem Landhaus auf der Lindenhöhe, da stürzten ihr die Tränen aus den Augen, gerade wie damals in Zürich, als Will an die Providentia berufen wurde. In dem Garten war ein kleiner Weiher, über den ein Brücklein führte. Sie lehnte sich über das Geländer und freute sich, als ihre Tränen wie blanke Kristalle von den Wangen in das zitternde, goldschimmernde Wasser fielen.

Will sah ihr nichts an, als sie sich wieder zu ihm wandte. Er war gar nicht überrascht von dem Erfolg, der ihn nach so vielen Jahren wieder aufsuchte. Gedankenvoll blickte er von der Veranda über den See zur Kammlinie des Gebirges. Die Schwäche drückte ihn noch in den Stuhl.

„Siehst du, Eva, damals das Buch, das ich schrieb, als ich erfahren hatte, daß Mann und Frau eins sind und daß erst im Schmerz ein Pflug und Segen verborgen liegt, der unsern Acker erst in der Tiefe aufwühlt, aus der die reifen Früchte steigen, das Buch ist ein Buch der Jugend gewesen. Seine Jugend, sein volles Sich-



einsetzen und sein froher Optimismus, die haben es in die Höhe getragen. Es war wie ein Freiballon, der sich mit einem Ruck von der Erde ablöst und als goldene Kugel höher und höher in die blauen Lüfte steigt, ein Anblick, der immer etwas Sehnsuchterweckendes und Mitreißendes hat."

„Will", flüsterte Eva leise, so ergriff sie sein schönes Bild, und ihr war, als sähe sie dort drüben in der türkisfarbenen Abendklarheit, die sich rasch von den violettgetönten Felsenschroffen ins Unendliche zog, die goldene Kugel schweben, von der der Dichter gesprochen hatte.

Aber Will fuhr fort, und seine Stimme hatte einen noch verhalteneren Klang:

„Was ich jetzt geschrieben habe, schreibt ein junger Mensch nicht. Irrungen und Wirrungen, Suchen und Sehnen, Verschulden und Verzeihen muß über uns gekommen sein, das Leben seine Rätsel vor uns aufgestellt haben, ehe wir so schreiben lernen. Dieses Buch ist kein Kugelballon, der, unbekümmert, von stürmender Sehnsucht und überschwenglichem Kraftgefühl getrieben, in die Höhe schießt, als müßte er das blaue Lichtmeer bis zum fernsten Stern durchfliegen, sondern ein Luftschiff, das hoch über der grünen Erde, vom tönenden Propeller umschwirrt und bewegt, vom Herzschlag des Motors getrieben und vom bemannten Steuer gelenkt, seinen Weg zieht.

Und wieder erschauerte Eva, und ihre Hand glitt in die seine. Sie rückte noch näher zu ihm hin. Die Farben des Himmels erblaßten zu durchsichtigem Perlmutterglanz.

Die seelische Befreiung, zu der sich Will durchgerungen hatte, förderte seine Genesung. Er erholte sich und stand nach einigen Wochen wieder kräftig, kräftiger als seit Jahren, in den Schuhen. Auch Eva blühte in einem Spätsommer auf, der ihr nun die Sorgen von den Schultern nahm, so daß sie bald scherzend zu schelten begann und sagte: „Ja, nun brauchst du wahrhaftig bald einen Bankier statt meiner! Ich komme mir schon halb abgesetzt vor."

„Sag doch gleich überflüssig", erwiderte er lächelnd.

Aber da schüttelte sie den Kopf.

„Ueberflüssig, nein, nein, dazu bist du noch nicht seßhaft genug, Mann."

Es war das erstemal, daß sie auf seine Unruhe, seine Rastlosigkeit anspielte, und gerade die waren im Niedergehen, begannen zu ebben, sich zu glätten, und es war eine kernhafte Bescheidung in seinen Worten, als er antwortete:

„Ich glaube, ich hab die Heimat draußen gesucht, statt sie inwendig zu suchen. Draußen, irgendwo draußen in der Welt find ich sie nie. Meine Heimat ist bei dir."

„Bei mir?" fragte sie, und ein Leuchten stieg in ihr Antlitz.

„Ja, Eva, bei dir."

Es klang wie ein Befehl, gegen den es keinen Widerspruch gibt. Und lächelnd schwieg sie still.

Was Wunder, daß sie sich, da sie so miteinander sprachen und die Summe ihres Lebens zogen, nicht von Sachseln trennen konnten, wo sie sich in der vollen Harmonie ihres Wesens und im Einklang ihrer Seelen gefunden hatten.

Der Herbst kam, und sie hausten immer noch in dem Landhaus über dem Dorfe. Sie hatten es jetzt ganz für sich. Die Sommergäste hatten das Tal verlassen, die Brüningbahn lief gemächlich wie ein Spielzeug, und die Stille der Herbstreife lag über der anmutigen Welt.

Wenn der Duft sich verzog und die Sonne die Berghalden freilegte, die Bäche rauschten und die Glocken von Sarnen über den See klangen, dann gingen sie auf der Flühlistraße langsam, vor ihnen den Horizont, bis eines Tages weiße Bänder in den Runsen des Pilatus glänzten und der Reif auf den Matten glitzerte. Die Birnbäume standen leer, nur ein unaufhörliches sanftes Fallen der gebräunten Blätter lichtete noch die ausgeräumten Kronen um sie her.

Sie gingen langsam, denn Eva war nie mehr ganz zu Kräften gekommen und litt gerade jetzt wieder stärker an Schwächezuständen. Seit sie nicht mehr so zu sorgen und zu schaffen hatte, löste sich die gewaltsam angespannte Energie ihres Wesens zu einer milden Heiterkeit. Unter dieser Heiterkeit verbarg sie ihre körperliche Schwäche und schalt sich faul und träge, um unter diesem Vorwand den Liegestuhl wieder zu Ehren zu bringen.

Sie täuschte Will nicht ganz, aber da sie keinen Arzt verlangte, so blieb er doch über den Grad und die Natur ihres Leidens im Unklaren.

Wenn sie auf der Veranda lag, konnte sie über das Dorf Sachseln weg den See und das gegenüberliegende Ufer mit dem steil ansteigenden Berghang überblicken, ohne den Kopf vom Kissen zu heben. So lag sie oft, während Ännchen in der Stube von dem Vater unterrichtet wurde.

Will hatte sein pädagogisches Talent auf einmal wieder entdeckt. Der ruhig und gelassen auffassende, langsam aber sicher lernende Sohn hatte ihn in Berlin bei Eva in Mißkredit gebracht. Aber jetzt sah sie mit Staunen, wie er die zarte Seele Ännchens mit feinem Gefühl erschloß und ihre rasche Auffassung zu sättigen verstand. Verlorene Worte klangen zu ihr her, während sie die Augen auf dem blaugrünen dunkelleuchtenden See ruhen ließ. Purpurrote Kirschbäume standen drüben auf der schmalen Rodung, wo das verfallene Landhaus unter dem schweigenden Walde lag. Schon blickte das weiße Steinbett des Baches aus den gelichteten Bäumen. Goldbraune Buchen und schwarze Tannen stiegen von der Berghalde zum See herab und begleiteten den tief eingeschachteten Bach bis zur vorgetriebenen Mündung. Über der ersten Berglehne stieg ein zweiter höherer Grat wuchtig empor, und darüber stand der Himmel. Wenn die Morgensonne schien, blitzten die Fenster in den zerstreuten Hütten, die nach Sarnen zu dichter zusammenrückten.

Dort drüben war Einsamkeit.

Dort drüben sah man die Schneeberge. Sie erinnerte sich noch des ersten Augenblicks, als sie vor Jahren planlos über den dunkelblauen See gefahren waren. Damals war Eva noch stark und blühend gewesen, aber das Herz hatte ihr von dunklen Ahnungen bänglich geklopft. Heute war sie schwach und hinfällig, aber sie hatte einen heitern Mut, und ihr Herz war voll ruhiger Freude.

„Da drüben möcht ich jedes Jahr ein paar Wochen oder Monate hausen", sagte sie einmal, „du erinnerst dich doch, wie wir dort waren — „bella solitudo", heißt es nicht so?"

Will lachte leise.

„Du bringst da etwas durcheinander. Das Haus hat seither dreimal den Besitzer gewechselt. Im „Kreuz" haben sie mir davon erzählt. Jetzt ist es kaum noch zu bewohnen. Aber der Spruch „Beata solitudo", den haben wir ihm angedichtet, der stammt irgendwo ganz anders her, Eva."

Da wußte sie wieder, wie der Zusammenhang war.

Sie kannte ja die Geschichte von Bogumil Lange und dem Zörnli.



Will aber ging am gleichen Tage noch einmal ins „Kreuz" hinunter und erkundigte sich genauer nach dem Besitz. Am andern Morgen fuhr er nach Sarnen zum Notar, der das verwahrloste Gütlein verwaltete, und kaufte es um 9000 Schweizerfranken, Haus und Wald bis zum Bach mit dem ganzen Uferstreifen. Es war ein schlechter Handel. Keine größere Straße führte vorbei, kein Ackerland gehörte dazu, die Matte war ausgelaugt, und der Wald trug kein schlagbares Holz. Die Seeböschung war unterwachsen, das Haus stand zwar noch gesund im Holz und fest im Stein, aber keine Innenwand mehr heil, das Dach ließ Wind und Regen ein. Die Brandschatzung betrug nicht mehr als 3000 Franken.

Er richtete es so ein, daß er die 5000 Franken, die er auf das Gütlein zahlen mußte, durch ein Honorar wieder ersetzte, das ihm bald nach dem Kauf zufiel, und es gelang ihm, den ganzen Vorgang vor Eva geheim zu halten. Er wollte sie zu ihrem Geburtstag, der am 27. Oktober begangen wurde, mit diesem ungewöhnlichen Geschenk überraschen.

„Du, Will, da drüben geht etwas vor", sagte sie manchmal und holte zuletzt sogar das Fernglas, um hinüberzuschauen.

„Es scheint so," erwiderte er harmlos, „wahrscheinlich ist deine Solitüde glücklich verkauft."

Kähne mit Bauholz strichen über den glatten See. Rote Ziegel erschienen auf dem skelettierten Dach, auf der Rodung wurde gegraben und gepflanzt.

„Aber man sieht nur Arbeiter und Handwerksleute", erwiderte sie, „wenn's ein Bauer wäre, trieb er's nicht so mit fremden Kräften. Sicher irgend ein Fremder, den die schöne einsame Lage verführt hat. Ja, wer Geld übrig hat, um es an so etwas zu wenden, der hat's schön."

Das sagte sie ohne Neid und Kritik und ganz unbefangen.

„Ja — w i r können's nicht", pflichtete ihr Will verständig bei.

Dann ging er ins Dorf hinunter und trieb, daß wenigstens das Gröbste bis zum 27. Oktober fertig wurde. Sie standen vor der Abreise, um im Frühling noch einmal nach Sachseln zurückzukehren. Dann bezog Hermann die Universität, und Aennchen kam in die Pension.

Es gelang ihm, Eva das Geheimnis zu verbergen, obwohl er zuletzt sogar seine Tochter hineinziehen mußte, um heimlich nach dem Rechten sehen zu können.

In der Frühe, wenn noch der Herbstduft in den Zweigen hing und der See unter einem silbernen Schleier lag, ruderte er hinüber. In einer Viertelstunde strich er mit den Stehrudern über den See. Er ließ alles ganz einfach herrichten, wie es zu einem Bauernhaus paßte, und am Giebel unter dem Läublein ließ er den Spruch anbringen:

„Zur glückseligen Einsamkeit."

Der war noch nicht trocken, die braune Farbe krustete noch in den Schnörkeln, da war der 27. Oktober gekommen. Ein leichter Regen wusch das Tal, Wolkenschleier hingen tief auf die Berge herab und strichen um das Haus zur Linde.

„Es wird Zeit, daß wir heimgehen," sagte Eva, als sie hinausblickte.

Sie hatte ihren Geburtstag vergessen. Erst als sie Mittags die Briefe des Kättele und ihres Sohnes auf dem Teller fand, wurde sie daran erinnert.

Da fiel ihr auf, daß ihre Tochter sich heute noch seltsamer gebärdete als in den letzten Tagen. In den letzten Tagen hatte sie geradezu den Aufpasser gemacht und immer wieder gesagt: „Papa ist ins „Kreuz", „er spielt Schach mit dem Kaplan" oder „ich glaube, Papa will allein sein, er macht einen Spaziergang nach dem Flühli".

Auf einmal sagte Eva, indem sie die Gabel hinlegte: „Ihr habt etwas vor, oder es ist irgend etwas geschehen. Wir haben uns ja nie mit Gratulieren abgegeben, aber heut ist etwas nicht richtig. Sag mirs, Mann!"

„Sag's nicht, Papa!" rief Ännchen aufgeregt.

Da brach die Sonne durch die Vorhänge und malte ein goldenes Auge auf die weiße Diele.

„Die Sonne", sagte Will leise und stand auf.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt.



Ill.-Verlag.

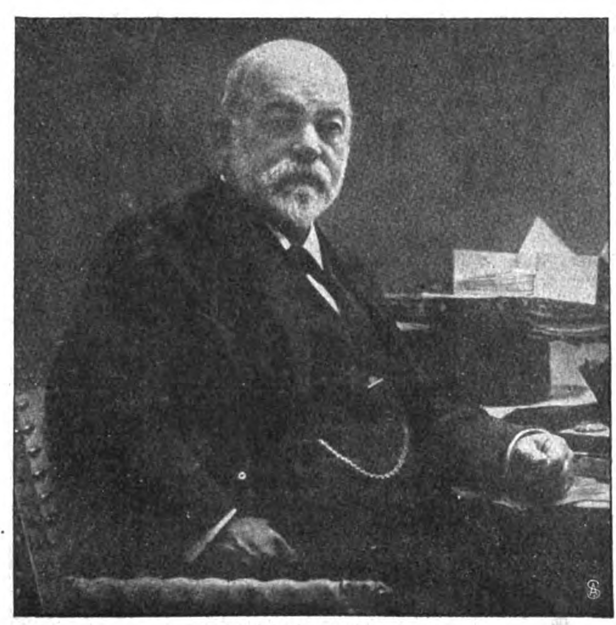
Ein deutsches Soldatenheim in der Georgenstraße in Wilna.



Kommerzienrat Joh. Klein, Gründer der Maschinen- und Armaturenfabrik vorm. Klein, Schanzlin u. Becker, Frankenthal (Pfalz), beging am 8. Dezember seinen 70. Geburtstag.

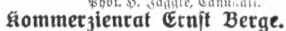


Mit dem Aufblühen der deutschen Automobil-Industrie und des deutschen Flugwesens ist der Name **Gottlieb Daimlers** unlösbar verbunden. Er war es, der mit seinem Mitarbeiter Wilhelm Maybach in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Cannstatt das Problem löste, eine Röhre von außen zu erhitzen, um die eindringenden Benzindämpfe zur Entzündung zu bringen. Seine Erfindung der Glührohrzündung ermöglichte es, den Motor in ein Fahrzeug einzubauen. Im Jahre 1883 war der erste Motor fertig, 1885 wurde das erste Motorrad hergestellt, 1886 lief das erste Motorboot auf dem Neckar, und 1894 siegte das neue Prinzip über zwanzig andere Systeme in der Rennfahrt Paris—Rouen—Paris. Der Daimler-Wagen legte die 126 km lange Strecke in 5 Stunden 50 Minuten zurück; von den 102 Konkurrenten kamen 15 überhaupt nur ans Ziel. 1890 wurde die Daimler-Motoren-Gesellschaft gegründet, die jetzt ihr 25jähriges Jubiläum feiert. Die großartige Entwicklung des Unternehmens hat Gottlieb Daimler nicht mehr erlebt; er ist am 6. März 1900 gestorben. Von der Arbeit, die er und seine Mitarbeiter sowie deren Nachfolger in den 25 Jahren geleistet haben, gibt ein Jubiläumswerk: „Zum 25jährigen Bestehen der Daimler-Motoren-Gesellschaft Untertürkheim" Kunde, das mit zahlreichen Illustrationen geschmückt ist. Neben dem Bildnis des ruhmvollen Erfinders geben wir noch die Bildnisse seines Sohnes, des Baurats Paul Daimler, und des Kommerzienrats Ernst Berge wieder, die beide dem jetzigen Direktorium des Unternehmens angehören.



Gottlieb Daimler.





Phot. H. Jäggle, Cannstatt.

Kommerzienrat Ernst Berge.



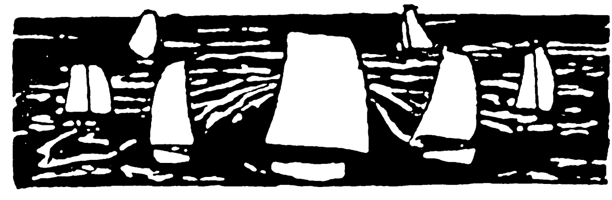
Baurat Paul Daimler.

Schluß des redakt. Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 51. Berlin, den 18. Dezember 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

7. Dezember.

Bei Berry-au-Bac glückt eine größere Sprengung. Oestlich von Auberive (in der Champagne) werden etwa 250 Meter des vorderen französischen Grabens genommen.

Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz wird Ipek erreicht. Die Franzosen müssen vor der drohenden Umfassung ihre Stellungen im Cerna-Vardar-Bogen aufgeben.

8. Dezember.

Versuche des Feindes, den Erfolg östlich von Auberive streitig zu machen, scheitern. Nordöstlich von Souain wird den Franzosen die Stellung auf der Höhe 193 in einer Ausdehnung von etwa 500 Meter entrissen.

Die Geschützkämpfe an der Isonzofront sind heftiger als in den letzten Tagen. Nachmittags schritt der Feind zum Angriffe auf den Nordteil der Hochfläche von Doberdo. Gegen den Monte San Michele bricht die italienische Infanterie in dichten Massen vor. Am nördlichen Hange des Berges gelingt es ihr, in einen Teil der Front einzudringen. Die österreichisch-ungarischen Truppen gewinnen durch Gegenangriff in erbittertem Handgemenge ihre Gräben wieder vollständig zurück.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot versenkte am 5. d. M. um 10 Uhr vormittags vor Valona einen italienischen kleinen Kreuzer mit zwei Schloten.

9. Dezember.

Die Kämpfe südlich von Plevlje, südlich von Sjenica und bei Ipek werden mit Erfolg fortgesetzt. — Djakova, Debra, Struga und Ochrida sind von bulgarischen Truppen besetzt. Die Kämpfe am Vardar sind in günstigem Fortschreiten.

Im Reichstag erörtert Reichskanzler v. Bethmann Hollweg die politisch-militärische Lage und beantwortet die von der sozialdemokratischen Partei eingebrachte Interpellation über Friedensbedingungen.

10. Dezember.

Französische Handgranatenangriffe gegen unsere neue Stellung auf Höhe 193 nordöstlich von Souain werden abgewiesen.

Südlich der montenegrinischen Nordgrenze werden die Verfolgungskämpfe fortgeführt.

Ein Geschwader der österreichisch-ungarischen Seeflugzeuge belegte in Ancona Bahnhof, Elektrizitätswerk, Gasometer und militärische Objekte sehr erfolgreich mit Bomben.

Der Kaiser ernannte Feldmarschall von Mackensen zum Chef des III. Westpreußischen Infanterieregiments 129.

11. Dezember.

Nach starker Feuervorbereitung greifen die Franzosen unsere Stellung auf und östlich der Höhe 193 (nordöstlich von Souain) erneut an. Der Angriff ist abgeschlagen. Die Stellung ist genau so fest in unserer Hand, wie sie uns auch durch die kühnsten gegenteiligen Behauptungen in den französischen Tagesberichten der letzten Zeit nicht hat entrissen werden können.

12. Dezember.

Den in den albanischen Grenzgebirgen verfolgenden österreichisch-ungarischen Kolonnen fielen in den letzten beiden Tagen über 6500 Gefangene und Versprengte in die Hände. Zwischen Rozaj, das gestern genommen wurde, und Ipek hat der Feind 40 Geschütze zurücklassen müssen. Nach entscheidenden Niederlagen, die die Armee des Generals Todorow in einer Reihe kühner und kräftiger Schläge während der letzten Tage den Franzosen und Engländern beibrachte, befinden sich diese in kläglichem Zustande auf dem Rückzug nach der griechischen Grenze und über dieselbe. Die Verluste der Feinde an Menschen, Waffen und Material aller Art sind nach dem Bericht unseres Verbündeten außerordentlich schwer.

Aus Peking wird gemeldet, daß Juanschikai die Kaiserwürde angenommen hat.

13. Dezember.

In Mazedonien hat die Armee des Generals Todorow die Orte Doiran und Gewgheli genommen. Kein Engländer und Franzose befindet sich in Freiheit auf mazedonischem Boden. Nahezu zwei englische Divisionen sind in diesen Kämpfen aufgerieben worden.

Ein Wirtschaftsbund der Zentralmächte.

Von Justizrat Dr. Baumert

Vorsitzendem des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands.

In den vier jetzt zusammen kämpfenden Staaten (Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei), die man bereits unter dem Namen Zentralmächte oder Mittelmächte zusammenfaßt, haben sich bereits gewichtige Stimmen, und zwar in allen Staaten fast übereinstimmend, dahin geäußert, daß diese vier Mächte nach dem Frieden — oder womöglich noch vor dem Frieden — sich enger zusammenschließen möchten, mit anderen Worten, daß ein Wirtschaftsbund zwischen ihnen entstehen möge. Selbstverständlich ist hierbei Voraussetzung, daß auch ein Kriegsbündnis, ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen diesen vier Staaten bestehen bleibt und womöglich noch inniger und dauernder dadurch gestaltet wird, daß es den gesetzgebenden Körperschaften in den vier Staaten zur Genehmigung vorgelegt wird. Ob und inwieweit dieses Bündnis zu einer Art Militärgemeinschaft ausgebaut werden könnte, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls werden diese vier Staaten stets von dem Ausdehnungtrieb Rußlands bedroht sein und von dem Haß der Panslawisten, der nicht geringer werden wird, als er vor dem Kriege war. Der Ausdehnungstrieb

Rußlands, obgleich er von den Panslawisten ausgeht, beschränkt sich aber nicht bloß auf die Slawen, sondern erstreckt sich auch auf nichtslawische Gebiete. Dies beweist der Ausdehnungstrieb Rußlands in Armenien und der Mongolei usw. Es beweist dies aber auch die Geschichte dieses Krieges. Denn Rußland wollte nicht bloß in Ostpreußen einfallen, sondern es wollte Ostpreußen für sich erobern, obgleich dort nur Deutsche wohnen, also von einer Befreiung der Slawen nicht die Rede sein kann. Solange Rußland das asiatische Sibirien besitzt, so lange wird es geneigt sein, mit seinen asiatischen Massen Europa bei Gelegenheit zu überfallen und Beute und Ausdehnung zu suchen. Und es wird natürlich dann über denjenigen Grenzstaat zunächst herfallen, der nicht durch genügende Bündnisse mit andern Staaten sich ausreichend gegen diese Gefahr gesichert hat. Deshalb sind sowohl Deutschland wie Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei in Rücksicht auf diese gewaltigen russischen Menschenmassen und die asiatische Entwicklung Rußlands genötigt, sich eng und enger zusammenzuschließen.

Wenn nun die vier Mittelmächte ein dauerndes Schutz- und Trutzbündnis beibehalten werden, so ist es ebenso notwendig, daß sie auch einen Wirtschaftsbund gründen, d. h., daß sie ihre wirtschaftlichen Einrichtungen so treffen, daß sie sich vor andern Staaten gegenseitig bevorzugen. Der Zweck eines solchen Wirtschaftsbundes muß insbesondere aber sein, daß bei einer Kriegsgefahr diese vier Staaten imstande sind, alle notwendigen Bedürfnisse während einer langen Kriegdauer sich selbst zu verschaffen.

Um diese wirtschaftliche Annäherung praktisch durchzuführen, gibt es viele Mittel.

1. Zunächst der Zollschutz. Es muß dahin gestrebt werden, daß diese vier Staaten nach außen möglichst hohe Zölle und unter sich möglichst niedrige oder so gut wie gar keine Zölle erheben. Hierzu ist nicht ein großer Zollbund nötig, so daß jeder Staat seine Selbständigkeit etwa aufzugeben hätte. Es würde genügen, wenn die Binnenzölle zwischen den einzelnen Staaten je nach Uebereinkunft der beiden Nachbarstaaten möglichst ermäßigt, wenn nicht ganz aufgehoben werden und die Zollgrenzen gegen die anderen Staaten möglichst gleichmäßig erhöht werden, so daß also auch bei den Zollverhandlungen mit andern Staaten diese vier Staaten einheitlich vorgehen. Ich würde eine derartige Vereinbarung einen Zollbund nennen. Indes verstehen die meisten unter Zollbund etwas ganz anderes, und das Wort Zollbund hat mehr Gegner als Freunde gefunden. Man sehe daher von diesem Worte ab und nenne die zukünftige Annäherung der vier Staaten lieber einen Wirtschaftsbund.

2. Dasselbe, was man durch den Zollschutz erstrebt, kann man erfolgreicher und sicherer auch durch Kartelle, Syndikate oder Monopole erreichen. Wenn Deutschland zum Beispiel den Antrag Graf Kanitz verwirklicht und nur einer vom Reiche zu gründenden Gesellschaft die Einfuhr von Getreide in Deutschland gestattet, so kann diese Gesellschaft die in Deutschland fehlenden Getreidemassen in den andern drei Staaten aufkaufen, und der Getreidezoll ist dann ganz nebensächlich. Aehnlich geht es mit dem Petroleum. Man braucht keine staatlichen Monopole noch staatliche Betriebe zu beschaffen, sondern kann dies durch gemischt-wirtschaftliche Unternehmungen mannigfacher Art erreichen. Derartige Syndikate oder Gesellschaften können die einzelnen Staaten für sich allein schaffen, es sind aber auch Gesellschaften denkbar, die die vier Mittelmächte gemeinschaftlich zu ähnlichem Zwecke ins Leben rufen, um ihre Volkswirtschaft inniger zu gestalten und eine Art Wirtschaftsgemeinschaft in einzelnen Zweigen zu begründen.

Besteht doch jetzt bereits eine staatlich geschaffene deutsch-österreichische Gesellschaft, um rumänisches Getreide einzuführen. Aehnliche Gesellschaften können für den Frieden geschaffen werden.

3. Es müssen die Verkehrsverhältnisse zwischen den vier Staaten möglichst leicht und günstig gestellt werden. Es müssen nicht bloß Bahnen von Deutschland bis zu den kleinasiatischen Besitzungen der Türkei bzw. bis Mesopotamien gebaut werden, sondern es müssen auch der Bosporus oder die Dardanellen mit einer Eisenbahn überbrückt oder untertunnelt werden. An diesem Unternehmen ist Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Interesse mindestens ebenso beteiligt wie das der Türkei und Bulgariens. Es müssen die Wasserwege verbessert werden. Es muß mindestens der geplante Donau-Oder-Kanal verwirklicht und der Donau-Main-Kanal verbessert werden. Es wird aber auch ein Donau-Weichsel-Kanal geschaffen werden können. Es wird weiter auch die Donau selbst für die Schiffahrt günstiger gestaltet werden können, als sie heute ist. Ob dies durch eine Kette, die in die Donau gelegt wird, geschehen kann, oder ob man die Schwierigkeit des Eisernen Tores durch einen Kanal mit Schiffsschleuse, schlimmstenfalls durch einen Tunnelkanal beseitigt, oder ob man andere Maßnahmen trifft, darüber mögen Techniker entscheiden. Ich zweifle jedoch nicht, daß die heutigen technischen Erfindungen ausreichen, um die Donauschiffahrt noch weiter zu vervollkommnen und erfolgreicher zu gestalten.

4. Es wird das Postwesen in diesen vier Staaten verbilligt werden können, ähnlich wie dies zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon jetzt der Fall ist. Und andere Einrichtungen bezüglich der Bahnen werden dazu beitragen können, um den Verkehr zwischen den vier Staaten billiger und besser zu gestalten.

5. Es wird das Wechsel- und Handelsrecht in allen vier Staaten nach einheitlichen Grundsätzen geschaffen werden können. Bestand doch schon früher einmal zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn dasselbe Wechsel- und Handelsrecht. Die Schwierigkeiten, ein gleiches Wechsel- und Handelsrecht nicht bloß in diesen beiden Staaten, sondern auch in Bulgarien und der Türkei zu schaffen, erscheinen nicht so groß, um nicht in Kürze überwunden werden zu können.

6. Es wird dieselbe Münzeinheit eingeführt werden können, in allen vier Staaten dieselben Goldmünzen. So gut wie eine lateinische Münzkonvention seinerzeit entstanden ist, so gut wird es auch möglich sein, in den vier Mittelmächten eine Münzkonvention ins Leben zu rufen, die auf derselben Goldmünze beruht. Daneben kann jeder Staat zunächst noch seine Papierwährung behalten, solange man nicht eine einheitliche Währung zu schaffen vermag. Die Schwierigkeiten, eine solche zu schaffen, sind durchaus nicht so groß, wie man im allgemeinen wähnt. Allerdings wird eine gemeinsame Währung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn schneller geschaffen werden können und daher wohl zunächst anzustreben sein.

7. Es werden gewisse Bevorzugungen zwischen den vier Staaten und deren Bürger gesetzlich in den einzelnen Staaten auszusprechen sein bezüglich Grunderwerbs, Handeltreibens, der Zulassung zu den Bildungstätten.

Es ließen sich noch mehr Beziehungen zwischen den vier Staaten schaffen. Es genügen hier aber diese Andeutungen, da die einzelnen Beziehungen zwischen je zwei



benachbarten Staaten noch viel enger und inniger gestaltet werden können als zwischen allen vier Mächten.

Ein derartiger Wirtschaftsbund kann nicht auf einmal wie ein fertiger Guß entstehen, sondern kann nur nach und nach immer enger sich gestalten. Er wird daher zunächst gewissermaßen als ein loseres Band erscheinen, um allmählich zu einem innigen Bunde sich auszugestalten. Ist dies geschehen, so werden möglicherweise benachbarte Kleinstaaten wegen der hohen Zollgrenzen später wünschen, in den Wirtschaftsbund mitaufgenommen zu werden. Voraussetzung einer solchen Aufnahme muß aber immer sein, daß diese kleinen Staaten dann auch militärisch dem Schutz- und Trutzbündnis gegen Rußland sich anschließen und in allen Fällen, wo ein Krieg entsteht, mit ihrer gesamten Kriegsmacht mit zu Felde zu ziehen. Auf einen sogenannten neutralen Staat darf der Wirtschaftsbund nicht ausgedehnt werden. Wenn aber auch derartige kleine Staaten eher oder später in den Wirtschaftsbund aufgenommen werden können, so erscheint es mindestens bedenklich, in einen solchen Wirtschaftsbund etwa auch Staaten, wie Italien oder Frankreich, aufzunehmen, obgleich diese Ansicht viele Anhänger hat. Frankreich und Italien brauchen beide Lebensmittelzufuhr zur See. Sie würden für den Fall eines Krieges nur eine Last für den Wirtschaftsbund sein, aber keine Erleichterung. Ein Wirtschaftsbund, der sich auf die jetzt kämpfenden vier Staaten und etwaige benachbarte Kleinstaaten beschränkt, wird selbständig werden und eine eigene Volkswirtschaft bilden können, aber ein größerer mitteleuropäischer Bund wird infolge seiner Größe nicht mehr Macht, sonden mehr Schwäche erlangen.

Indes sollte man eine derartige Ausdehnung jetzt nicht ins Auge fassen, sondern sich zunächst auf eine möglichst innige Anäherung zwischen den vier zusammen kämpfenden Mittelmächten beschränken.

Wenn endlich Friedrich Naumann in seiner Schrift „Mitteleuropa“ und manche andere der Ansicht huldigen, daß es besser sei, einen solchen Wirtschaftsbund nur zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu schaffen, so irren diese. Zwei Brüder können sich viel schwerer zu gemeinsamem Tun vereinigen als vier Genossen. Es ist zu hoffen, daß Ungarn und Oesterreich ihre gemeinsamen Beziehungen auf dem Umweg eines Wirtschaftsbundes der vier Mittelmächte leichter und inniger gestalten werden als auf dem bisherigen Wege. Was die Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn lehren, würde man nochmals bei einem Wirtschaftsbund nur zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn erleben. Jeder Staat muß selbstverständlich bei einem Wirtschaftsbunde seine Selbständigkeit behalten.

General Ludendorff.

Von Reinhold Cronheim. Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Wenn es heute in der sturmdurchwehten Zeit einen Mann gibt, um dessen Haupt sich Legenden bilden, so ist es Erich Ludendorff, der Generalstabschef des großen, volkstümlichen Hindenburg. Mit unerschütterlichem Vertrauen, mit Hingabe, Liebe und Bewunderung blickt ein um sein Leben und sein Bestehen ringendes und kämpfendes großes Volk auf ihn, der als ragender Fels in den Sturmfluten dieser gewaltigen Zeit betrachtet wird.

Unter solchen Umständen ist es gewiß nicht verwunderlich, wenn jeder einzelne im Volke von einem solchen Manne Näheres wissen und erfahren will. Und deshalb ist es ein verdienstliches Werk, wenn einer solchen berechtigten Wißbegierde Genüge geleistet wird. Dr. Otto Krack, der bekannte Verfasser wertvoller lebensgeschichtlicher Bücher, läßt in unserem Verlage soeben eine fleißige, mit großer Liebe und unendlicher Sorgfalt zusam-



General Ludendorff, Generalstabschef Hindenburgs.

mengetragene Arbeit erscheinen, die uns mit der ganzen Persönlichkeit des großen strategischen Beraters Hindenburgs vertraut macht, so daß nicht nur ein plastisches Bild des Vielerprobten entsteht, sondern daß wir auch das Wirken des seltenen Mannes im Rahmen der weltgeschichtlichen Ereignisse fühlen, sehen und begreifen lernen.*) Das ist ein einschneidender und tiefgehender Vorzug des Buches, denn eine einfache, anekdotenhafte Biographie kann uns einen Mann wie Ludendorff nicht erschöpfend erklären und menschlich und geschichtlich näher bringen. Das Buch soll nicht für Militärs allein geschrieben sein, es soll dem ganzen Volke ein Verständnis dafür beibringen, erstens, was die Stellung eines Generalstabschefs seinem Feldmarschall gegenüber bedeutet, und zweitens, wie

*) General Ludendorff, der Generalstabschef Hindenburgs. Von Dr. Otto Krack. Mit 15 Abbildungen. Verlag August Scherl G. m b. H. — Preis 1 Mark.





Phot. Mertens.

Ludendorffs Geburtshaus in Kruszewnia.

der Einfluß, das Wirken und Walten des Generalstabschefs sich überhaupt in die befreiende und sieghafte Tat umsetzt. Vortrefflich ist es dem Verfasser gelungen, diese überaus empfindsamen Beziehungen bloßzulegen, etwa wie zarte und zarteste Nervenverästelungen gezeigt werden, und die Quintessenz dieser Darlegungen besteht sicherlich darin, daß man den einen keineswegs herabsetzt, wenn man auch den andern anerkennt. Nur das Gefühl, das Bewußtsein und die Ueberzeugung entsagungsvollster Pflichterfüllung kann einem solchen Generalstabschef, der zuerst vollständig hinter der Persönlichkeit des Oberbefehlshabers zurücktreten muß, die notwendige Genugtuung über die eigene Tätigkeit verleihen. Mit vollem Recht hebt Otto Krack hervor, daß zwischen Hindenburg und Ludendorff nie ein Augenblick der Verstimmung oder der Eifersucht geherrscht hat — ein Umstand, der beide großen Männer gleich ehrt.

Merkwürdig ist gewiß der Zufall, daß Oberbefehlshaber und Generalstabschef Landsleute sind. Beides Posener. Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, der Herkunft Ludendorffs bis in die fernsten Zeiten nachzugehen. Es ist das keineswegs eine genealogische Spielerei; ein Ast seines Stammbaumes führt sogar auf das alte schwedische Königsgeschlecht zurück bis in das sechzehnte Jahrhundert, andere Vorfahren waren polnischer Abkunft. Viele der Voreltern Ludendorffs waren berühmte Gelehrte. Seine militärischen Neigungen aber hat er jedenfalls von seinem Vater geerbt, der, Landwirt von Beruf, in seinem Herzen aber Soldat war vom Scheitel bis zur Sohle. Mütterlicherseits stammt er aus dem alten Berliner Patriziergeschlecht derer von Tempelhoff. Seine Mutter Klara Jeanette Henriette von Tempelhoff war am 19. Dezember 1840 in Berlin geboren und vermählte sich am 19. Mai 1860 mit dem Rittmeister a. D. August Wilhelm Ludendorff. Als der heutige Generalleutnant geboren wurde, saß der Vater als Rittergutsbesitzer auf Kruszewnia bei Schwersenz in der Provinz Posen. Er wurde im Jahre 1866 mit dem Kronenorden mit Schwertern und 1870/71 mit dem Eisernen Kreuz dekoriert.

Erich Ludendorff war kein frühreifes Wunderkind, es flog ihm nichts zu wie den Musterschülern, die alles spielend lernen und begreifen, um desto schneller zu vergessen. Er genoß die erste Erziehung auf dem väterlichen Gut, und zwar durch Vermittelung von Hauslehrern. Mit diesen scheint man nicht viel Glück gehabt zu haben, die Erziehung wurde schließlich einer Schwester der Mutter, Fräulein Henny von Tempelhoff, die auch als Jugendschriftstellerin unter dem Namen T. von Heinz sehr geschätzt ist, übertragen. Sie selbst läßt sich in einem Brief, der in dem Buche abgedruckt ist, über ihren Neffen aus, und es ist rührend, zu lesen, wie sich die Tante über die Kinderjahre ihres jetzt so berühmten Neffen ausspricht. Es gibt keine Anekdoten über ihn zu erzählen, er war ein Kind wie alle anderen, unter seinen Geschwistern ragte er nur durch sein Aussehen hervor, das ihm aller Herzen gewann. Allerdings zeichneten ihn zwei Eigenschaften aus: Seine ungewöhnliche Willensfestigkeit und die auffallende Zurückhaltung im Verkehr mit anderen Kindern. Hierfür werden bezeichnende Beispiele angeführt. Auch auf seine äußere Erscheinung legte er von Jugend auf Wert, seine Tante berichtet, daß er immer aussah „wie ein kleiner Prinz". Dabei war seine Kleidung stets einfach und unterschied sich in nichts von der seiner Brüder. Der Unterricht muß übrigens bei dem fleißigen, aufmerksamen und strebsamen Schüler von recht beträchtlichem Erfolge gewesen sein, und das wurde ihm bei der



Als Leutnant bei der Marine-Infanterie.



Ludendorff mit seiner Mutter.

Aufnahmeprüfung am Plöner Kadettenkorps auch öffentlich bezeugt. Obgleich er auf Befehl des Oberst zuerst nur für Quinta geprüft wurde, errang er sich sogar für die Aufnahme in der Untertertia noch in einzelnen Fächern das Zeugnis „sehr gut“. Durch das Kadettenkorps ging er glatt hindurch und brachte jederzeit die besten Zeugnisse heim. Nur einmal fand sich eine tadelnde Bemerkung, und zwar in dem ersten Zeugnis: „Ludendorff versteht es noch nicht, seine Würde als Stubenältester zu wahren“. Auch in dieser Beziehung hat er ja, Gott sei Dank, Wandel geschaffen.

Die militärische Laufbahn des genialen Generalstabschefs ist in dem Buche natürlich im einzelnen dargelegt, es sei hier nur darauf hingewiesen, daß Ludendorff „zu Wasser und zu Lande“ ausgebildet ist, insofern als er nämlich auch zur Marine-Infanterie kommandiert war und auf längeren Seereisen unserer Kriegsschiffe nicht nur gute Gelegenheit fand, sich über Marinefragen zu unterrichten, sondern auch Einblick in die Verhältnisse fremder Länder gewann. Er gehörte von 1887 bis 1890, wo er Oberleutnant wurde, dem Seebataillon an. Dann kam er zum Leibgrenadierregiment und wurde 1894 erstmals zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert. Im folgenden Jahr wurde er Hauptmann und in den Stab des 4. Armeekorps versetzt, zwei Jahre darauf wurde er Kompagniechef im 61. Infanterieregiment in Thorn. Im Sommer 1900 kam er in den Generalstab zurück, 1905 war er zu einer längeren Dienstleistung beim Admiralstab der Marine kommandiert. 1906 bis 1908 war er Lehrer an der Kriegsakademie, wurde dann Abteilungschef im Großen Generalstab und im gleichen Jahre Oberstleutnant — Major war er 1901 geworden — und 1911 Oberst. 1913 wurde er Kommandeur des 39. Füsilierregiments in Düsseldorf und schon am 22. April 1914 Generalmajor und Kommandeur der 85. Infanteriebrigade in Straßburg im Elsaß.


Spezialaufnahme.

Frau General Ludendorff.

Mit dem Kriege ging sein Stern auf. Wir sagen gewiß nicht zu viel: hier haben wir Ludendorff erlebt. Von Lüttich bis dahin, wo er jetzt steht. Dem Verfasser ist es gelungen, in mächtigen Pinselstrichen an der Hand des amtlichen Materials das zu malen, was Ludendorff vollführte, und wofür ihm Vaterland und Volk ewigen und heißen Dank schulden. Auch sein Kaiser, unsere Bundesfürsten, unser greiser Verbündeter auf Oesterreich-Ungarns Thron hielten mit Anerkennung und Auszeichnungen nicht zurück, Städte erwiesen ihm Ehrungen, und begeisterte Lobgesänge erstanden zu seinem Preise. Dies alles aber hielt den zurückhaltenden, in sich gefestigten und geschlossenen Mann nicht ab, seine Pflicht zu tun bis zum letzten glücklichen Ende, wie es sich „für einen rechtschaffenen Soldaten eignet und gebühret“. Und auch darin hat der Verfasser recht: vielleicht wird dermaleinst die Geschichte noch eine andere Glorlole um das Haupt dieses aufrechten Mannes winden, als wir sie heute im Drange der Geschehnisse erkennen können.

Vor Weihnachten. — Ein Brief ins Feld.

Von E. Grüttel.

Lieber Freund!

Sie werden sich wundern, daß meine Weihnachtsgrüße zu Ihnen ins Feld diesmal so zeitig kommen. Aber lernen wir nicht vom Kriege? Die erste Weihnacht, die Sie mit Ihrer Batterie in Feindesland verbrachten, hat Ihnen nur einen Bruchteil der zahlreichen Liebesgaben beschert, die wir den tapferen Männern vor dem Feinde zugedacht hatten, und noch im Februar dieses Jahres trafen verspätete Christfestspenden bei Ihnen ein. Das darf nicht wieder vorkommen. Weihnachtliche Freuden haben nur im Dezember sinnigen Wert, und deshalb schicke ich schon heute den ganzen Stapel von Paketchen für Sie und Ihre Batterie ab. Verteilen Sie die Soldatenweihnachtskisten unter die Leute. Der Inhalt soll für sie nützlich, Mut machend und Freude gebend sein, und hegen Sie die feste Überzeugung, daß wir daheim am Heiligabend in Stolz und Dankbarkeit Ihrer gedenken, wir alle — Ihrer aller.

Woher wir so genau die Wünsche der Soldaten kennen? Verehrter Freund, die lange Kriegzeit hat sie



uns gelehrt. Und ein bißchen Liebe und ein wenig Übung gehören freilich wohl auch dazu. Tun wir doch seit Monaten schon kaum etwas anderes: wir packen. Wenn Sie die Spalten der Tageszeitungen durchblättern, so könnten Sie wähnen, daß wir daheim in diesen Vorwinterwochen von einem Theater zum andern, von Konzert zu Konzert eilen und nichts als Lustigkeit im Sinn haben, während unsere Männer, Brüder und Söhne in Kriegsnot stehen. Weit gefehlt, gestrenger Herr Hauptmann. Wir tun das alles freilich auch, sofern uns dazu Zeit und Mittel bleiben — und warum sollten wir nicht? — Doch sieht unsere Vorweihnacht bei weitem ernster und innerlicher aus, als Sie glauben mögen.

Mit den Liebesgaben fing es an, fürs Feld und für die Flotte zur See und in den Lüften, für Verwundete, Kriegs- und Zivilgefangene. Man veranstaltete allgemeine Sammeltage, Konzerte, Vorstellungen und Ausstellungen, um die Mittel für die Millionen von Paketen zusammenzubringen. Heute noch sind es Weihnachtsmessen und Vorträge, die diesem freundlichen Zweck dienen. Dann ging es an ein großes Einkaufen, und nun sitzen schon wochenlang tagaus, tagein im ganzen deutschen Land Hunderttausende von Frauen und Mädchen und packen unter männlicher, beinah militärisch-strenger Oberaufsicht ehrenamtlich Paket um Paket, packen Wollsachen, Rauchbares und Eßbares, Lesestoff, Seife und Schreibpapier und legen in jede Sendung einen persönlichen Gruß, schließen keine Schachtel, ohne für Kerzen, Tannengrün oder Flimmergold gesorgt zu haben. Weihnachtliches muß dabei sein, sonst wird die Gabe nicht zum Fest. Es muß dem Empfänger froh und heimatlich ums Herz werden, wenn er die stramme Dauerwurst oder den ehrlichen deutschen Wollschal auspackt, wenn er, hart am erbitterten Feind, selbst hart und geharnischt, das Wort „Heimat" liest und der Zauber der alten, deutschen Weihnacht aus duftenden Tannenzweigen und knisterndem Kerzenlicht zu ihm emporsteigt: „Wir denken an euch, wir daheim, auch in dieser friedlosen Christnacht. Und wenn in der Dorfkirche die Glocken läuten und sie in der großen Stadt weihnachtliche Gesänge anstimmen, dann geschieht es für euch. Wir beten für euch, wir vertrauen auf euch — und diese kleine Weihnachtsgabe, die aus der lichthellen Heimat hinaus ins dunkle Kampfgebiet, ins ferne Lazarett, ins fremde Gefangenenlager den Weg fand — sie will nichts, gar nichts weiter, als euch dies sagen." —

Man hat für das Senden von Wollsachen heute vielfach nur ein Lächeln übrig. Sie als Batterieführer werden mir zustimmen, wie ungerechtfertigt das ist. So mancher Mann wünscht sich im eisigen Wind der Feldnächte und auf hoher See auch heute sehnlichst eine warme schützende Wollsache, und wenn man z. B. den Weihnachtswunschzettel der Luftschiffer kennt, so möchte man flugs den ehedem allzu fleißigen kleinen Mädchen das Stricken von neuem dringlichst ans Herz legen. Weil zufällig der oder jener im Vorjahr als weihnachtliche Gabe sechs oder acht Kopfschützer empfing, soll doch die ganze übrige Armee nicht zu dieser Weihnacht frieren. Also keine Sorge auch um Ihre Leute, Herr Hauptmann: es wird weitergestrickt.

Zeit genug haben wir dazu, denn auf die Weihnachtsmärkte können wir ja heuer doch nicht gehen. Der Wiener Christkindlmarkt mit Krampus und goldenen Ruten, der Hamburger Dom, die Weihnachtsjahrmärkte und -belustigungen hier und dort in Großberlin, sie alle sind auf das Mindestmaß eingeschränkt. Ein paar Kaufbuden in den Straßen, kleine Stände im Schutz der Kirchenmauern — wozu auch der prunkende Lärm früherer Jahre! Wir sind mit unserm ganzen Empfinden gar nicht darauf eingestellt. Sogar die Straßenbläser und -orgeln schwanken zwischen Weihnachtstimmung und Vaterlandsbegeisterung, und ich male mir aus, was Sie wohl dort draußen im Feld anstimmen werden, wenn einer anhebt und alle anderen einfallen — das Lied von der gnadenbringenden Weihnachtzeit oder unser überwältigendes „Deutschland, Deutschland über alles". . .

Man kommt eben nicht drüber hinweg, auch in diesen Dezembertagen nicht: Feldgrau ist die Welt. Und die Weihnacht nicht minder. Feldgrau und marineblau. Sie müßten jetzt einmal hier durch die Straßen schlendern und die Schaufenster betrachten. O je, da herrscht schon eine gewisse weihnachtliche Stimmung, es sieht sogar manchmal recht festlich und elegant aus. Den Grundton zu allem bildet jedoch auch hierbei der Krieg. Steht eine Puppe im Fenster, so trägt sie unweigerlich den Waffenrock, liegt Kleiderstoff geschenkbereit, so umschlingt ihn das schwarzweißrote Band. Die ausgestellten Modesachen weisen gedämpfte Farbenschattierungen auf, die Bücher — es gibt in diesem Jahre keins, das man das Weihnachtsbuch nennen könnte — handeln vom Krieg, die Bilder, die Porzellane, die Schmuckgegenstände stehen zum Krieg in Beziehung, und der kostbare Pelz hinter den Spiegelscheiben mag eher den Weg zu einer im Feindesland tätigen Krankenschwester finden als in die Wohnung der verwöhnten jungen Frau aus Berlin WW. Obschon man einander in diesem Jahr allem Anschein nach mehr Geschenke unter den Tannenbaum legen wird als zur ersten Kriegsweihnacht. Die Wogen haben sich beruhigt, der einzelne denkt verständiger, so verständig, daß er begreift, wie sinnlos und wie gefahrbringend es für ganze, breite Schichten sein würde, wollte er jegliche Geschenkeinkäufe zum Fest unterlassen. Schon der Liebesgabenkauf bringt ja lebhafte Bewegung in das Weihnachtsgeschäft; daneben verlangen große wie bescheidene Wohlfahrts- und Wohltätigkeitseinrichtungen für die Zivilbevölkerung mehr noch als in Friedenzeit ihr Recht. und auch der Bemittelte schenkt wieder und läßt sich beschenken. Nie zuvor vielleicht ist Weihnachten so ausdrücklich ein Fest des Liebegebens gewesen. Daß dabei Blumen die übliche anmutige Rolle spielen, ist verständlich. Doch gibt sich auch ihr Wesen zur Kriegsweihnacht zurückhaltender. Verführerische Mispelzweige, sehnsuchtsvolle Nizzanelken und die koketten französischen Veilchen fehlen. Dafür leuchtet im ernsten Blautannengrün die rote Beere der Stechpalme, und deutsche Maiblumen, deutsche Alpenveilchen und Christrosen werden unter dem Weihnachtsbaum von 1915 erblühen.

Nicht wahr, Sie da draußen verargen uns die Tannenlichter nicht. . . Überall auf den Bahngleisen sieht man schon hochbepackt die Wagen mit der duftend grünen Waldpracht stehen, und bald werden unsere Straßen wieder kleinen Tannenwäldern gleichen, ganz wie im Frieden. So mancher freilich muß sein Weihnachtsbäumchen diesmal auf die Gräber vor den Toren der Stadt tragen und wird weinen und wehmütig in jene Ferne denken, wo weit im Westen oder Osten unter einem rauhen Soldatenkreuz die Reiser fremder Erde des deutschen Kämpfers einsam verschneiten Hügel schmücken. Aber dürfen wir dem Schmerz Raum geben, lieber Freund? Wir leben ja mit der Jugend und für sie. Und Jugend will jung sein.

Und so gibt es denn auch zu dieser zweiten Kriegsweihnacht Pfeffernüsse, Flimmergold, Marzipantorten





B. J. G.
Bundesgenossen, die sich begegnen: Russische und serbische Gefangene ziehen in einer serbischen Ortschaft aneinander vorüber.

und Kerzenschimmer und, was das allerwichtigste ist: Märchen. „Friede auf Erden . . . und überall Krieg“, nur nicht im Märchen. Hänsel und Gretel und Dornröschen und Aschenputtel kennen keine 42-Zentimeter-Mörser, und in Frau Holles friedlichem Reich baut man keine Schützengräben. Wer drum frei vom Krieg sein will, sei es auch auf kurze Stunden nur, der flüchtet sich in diesen Dezembertagen mit den Kindern in die Welt der echten deutschen Märchen, wo denn auch wohl das Ungeheuerliche geschehen mag, daß ein lieber, blonder Bube, ein treuherzig Mädel stundenlang vergißt, was es am nächsten Tag als Soldatengabe dem Lehrer in die Schule mitbringen wollte. Obschon derlei für das deutsche Schulkind heute von größter Wichtigkeit ist. Die in den Schützengräben müßten nur sehen, wie unsere Jungen und Mädchen jetzt mit strahlenden Augen an den Schaufenstern stehen, wie opferfreudig sie ihre Spargroschen hervorholen, um einzukaufen, was der Soldat sich zu Weihnachten wünscht, und wie sie der Mutter Konserven und Kaffee und Zucker abbetteln, um nur ja mit vollen



B. J. G.
Einkauf bei einer serbischen Tabakhändlerin: Bündelweise zusammengelegte Tabakblätter werden preiswert verkauft.

Händen in der Klasse zu erscheinen, wo eifrig Liebesgaben fürs Feld gepackt werden. An den eigenen Wunschzettel denkt keins dabei. Rosenfarbene Märchen, feldgraue Wirklichkeit — zwischen Traum und Tatendrang geht unsere junge Welt durch die Adventswochen dem Heiligabend entgegen.

Leugnen Sie es nicht, verehrter Freund, auch Ihre Gedanken sind bisweilen schon recht weihnachtlich. Wie sich hier in den Lazaretten kein wackerer Kämpfer der vorfestlichen Stimmung entziehen kann, so sprang auch wohl in Ihren unwirtlichen, kalten Unterständen ganz plötzlich der Adventsfunke auf und leuchtet nun wie ein stilles, kleines Weihnachtslicht in den dunkelsten Kriegswintertag hinein. Sie halten aus, wir wissen es, und kein noch so verlockender Weihnachtsurlaub kann Sie veranlassen, Ihre Stellung dem Feuer des Feindes in der deutschen Christnacht wehrlos preiszugeben. Sie sind nicht müde vom Krieg, nicht kampfesmatt. Und doch werden sie alle dort draußen, wenn in den Schützengräben die kleinen Lichter flimmern und der vierundzwanzigste Dezember seine Abendschatten über die kriegerische Welt gebreitet hat, mit uns in der Heimat eine leise, gewaltige Sehnsucht verspüren, die, menschlich, allzumenschlich, der Weihenacht jahrtausendalte Botschaft in uns weckt: „Friede auf Erden und Waffenruh! Herrgott im Himmel, hilf dazu“....

Bis dahin Heil und Sieg! Die Ihre.

ooo

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Ein gewisser Ton des Triumphes, den unsere Feinde aus der Rede des Reichskanzlers herausgehört haben, ist ihnen auf die Nerven gegangen. Dieser Ton, in dem der Kanzler über unsere militärischen und diplomatischen Erfolge sprach, sei leider berechtigt, schreibt ein englisches Blatt. Die Einkreisung Deutschlands sei gesprengt, es habe sogar die Offensive in der Hand. Es sei nicht zu leugnen, daß für England und seine Helfershelfer die militärische Lage auf keinem Kriegschauplatz günstig sei. Nirgends hätte ihnen ein Erfolg geblüht, die Balkanexpedition sei so gut wie gescheitert, und — nun sieht man das Schreckgespenst Englands auftauchen — die Sicherheit Aegyptens sei bedroht.

Was unsere Feinde reden, danach zu fragen, haben wir ja längst aufgehört; aber bezeichnend ist diese kleinlaute Äußerung aus englischem Munde doch in einem Zeitpunkt, wo der Raubkrieg, den England jahre-, jahrzehntelang aus Neid gegen das Erstarken Deutschlands im friedlichen Wettbewerb der Nationen geschürt und ruchlos entfesselt hat, in das Stadium tritt, das den Geldsack bedroht, von dem das heutige England beherrscht wird, und durch den es nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt nach Willkür auszunutzen trachtet. Jetzt merken die führenden Kreise des heutigen England, die von jeder idealen Regung eines echten Patriotismus gänzlich frei sind, und lassen es merken, daß ihnen die Unterdrückung des tüchtigen Konkurrenten im friedlichen Wettbewerb durch einen Gewaltakt mißlungen ist, daß ihnen der Rückschlag droht, der sie selbst vernichten kann.

Die verflossene Woche brachte beträchtliche Erfolge der bulgarischen Offensive im Gebiete des Vardar, die sich folgerichtig an die Ereignisse der Vorwoche anschlossen. Nachdem die Franzosen teils über Gradsko hinaus, teils an der bulgarischen Grenze vergeblich vorzustoßen versucht hatten, wurden sie allerseits zurückgedrängt, aus ihrem Rückhalt bei Krivolac vertrieben und bei Valandowo gestellt. Dann sind sie mitsamt den Engländern auf der ganzen Front aus ihren Stellungen mit schweren Verlusten weiter zurückgeworfen und in starker Auflösung gegen die griechische Grenze gedrängt. Zahlreiche Gefangene, englische Geschütze, französische Maschinengewehre fielen den Bulgaren zur Beute. Mit dem Herbeieilen von Unterstützungen aus Saloniki hatte es zu ihrem Unheil weite Wege, eine Nachricht von einer Landung englischer Verstärkungen bei Kavalla scheint sich im Sinne einer wirksamen Hilfeleistung nicht zu bestätigen. Mit gutem Recht konnte Bulgarien sich rühmen, vor allem den Engländern eine schwere Niederlage beigebracht zu haben.

In Montenegro ist Ipek von der Armee Köveß besetzt sowie weite Gebiete im nördlichen Teile des Landes. Zugleich haben die Bulgaren Djakova besetzt und auch sonst im Lande tüchtig aufgeräumt. Annähernd 800 serbische Geschütze konnten als Gesamtbeute gemeldet werden.

Die österreichische Flotte hat nach den eingelaufenen Berichten wirksam die fortschreitende Aufreibung der serbischen Heerestrümmer durch ihren Wachdienst an der Küste unterstützt. Vor San Giovanni di Medua überraschte sie eine Transportlandung so vollständig, daß sie eine Anzahl von Fahrzeugen, darunter drei größere Kriegsdampfer mit Material und Vorräten, zum Sinken brachte. Ferner wurde die Versenkung eines bewehrten italienischen Dampfers mit voller Ladung vor Durazzo, eines italienischen Kreuzers vor Valona und die Vernichtung eines französichen Unterseebootes gemeldet.

Die Haltung Griechenlands hat begreiflicherweise Englands und Frankreichs Führern starkes Kopfzerbrechen bereitet, das zu schweren Meinungsverschiedenheiten führte. Grey und Kitchener traten in Paris auf und sollen dort eine gewisse Übereinstimmung für weitere Entschlüsse erzielt haben. Das Ergebnis dürfte wieder eine neue Note sein, ob damit auch nur eine notdürftige Verbesserung zu Englands Gunsten erreicht wird, bleibt dahingestellt. Vermutlich bleibt es dabei, daß England nach Noten erfolglos weiter handelt und verhandelt.

Im Irak wird die Lage auch immer kritischer. Die Zahl der von den Türken den Engländern abgenommenen Tigrisfahrzeuge hat sich beträchtlich vermehrt. Zwar sitzen die englischen Truppen südöstlich von Bagdad in gut befestigten Stellungen, aber ihre Aussichten auf Nachschub und Verpflegung sind mehr als zweifelhaft, und somit bleibt ihnen wenig Hoffnung, sich gegen die türkischen Angriffe zu behaupten. X.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



v. Stein

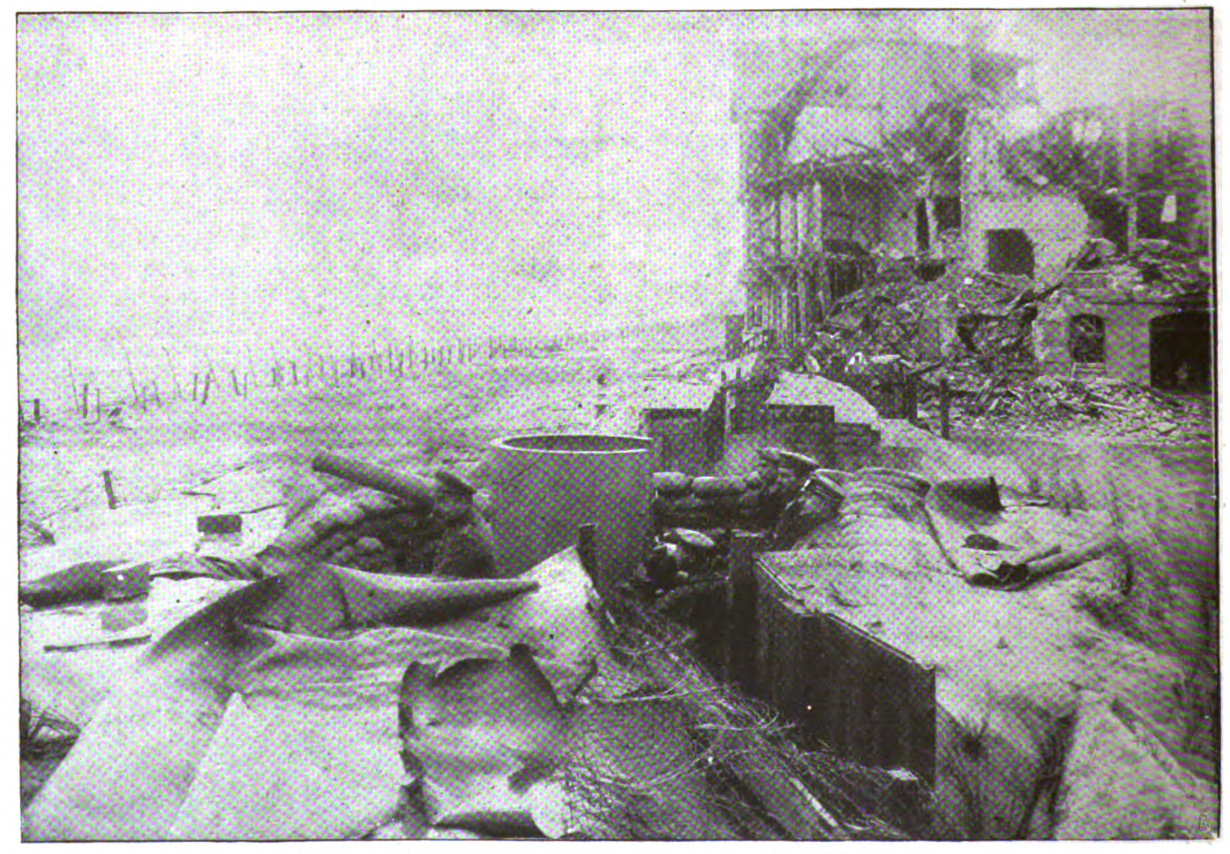
Generalleutnant v. Stein, Führer eines Armeekorps im Westen, früher Generalquartiermeister.

Für die „Woche" nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.



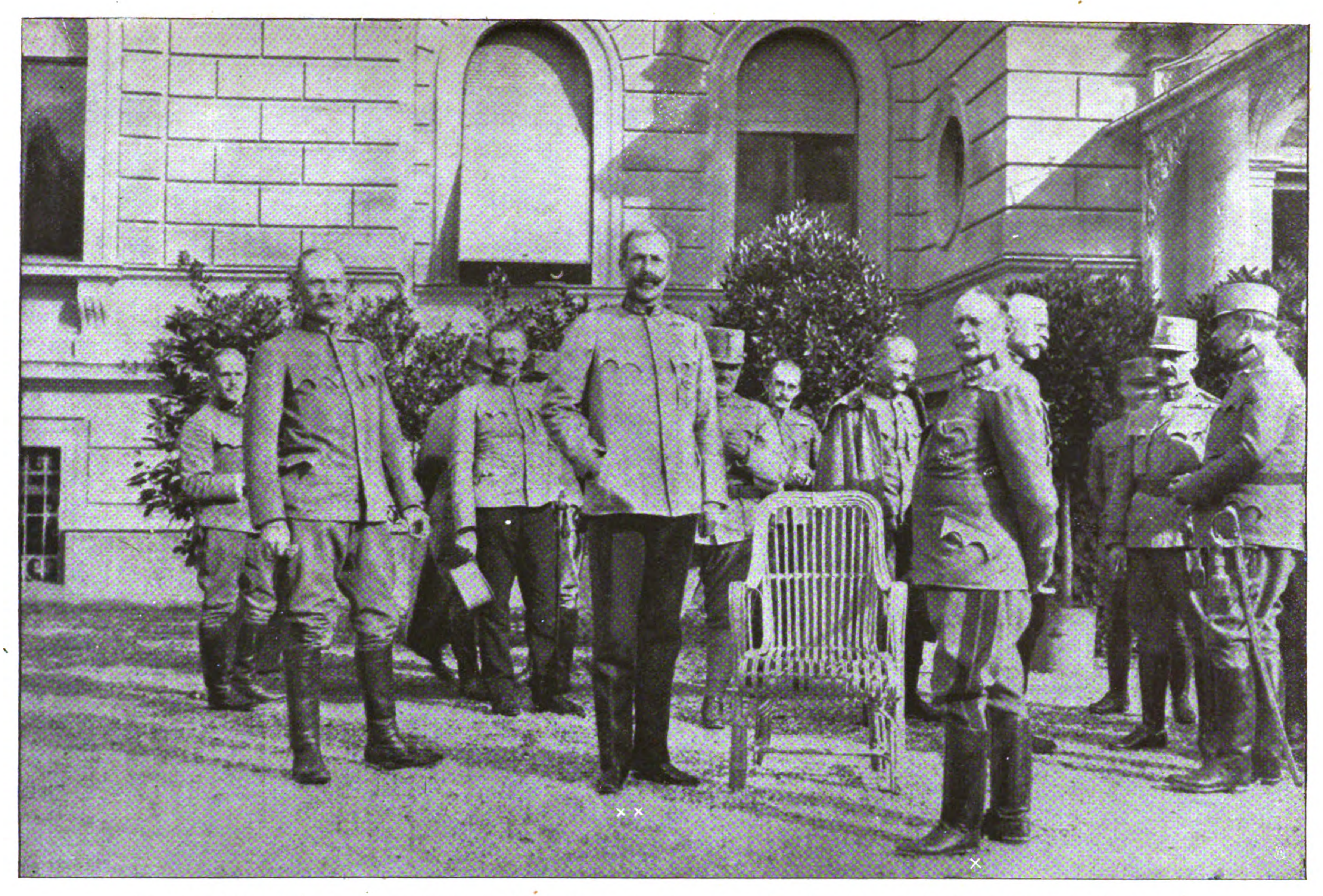
Phot. Cito-Film.

Marine-Infanterie, mit Schutzmasken gegen feindliche Gasangriffe ausgerüstet, vor den Drahthindernissen.



Ein vorgeschobener Beobachtungsposten an der flandrischen Küste.

Auf der Wacht in Flandern.

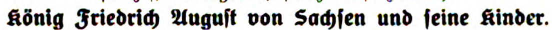


Von der Südwestfront: Kriegsminister v. Krobatin (×) im Hauptquartier des Generalobersten Erzherzog Eugen (××).



Phot. Klinkhardt u. Eyssen.

Untere Reihe: Prinzessin Anna, König Friedrich August, Kronprinz Georg, Prinzessin Maria Alix. Obere Reihe: Prinz Friedrich Christian, Prinzessin Margarete, Prinz Ernst Heinrich.



König Friedrich August von Sachsen und seine Kinder.



Illustrophot.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit einem von ihm erlegten Auerochsen an der östlichen Front.



Phot. Jüptner-Stuhr.

Prinzessin August Wilhelm mit ihrem Sohn Prinz Alexander Ferdinand.



Major Otto Schiller. Oberleutnant Sickinger. Hauptmann Preußer. Hauptmann d. R. Müller.

Hauptmann Frhr. v. Blittersdorff. Hauptmann Willi Fellmann-Dochor. Leutnant Heinz Borchert. Leutnant Hans Wendlandt.

Oberleutnant Roisum. Flugzeugführer Rud. Weckbrodt. Leutnant d. R. C. Fritze. Leutnant Gust. Christian.

Unteroffizier Gustav Schreiber. Vizefeldwebel Richard Scheibe. Unteroffizier Andreas Heyartz. Feldwebel Rudi Bachmann.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kilophot.

Vormarsch österreichisch-ungarischer Infanterie im Schneesturm gegen den Lim (Serbien).



Phot. Bibro.

Ein Kriegsbrückentransport der verbündeten Truppen kommt nach einem Flußübergang an einem durch Artillerie in Brand geschossenen Ort vorüber.

Aus Serbien.



Phot. Bibro.

Die Mannschaft eines berittenen Landesschützenregiments unmittelbar hinter der Front bei der „Schwemme“ ihrer Pferde. (Im Hintergrund sind die Drahtverhaue sichtbar.)

Im Isonzotal.

Kriegsweihnachtskuchen.

Von Greta Warneyer.

Wieder stehen wir im Zeichen des lichterfunkelnden Weihnachtsbaumes und treffen unsere Vorbereitungen für das schönste aller Feste, dessen Verheißung des Friedens auf Erden uns noch in keinem Jahre so bedeutungsvoll geklungen hat wie in diesem. — Ob wir in diesem Jahre auch Kuchen backen sollen? könnte man fragen. Ja, gewiß sollen wir es, wenn wir praktisch genug sind, uns zum größten Teil mit brotkartenfreien Mehlarten zu behelfen oder uns mit unserm Brotappetit so einzurichten, daß wir vor dem Fest doch einmal eine Karte für Mehl erübrigen, um uns den Festkuchen zu ermöglichen, der dann hinauswandert ins Feindesland zu unsern Angehörigen oder Freunden und ihnen ein Stück des alten Heimatweihnachtzaubers bringt.

Festkuchen, die viel Butter und vieler Eier bedürfen, verbieten sich infolge der hohen Preise dieser beiden Nahrungsmittel von selbst. Aber es gibt auch andere Kuchen. Und nicht ohne Bedeutung soll es uns sein, daß es der deutscheste aller Kuchen ist, der schon zum Julfest von unsern Vorfahren gebacken wurde, der Honigkuchen, der sowohl mit den einfachsten wie mit reicheren Zutaten gelingt, und zu welchem selbst Roggenmehl verwendet werden kann. Außerdem eignet sich zu diesem Kuchen im Verein mit einem Teil Weizen- oder Roggenmehl auch Kartoffel-, Maizena-, Aguma- und Tapiokamehl. Auch für die sehr teuren Mandeln haben wir in Wal- und Haselnüssen und — handelt es sich um bittere Mandeln — Pflaumenkernen einen guten Ersatz, der sogar bei Herstellung des beliebten Marzipans gute Dienste tut. Ebenfalls lassen sich die zwar immer noch erhältlichen Rosinen und Korinthen sparen, wenn man gebrühte und würfelig geschnittene Backpflaumen oder getrocknete Weinbeeren dafür nimmt. Beginnen wir zunächst mit dem Honigkuchen. Hierzu nehmen wir 1¼ kg Mehl, welches wir aus je einem Teil Weizen-, Roggen- und Kartoffelmehl zusammenmischen. Das Mischen geschieht mittels eines Siebes, um alle Mehlarten recht gut miteinander zu vermengen. Ferner rechnet man 500 Gramm Honig, 500 Gramm Zucker, drei ganze Eier, Gewürze (wie Nelkenpfeffer, Kardamom und Sukkade) nach Geschmack, 500 Gramm entkernte, gebrühte und von der braunen Haut befreite Haselnüsse sowie 10 Gramm Pottasche und 10 Gramm Hirschhornsalz. Der Honig wird erwärmt, die Treibmittel, Pottasche und Hirschhornsalz, in etwas Wasser aufgelöst und mit dem Honig vermischt, dann werden alle Zutaten miteinander verarbeitet. Der Teig wird dreifingerdick auf einem eingefetteten und mehlbestaubten Kuchenblech ausgerollt, gar gebacken und noch warm mit einer Zuckerglasur aus Puderzucker und etwas Rosenwasser versehen. Der Honigkuchen schmeckt am besten, wenn er etwa zehn Tage gelegen hat; er eignet sich also vorzüglich zum Feldversand. Derselbe Kuchen gelingt und schmeckt noch sehr gut, wenn man statt des jetzt nicht billigen Naturhonigs Kunsthonig nimmt; ebenfalls können die Nüsse fehlen und statt frischer oder eingelegter Eier sehr gut Trockeneier genommen werden. — Zu unserm volkstümlichsten Gebäck, den braunen Pfeffernüssen, bleibt der Teig der gleiche, nur läßt man die Eier fort, rollt aus dem Teig Nüsse, drückt sie etwas flach und bäckt sie auf Blechen gar. Was den Honigkuchen sowie die Pfeffernüsse recht zum Kriegsweihnachtsgebäck macht, ist der Umstand, daß gar keine Butter dazu gehört. — Auch weiße Pfeffernüsse, die zwar nicht ganz ohne Butter herzustellen sind, erfordern auf 1¼ Kilogramm Mehl nur ¼ Kilogramm Butter. Das Mehl setzt man wieder aus 500 Gramm Roggen-, 500 Gramm Kartoffel- und 250 Gramm Maizenamehl zusammen; ferner kommen 250 Gramm Butter, 500 Gramm Zucker, die geriebene Schale von einer Zitrone, nach Geschmack Kardamom, $^3/_8$ Liter Wasser und 10 Gramm Hirschhornsalz hinzu. Die Zutaten werden mit dem in Wasser aufgelösten Hirschhornsalz gut verarbeitet, dann Pfeffernüsse daraus geformt und gebacken. Sehr angenehm schmeckt es, wenn man dem Wasser etwas Rosenwasser zusetzt.

In gleicher Weise wie das bisher hier erwähnte Gebäck sind auch alle Arten Christstollen unabhängig von reinem Weizenmehl. Man setzt hierzu 750 Gramm Mehl aus je einem Teil Weizen-, Roggen-, Kartoffel- und Maizena- oder Agumamehl zusammen und rechnet an weiteren Zutaten hinzu: 150 Gramm Fett — es kann halb Talg, halb Butter sein — 100 Gramm Zucker, 125 Gramm Rosinen oder gebrühte, entsteinte und würfelig geschnittene Backpflaumen, ½ Liter abgerahmte Milch, 3 ganze Eier, Kardamom, Muskatblüte und Zimt, nach Geschmack eine Prise Salz und, wenn man bitteren Mandelgeschmack liebt, einen Eßlöffel voll gebrühter und von der braunen Haut befreiter, geriebener Pflaumenkerne. Zur Herstellung löst man 50 Gramm frische Hefe in der lauwarmen Milch auf und verarbeitet Mehl, Butter, Zucker und Eier sowie Gewürz gut damit und läßt dann den Teig etwas aufgehen. Darauf wird er auf einem mit Mehl bestreuten Brett ausgerollt, mit Rosinen und zirka noch 25 Gramm Butter belegt, aufgewickelt und wie ein Christstollen geformt. Nach nochmaligem Aufgehen wird er ungefähr 1 Stunde im Ofen gebacken, um dann noch warm mit einer leichten Zuckerglasur versehen zu werden.

Eine feine Biskuittorte, die, da sie ganz ohne Butter und ganz aus Kartoffelmehl hergestellt wird, auch als Kriegskuchen gelten darf, bereitet man folgendermaßen: 8 Eigelb rührt man mit 400 Gramm Zucker schaumig, fügt nach und nach 200 Gramm Kartoffelmehl sowie ein Päckchen Vanillezucker durch ein Sieb hinzu und zieht zuletzt den steifen Schnee der Eier darunter. Dann bäckt man mittels einer Springform einzelne Platten von dem Teig und bestreicht sie mit einer schönen Marmelade. Aufeinandergeschichtet, versieht man die Torte mit Zuckerguß und verziert sie mit eingemachten Früchten. Zu dem Guß, der ebenso wie die erwähnten Zuckerglasuren hergestellt wird, stößt man Raffinade puderfein und siebt sie durch ein Mulltuch. Mit Wasser angefeuchtet, rührt man den Puderzucker mit einem silbernen Löffel, bis der Brei weiß wird, dann wird er mit einem Messer auf den noch warmen Kuchen gestrichen und trocknet von selbst.

Wollen wir deutsches Marzipan herstellen, so benutzen wir hierzu gebrühte und von der braunen Haut befreite Hasel- und Walnüsse, die nach dem Enthäuten nochmals mit heißem Wasser überbrüht und dann gründlich getrocknet werden müssen. Feingemahlen setzt man den Nüssen 25 Gramm gebrühte und enthäutete Pflaumenkerne, die man durch die Mandelmühle treibt, zu und verarbeitet alles mit 500 Gramm Puderzucker, den man mit etwas

Rosenöl anfeuchtet. Ist der Teig tüchtig durchgeknetet — er darf durch zu viel Rosenöl nicht zu weich werden, formt man ihn zu einem Brot und bestäubt ihn mit Puderzucker. Oder aber man färbt die eine Hälfte des Teiges mit Schokolade, rollt beide Teile dünn aus, legt sie übereinander, so daß die Schokoladenhälfte zu unterst liegt, und wickelt beide Teile zu einer Rolle auf, rundet die Enden hübsch ab und schneidet davon Scheiben ab. Ebenfalls rollt man Marzipanmasse einen halben Finger dick aus, sticht mit Ausstechformen Figuren aus, umlegt sie mit einem fingerbreiten Band aus Marzipan, drückt dies etwas an und läßt die Formenstückchen im bereits abgekühlten Bratofen leicht trocknen, um sie dann mit einer Zuckerglasur zu versehen und abgetropften eingemachten Früchten zu belegen. Will man das Marzipan etwas verlängern, so setzt man einige Eßlöffel voll Kartoffelmehl hinzu und nimmt eine Kleinigkeit Rosenöl mehr. Das empfiehlt sich besonders da, wo Kinder sind, deren Weihnachtsteller neben Aepfeln und Pfeffernüssen auch ein Stückchen Marzipan zieren soll.





Ein Blindgänger wird ausgegraben.



Ein Blindgänger wird zur Explosion gebracht. B. I. G.

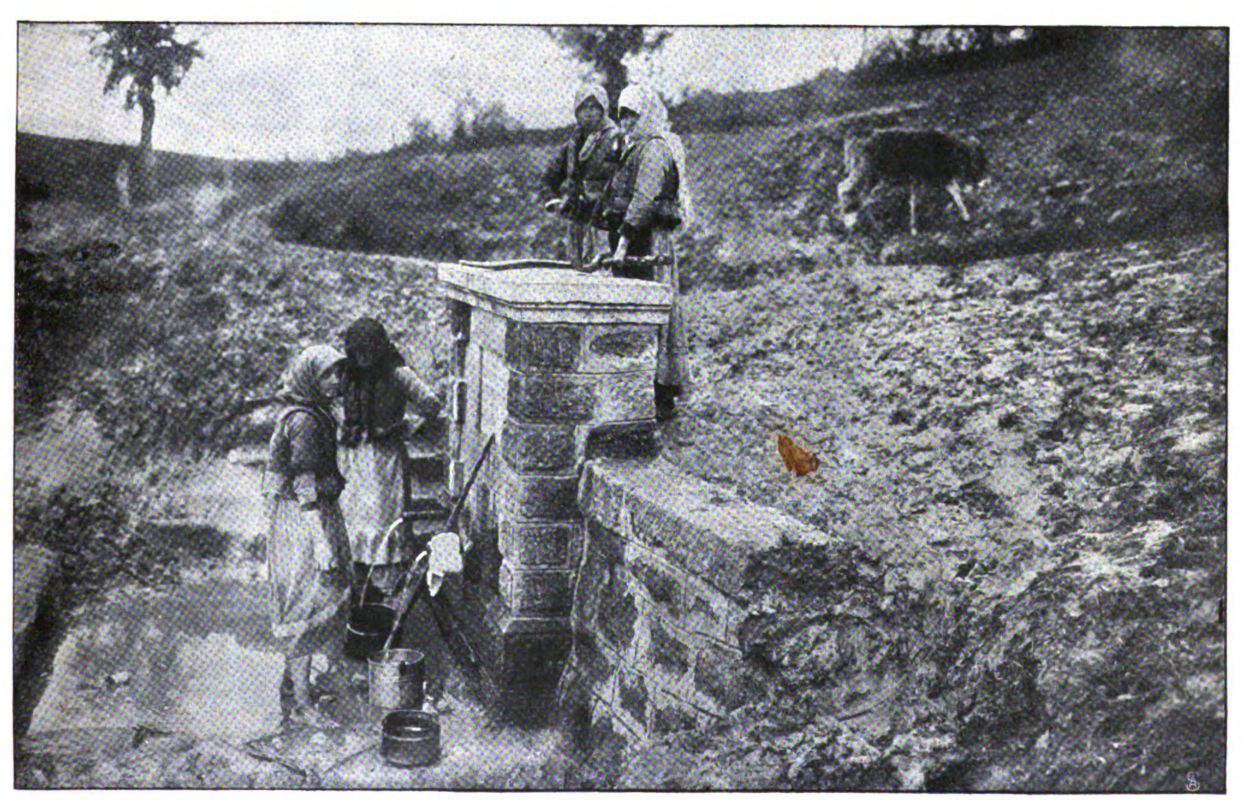
Der Blindgänger,

eine sehr häufige Erscheinung bei der französischen Artillerie. Blindgänger müssen stets durch einen Oberfeuerwerker besichtigt werden, da sie sonst großes Unheil anrichten können.





Und doch muß es weiter gehn.



Am Brunnen an der Landstraße. Phot. Frankl.

Bilder aus Serbien.





Lazarett der Gräfin Hagenburg in Darmstadt.

Das am Großherzogl. Wildpark gelegene Lazarett wurde von der Gräfin Anna Hagenburg, Gemahlin des Prinzen Otto zu Schaumburg-Lippe, dem Roten Kreuz eingerichtet und wird seit 1914 von ihr geleitet und aus eigenen Mitteln erhalten. — Das Bild zeigt die Leiterin (1) mit ihrer Tochter Gräfin Hermine (2) und ihrem jüngsten Sohn Grafen Otto-Heinrich (3) inmitten ihrer Pfleglinge.



Phot. Obergassner.

Lazarett-Einkochstelle des Roten Kreuzes, geführt vom Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande.

In der Lazarett-Einkochstelle wurden bisher über 2000 Zentner geschenktes Obst verarbeitet und an die Militärlazarette und Militärzüge verschenkt. Zu gleicher Zeit dient die Lazarett-Einkochstelle als Versuchstation zur Erprobung neuer, einfacher Methoden zur Massen-Obstkonservierung für den Volkshaushalt. Das unter Leitung von Frau Ministerialdirektor von Meinel stehende gemeinnützige Unternehmen wurde September 1914 auf Anregung der Königin Maria Theresia von Bayern begründet.



Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

4. Fortsetzung.

Inge benutzte die Gelegenheit, da Washington T. Walker vom Harvard College in den Vereinigten Staaten sein Sprüchlein aufgesagt hatte, und trat zu ihrem Vater. Er tauschte mit ihr einen lächelnden Blick. Sie wußte: Für ihn waren diese Ansprachen nur Geduldsprobe, diese Ehrungen nur Zeitverlust. Er erfüllte hier nur seine Pflicht als geistiger Statthalter Deutschlands.

„Du, Vater — da hast du einen komischen Patienten. Eben schaut er wieder herüber. Er scheint mir reichlich verdreht!" . . .

„Was fehlt ihm denn?"

„Soweit ich heute sehen konnte, gar nichts. Er kommt morgen wieder."

Ein zimtbraunes, von kohlschwarzem Vollbart umrahmtes Gesicht: der Inder Aughudimâlo brachte die Grüße Ceylons. Er redete zuerst englisch. Dann, zum Schluß, in klangvollem Sanskrit. Feierlich hallten, in der Sprache Buddhas, die Urlaute der Menschheit durch Raum und Zeit zu Ehren Deutschlands. Wie Quadern der Ewigkeit fügten sich, in der Zunge Julius Cäsars, die paar knappen lateinischen Sätze, die Exzellenz Tillesen zur Antwort sprach. Die Völker vermählten sich. Die Jahrhunderte flossen ineinander. Ein Bleibendes ragte aus dem Strom des Seins. Die Erkenntnis. Und Deutschland der Hüter des Horts.

Nikolai Schjelting war aufgestanden. Es glückte ihm nicht mehr, unauffällig in Inges Nähe zu kommen. Es schien ihm auch, daß sie ihn absichtlich vermied. Auf einmal sagte er sich: Pah — was tue ich hier? und fand sich schon mit umgeworfenem Sommermantel draußen in der Maikühle. In der fieberte er. Sein Herzschlag hämmerte. Er lief hastig die Sonneberger Straße hinab und merkte dabei an dem Hall seiner Tritte, daß er seine Galoschen vergessen hatte, was ihm sonst nie geschah. Durch das Nachtgebüsch zur Linken blinkten Hunderte von Glühwürmchen, die Lichter der italienischen Nacht. Die Wilhelmstraße war belebt wie am Mittag. Auf dem Schloßplatz daneben standen Massen vor dem kaiserlichen Hoflager. Alle Fenster waren hell. Schwer bauschten sich ringsum die Fahnen. Vor dem Kurhaus knatterte es mit zischenden Raketen und dumpfen Donnerschlägen des Feuerwerks wie vor einer Schlacht. Ein tausendfaches „Ah!" hinterher. Er verzog ironisch die Lippen. Er dachte sich: Feiert nur Feste! Verplempert euer Pulver! Wir halten unseres trocken. Wir sind am Werk! Ihr wißt nicht wie nah! . . .

Plötzlich machte er halt. Er griff sich an die Herzgegend, in einem Schrecken, wie er ihn noch nie in seinem Leben empfunden. Bei seiner methodischen Art, sich über alles Rechenschaft zu geben, mußte er einmal klar darüber werden. Jetzt war der Augenblick da. Jetzt konnte er nicht länger dagegen ankommen und sagte sich, bleich geworden: Was ist das? Ich will Deutschland vernichten und habe mich in eine Deutsche verliebt? . . . Ich, ein verheirateter Mann. Und sehr wenig glücklich verheirateter Mann dazu!

Er bemühte sich, spöttisch zu lachen. Er zündete sich eine Zigarette an und sagte sich zwischen den zusammengebissenen Zähnen: Du träumst, mein Lieber! Das sind die deutschen Nebel! Voyons, ce n'est qu'une fantaisie! Er dachte auf französisch, seine Lieblingsprache, um sich gegen Inge Tillesen zu wehren. Dabei stand er schon wieder vor ihrem Haus. Drinnen war Musik. Der Schatten von Menschen an den Fenstern. Die Straße lag dunkel und leer. Sporen klirrten auf ihr. Ein Hauptmann in dunkelrotem Kragen kam des Weges. Er ging langsamer als sonst Offiziere. Sein Gesicht war sehr ernst. Er sah nicht nach dem Lichterglanz des Festes hinüber, sondern gerade vor sich auf den Boden, bis er Schjeltings Blick auf sich gerichtet fühlte. Eine Sekunde waren die beiden Männer Aug in Auge, maßen sich mit einem spöttischen und feindlichen Lächeln.

Dann fiel im nächsten Haus das Tor ins Schloß. Nikolai Schjelting der gefolgt war, las auf dem Messingschild: „Isebrink". Wider seine kalte Natur flackerte ein jäher Haß in ihm auf. Er gestand es sich, wie er die Straße wieder hinunterlief: Eifersucht gegen diesen Mann. Er hatte ihn und Inge Tillesen diesen Nachmittag vor dem Haus zusammenstehen sehen . . .

Und während er diese Nacht noch weniger als sonst schlafen konnte, ging es ihm durch den Kopf: Schließlich stößt man in Deutschland immer auf den, der den Säbel an der Seite trägt! Er ist der Erste, und er ist der Letzte. Der deutsche Säbel muß gebrochen werden. Das gilt im großen wie im kleinen. Für die Erde und für mich selbst . . .

Abgespannt und übernächtigt saß er am nächsten Vormittag im Sprechzimmer dem Geheimrat Tillesen gegenüber. Der wiederholte: „Sie sind nicht krank!



Nichts als Nervenüberlastung. Beseitigen Sie deren Ursachen. Sie sind so verschieden wie die Menschen selber . . . Familienverhältnisse . . .?"

„Ich lebe in einer ungetrübten Ehe."

„Geldsorgen . . ."

„Ich bin reich."

„Unpersönliche Affekte: religiöse Zweifel . . . wissenschaftliche Skrupel . . . politischer Ehrgeiz . . ."

„Der ist mir nun ganz fremd, Exzellenz!"

„So? Da hat sich also Professor Burchardt gestern geirrt! Er erzählte mir von Ihnen: Er hatte sich gerade auf dem Baseler Bahnhof Ihr ‚Essay contre le Teutonisme' gekauft. Da liegt es. Ich las noch vor dem Einschlafen darin!"

Schjelting warf einen Blick auf die hellblaue Broschüre und schwieg betreten.

„Sie sind ein guter Hasser, Herr von Schjelting. Das hindert Sie, wie ich sehe, nicht, die Hilfe des Landes nachzusuchen, das Sie da in Ihrem letzten Kapitel aus der Liste der Völker streichen wollen. Ich hätte Ihnen auch gern geholfen . . ."

„Exzellenz . . . ich . . ."

„Aber gegen die Reinkultur von Deutschenhaß, die Sie da in sich und anderen züchten, gibt es auch in meinem Laboratorium kein Mittel. Nehmen Sie statt dessen eine Warnung von mir mit auf den Weg: Sie laufen in Ihrem Büchlein Sturm gegen ein von Ihnen mechanisch konstruiertes Deutschland. Sie ziehen an Schnüren Gliederpuppen von Offizieren, Königen, unzufriedenen Arbeitern, Junkern, malen Kasernen und Fabriken. Was dahinter steht, ahnen Sie nicht: den deutschen Geist!"

Der Gelehrte begleitete Schjelting bis zur Schwelle.

„Sie waren gestern in meinem Hause zu Gast. Vielleicht haben Sie da einen Hauch davon gespürt. Ich könnte mir denken, daß das in etwas Ihre Ansichten über die Ausrottung Deutschlands mildert, und daß Sie dann auch besser schlafen . . . Ich wünsche es Ihnen. Leben Sie wohl!"

Nikolai Schjelting stand draußen auf dem Flur. Er lachte höhnisch auf und schritt davon, ohne auf den Weg zu achten, und verfehlte ihn und fand sich plötzlich in dem Seitengang zu dem Laboratorium.

Die Glastür nach dem ersten Arbeitsraum stand offen. Drinnen war es groß, kahl, hell. Tausende von Glasplättchen und Reagenzgläsern an den weißen Wänden. Herren und Damen in weißen Kitteln an den weißen Tischen. Haufen von weißen Mäusen lagen darauf, lebten noch in Käfigen, wurden geimpft, gemessen, seziert, zu Hunderten in Tabellen eingetragen, in Fieberkurven protokolliert.

„Ach, geben Sie mir doch mal schnell den Milzbrand rüber!" sagte Dr. Käthe Cornelius.

Dr. Irma Enderlin neben ihr meinte: „Ich habe ihn nicht! Ich steck bis über die Ohren in Flecktyphus! Katsura feixt so rätselhaft, wahrscheinlich hat der ihn annektiert."

„Hier, bitte!" Der quittengelbe Zwerg schob das Gläschen hinüber und kniff wieder das rechte japanische Schlitzauge über dem schwärzlichen Aalgewimmel der Cholerakommas im Wassertröpfchen des Mikroskops. An seiner Seite präparierte Dr. Woinowitsch, der riesenhafte Sohn der Schwarzen Berge, mit einer Hand, die gewohnt schien, den Jatagan zu führen, das Kleingehirn eines chloroformierten Meerschweinchens in dünne Scheiben zum Serum gegen die Hundswut.

Es war in dem Laboratorium kühl wie in einer Kirche. Eine sonderbare Luft, voll Äther und Zigarrenrauch, wehte zu Schjelting hinaus. Dann hörte er plötzlich Inges Stimme: „Hat niemand das Radium gesehn?"

Inge Tillesen war von dem Nebenraum her hereingekommen. Sie trug nicht wie die anderen den Assistentenkittel. Sie erschien von drüben und im Auftrag ihres Vaters. Dr. Pfeiffer hob den bärtigen Kopf von einer Kartoffelscheibe voll Mäusepest.

„Das hat Exzellenz gestern hier auf dem Tisch liegen lassen!"

Inge umwickelte mit ihrem Taschentuch die kleine Kapsel, in deren Glasgehäuse, einem kleinen Korkpflöckchen ähnlich, das Geheimnis der Welt unsichtbar und lautlos seine Energiemassen in die Weite schleuderte. Draußen im Gang knatterte es heftig. Märchenhaft blaue und grüne Flammen zuckten im Nebenraum aus dem Röntgenapparat. Davor stand Schjelting.

„Sie suchen wohl meinen Vater?"

Er verneinte mit slawisch schmiegsamer Verbeugung.

„Man hat mich bereits wieder weggeschickt. On m'a traité comme un garçon! . . . Ich bin kein Schuljunge, dem man politische Lektionen gibt!"

„Mein Vater und Politik . . . Ach, du lieber Gott!"

„Dann haben andere ihm das suggeriert. Sie!"

„Was denn?"

„Sie haben ihn gegen mich aufgehetzt . . . Sie arbeiten gegen mich . . . schon in Moskau hielten Sie mich von ihm fern . . ."

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte Inge und schaute ihn kopfschüttelnd an.

„C'est ridicule! Ich suche ärztliche Hilfe, und man gibt mir eine pangermanistische Vorlesung. Das tat nicht not. Ich weiß es, daß sich Deutschland überhebt!"

„So — nun habe ich Sie bis zum richtigen Ausgang gebracht. Nun gehen Sie mal heim und beruhigen Sie sich, Herr von Schjelting! Das ist doch keine Art!"

„Deutschland überhebt sich . . . Aber es mag sich



hüten. Es steht vor dem Fall! . . ."

„Was . . .?"

„Ah: Was sag ich da? . . . Enfin . . . Es macht nichts! Sie glauben es mir ja doch nicht! . . . Ihr alle nicht! Um so besser!"

„Was ist denn nur mit Ihnen? Was soll das höhnische Lachen? Man könnt sich ja fürchten!"

„O nichts! . . . Mes compliments!"

Noch als Inge Tillesen wieder oben in ihrem Zimmer war, sah sie dies verbissene und hochmütige Lächeln vor sich. Diesen vielwissenden und grausamen, plötzlich halbasiatischen Gesichtsausdruck. Vor ihr stand der alte Lübecker Schrank. De Klock — de fleiht — de Tied — de geiht . . . Nun war es höchste Zeit. Sie trat ans Fenster. Vor dem Nachbarhaus lud der Diener des Generals Isebrink Offiziersgepäck auf einen Handkarren und schob ihn in der Richtung nach dem Bahnhof. Automobile tuteten an ihm vorbei, schossen fröhlich hinaus in den grünen Rheingau. Die französische Trikolore flatterte über dem Kühler, die Sterne und Streifen Amerikas, der britische Union Jack . . . Lauter Russisch klang unter den bunten Sonnenschirmen vorübergehender Damen. Der Maihimmel war wolkenlos blau. Ein leiser Wind bewegte den Wald von schwarzweißroten Fahnen. Inmitten dieser gastfrohen Lebensfreude war in Inge Tillesen ein Grauen. So, als sei irgendwo auf der Nordseite ein Fenster offen, und es zöge einem kalt und unsichtbar über den Rücken. Sie dachte sich: Eigentlich sagen beide dasselbe, Isebrink und dieser unheimliche Russe . . . Sie sind wie zwei Geisterseher. Sie merken etwas, was wir nicht merken. Vielleicht sehen sie auch nur Gespenster . . .

Aber ist es nicht seltsam, daß zwei Gegner genau der gleichen Meinung sind? Daß bald alles anders auf der Welt wird als bisher seit fast undenklicher Zeit. Seit Menschenaltern kennen wir ja nur den Frieden, lieben wir den Frieden, preisen wir den Frieden. Der Krieg ist uns ein böser Traum unserer Vorfahren . . .

Unbestimmt regte sich in ihr ein Schutzbedürfnis. Etwas von der Wehrlosigkeit der Frau in einer Welt voll Waffen. Es ging ihr durch den Kopf: Wenn das möglich wäre — es ist ja nicht so. — Aber wenn es möglich wäre, wer stellt sich dann vor den Vater und mich, das Haus hier, Wiesbaden und Deutschland?

Vor der Nebenvilla leuchteten die breiten, dunkelroten Generalstabsstreifen. Der Hauptmann Isebrink verabschiedete sich auf der Schwelle von seinen Eltern und ging fest und rasch die Sonneberger Straße hinab. Er wandte nicht den Kopf. Er schaute geradeaus vor sich hin. Sie hätte ihn anrufen müssen, damit er sie am Fenster sah. Sie kämpfte mit sich. Nun war er schon um die Ecke. . . Fort. Auf dem Weg nach Berlin.

Sie war sehr ernst und sehr bleich geworden. Als sie an einem der nächsten Tage im Getümmel vor dem Kurhaus Schjelting sah und er sie lächelnd begrüßte, trat sie unvermittelt auf ihn zu.

„Ich möchte Sie gern etwas fragen!"

„Bitte!"

„Wollen Sie mir versprechen, es mir auch wirklich zu beantworten? Nicht bloß mit irgendeiner französischen Phrase?"

„Wenn ich kann?" . . . sagte er lächelnd.

„Was meinten Sie vorgestern damit: Deutschland steht vor dem Fall?"

„Erbarmen Sie sich: Ein kleiner Scherz!"

„Damit scherzt man doch nicht!"

„Oh doch! Sie kennen mich nicht! Man nimmt mich nirgends ernst!"

„Ich glaube sehr!"

„Ah — Sie schmeicheln!" sagte er liebenswürdig und belustigt und wurde plötzlich finster unter ihrem Blick. Den hielt er nicht recht aus. Zwischen ihnen war ein sonderbares, schweres Schweigen.

„Herr von Schjelting: Was hieß das: Deutschlands Fall?"

Er lächelte wieder.

„Mißtrauen Sie mir doch! Ich lüge immer! Que voulez-vous? C'est mon métier! Meine Art, die Wahrheit zu sagen!"

„Also soll man nun an Ihre Drohungen glauben oder nicht?"

Es zuckte spielerisch über sein undurchdringliches Gesicht. Er erinnerte sie jetzt wirklich an ein lauerndes Raubtier.

„Ihr werdet alle untergehen!" sagte er sanft und dabei so nachlässig, als spräche er vom Wetter.

„Was?"

„Aber Sie nicht mit! Das möchte ich nicht! Dafür werde ich sorgen! Sie werden noch von mir hören!"

„Man glaubt, man träumt" . . .

„Aber erzählen Sie es nicht weiter!" Er hob die Schultern. Der affektierte Hochmut erschien auf seinen unruhigen Zügen. „Oder erzählen Sie's! Man glaubt es Ihnen ja doch nicht! Keiner von euch glaubt daran!"

„Und ich am wenigsten!"

„Qui vivra, verra! Meine Mission bei Ihnen ist erfüllt!"

„Soll ich mir denn einbilden, daß Sie eigens nach Wiesbaden gekommen sind, um mir Ihre Staatsgeheimnisse zu verraten!"

„Natürlich bin ich Ihretwegen hierher gekommen!"

Inge Tillesen machte große Augen.

„Ihr Vater kann mir doch nicht helfen!" sagte er. „Das wußte ich vorher! C'était une farce! Ich bin und bleibe schlaflos. Aber Sie wollte ich sehen und



sprechen! Das will ich immerwährend! Seit Moskau!"

Nun begriff sie auf einmal: Um Gottes willen. Der Mensch ist in dich verliebt. Wahnsinnig verliebt. Diese Erkenntnis gab ihr einen solchen Schrecken, daß sie sich umdrehte, ihn stehen ließ, mehr davonlief, als ging. Erst nach Hunderten von Schritten kam sie auf der Wilhelmstraße zu sich.

„Halt, Fräulein Inge! Wo brennt s denn?"

Sie blieb stehen. Vor ihr der General Isebrink.

„Ja — Sie haben immer zu tun!" sagte er. „Bei euch Tillesens — da jagen sich die Feste. Mein Haus ist wieder still. Mein Paulchen weg! Runter in die Türkei!"

„Er ist doch nicht schon unterwegs?"

„Nee — noch in Berlin! Aber in 'ner Woche fährt er!"

„Oh — Aber ich halt Sie vom Mittagessen ab! Guten Tag, Herr General!" Inge Tillesen gab dem alten Herrn die Hand und ging langsam weiter.

5.

Das war Berlin, die Stadt ohne Nacht. Berlin, der Riese in den Flegeljahren, die genußsüchtige Hochburg der Arbeit, Berlin, das alle seine Sünden und Schwächen frei auf der Friedrichstraße dem Auge der Fremden preisgab und seinen Edelkern von Gesundheit und Jugendkraft in den Vorstädten barg.

Das war Berlin, die Stadt der Gegensätze, beinahe stolzer auf ihr Nachtleben als auf ihr Tagewerk, nervös und nervenlos, das ehern pochende Herz des Deutschen Reiches und bis zur Unkenntlichkeit aufgeputzt mit grellem Flitter des Auslands.

Von den Hausfronten, Schaufenstern, Litfaßsäulen sprach es, während Inge Tillesen, eben aus Wiesbaden angekommen, mit ihrer Schwester Phila durch die Straße fuhr, in fremden Zungen zu der lichterhellen, brausenden, abendlich wogenden Friedrichstadt. Slawische Lettern lockten die Russen, englische Reklamen die Amerikaner. Gasthöfe und Kaffeehäuser trugen die Namen britischer Städte, Schauspielhäuser die Namen Pariser Theater, nächtliche Stätten der Lebewelt die Namen französischer Zuchtlosigkeit. Es war ein Völkerjahrmarkt, eine Taghelle aus vierstöckigen Bierpalästen, das Fieber der Stadt am Spreestrand, in der selbst das Vergnügen sich mit der Uhr in der Hand regelte.

Dann hörte hinter dem Potsdamer Platz das Ausland auf. Nichts mehr von Westminster, Bristol und Piccadilly, von Trianon und Folies-Caprices, von Clou und Moulin-Rouge, von Boncourt und Palais de Danse und Pavillon Mascotte, von Messenger Boys, von Grand-Gala und à la Brady. Man merkte: dies stümperhafte Französisch und Englisch war nur eine bröckelige Tünche, durch deren Lücken der festgefügte deutsche Quaderbau lugte.

Die zwei Schwestern hatten gar nicht darauf geachtet. Man nahm das in Berlin als gegeben. Es mußte wohl so sein. Es war selbstverständlich, daß in Deutschland Rennpferde und Briefpapier, Weinstuben und Zigarettenschachteln, Männerkleider und Körperpflege so hießen, wie am Ufer der Seine, der Themse, des Hudson. Während sie durch die Hitzigstraße fuhren, sagte Frau Theophile Martius: „Also . . . ich war einfach paff, wie auf einmal dein Telegramm kam!"

„Ich habe mich auch ganz plötzlich entschlossen!"

Ringsum wurde es wieder taghell. Die Tauentzienstraße tauchte auf, menschenwimmelnd, und verschwand. Dann hielt der Wagen vor einem der Mietpaläste am Kurfürstendamm.

„Also willkommen, Schatz!" sagte oben in ihrer Wohnung Frau Theophile und küßte ihre Schwester. Sie mußte sich beinahe auf die Fußspitzen stellen, um zu deren dunkelblonder, deutscher Frische hinaufzulangen. Sie selbst war klein, zart und zierlich wie eine Marquise der Pompadourzeit. Nur ihr Haar nicht weißgepudert, sondern in tiefbrünettem Botticellischeitel, darunter das Profil einer antiken Gemme. Sie war ein kleines Kunstwerk. Und ebenso ihre Umwelt. An ihrer Schwelle endete Berlin. Der Süden tat sich auf. Die deutsche Sehnsucht. Alte Florentiner Meister dunkelten an den Wänden. Da war Dantes lebensgroßer, strenger Marmorkopf. Da rahmte schweres Barockschnitzwerk des Bücherschranks die Reihen italienischer, spanischer, französischer Dichter. Die kleine Frau ging darin herum wie in einem Tempel, rückte da und dort, staubte ab. . .

„Beppo und Carmen schlafen leider schon!"

„Na — dann kriegen sie ihr Mitbringsel morgen!" sagte Inge und dachte sich: Ich würde die Würmer einfach Hans und Grete nennen! Aber sie selber, die Mutter, hat ja bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr ganz friedlich Luise geheißen und es dann erst durchgesetzt, daß wir sie alle Theophile nennen mußten!

„Nun, Inge" . . .

Die Schwester hatte sich neben sie gesetzt. Sie hatte ein eigenes süßes Lächeln, aus dem träumerische Schwermut sprach, obwohl es ihr im Leben sehr gut ging.

„Inge . . . hast du mir nichts zu sagen? Dann lieber bald! Denn wenn erst Hugo zum Abendessen heimkommt mit seinen Reichstagsgeschichten und Arbeitersachen" . . .

Ein Schweigen.

„Los, Inge!"

„Ach, quäl' mich doch nicht!"

„Schau mich mal an: Weswegen bist du dann von Wiesbaden hierher geschossen?"

„Gott — weil's dort langweilig ist! Ich wollte einmal andere Menschen sehen!"



Die kleine dunkle Frau lächelte und schwieg. Sie dachte sich: Mir scheint, du möchtest einen Menschen sehen! Endlich! . . . Sie stand auf und sagte: „Ich muß nur rasch noch mal draußen jemand telephonieren."

„Hier Frau Martius! Ist Herr Hauptmann Isebrink selbst am Apparat? Guten Abend! Nett, daß ich Sie erwische . . . Warum sieht und hört man eigentlich nie etwas von Ihnen? Kommen Sie doch mal morgen nachmittag. Wie? Sie haben keine Zeit? Das wird meiner Schwester Inge sehr leid tun. Sie ist zufällig grade hier. Was? Sie können es vielleicht doch einrichten? Na eben! Es ist ja Sonntag. Auf Wiedersehn!"

Im Zimmer fand sie Inge zerstreuten Auges über einer Mappe mit römischen Kupferstichen. Ihr zartes Gesichtchen durchgeistigte sich und wurde schwärmerisch.

„Wundervoll — nicht? Siehst du hier: San Paolo fuori la mura . . . mein Traum draußen in der Kampagna. Ach . . . Das schöne Land! . . . Mensch ist man doch nur im Süden . . . Ende Juni fliege ich wieder über die Alpen!"

„Im Sommer nach Italien?"

„Ach, wie ist das Land dann schön! Und die Menschen! Wenn die Fremden fort sind, lernt man sie erst in ihrer naiven Liebenswürdigkeit kennen, solch natürliche Grazie des Geistes und Körpers. Da möchte man mit Nietzsche die Hände falten: Unschuld des Südens, nimm mich auf!"

„Ich weiß nicht: Ich fand die Kerle immer unausstehlich!"

„Es sind Kinder. Aber aus einer dreitausendjährigen Kinderstube. Selbst in ihrem Mutwillen steckt uralte Kultur . . . Unterschreib dich mal da gleich als Mitglied!"

„Was ist das? Pro gen . . .?"

„Pro gentilezza!" sagte die kleine Frau stolz. „Neu gegründet! Ein Bund zur Einbürgerung milder italienischer Sitten bei uns!"

„Ich erinnere mich nur, daß sie immer in der Eisenbahn spuckten und Orangenschalen hereinschmissen!"

„Ihr seid eben lieblos! Und da unten lieben sie uns doch so!"

„Glaubst du wirklich? Warum geben sie einem dann immer falsches Geld heraus?"

„Nein, nein, nein!" sagte die kleine Frau mit einem Heiligenlächeln. „Ich glaub an meinen Süden! Ich glaub an die Schönheit. Ich glaube an die Kunst und Natur. Jeder hat sein Ideal. Du die angelsächsische Freiheit, ich das blaue Mittelmeer! Ach, Ende Juli, wenn Hugo bei seinem Friedenskongreß in Paris ist — ich als Zugvogel über die Alpen, immer mit so einem bißchen Wehmut in der Freiheit . . . . . . Immer summt es mir hinterm Gotthard von Scheffel:

> 'O Jugendluft, wie wirst du älter!
> Bald ist auch mir die Stunde nah,
> Wo ich nicht mehr durch grüne Wälder
> Hinzieh ins Land Italia!'

Ja, lach nur! Ich bin eine Schwärmerin. Ich weiß. Ich schäme mich nicht!"

„Sonderbar, wenn man dich so hört, dann ist alles wieder so anders!" sagte Inge.

„Wieso?"

„Vielleicht hast du auch recht. Nicht bloß die andern, die so furchtbar ernst und finster in die Zukunft schauen!"

„Gott — laß sie."

„Die behaupten, das dauert alles nicht mehr lange, und es zieht ein Unwetter herauf, wenn einem nur jemand sagen könnte, wer recht hat!"

„Da mußt du Hugo fragen! Eben hör ich ihn draußen!"

Doktor Hugo Martius trat herein. Groß, stattlich, klug, zu Anfang der Vierzig, mit rötlich blondem Vollbart und starker, in den Volksversammlungen und im Reichstag geschulter Stimme. Er begrüßte Frau und Schwägerin.

„Ich komme ein bißchen spät! Nichts zu machen! Sechs Stunden Aufsichtsratsitzung . . . Neue Straßenbahnen in Argentinien. Schweinerei in China mit den Engländern." . . .

„Hugo!"

„Ach was! Im Geschäft nehm ich kein Blatt vor den Mund! Da heißt's nur überall: raus mit den Engländern! In allem Frieden und Freundschaft natürlich. Dafür lebt man im zwanzigsten Jahrhundert!"

„Hörst du, Inge? Du Hans Huckebein; Frieden, Freundschaft!"

„Was hat denn die Inge?"

„Sie haben ihr, scheint's, in Wiesbaden was von Krieg in den Kopf gesetzt!"

„Schwager . . . was hältst du davon? Du bist doch so gescheit: Gibt's Krieg?"

„Es kann nicht erst Krieg geben!" sagte Dr. Martius lächelnd. „Weil der Krieg schon da ist! Auf der ganzen Erde!"

„Krieg?"

„Ja! Du, Frau — schau doch, daß wir bald was zu essen bekommen! Ich hab einen Mordshunger! . . . Krieg, Inge, wird der Mensch immer führen. So ist er nun mal! Das tut er auch jetzt! Nur mit anderen Mitteln!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Früher schlug man sich die Schädel ein. Jetzt nimmt man der City die spanischen Hafenbauten vor der Nase weg, wie wir neulich! Krieg führt man heut-



zutage mit dem Kopf, mit dem Reißbrett, mit dem großen Portemonnaie, mit der chemischen Retorte. Unsere Marschälle heißen Krupp und Ballin. Es sind wirtschaftliche Feldzüge!"

„Keine anderen mehr?"

„Nein. Denn im Kampf ums Dasein kommt es nicht mehr auf den dicken Bizeps an! Mein Hausknecht ist auch stärker als ich. Das Recht des Stärkeren liegt heutzutage auf geistigem Gebiet. Sonst müßte man ja am Fortschritt der Menschheit verzweifeln."

„Du hast eben auch nie gedient, Schwager!"

„Dafür bin ich ein Vertrauensmann des Volkes! Das Volk will nur den Frieden!"

„Wir gewiß! Aber die andern?"

„Alle, Inge! Die Menschen sind nicht so verschieden! Sie verlangen in ihrer Mehrzahl gar nicht so große Sachen vom Leben. Wenn sie ihr Haus und ihre Familie und ihr täglich Brot haben, hängen sie viel zu sehr daran, als daß sie's leichthin aufs Spiel setzten."

„Warum redet denn überhaupt noch jemand vom Krieg?"

„Na, Kind, sehr einfach. Die Offiziere und zum Teil die Edelleute. . . ."

Inge Tillesen dachte sich: Isebrink ist Offizier. Der andere ein russischer Edelmann. Für die stimmt es schon . . .

„Ich komme doch eben aus dem Haag, Inge! Ich habe Jaurès gesprochen. Carnegie selber war leider nicht da. Aber Hunderte von Männern aus der ganzen Welt, und jeder Name hatte seinen Klang. Der Unterschied war zwischen ihnen nur in der Sprache. Der gute Wille war sich überall gleich. Da haben sich in meiner Gegenwart Buren und Japaner, weil sie nicht miteinander reden konnten, wenigstens stumm die Hand geschüttelt. Nee, Kind! Laß dich nicht kopfscheu machen! Die Zeiten, an die du denkst, die sind vorbei! Unser altes Europa wenigstens ist glücklich aus dem Schwabenalter raus! Das ist vernünftig und gesetzt geworden und hat die Kriegstorheiten hinter sich."

Leise Musik durchzitterte das Zimmer. Phila Martius schlug auf dem Flügel träumerisch aus dem Kopf den Prolog der „Bajazzi" an. Geheimnisvoll verklang es in der Tiefe der Tasten: „Wir alle auf Erden wandeln im gleichen Licht . . ." und es war, als spülten die Tonwellen von dieser kleinen Insel der Seligen allen Staub und Erdenrest hinweg — als würde das deutsche Auge zur Sonne selbst. So klar und rein sah es alles, selbst das Niedrigste der Welt.

In solchen Stunden war Phila Martius ganz sie selbst. Und am meisten am Sonntag nachmittag, ihrer Weltflucht vor Berlin, ihrem Empfangstag. Das war wie ein Spinnweb des Westens und sie die Arachne darin, die darauf lauerte, daß keine durchreisende Berühmtheit ihrem Netz entging. Zierlich, in schillernder Seide, wie ein aufgeregtes Meißner Rokokopüppchen, rauschte sie den Gang entlang und streckte den dunklen, klassischen Kinderkopf durch den Türspalt.

„Wo steckst du denn, Inge? Vorn ist schon alles voll Leute!"

„Ach, ich hab keine Lust!"

„Warum bist du denn dann eigentlich nach Berlin gekommen?"

„Ich weiß selber nicht, am liebsten möcht ich wieder heim!"

„Was hast du denn nur?"

„Nichts!"

„Na — komm nur schon!"

„Warum drängst du denn so?"

„Ich hab meine Gründe! Los!"

„Unter einer Bedingung . . ."

„Gott — was bist du umständlich . . . Also?"

„Wenn Isebrink euch vielleicht in diesen Tagen seinen Abschiedsbesuch machen sollte, dann sag ihm nicht gleich, daß ich da bin . . ."

„Was?"

„Ich will erst klar mit mir sein. . . Ich möchte erst überlegen . . . Ich möchte nicht überrumpelt werden!"

„Aber Inge!"

„Nein! Nein!"

„Donnerwetter!" sagte die kleine Frau und biß sich auf die Lippen. Es war ein bei ihr ganz ungewohnter Naturlaut.

„Also versprich es mir, Phila! Was machst du denn für ein sophistisches Gesicht. . . ?"

„Ach, gar nicht! Gut. Wenn ich ihn von jetzt ab wiederseh, sag ich ihm kein Wort!"

„Aber dann in Gottesnamen!" sagte Inge und folgte der Schwester. Im Studio, im Eßsaal, im Musikzimmer, im Flur sogar wimmelte es von Menschen. Eine einzige Uniform darunter. Einsam am Fenster. Das erste, was sie sah, war Paul Isebrink. Er betrachtete das Treiben um sich mit einem nachsichtigen Lächeln, wie ein Menageriebesucher die Affensprünge und das Kakadugeflatter.

„Aber Phila!" sagte Inge Tillesen empört und machte auf der Schwelle halt.

„Ach, nun bist du mal hier! Er wird dich schon nicht beißen!"

„Pst! Pst!"

Bitte um Stille ringsum. Lebauld de Temple, der Pariser Conférencier, sprach mitten im Zimmer, lässig im Stehen an einen Armstuhl gelehnt, in schallendem, scharf die Endsilben betonendem Französisch über das Wesen der Eleganz. Als der Beifall am Schluß die andächtige Stille unterbrach, kam Isebrink



auf die beiden Schwestern zu. Er war vergnügt wie ein Schuljunge und gab Inge, als sei nichts geschehen, die Hand.

„Ein toller Komiker — nicht? An dem Kerl ist alles zu lang! Die Haare, die Rockschöße — die Kragen . . . Haben Sie nicht 'ne Schere, gnädige Frau?"

„Ist das der Dank, daß ich Sie eingeladen hab?"

Isebrink lachte nur, mit einem warmen und glücklichen Schein in den Augen, der seine innere Aufregung verriet. Inge dachte sich: Er muß ja glauben, daß ich ihn hab rufen lassen. Ihre Züge wurden unwillkürlich hart. Ihre Schwester entsann sich plötzlich ihrer Gastgeberpflichten, entschlüpfte den beiden, tauchte drüben wieder auf, breitete strahlend die Arme aus.

„Eccolo! . . . In fine! . . . Sia il benvenuto, maestro! . . . Signore e Signori — mi permette de presentare il compositore dell' opera ‚Truffatori'!"

Sie war stolz auf die Reinheit ihrer Aussprache nach dem Volkswort: Lingua Toscana in bocca romana — Toskanerzunge in Römermund. Der Komponist der ‚Gauner' lächelte herablassend. Alle Laster Neapels wohnten auf seinem blaurasierten Mittelmeergesicht. Er winkte gönnerhaft mit der großen, weißen, reichberingten Frauenhand einigen Bekannten zu.

„So toll war's hier noch nie!" sagte Paul Isebrink und lachte. Alles stimmte ihn heiter. Er und Inge standen jetzt allein. Nun wurde seine Stimme leise, weich, von einem halb fragenden Jubel belegt.

„Na, Inge . . ."

„Was denn?"

Es klang schroff, abweisend. Die erste Entfremdung kam zwischen sie.

„Ich bin Ihnen so dankbar! . . ."

„Warum?"

„. . . daß Sie hier sind!"

Und in ihr nur die eine Angst: Er soll nur nicht glauben, daß ich ihm nachgereist bin!

„Ich bin schweren Herzens neulich aus Wiesbaden weg. Nun bin ich doppelt froh!"

Keine Antwort. Sie sagte sich: Nur das nicht! Nur das nicht, daß er sich einbildet, ich lauf ihm nach!

„Wie lange bleiben Sie denn hier?"

„Bis morgen früh!"

Die kurze Zeit machte ihn stutzig. Unruhe erschien auf seinem Gesicht.

Sie sagte knapp: „Ich hatte hier etwas für den Vater zu besorgen!"

„Weiter nichts?"

„Nein."

„Pst! Pst!"

Stimmen mahnten zur Ruhe. Mialkowitsch, der serbische Geigerkönig, äußerlich einem dicken Zigeunerprimas ähnlich, strich die Saiten seiner Violine. Miß Cooper, eine Amerikanerin vom Charlottenburger Musikkonservatorium, sang dazu mit englischer Betonung. Frau Mialkowitsch spielte das Klavier. Isebrink wartete stirnrunzelnd und ungeduldig das Ende ab. Noch im Beifallgeklatsch wandte er sich, viel schroffer als bisher, an Inge.

„Sie sind nicht gekommen, damit wir uns noch einmal sehen?"

Ein Schweigen.

„Sie haben mir nichts mehr zu sagen?"

„Wir haben uns doch, weiß Gott, ausgesprochen!"

„Warum haben Sie mich denn dann eigentlich herzitiert?"

„Da fragen Sie bitte meine Schwester! Ich hab nichts davon gewußt."

Er suchte mit zornigen Augen nach ihr, hörte neben sich ein serbisches Gespräch und sagte dem Ehepaar Mialkowitsch halblaut ein paar russische Worte. Der Geigerkönig wurde blutrot. Seine Frau blaß. Beide packten eilig ihre Noten zusammen. Die Frau des Hauses schoß erschrocken heran und faltete flehend die Hände: „Eine Zugabe, Meister! Bitte! Bitte!"

„Aber nicht die, von der Sie eben zu Ihrer Frau Gemahlin auf serbisch meinten, sie sei für die Deutschen noch lange gut genug!" sagte Paul Isebrink. Ein peinliches Schweigen entstand. Frau Phila Martius war nervös über die Störung.

„Oh . . . Aber . . . Aber so was straft man doch am besten durch Nichtachtung, Herr Hauptmann . . ."

Phila war empört. Mit ihrem Empfangstag verstand sie keinen Spaß. Dies kleine, kunstvoll gepflegte Gärtchen des Geistes sollte man ihr nicht mit Nagelschuhen betreten. Sie hob sich kampfeslustig auf den Fußspitzen und sagte gedämpft: „Bitte . . . nehmen Sie doch ein bißchen mehr Rücksicht! . . . Die ersten Geister des Auslands . . ."

„Warum kommen denn die alle zu uns? Offenbar, weil sich daheim kein Kuckuck um sie kümmert!"

Darauf wußte Frau Phila nicht gleich eine Antwort. Sie wehte sich erbittert mit ihrer seidenen Pezzuola Kühlung zu.

„Und warum kommen Sie, wenn Sie hier Unfrieden stiften?"

„. . . weil Sie mich hierherbefohlen haben, meine gnädigste Frau! Ich weiß auch nicht, weshalb."

Nun hatte er die schneidende Höflichkeit des Exerzierplatzes. Inge war hinter ihnen in das hellblaue Nebenzimmer getreten und sagte ruhig: „Also, Phila. Du hast eine Dummheit gemacht! — Und nun schau, daß du zu den Gästen kommst! Sonst geht dir dein Maestro durch die Lappen!"

Die kleine Frau stürzte in das Studio. Zu spät. Der Göttliche hatte gefunden, daß man sich zu wenig um ihn kümmerte, und sich ohne Abschied empfohlen.



Auch die Serben waren verschwunden. Der Salon wies klaffende Lücken auf wie von einer Schlacht. Ein fremder, unheimlicher Geist war durch ihn gegangen. Ein preußischer Geist, hart, spröde, scharf. Er stand nebenan in Offizieruniform.

„Meine Geduld ist zu Ende, Inge!"

„Ich will ja auch keinen Anfang wieder!"

„So spielt man nicht mit mir!"

„Mir ist's auch Ernst!"

„Ich gehe jetzt in türkische Dienste und mache einen Strich unter alles! Ich hab es gründlich satt!"

„Ich muß mich endlich auch ganz frei machen. Man verliert seine Jahre!"

„Also leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bangende.

Liebes Vaterland, liebes Heimatland,
Nimm, ach nimm, was einst mir herrlich war,
Nimm mir Haus und Habe, nimm mir Schmuck und Haar,
Alles, alles bring ich gern dir dar:
Aber laß mir eins, liebes Vaterland —
Laß den Einen, Meinen, Liebsten mir!
Sieh, er trägt Gefahr
Tag und Mond und Jahr,
Doch sein Tod — sein Tod, was frommt er dir?

Liebes Vaterland, liebes Heimatland,
Angst zu jeder Stunde ist so schwer —
Morgens bang ich: ist der Kasten leer?
Abends zittr ich, war die Schlacht wohl schwer?
Nächtlich schreck ich auf: lebt er nicht mehr? — —
Ach, mein Mut wird laß,
Meine Wangen blaß,
Und mich kühlen keine Tränen mehr.

Liebes Vaterland, liebes Heimatland,
Ist es möglich — so erhalt ihn mir!
Aber tut sein Blut
Deinem Boden gut,
Gibt sein Tod zu neuen Siegen Mut,
O mein Vaterland, heiliges deutsches Land,
Nun, so nimm ihn — nimm ihn, nimm ihn dir!

Erna Heinemann-Grautoff.

Bunter Tafelschmuck für die Weihnachtzeit.

Von Gertrud Triepel. — Hierzu 9 Aufnahmen von Alice Matzdorff.

Kein anderes Fest greift so tief in unser Leben hinein wie das Weihnachtsfest, für keines wird so lange und mit so liebevollem Eifer gerüstet wie für das Licht- und Gebefest im Dezember. Schon viele Wochen, bevor es selbst erscheint, sendet es seine Boten aus, die uns das Haus, besonders wenn frische Jugend darin blüht, festlich hell machen und uns auf Stunden Sorge und Kümmernisse vergessen lassen wollen.

Zu diesen Boten gehört vor allem das glänzende Wintergrün. Entzückt atmet alt und jung den Duft ein; die einen in wehmütig stiller Rückerinnerung, die andern in selig froher Erwartung. Aber mit den Sträußen allein hat es sein Bewenden nicht in diesen Wochen der Vorfeier. Die dunklen Tannen- und die lustig wehenden Kiefernzweige, die Beeren in Rot und Weiß, die blanken Äpfel und goldfarbenen Südfrüchte, die braunen Nüsse, dazu das silberglitzernde Lametta, die buntzuckrigen Pfefferkuchen und süß nach Wachs und Honig duftenden Lichte locken unwiderstehlich und wollen ebenfalls ihr Teil an dem vorfestlichen Schmuck des Hauses haben.

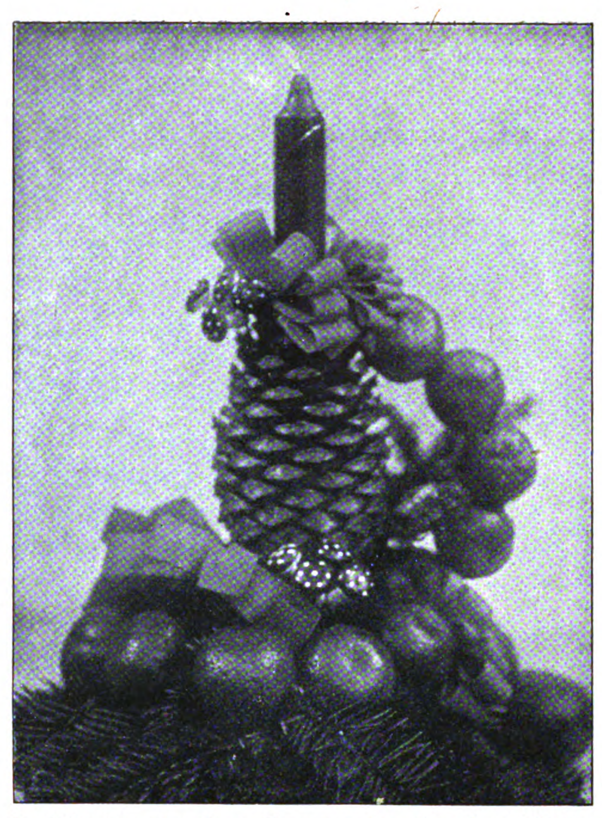
Das ist nun so recht eine Arbeit für junge Mädchen- und zärtliche Frauenhände, alle diese hübschen Weihnachtsdinge zusammentragen und sie zu anmutigen Stillleben aneinanderzufügen. Da gibt es Kränze aus rotbäckigen Äpfelchen, über einem glatten Tannenrund gebunden, aus denen sich weiße Kerzen (mit Draht befestigt) erheben, mit zierlichen roten Wollbandschleifen. Da gibt es große, ganz bunte Kränze, bei denen sich den hellen Äpfeln dunkelrote Apfelsinen und goldgelbe Mandarinen, braune Mispeln, hier und da auch ein paar Mohnköpfe und Haselnüsse gesellen und grobe, goldbronzierte Leinenstreifen die Fülle dieser guten Dinge, die gleichzeitig als Nachtischleckerei dienen, in regelmäßigen Abständen überspinnen. Vier lose, volle Doppelschleifen aus rotem, hellgrünem oder postillongelbem Wollband — je nachdem es zu Lampenschleier und Eßgerät paßt — ergänzen den Kranz, der ein prächtiges Mittelstück für den feiertäglichen Mittagstisch bildet und von drei weißen oder roten Wachskerzen überstrahlt wird.

Auch Haustöchterchens Kränzchenschwestern sollen ihre Adventsüberraschung haben. Sicher gibt's in diesen Vorweihnachtswochen doch allenthalben etwas „Zeitgemäßes" zu schnabulieren, hier Äpfel und Nüsse, dort Pfefferkuchen oder verzuckerte Früchte, Apfelsinen, Bonbons und was dergleichen harmlose Leckereien mehr sind. Unser Töchterchen nun wählt für die süße Last eine gewöhnliche bunte Bauernschüssel mit zwei Henkeln, umwindet vier kräftige Drahtstäbe ringsum dicht und recht gleichmäßig mit kleinen Tannenzweigchen, verbindet die vier Stäbe oben fest miteinander, setzt mittels Draht ein Licht an die Spitze und bindet die vier Stäbchen mit dem letzten, unten frei gebliebenen Drahtende rechts und links an die beiden Schüsselhenkel, so daß sich nun vier grüne Bogen in gefälliger Rundung über der Schüssel wölben. Zum Schluß wird in der Mitte jedes Bogens noch ein Licht mit Draht befestigt, die Stelle mit roten Wollbandschleifen verdeckt und alles mit Wollband umschlungen und ausgeputzt. Auch dort, wo die Bogen am Schüsselhenkel festgebunden sind, sitzen große Schleifen, deren Enden sich leicht und gefällig über das Tischtuch legen. Allerhand Obst füllt die bunte Schüssel, Tannenspitzchen schieben sich in alle Lücken ein, und ein rotbezuckertes



Pfefferkuchenherz schaukelt in der Mitte der grünen Bogen.

Ladet die Hausfrau ihre Damen zum Kriegstee ein, so muß der Tischschmuck wohl etwas feierlicher oder reicher gehalten werden. Dann darf die tönerne Schüssel sich auf der feinen Damastdecke nicht breitmachen. Statt ihrer füllt ein bogig gebundener, in den Farben gut abgetönter Kranz die Mitte des Tisches und läßt seine großmaschigen Schleifen und Bänder über das schneeige Weiß der Decke spielen. An dem Kranz wechseln breite Polster aus grauem Moos mit dicken Büscheln roter oder schwarzer oder tiefblauer Beeren — es können im Notfall auch künstliche sein — in gleichmäßiger Wiederkehr ab. Die Farbe der Schleifen richtet sich nach diesen Beeren, nur bei schwarzen Beeren wählt man ein buntes, abstechendes Band. In die Mitte des Kranzes kommt die Lampe mit farbigem Seidenschirm oder ein silberner Armleuchter mit dicken gelben oder roten Wachskerzen. Am hübschesten sieht es aber aus, wenn eine der drolligen Münchner Holzfiguren in ihrer grellen Farbenpracht als Lichtträger dienen kann.


Henkelleuchter aus einem Tannenzapfen mit roten Früchten.

Solcher Figuren gibt es vielerlei, Männlein und Weiblein, Weihnachtsmänner und Nußknacker, dicke Schneemänner und geflügelte Engel mit langwallenden Kleidern. Sie wirken anheimelnd und lustig und machen den Tafelschmuck noch weihnachtlicher.

Es brauchen aber auch gar keine künstlerisch geschnitzten Holzfiguren zu sein, die uns bei unseren Bindekünsten unterstützen sollen. Halten wir einmal Umschau im Spielschrank der Kinder oder auf dem Boden bei den Resten des eigenen, nun lange schon beiseitegelegten Spielkrams.


Eine Obstschale für den Weihnachtstisch.

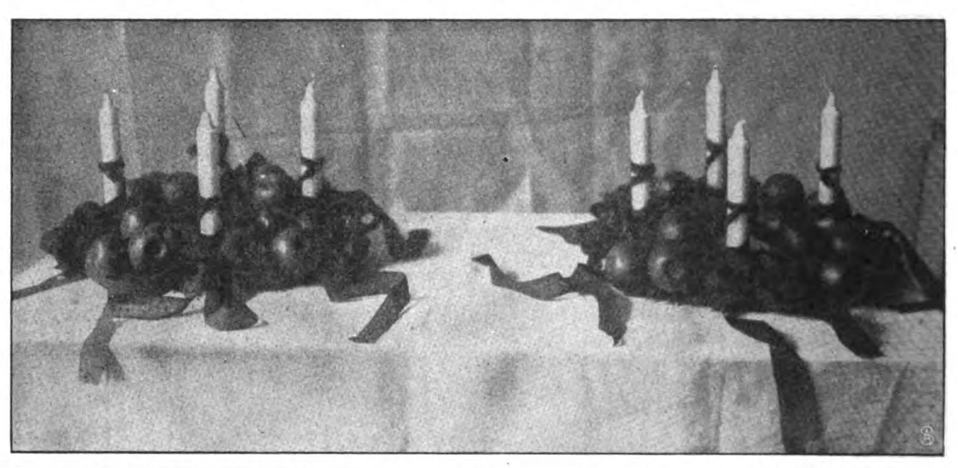

Nußknacker als Festschmuck für die Tafel.

Tafelschmuck für den Weihnachtstisch.

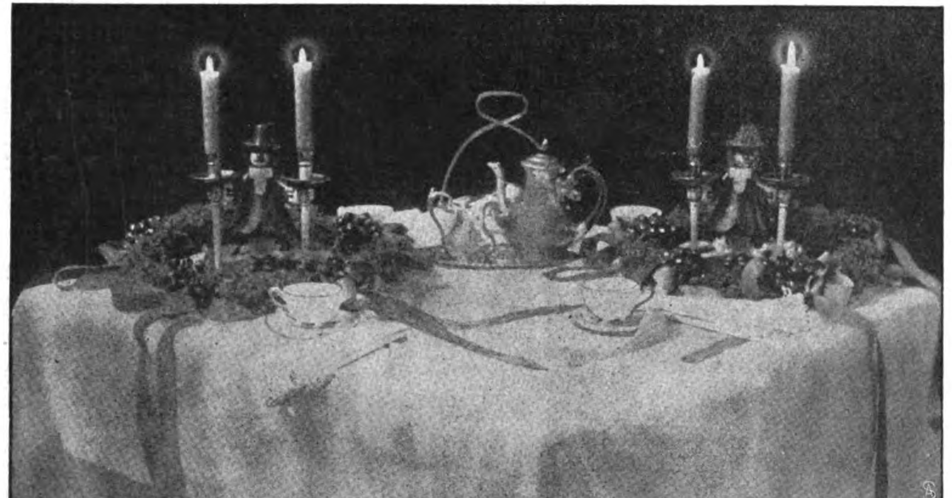


Sicher finden sich dort noch mancherlei liebe Gefährten aus fröhlicher Kinderzeit, etwa der alte Ruprecht im weißen Bart oder der bärbeißige, langbezopfte Nußknacker, der uns willig so manche Weihnachtsnuß knackte und lange nicht so grimmig war, wie er sich anstellte.

Handelt es sich nur um Leuchter für den Festtisch, so gibt es dafür kaum ein hübscheres und dankbareres Material als die großen, starken Zapfen einer ausländischen Kiefer, die von den Gärtnern vielfach für Bindezwecke verwendet werden. Einen dreiarmigen Leuchter z. B. kann man sich mit Hilfe eines runden Brettes (Kistendeckel oder dergl.) herstellen, wenn man drei gleichgroße Zapfen nebeneinander stehend quer auf das Brett (von unten her!) nagelt. Vier kleine Zapfen je rechts und links davon, so daß sie die noch frei gebliebenen Brettrundungen ausfüllen werden, mit Draht oder Leim bukettartig neben und an den großen Brüdern befestigt und Bandschlupfen an langen Drahtstielen in die Lücken geschoben. Sodann erhält jeder der drei stehenden Zapfen ein dickes, weißes Licht, das mittels Draht an den Schuppen festgebunden wird als Bekrönung und eine sehr volle Bandrosette als Schmuck und Verdeckung der Bindestelle. Das Brett wird nun in einen flachen Korb oder eine runde Holzschachtel versenkt, Tannengrün ringsum verteilt und als Schluß ein dichter Kranz von Apfelsinen oder Weihnachtsäpfelchen um die braunen Zapfen herumgelegt.



Äpfelkränze.



Kränze für den Teetisch.
(Graues Moos, rote Beeren, Holzfigur und Bänder.)

Aehnlich läßt sich ein Einzelzapfen als Henkelleuchter gestalten. Hier erhält er, nachdem er ebenfalls auf einem Brettchen festgenagelt wurde, einen Henkel aus starkem Draht, auf dem gleichgroße Mandarinen kleinster Sorte aufzureihen sind. Obenauf sitzt ein starkes Licht, diesmal ein rotes Wachslicht, und unten bilden Mandarinen und



Ein farbiger Weihnachtskranz mit goldbronzierten Leinenbändern.





Grüner Mooskranz mit roten Beeren und Münchner Holzfigur.

breit ausgreifende Tannenzweige den Fuß des eigenartigen Leuchters. Schlupfen aus rotem Wollband, rote Pilzchen und ein Strauß glänzender Silberdisteln putzen ihn vollends aus.

So finden die geschickten Hände unserer Frauen und Haustöchter reiche Gelegenheit, sich in der Adventzeit und den Weihnachtstagen im Dienst des Hauses und zu Ehren des schönsten Festes zu betätigen. Und geht es dabei auch nicht ohne Mühe und Nachdenken ab, so wiegt doch die Freude am eigenen Werk alle Anstrengung reichlich auf, und das Bewußtsein, den Hausgenossen, den Freunden und vielleicht auch manchem armen, heimfernen Kriegsmann eine liebe Überraschung geschaffen zu haben, läßt die Herzen dennoch froh und dankbar klopfen!



Weihnachtsmann im Tannengrün.



Tafelleuchter aus Tannenzapfen.



Der Heimatsucher.

Roman von

Hermann Stegemann.

15. Fortsetzung und Schluß.

Als Will das Fenster öffnete, stiegen gerade die letzten Nebel aus dem Talgrund, und im beruhigten See erschien traumhaft das Spiegelbild der Ufer und der Berge.

„Siehst du, Eva, ich bin doch kein schlechter Regisseur", fuhr Will fort. Sie lächelte, aber als sie, ob sie wollte oder nicht, zu einer Kahnfahrt veranlaßt wurde und in ihrem Mantel, eine Decke auf den Knien, neben ihrer Tochter im Boot saß und das Schifflein quer über den See auf das rote Dach zusteuerte, da überfiel sie eine merkwürdige Ahnung. Sie legte den Arm um die schlanken Schultern ihres Kindes, als müßte sie einen Halt suchen. Dabei kam sie auf einen ganz anderen Gedanken.

„Ja, jetzt hab ich bald eine erwachsene Tochter", sagte sie laut in ihrer grenzenlosen Befangenheit.

Und dann waren sie da. Keins von ihnen sprach ein Wort, als sie ausstiegen. Durch die feuchte, tauglitzernde Matte lief ein Kiesweg. Vom Tobel herüber klang der Bach.

Auf einmal blieb Eva stehen. Das Haus sah seltsam aus mit seinen frisch eingesetzten Kreuzstöcken und Schindeln.

„Nun sag's mir, Will," begann sie mild und nachsichtig, als wollte sie ihm im voraus Verzeihung zusichern, „du hast es für das nächste Jahr gemietet."

Er hatte ihren Arm unterstützt und gab ihn auch jetzt nicht frei.

Das Mädchen lief ungeduldig von ihnen weg auf das Haus zu. Sie waren allein.

„Sag's, Will!" wiederholte sie bittend. „Gesteh's, daß du es für den nächsten Sommer gemietet hast!"

Da erwiderte Will leise: „Noch schlimmer, Eva!"

„Wie, j e t z t schon gemietet? Damit es den ganzen Winter leer steht? Aber Will!"

„Immer noch schlimmer!" bekannte er, und dann zog er sie an sich. „Gekauft, Eva." Er sprach leise, aber es war wie ein Schrei, in dem sich alles entlud, was er ihr an Dank, an Liebe schuldig war.

„Will!" murmelte sie, und um sie her war die beruhigte Stille der Einsamkeit.

Sie blickten sich an. Lange und schweigend. Aber als Eva den Hausspruch las, da war sie die Klügere, denn sie sagte: „Allein sind wir, und glücklich auch, aber einsam nicht."

Die Heimat.

„Mein Glücksjahr", pflegte Eva zu sagen, und sie meinte das Lebensjahr, das in der Einsamkeit am Sarnersee begonnen hatte.

Sie lebten nun in Straßburg in einem kleinen Kreise, der Wills Schaffen mit der diskreten Zurückhaltung umgab, die seine Natur forderte.

Im Frühling kam Hermann mit dem Reifezeugnis nach Hause.

„Was willst du studieren? Hast du dich jetzt schlüssig gemacht?" fragte Will.

„Philologie, Papa."

Will schwieg eine Weile, dann forderte er ihn auf, sich auszusprechen. Hermann Roßhaupt sagte kurz und einfach, daß er ins Lehramt treten wolle, und plötzlich ging Will auf den Sohn zu, in dem kein Tropfen von seinem Blut zu rollen schien, der klar und ruhig, ohne geniale Anwandlungen und ohne Schwäche die Mitte hielt, und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Du hast dein Leben frei, das ist alles, was der Vater dem Sohn schenken kann. Was du daraus machst, das ist deine Sache. Wenn du mich brauchst, bin ich da. Ich weiß, daß du nach der Mutterseite schlägst, wachs dich aus und zieh dich nicht krumm. Wachs ihr nach!"

Hermann Roßhaupts Unterlippe hatte zu zucken begonnen, denn was der Austritt aus der Schule, der Ausblick in das Leben, was die ersten Kämpfe und Entscheidungen nicht in ihm ausgelöst hatten, das vermochten die paar Worte, die sein Vater zu ihm sprach. Er würgte die Erregung hinunter, aber er konnte ihm nichts antworten.

„Geh nur, mein Junge!"

Will schob ihn sanft aus der Tür. Er ging, ohne sich umzublicken. Das war einer von der neuen Generation, der hing nicht zwischen Himmel und Erde, oben mit Stricken und unten mit Ketten gebunden, der hatte die Schule hinter sich gelegt wie etwas, das durchgehalten werden muß, und griff das Leben fest und ohne Schwärmen an.

Aber als Hermann ein paar Wochen später in der Uniform der Feldartillerie vor ihm stand, mit den Schnüren auf den Achseln, da guckte dem Jungen plötzlich der Wachtmeister über die Schulter.

Und Will sagte mit einem ernsten Lächeln zu seiner Frau: „Wenn ihn mein Vater säh, tät er den ganzen Tag die ‚Wacht am Rhein' pfeifen und mich trösten und sagen: ‚Nun siehst du, Will, das ist ja ein Staatsjung wie der heilige Johannes auf dem Ölgemälde von Raffael ‚Die heilige Jungfrau im Grünen', Kopie von und Königin.'"

Wills Kinder wußten nichts von dem Geheimnis, das seine Geburt umgab, und so gab es auch keins für sie. — Hermann litt auch nicht an einem unbefriedigten Heimatgefühl. Er war freizügig geboren.

Als Will wieder zur Reise nach der „Glückseligen Einsamkeit" rüstete, war er überzeugt, daß sein Leben jetzt in ruhige Bahnen gelenkt sei. Sein äußeres Leben und sein Schaffen. Die Vergangenheit gab ihm ihre Schätze preis, und sein starkes Lebensgefühl fand jetzt volle Befriedigung im Gestalten. Der Himmel einer starken Weltanschauung wölbte sich über seinen Werken.

Eva rüstete mit Lust zu dieser Reise. Es war keine Ferienfahrt, denn Will nahm ja seinen Beruf mit sich, und trotzdem kam ein feiertägliches Gefühl über sie, als sie Luzern zufuhren.

Kättele Wingen besuchte sie und nahm in Sachseln im „Kreuz" Wohnung, bis Eva sie nötigte, in der „Einsamkeit" einzuziehen. Das Kättele war noch immer schlank, aber man sah ihm sein Alter bis auf zwei Jahre an, und es erklärte, das genüge, denn dann könne es den Übergang ins Schwabenalter noch etwas hinausschieben.

Eva erholte sich in der grünen Stille.



Wer sie in diesem Sommer sah, fand sie kräftiger als in den letzten Jahren. Ihr Gesicht wurde wieder bräunlich klar, und ihre Augen standen wieder in sanftem Feuer unter den dunkeln Wimpern. Sie mied nur starke Bewegungen und heftige Erregungen.

Sie saßen auf der Bank, die Will unter den Waldbäumen auf der ersten Bodenschwelle am Bache aufgestellt hatte. Es war Evas Lieblingsplatz. Der Blick ging auf den See und das Dorf Sachseln mit den dahinter aufsteigenden grünen Halden und grauen Gipfeln. Rechts schob sich ein Waldstreifen, der ihnen gehörte, zwischen sie und das Haus, und links rauschte und gurgelte in den Felsentöpfen das klare Wasser.

Kättele und Anna waren nach Sachseln gerudert, um einzukaufen. Im flimmernden Sonnenglast sprühten ihre Ruder auf dem unbewegten See.

Will starrte dem kleiner werdenden Boot nach. Auf einmal sagte er: „Da fahren sie, Eva, unsere beiden einzigen Kinder. Wenn ich daran denke, daß ich schuld bin —" Er brach ab.

Tief erschreckt sah sie ihn an.

„Um Gottes willen, Will, was sind das für Gedanken! Du weißt doch, daß ich Unglück gehabt habe mit dem dritten Kind, und daß der Arzt damals schon auf einen bleibenden Schaden hingewiesen hat. Du siehst da etwas hinein, was nicht ist."

Er stand auf, und sie folgte ihm. Ein paar Schritte nach links unter den Bäumen, und sie konnten in das tief ausgewaschene, mit gewaltigen Steinen und Felsbrocken ausgefüllte Tobel hinunterblicken, in dem das heitere Bächlein seine klaren Wasserfäden zog.

„Will, versprich mir, daß du dich nicht mit solchen Einbildungen plagst", bat sie ihn.

Er warf einen Kiesel in das leere Bett hinunter, wo er klirrend zersprang. Dann antwortete er: „Weißt du, daß es eine unnötige Grausamkeit wäre, wenn das damals so hätte sein müssen, nur um mich zur Besinnung zu bringen? Du allein und dein Entschluß, mich vor eine reinliche Wahl zu stellen, aus dem Haus zu gehen und zu sagen: ‚So, nun find dich zurecht und find dich wieder oder zerreiß dieses Leben' — das allein hat den Konflikt entschieden. Du weißt, daß ich mich nicht besser mache, als ich bin, aber ich weiß auch, daß du mir vieles nachgesehen hast. Wir haben uns wie Kinder zueinander gefunden, und es war nicht immer harmonisch wohnen in der Kugel von Kristall. Die Ehe ist kein Hafen. Das ist ein Bild, so falsch und faul, wie die meisten aus der Philistersprache. Die Ehe ist eine weite Fahrt ins unbekannte Meer. Und man muß sich erst kennen lernen auf dieser Fahrt ohne Anker und Heimathafen."

„Ja, Will, so mag's sein, wenn man es mit deinen Augen sieht, und ich will nur mit deinen Augen sehen. Aber nun, Wort in die Hand, du quälst dich nicht mehr mit solchen Gedanken."

„Ob ich mich quäl oder nicht, Eva, wenn ich nur die Kraft behalt, sie zu ertragen! Nicht zugrund gehen, innerlich oder äußerlich, sondern wachsen an seinen Gedanken und Gewissenskrupeln und sein Leben leben, wie es ist, bis zum Ende, bis zum bittern, oder bis zum seligen Ende, wenn man die letzte Wandlung Ende nennen darf, das ist das einzige — Eva! Und solange ich schaff und wirke, gehe ich nicht zugrund."

An dem stolzen, hinreißenden Ausdruck seines Gesichts, an dem starken, leidenschaftlichen Klang seiner Stimme reckte Eva sich jauchzend auf, und keine ihrer Schmerzenstunden, keine Prüfung, die ihr geworden, hätte sie hingegeben, wenn sie dadurch dieses Augenblicks verlustig gegangen wäre!

Es war ein Sommer mit Wind und Regen, aber er brachte auch schöne Tage, und sie genossen sie in der glückseligen Einsamkeit mit ungemischter Freude.

Das Kättele wurde eine emsige Bergsteigerin und nahm die lebhafte Anna in ihre Hut. Von Sachseln herüber kamen befreundete Sommergäste und hielten Einkehr in der „Einsamkeit".

Der Landammann, der als Arzt in Sarnen saß, faßte ein besonderes Vertrauen zu Will und kam oft über den Berg, irgendein verschollenes Buch in der Tasche, und dann entspann sich ein schöngeistiges Gespräch, das die ausgetretenen Pfade bald verließ.

Im September reiste das Kättele ab.

Da wurde Anna ein bißchen meisterlos und zog sich durch unvorsichtiges und zu langes Baden im See eine schwere Erkältung zu. Dr. Abderhalden erwies sich als guter Arzt, der die Natur mit sanften Mitteln unterstützte und auch in einer kritischen Nacht seine Ruhe nicht verlor.

Es war ein heißer Tag gewesen. Nun brannte der Himmel in einer eigentümlichen Schwärze. Die Sterne waren sichtbar, aber wie ausgebrannt. Kein Lufthauch ging, wie geschmolzenes Blei lag der See und schimmerte heller als der purpurschwarze Himmel.

Der Landammann war durch das Telephon in die „Glückselige Einsamkeit" gerufen worden, denn Anna war plötzlich in hitziges Fieber gefallen, und Will besorgte eine Lungenentzündung.

Dr. Abderhalden kam von Sachseln herüber. In der schweren Stille hörte man deutlich das Knarren der Ruder in den Krampen und ihr Einschlagen in das Wasser.

Eva stand auf der Veranda und blickte auf den mattglänzenden, ins Uferlose gedehnten See. Die Berge standen riesenhaft groß um das Tal.

„Kommt er?" fragte Will und trat leise hinter sie.

Er hatte eben den Fiebermesser aus der Hand gelegt und wartete mit unterdrückter Ungeduld, denn die angeborene Beobachtungsgabe hatte ihn erkennen lassen, daß Gefahr im Verzug war.

„Er kommt", antwortete Eva und wandte sich ins Krankenzimmer zurück.

„Eva!" Er hielt sie auf.

„Ja, Will, aber sei nur ruhig, es wird schon wieder gut", beschwichtigte sie sanft seine Unruhe und hielt ihr eigenes banges Herz dadurch in Zucht.

Einen Augenblick standen sie still beieinander gedrückt und lauschten auf den nahenden Ruderschlag.

Der junge Bursch, den sie als Knecht und Gärtner gedungen hatten, ging mit einer Laterne über die schwarze Matte ans Ufer, wo der Kahn landen mußte.

Als der Nachen aus dem Dunkel tauchte, sahen sie den Arzt selbst hinter den Rudern stehen. Er war barhaupt und in Hemdärmeln, das Licht fiel auf seinen langen grauen Bart. Mit einer geschickten Drehung legte er an und stieg aus.

Da drückte Eva ihrem Mann die Hand, als wollte sie sagen: Nun ist alles gut.

Abderhalden hatte den bequemen alten Rock wieder angezogen, in dessen Tasche ein Buch hin und her schlug. Den Hut ließ er im Boot liegen.

Will entschuldigte sich, daß man ihm nicht den Knecht mit dem eigenen Kahn geschickt habe, aber sie hätten nicht gewußt, welchen Weg er komme.



„Sie haben recht getan", antwortete Abderhalden und ging ans Krankenbett.

Anna lag mit wirren Augen und glich mit ihrem schwarzen, um den Kopf gestrichenen Haar dem Vater mehr als je.

Es war eine unruhige Nacht.

Der Arzt blieb bis gegen Morgen.

Er saß mit Will auf der kleinen Laube im Erdgeschoß, nachdem Eva einer dringenden Aufforderung gehorchend zur Ruhe gegangen war.

Sie hörte die Stimmen der Männer, hörte bald den einen, dann den anderen leise zu der Kranken gehen und lag ohne Schlaf, jeden Augenblick voll erlebend.

Jetzt klopfte Will an die Läden und raunte ihr zu, daß das Fieber gefallen und Schweiß eingetreten sei. Es sei eine entschiedene Wendung zum Bessern.

Ihre Zuversicht hatte sie nicht betrogen, aber als sie die Männer aufbrechen hörte, stand sie auf und ging zu ihrem Kind.

Annchen schlief, ihr Atem ging ruhig und hob in gleichmäßigen Zügen die Brust. Eine Jungfrau und doch ein Kind. Eva küßte es auf die Stirn.

Dann stand sie wieder auf der Veranda und sah Abderhalden zurückfahren über den glatten See. Eine violette Dunstschicht lag über den Bergen, das Wasser war gefärbt wie roter Wein, und als sie den wortkargen Mann hoch aufgerichtet in dem kleinen Kahn stehen und, den Blick dem Ziel zugewendet, kraftvoll die Ruder führen sah, da hatte sie die Empfindung, als nähme er den Tod mit, um ihn auf ewig auszutreiben vom Ufer der „Glückseligen Einsamkeit".

Auch Will blickte ihm nach.

Sie sah ihn am Ufer stehen, einen rötlichen Widerschein im übernächtigen Gesicht. Ihr Will! Ihr Mann! Sie streckte in Gedanken die Arme nach ihm aus.

Der Kahn mit dem aufrecht stehenden Ruderer erschien riesenhaft in seiner Schwärze auf dem feuerfarbenen See. Immer bunter und blühender schillerte der Himmel. Ein heißer Windstrom fuhr das Tal entlang, ohne das Wasser in Bewegung zu setzen.

Wundervoll gefärbte Windbäume erschienen über den Bergen, und die Luft wurde so klar, daß die Berge selbst zu greifen waren. Und doch war noch nicht Tag. Föhn!

Langsam kehrte Will ins Haus zurück.

Da floh Eva ins Zimmer. Aber dann litt es sie nicht, und sie ging wieder zu ihrer Tochter. Hier fand er sie. Anna schlief.

Und auf einmal, ohne Übergang, mitten aus gesammelter Ruhe, aus hoffnungsvollen Gedanken heraus, brach Will Roßhaupt vor seinem Weib in die Knie.

Er hielt sie umklammert und drückte den Kopf in ihren Schoß, und ein wildes, würgendes Schluchzen erschütterte ihn, daß sie dergleichen noch nie gehört hatte.

„Will, mein Lieber, Will, Will!"

Sie flüsterte es, fuhr ihm ins Haar, wußte nicht, was vorging, sah ihn nur zerbrochen und zerschlagen vor ihr liegen im verfinsterten, von farbigen Lichtstreifen bunt getönten Zimmer, wo der ruhige Atem des geretteten Kindes ging.

Da richtete er sich plötzlich auf, und dicht an ihrem Ohr raunte er mit zuckendem Munde: „Eva, ich hab dich damals unsäglich unglücklich gemacht. Ich bin dir so viel schuldig geworden! Ich hab mein Leben von dir! Verzeih mir, was ich dir getan!"

So quoll nach vielen Jahren aus der Tiefe empor, was dort Tropfen um Tropfen sich gesammelt hatte, bis die Krankheit des Kindes das Gefäß plötzlich zum Überlaufen gebracht hatte.

Eva hielt ihn umfaßt.

„Mein Mann!" war alles, was sie antworten konnte, und so saß sie still neben dem Bett des Kindes und hielt ihn, als wäre er der Kranke, der dem Tode entwunden worden war.

„Eva," begann er noch einmal, „ich danke dir meinen Frieden, meine Heimat, und die können mir nie mehr verloren gehen."

Ein gewaltiges Rauschen zog durch die Bäume der glückseligen Einsamkeit. Der Föhn kam gefahren. Der Kahn, der den Tod entführt, stieß eben bei Sachseln an den schilfumsäumten Strand. —

Im September schüttelte ein böses Wetter den Schnee bis auf die Obwaldner Berge. Das Stanserhorn stand einen Tag weiß da, und in den Runsen des Pilatus floß silbernes Geäder. Der Steinbach stürmte so laut durch das Dorf Sachseln, daß sie es in der Einsamkeit hörten. Auch in den Felsentöpfen des Baches, der ihren eigenen Besitz abgrenzte, kochte und sprudelte das Schmelzwasser. Dann folgten noch ein paar sonnige Tage, die ihnen den Abschied schwer machten.

Sie fuhren noch einmal mit der Brünigbahn auf die Paßhöhe, und Eva ging am Arm ihres Mannes die schöne Straße nach der Hochfluh. In der grünen Tiefe des Haslitales mit dem Silberband der Aare und drüben die stolzen Hörner mit dem neuen Hermelin geschmückt.

Anna war genesen, und Eva sagte: „Will, ich möchte am liebsten immer in der Einsamkeit bleiben. Aber für dich ist es kein dauernder Aufenthalt."

„Das würde dir im Winter schnell leid werden, Frau. Es wäre übrigens kaum durchzuführen bei dem Mangel an Verbindungen. Wenn dann jemand krank würde, wär's ja gar nicht auszudenken."

So antwortete er verständig.

Anna war im Übermut auf die niedrige Mauer gestiegen, die an der Talseite der Straße hinlief. Schwindelnd ging es hinab. Die Straße hing wie ein Balkon über der Tiefe, das Tal war von goldbraunen Dünsten verschleiert und trotzdem alles deutlich sichtbar.

„Anna!" rief die Mutter bang.

Aber die Übermütige lachte laut. Schwindelfrei stand sie auf der Mauerkrone. Der Wind strich ihr das Kleid knapp an den Leib, daß ihr knospender Wuchs in entzückenden Linien hervortrat.

Will trat rasch zu ihr hin.

„Bleib zurück, Papa!" rief sie lachend. „Jetzt sing ich das schöne Lied, das du immer pfeifst, wenn du ein paar gute Seiten geschrieben hast!"

Will war stehengeblieben. So nahe, daß er sie greifen konnte, aber er kannte ihr Ungestüm und hütete sich, sie gegen ihren Willen herabzuholen. Eine falsche Bewegung konnte sie hinabstürzen. Aber sie war ja schwindelfrei, und es sah gefährlicher aus, als es war.

Beruhigend winkte er seiner Frau.

Und dann ließ Anna Roßhaupt die Enden ihrer weißen Seidenschärpe flattern, reckte sich und stimmte die herausfordernde und doch so zärtliche Romanze an: „Seht ihr auf Felsenhöhn . . ."

Und in die große, gewaltige Stille klang unbekümmert die dünne Mädchenstimme, klang die Lebensfreude und die Lebensehnsucht der beseelten Kreatur. In dem altmodischen, süßlichen Gesang schwang die Sehnsucht nach Glück und Hingabe, daß es sich wie ein elementarer Naturschrei in der ungeheuren Weite verlor.



Da hob sich die schlanke Gestalt im Taumel der Lust noch höher auf den schmalen Sohlen. Anna setzte unwillkürlich den Fuß noch weiter vor, zu weit, dicht an den Mauerrand. Doch ehe sie noch recht ins Schwanken kam, schlug Will, rasch zuspringend, die Arme um ihre Knie und hob sie herab.

Mitten in der Ekstase brach das Räuberlied ab, und Anna umhalste ihren Vater und bedeckte sein Gesicht mit frischen Küssen.

Neidlos stand Eva und lächelte. In ihrem Leib wühlte ein dumpfer Schmerz. Sie war tödlich erschrocken und hatte ihr Erschrecken noch nicht ganz bemeistert. Deshalb lächelte sie.

Auf dem Rückweg lehnte sie sich auf den Arm ihrer Tochter, damit Will nichts davon merkte. Sie hatte sich wohl etwas zu viel zugemutet und würde es nun mit einigen Tagen Ruhe büßen müssen. Aber sie fühlte sich innerlich froh und frei.

Auf der breiteren Talstufe von Giswil lag noch ein letzter Glanz. Die Kirche stand in rosiger Glut auf ihrer Moräne. Als sie Sachseln erreichten, floh der letzte Tagesschein aus dem erblindenden See.

„In drei Tagen reisen wir", sagte Eva, um sich selbst Luft zu machen, so ungern trennte sie sich von ihrem Frieden.

„Du hast ja jetzt schon Heimweh", erwiderte ihr Mann mit freundlichem Spott und zog die Ruder stärker an.

„Es ist ja auch unsere Heimat," verteidigte sie sich lebhaft, „wir haben sie dazu gemacht."

Zu Hause fanden sie einen telephonischen Bericht aus Sarnen, der Hermanns Ankunft meldete. Er hatte acht Tage Urlaub bekommen und wollte sie hier verbringen.

„Natürlich bleiben wir so lange hier", sagte Eva eifrig.

Will gönnte ihr die gute Ausrede und ging an seine Arbeit. Sein neustes Werk, das er mit Grund für sein bestes hielt, war dem Abschluß nahe. Er stand mit ihm auf und ging mit ihm schlafen, wenn er auch nicht immer darüber saß. Es war wie der Ausklang einer ganzen Epoche. Der Heimatlose nahm darin Abschied von der Heimatkunst, die er frei und aus innerstem Bedürfnis gepflegt hatte, auf die er sich aber nicht festlegen lassen wollte.

Eva hütete am nächsten Tag das Bett und gab an, sie wollte sich stärken, um den Sohn aufrecht zu empfangen. Der Anfall sei nicht so schlimm.

Sie wußte, was sie zu tun hatte, nahm ihre Arznei und wartete auf den nächsten Morgen. Am Abend war der Krampf vorüber. Sie nahm am Abendessen teil, und Will las ihr später vor. Dann gingen sie schlafen.

Ein feiner silberner Nebel stieg aus dem See und zog langsam über das Wasser.

Will war noch im Schaffensfieber und konnte keine Ruhe finden. Er stand wieder auf und zog sich an. Leise trat er auf die Veranda hinaus. Eva schlief.

Der Mond hing über dem Giswiler Stock. Die blanke Scheibe war nicht mehr ganz gefüllt, und ein rosiger Schein leuchtete um sie her.

Als Will ins Zimmer zurücktrat, erwachte Eva, aber sie stellte sich schlafend, denn er hatte es nicht mehr gern, wenn sie wach wurde.

Mit erfrischten Kräften erwartete sie ihren Sohn. Er kam mit fröhlichem Gesicht.

„Siehst du denn nichts, Mama?" war seine erste Frage. Er kam ihr im ersten Augenblick fremd vor in seinem „Räuberzivil". Sie fand aber nichts Auffallendes an ihm, als daß er prächtig gebräunt war.

Da wies er auf seinen weißen Hemdkragen. „Die Knöpfe, Mama!" sagte er stolz.

Und dann mußten sie lachen, denn Eva guckte wirklich hin, als müßten die Gefreitenknöpfe auch am weißen Hemdkragen sichtbar sein.

Am andern Tag fand sich der Landammann ein, der in der Heilstätte zu tun hatte, die eine Viertelstunde abwärts, gegen Sarnen zu, an ihrem Ufer gebaut worden war. Die Kinder wollten ihn unweigerlich über den See nach dem Flecken zurückrudern, und er ließ es sich gefallen.

Sie hatten auf der Veranda noch den Tee getrunken. Die Sonne war im Untergehen.

Eva war stiller gewesen als sonst. Zuweilen wie benommen, daß sie einen Augenblick den Faden des Gesprächs verlor, aber es war ihr unsäglich wohl. Eine gelöste, beruhigte Freudigkeit erfüllte ihr ganzes Wesen.

Will war mit Abderhalden und den Kindern zum Bootshaus gegangen. Jetzt sah Eva die Gondel aus dem Schuppen kommen. Hermann saß schon darin. Nun stieg der Arzt ein und machte es sich bequem auf der Steuerbank. Dann sprang Anna hinein, und Will half das Boot vom Ufer abstoßen.

Er streifte am Schilf hin, die Kinder setzten die Ruder ein, der Arzt winkte zu ihr herauf, sie zog ihr Taschentuch und winkte zurück, und rasch glitt das buntgemalte Schifflein aus dem Uferschatten auf den klaren See.

Will kam zurück.

Sie wollte ihm entgegengehen. Nur drei Schritte, die ihr merkwürdig schwer und weit wurden. Die Stufen in den Garten stieg sie nicht mehr hinab. Sie blieb auf der ersten stehen und wartete. Er kam ihr entgegen.

Sie wollte ihm etwas sagen, etwas über die Kinder, und ihr liebes Lächeln eilte ihren Worten schon voraus. Da schwankte sie plötzlich, schlug die Arme auseinander, blickte ihn starr an, wollte den Schrecken wieder zu einem Lächeln machen und sank leblos in seine Arme.

Er hatte sie nicht halten können und war mit ihr auf den Stufen niedergebrochen. Sie lag, wie Tote liegen, ehe die Wärme des Lebens entweicht.

Will Roßhaupt hatte keinen Schrei, keinen Laut ausgestoßen. Als sie fiel, schlug ein Blitz der Erkenntnis in sein Hirn. So fällt, wer stirbt! Sie war in den Tod gefallen! Seine Frau war tot....

Und ganz leise flüsterte er „Eva", ganz leise, inbrünstig, und erschauernd in Ehrfurcht und Schmerz hielt er sie umklammert, ihr Haupt aufs Knie gestützt. Allein mit ihr, ganz allein! Und er bückte sich und übersäte ihr braunes Haar, ihre vergilbte Stirn, ihre schweren Augenlider und den tapfern starken Mund mit spröden, zitternden Küssen, ganz hingegeben dem überwältigenden Anblick dieses erloschenen Lebens, dieses gestorbenen Glücks.

Aber dann schnellte er empor, bäumte er sich auf gegen das Schicksal, wollte er nicht glauben, daß sie von ihm gegangen sei, schrie er um Beistand, und sie trugen sie auf ihr Bett.

Der Bursch rannte am Ufer hin gen Sarnen und jauchzte über das stille Wasser. Er winkte und schrie, bis das Boot zögerte, eine Zeitlang innehielt, plötzlich drehte und dann wie gehetzt den Weg zurückflog. Der Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.

Eva lag, beweint von ihren Kindern, im letzten Schlaf.

Außer ihrem Mann und ihren Kindern war kein Verwandter in dem Geleit, das hinter ihrem Sarg ging.

Eva wurde zuerst im Garten beigesetzt.

Die Gemeinde Stalden, zu der die „Einsamkeit" gehörte, bewilligte Will die Errichtung eines Grabgewölbes



auf eigenem Boden. Bis es fertig war, deckte eine dünne Rasenschicht den doppelten Sarg.

Das Kättele war gekommen und hatte sich Annas erbarmt. Kaum zwanzig Menschen standen im grauen Morgenduft, als Evas Sarg in die Erde gesetzt wurde.

Über dem See läuteten die Glocken. Es war ein Begräbnis ohne Worte. Will stand wie erstarrt und blickte fremd auf die Tränen, die seine Kinder weinten.

Nach drei Tagen entließ er seinen Sohn mit einer stummen, würgenden Umarmung in seine Garnison und bat das Kättele, Anna mit sich zu nehmen.

Darauf ließ er einen Baumeister kommen und führte ihn zu der Bank am Wald. Hier sollte die Grabkammer ausgeschachtet werden.

Ehe der Frost den Boden härtete, war das Gewölbe gemauert. Will hatte selbst den Aufriß entworfen. Das war das einzige, was er getan. Zwei Särge hatten in der Kammer Platz. Schmucklos, ernst, aus Granit gefügt, stand das stille Totenhaus über dem See.

Eva wurde umgebettet.

Nur die Urkundspersonen waren zugegen: Der Landammann, der Präsident und der Schreiber von Stalden.

Als der Sarg in die schmale Kammer geschoben wurde, standen die Männer still dabei und verfolgten jede Bewegung der Handwerker in ernstem Schweigen. Einmal griff Hermann selbst mit an, denn der Metallschrein sank gewichtig in das steinerne Haus.

Dann traten alle beiseite, und Will stieg noch einmal in die Dämmerung der Gruft zu seiner Frau.

„Durch dich zur Heimat gekommen, Eva, durch dich und bei dir!" Er stieg wieder ans Licht, nahm den Arm seines Sohnes, und sie setzten sich auf Evas Bank unter der Tanne am Bach. Still sahen sie zu, wie der Schlußstein eingefügt und gekittet wurde.

Als der Landammann kam, um Abschied zu nehmen, stand Will langsam auf. „Sie wird aus Ihren Büchern zu uns reden", sagte Abderhalden mit gedämpfter Stimme.

Da wandte sich Will ab, denn die Tränen stiegen aus dem Innern und überströmten seine Wangen.

Am Abend machte Will Ordnung in seinen Papieren. Da ist ihm der nie geöffnete Brief des Wachtmeisters in die Hand gefallen, der die Aufschrift trug: „An meinen lieben Sohn Wilhelm Roßhaupt, so er es bleiben will."

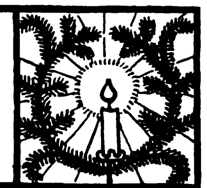
Er brach ihn auf und las: „Das hab ich gewußt, mein lieber Sohn, daß Du uns alte Leute nicht nur als Eltern ästimierst, sondern auch, was man so sagt, sie auch liebhaft. Du hast ein prächtiges Gemüt, mein Jung, und ich werde nicht recht klug aus Dir. Ich habe Angst um Dich, lieber Sohn, daß Du nicht Vordermann hältst, und da weiß ich nur eins: eine reelle Frau, und die wünsch ich Dir, und wenn Du sie kriegst, und so Du sie dann nicht ästimierst und ihr nicht alle Treu und Liebe erweisest, so will ich nicht Dein Vater heißen, wenn Du mich gleich dafür angenommen hast! Denn die Heimat, die kannst Du suchen, und wenn Du sie nicht findest, so steht Dir ja zuletzt das Himmelreich noch frei, aber Treue und Liebe, die machen Dir auch aus der Fremde die Heimat und wirken über das Grab.

Mein Segen, geliebter Sohn, ist so viel wert wie der eines jeden treuen Vaters. Ich will ja nichts anderes sein als Dein Vater, und wenn Du hier einen Wasserklecks siehst, wo ich den Kreis darum gezogen habe, damit es reputierlicher aussieht, so ist das mein Segen, Will, und er ist mir frisch aus den Augen gefallen.

Unser Herrgott soll Dir den Segen zur Kraft werden lassen, daß er Dich stärke in Deinen schwersten Stunden!"

Ende.

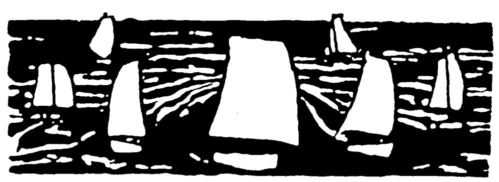
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 52. Berlin, den 25. Dezember 1915. 17. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

14. Dezember.

Im Reichstage begründet Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich die Forderung des neuen 10-Milliarden-Kredits.

15. Dezember.

Französische Flugzeuggeschwader, die gegen Bapaume-Peronne, nach Lothringen und auf Müllheim (Baden) angesetzt waren, büßen vier Flugzeuge ein.

Südwestlich von Plevlje ist der Feind über die Tara und weiter östlich über die Linie Grab-Brodarevo zurückgeworfen.

16. Dezember.

Leutnant Immelmann bringt über Valenciennes das siebente feindliche Flugzeug, einen englischen Eindecker, im Luftkampf zum Absturz.

Das englische Kriegsministerium macht bekannt, daß Marschall French den Oberbefehl der englischen Truppen in Frankreich und Flandern niedergelegt habe und zum kommandierenden Feldmarschall sämtlicher Truppen der vereinigten britischen Königreiche ernannt wurde. Der König erhebt ihn zum Viscount.

17. Dezember.

Der kleine Kreuzer „Bremen" und eines seiner Begleit-Torpedoboote werden in der östlichen Ostsee durch Unterseebootsangriff zum Sinken gebracht.

Bjelopolje ist von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen.

18. Dezember.

Auf Metz wird ein feindlicher Fliegerangriff ausgeführt, bei dem das städtische Museum schwer beschädigt, sonst aber kein Schaden angerichtet wurde.

19. Dezember.

Metz wird nachts von feindlichen Fliegern abermals angegriffen. Es ist nur Sachschaden angerichtet.

„Teile unserer Flotte suchten in der letzten Woche die Nordsee nach dem Feinde ab und kreuzten dann zur Ueberwachung des Handels am 17. und 18. Dezember im Skagerrak. Hierbei wurden 52 Schiffe untersucht, ein Dampfer mit Bannware aufgebracht. Während der ganzen Zeit ließen sich englische Seestreitkräfte nirgends sehen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine."



Weihnachten 1915.

Vom Geheimen Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Zum zweiten Male begehen wir das Weihnachtsfest im Kriege, zum zweiten Male sind an dem Tage, der sonst alle Lieben zusammenführte, die Glieder unseres Volkes voneinander getrennt und die Kämpfenden harten Mühen und Gefahren ausgesetzt, zum zweiten Male dringen, und damit in verstärkter Weise, die Empfindungen auf uns ein, die eine solche Lage hervorruft.

Zunächst liegt uns allen schwer auf der Seele, daß eben an diesem Tage, der sonst ein Fest reiner Freude war, die herben Verluste, welche uns in diesem Jahr der gewaltige Weltkrieg brachte, sich mit besonderer Stärke geltend machen, daß so mancher fehlt, der dem Kreise seiner Lieben unentbehrlich ist. War doch das Leben derer, die jetzt abberufen sind, von höchstem Wert für ihre Umgebung, mochten es blühende Jünglinge sein, der Stolz und die Hoffnung der Ihrigen, mochten es reifere Männer sein, der Halt und die Stütze ihrer Familie; hier wie da ward Unersetzliches genommen, den



Schmerz darüber wird gerade das Fest mit frischer Stärke erwecken. Es liegt uns fern, die Schwere dieser Verluste irgendwie herabzumindern, banale Trostworte sind ein Unrecht gegenüber einem derartigen Schmerz, an seiner Gewalt scheitert alles Zureden von außen her, etwas auszurichten gegen ihn vermag nur die innere Kraft der eigenen Seele, nur sie mag ihn zu einer stilleren Wehmut lindern; wir anderen können nur dieses wünschen, daß den Trauernden solche Kraft verliehen sei. Aber so wenig aufdringliches Zureden den heiligen Schmerz stören darf, wir dürfen wünschen und hoffen, daß den Trauernden vollauf gegenwärtig sei, was den Schmerz zu veredeln und zu verklären vermag. Gegenwärtig möge ihnen sein, wie groß die Sache ist, der das Opfer dargebracht wurde, gegenwärtig auch, wie ihre Lieben, beseelt und gehoben durch Begeisterung und treue Hingebung an das Vaterland, den schönsten Heldentod fanden und dadurch ihr ganzes Leben in eine einzige große Tat zusammenfaßten; gegenwärtig auch, daß das Werk jener Helden nicht mit ihrem Tode vergeht, daß es fortdauert in dem Fortbestehen des Volkes, dem es diente, daß zugleich unser Volk das Andenken jener für alle Zeiten in dankbaren Ehren halten wird. Es wird das Bild jener Helden uns in die fernste Zukunft begleiten als eine unversiegliche Quelle seelischer Erhebung und als eine tiefergreifende Mahnung zu selbstloser Hingebung an das Vaterland. Auch dürfen wir dabei der großen Erfolge gedenken, welche die schweren Opfertaten erreichen ließen. Gewiß hat auch unabhängig von allem Erfolg ein solcher Heldentod in einer höheren Ordnung der Dinge einen unvergleichlichen Wert, aber für unsere menschliche Schätzung besagt es viel, daß durch die Opfer hindurch unserem Volk eine siegreiche Stellung errungen wurde, daß die Verluste nicht vergeblich waren, sondern uns in Abwehr und Angriff herrliche Erfolge brachten. Je mehr der Gedanke des Ganzen unsere Seele einnimmt, desto mehr fällt ein verklärendes Licht auch auf die schweren Verluste.

Wie das Fest einen Antrieb zu einer Zurückschau und zu einer Zusammenfassung der Erlebnisse bringt, so darf es uns im Hinblick auf das Ganze des Vaterlands mit dankbarer Freude erfüllen. Was unser Volk in diesem Jahre geleistet hat, das ist kaum je von einem Volk geleistet worden. Die Gewöhnung des Alltags läßt uns leicht vergessen, wie einzigartig der Kampf der Gegenwart ist, und wie gewaltige Forderungen er an uns stellt. Weltmächte wie England und Rußland haben ihren alten Streit um die Weltherrschaft begraben, um vor allem uns niederzuwerfen, Frankreich glaubt, die Zeit der Genugtuung und Rache sei gekommen, Italien überfällt in elendem Treubruch unseren Bundesgenossen, den es Jahrzehnte hindurch für gut genug hielt, um die eigene Stellung zu sichern, dazu Japan, die kleineren Staaten, die englischen Kolonien usw., die weit überwiegende Mehrzahl kriegsfähiger Staaten steht gegen uns zu Felde und betreibt mit höchstem Eifer unsere Vernichtung. Nun gingen wir Deutschen freilich mit dem Vertrauen in den Kampf, daß an der Tüchtigkeit unserer Heere und der unserer wackeren Bundesgenossen aller Ansturm scheitern werde, aber eine wie glänzende Bekräftigung hat das ablaufende Jahr solchem Vertrauen gebracht, wie viel hat es uns erreichen lassen?! Treu behütet und unerschütterlich fest steht schwersten Angriffen gegenüber im Westen unsere Front, im Osten aber hat der Siegeszug unseres Heeres weite Landstrecken einnehmen lassen, vom Rigaischen Meerbusen bis nach Mazedonien reicht jetzt das Wirken unserer Waffen. Von Bedeutung ist dabei die Herstellung einer Verbindung mit unseren Freunden im Orient, sie bringt große Aufgaben und Aussichten mit sich, sie erweckt den bestimmten Eindruck, daß damit die Weltgeschichte an einem großen Wendepunkt steht. Durchgängig war der Erfolg der deutschen Waffen nicht eine bloße Eroberung, er war der Weg zu einer Befreiung der Völker und zur Entwicklung neuer Kulturverbindungen. Daß inmitten dieses schweren Krieges eine polnische Universität in Warschau begründet wurde, das bleibt eine Ruhmestat; daß das tüchtige und tapfere bulgarische Volk in Waffengemeinschaft mit uns die ihm gebührende Stellung errang, das erfüllt uns mit aufrichtigster Freude und Anerkennung, nicht minder lebhaft begrüßen wir die enge Verbindung mit der Türkei und mit der weiten Welt des Islams. Diese Welt war von unseren Gegnern aufs ärgste verkannt und mißhandelt worden, man sah in ihr nur ein Objekt der Beherrschung und Ausbeutung, man unterschätzte durchaus die eigentümliche Bedeutung und die geistigen Kräfte jener Welt. Darin bahnen sich nun eingreifende und hoffnungsvolle Wandlungen an. Auf dem Fuße der Gleichberechtigung und gegenseitigen Schätzung wird jetzt eine enge Verbindung von europäischer und orientalischer Kultur eingeleitet; von solcher Verbindung dürfen wir reichen Gewinn für das Ganze der Menschheit erwarten. Daß auch hier die äußere Beziehung sich in eine innere Gemeinschaft wendet, das zeigt wiederum ein akademisches Ereignis: die Be-

In der Christnacht. Originalzeichnung von Hanns Anker.

rufung zahlreicher deutscher Gelehrter an die Universität Konstantinopel. So knüpfte sich durchgängig an das Vordringen unseres Heeres ein Erwachen der Geister und eine Belebung der Kultur; es darf uns fast humoristisch berühren, wenn unsere Gegner uns Barbaren schelten.

So sind wir stolz auf die Taten unseres Heeres und auf die vielen prächtigen Männer, denen wir die großen Erfolge verdanken. Aber wir dürfen zugleich auch des wirtschaftlichen Kampfes gedenken, den wir heute zu führen haben, sowie unseres wackeren Bestehens in ihm. Der Aushungerungsplan unserer Feinde warf uns auf uns selbst zurück und stellte uns allein auf die eigene Kraft. Aber wie überlegen, wie erfinderisch hat sich hier unsere Wissenschaft und unsere Technik gezeigt; der Versuch, uns klein zu kriegen, ist in eine Verstärkung unserer Macht ausgeschlagen, die größere Selbständigkeit, die wir damit gewonnen haben, bleibt ein großer Ertrag auch für die Zukunft: eine wunderbare Elastizität und Anpassungsfähigkeit hat damit unser Volk erwiesen. Vor allem bedurfte es zu solcher Leistung hervorragender Forscher und Erfinder, aber jene wirtschaftliche Selbständigkeit war nicht erreichbar ohne den festen Willen und die treue Ausdauer des ganzen Volkes, das die notwendige Regulierung von Hauptlebensmitteln und die mannigfachen Umwandlungen und Einschränkungen, welche die Lage forderte, willig auf sich nahm und beharrlich ertrug, ohne in seiner Zuversicht irgendwie erschüttert zu werden. Gewiß fehlten dem Bilde nicht alle Schatten, es fehlte nicht an kleinen Seelen, die an den notwendigen Entbehrungen schweren Anstoß nahmen und sich dadurch die Stimmung verdarben, uneingedenk der unvergleichlich größeren Entbehrungen, die unsere Krieger Tag für Tag ertragen; ja, es fehlte leider auch nicht an solchen, welche die gegenwärtige Lage dazu benutzen, zum Schaden der Volksgenossen sich selbstische Vorteile zu verschaffen; jene verdienen harten Tadel, diese unbedingte Verachtung, beide zeigen sich unwürdig der großen Zeit. Aber so sehr wir diese Erscheinung bedauern, wir brauchen nur von den einzelnen Teilen auf das Ganze zu blicken, um einer wahrhaft großartigen Leistung innezuwerden und eine stolze Freude über sie zu empfinden. Daß ein stattliches Kulturvolk von hervorragender wirtschaftlicher Entwicklung so ganz und gar auf sich selbst und seiner eignen Arbeit steht und fest darauf vertraut, das ist etwas Einzigartiges und Bewunderungswertes, das war nicht möglich ohne durchgängige Tüchtigkeit des Schaffens und freudige Unterordnung der einzelnen unter die Zwecke des Ganzen.

In diesem Werk wirtschaftlicher Selbsterhaltung wie überhaupt in der sicheren und ruhigen Behauptung der gemeinsamen Lebensführung bewährt sich nicht minder als im kriegerischen Werk die Höhe und das gewaltige Vermögen der deutschen Organisation. Diese Organisation bedeutet nicht bloß ein geschicktes Zusammenfassen der Kräfte, sie verlangt eine selbsttätige Mitwirkung aller einzelnen Glieder, nur dadurch empfängt sie die durchgehende Beseelung, ohne welche sie nicht leisten könnte, was sie geleistet hat, und was sie fortwährend leistet. Jene Teilnahme aller erweist die große Macht, welche der Pflichtgedanke im deutschen Leben gewonnen hat. Mit gewaltiger Energie hatten längst unsere führenden Geister verkündet: ein Friedrich der Große hatte die Hauptaufgabe der Wissenschaften darin gefunden, daß sie uns tauglicher zur Erfüllung unserer Pflichten machen; Kant, unser größter Denker, hatte den Pflichtgedanken zum Eckstein seines weltumfassenden Systems gemacht, Fichte hatte die Welt als das versinnlichte Material unserer Pflicht bezeichnet; wie tief aber die Pflichtidee in alle Verzweigung des deutschen Volkes eingedrungen ist, wieviel Selbstzucht und wieviel Aufopferung aus ihr hervorgeht, das haben wir erst jetzt vollauf erfahren, und das darf uns mit festem Vertrauen auch auf die Zukunft des deutschen Volkes erfüllen. Denn im Pflichtgedanken mit seiner freien Unterordnung unter ein selbst gewolltes Gesetz liegt eine unermeßliche Kraft, hebt er doch den Menschen über alle Kleinheit und Enge des natürlichen Daseins hinaus und verbindet ihn mit ursprünglichen Quellen des Lebens. Heute aber wird zur nächsten Pflicht ein tapferes Aushalten, die Beharrlichkeit, da der Krieg sich in die Länge zieht und die Feinde sich einstweilen noch gegen das Eingeständnis ihrer Besiegung sträuben. Solche Beharrlichkeit ist in mancher Hinsicht schwerer als eine begeisterte Hingebung des Augenblicks, aber sie ist auch moralisch größer, weil hier alles abgestreift wird, was dem bloßen Affekt angehört, weil die Sache hier auf einer fortlaufenden Entscheidung und Tat des ganzen Menschen steht.

All dies Große, das das deutsche Volk im ablaufenden Jahre erwiesen hat, darf uns am Fest mit besonderer Stärke gegenwärtig sein, es darf unsere Seelen dankbar stimmen, es wird aber selbst durch den Festgedanken eine weitere Bekräftigung erfahren. Von früh an feierten die Völker um diese Zeit einen großen Wendepunkt des Jahres, die Verjüngung des Lichts, die wachsende Macht der Sonne mit ihrer Wärme, man erblickte und ergriff darin einen neuen Anfang des Lebens, man stärkte



zugleich den Glauben an sein alle Widerstände überwindendes Vermögen. Bei allem Wandel der Zeiten verbindet uns damit der Glaube an den Siegeszug des Lebens, an seine Kraft, sich zu verjüngen, ja, sich immer weiter zu steigern. Solchen Glauben an ein uns tragendes, treibendes, erhöhendes Leben darf und soll das Fest des Lichts bei uns stärken, liegen doch unermeßliche Aufgaben vor uns und wachsen aus den Leistungen selbst neue Forderungen hervor. Zunächst gilt es, den gewaltigen Krieg zu einem ehrenvollen Ende zu führen, dann aber gilt es, die gewaltige Kraftentfaltung, die zunächst nach außen gerichtet war, ins Innere zu wenden und möglichst eine Verjüngung des gesamten Lebens, einen Neuaufbau der Kultur zu vollziehen. Der Krieg treibt unser Leben in wesentlich neue Bahnen, wir haben viele Erfahrungen im Verhältnis zu den anderen Völkern gemacht, wir sind den einen weit ferner, den anderen weit näher gerückt, neue Aufgaben quellen daraus in Hülle und Fülle hervor. Aber wir haben uns auch bei uns selbst durch die große Prüfung mannigfach verändert, wir haben Künstliches und Verwelktes abgestreift, wir haben frische Kräfte erschlossen, wir sind uns im Wirken für die gemeinsame Sache gegenseitig näher gekommen und fühlen uns einiger als je zuvor, wir haben eine energische Konzentration bei uns selbst vollzogen und haben uns fester auf uns selbst gestellt; so wollen wir künftig auch unsere eigene Art in der Gestaltung unseres Lebens mehr zur Geltung bringen, ohne darüber den Weltcharakter unseres geistigen Lebens aufzugeben. Was dieser große Krieg für die Weltgeschichte bedeuten wird, das hängt wesentlich davon ab, was später geistiges Schaffen aus seinen Ergebnissen machen wird. So erheben sich vor uns hohe Ziele, wir müssen selber wachsen, um ihnen gewachsen zu sein.

In dem Vertrauen auf ein Gelingen des großen Werkes befestigen kann uns aber die christliche Vertiefung des Festes des sich verjüngenden Lichts zu einem Feste der weltbeherrschenden und weltdurchdringenden Liebe; wie von hier aus die Hoffnung sich begründet, daß Haß und Streit nicht den letzten Abschluß der menschlichen Geschicke bilden können, so muß jene Grundauffassung zur Veredlung und Kräftigung der Liebe im eignen Leben wirken, so muß daraus ein starker Antrieb entspringen, die Gesinnung in helfende, fördernde, aufrichtende Tat umzusetzen. In dieser Richtung gibt uns ja diesmal das Fest besonders viel zu tun, es möge dazu beitragen, daß die Glieder unseres Volkes sich in Freud und Leid wie eine große Familie zusammenschließen, daß sie in Gefahren und Nöten sich zu gegenseitigem Schutz und Halt werden, und daß solches Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zur Linderung des Schmerzes, zur Veredlung der Freude, zur Steigerung aller unserer Kräfte wirke. So den tiefsten Quellen des Lebens verbunden und eines inneren Zusammenhanges unseres großen und edlen Volkes gewiß, können wir bei allem schweren Ernst der Zeit in gehobener Stimmung das Fest begehen, können wir nicht nur getrost, sondern hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken.

* *

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Von hoher Warte, die den Ueberblick gewährt über unser Deutschland, über seine Verteidigungsgrenzen und über die Welt in Waffen ringsum, hat unser Kanzler Rechenschaft abgelegt. Mit Zuversicht und gutem Gewissen haben wir vernommen, wie es um uns steht.

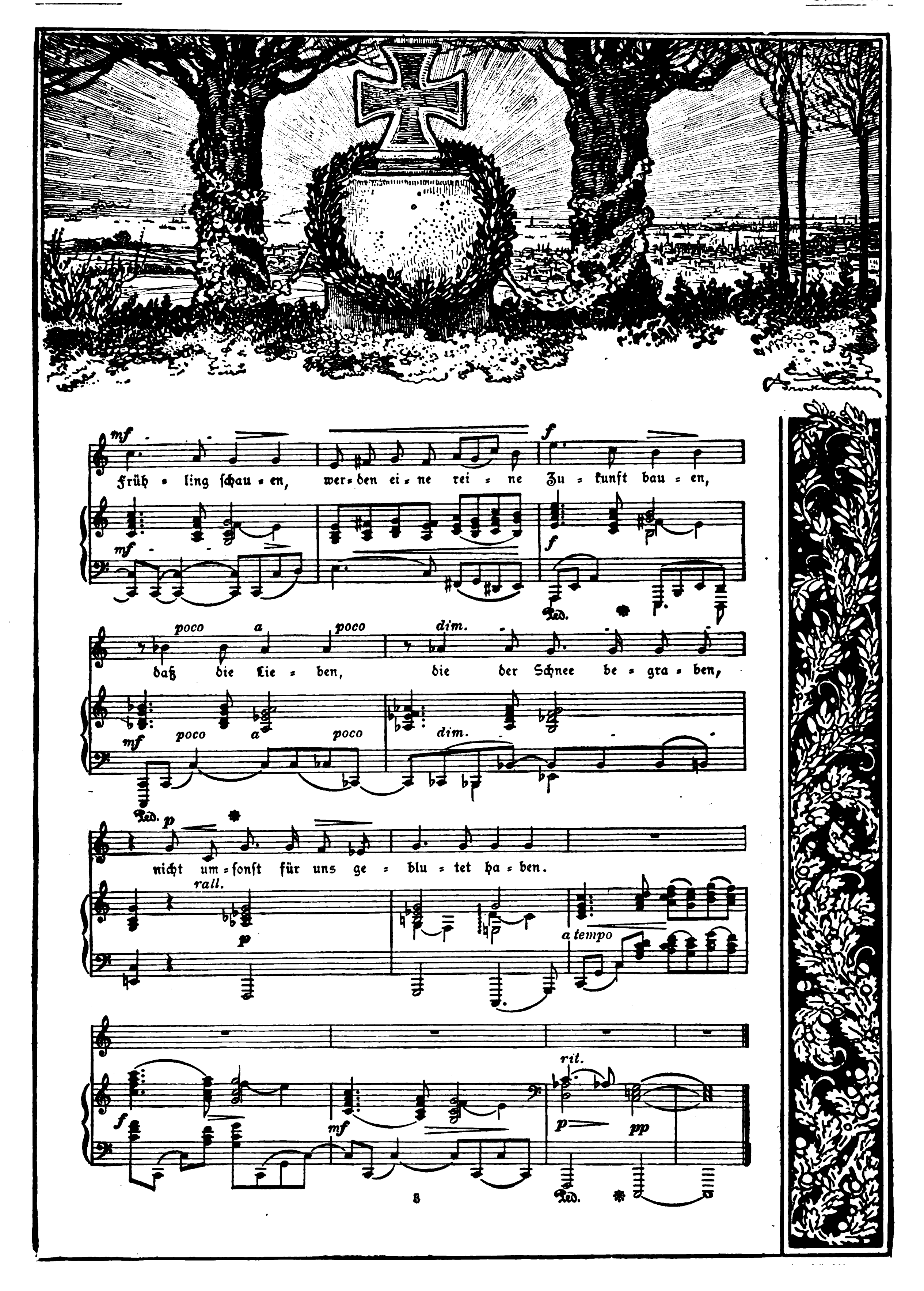
Uns geht der Atem nicht aus, denn wir kämpfen um Haus und Hof. Wir halten durch, die Hoffnung der Feinde auf einen Erschöpfungskrieg wird genau so zuschanden, wie ihre Hoffnung, uns mit den Waffen zu vernichten, im Laufe dieses langen, schweren, blutigen Jahres zuschanden geworden ist.

Auf eine lange Kriegsdauer sind wir mit allem versehen. Was wir an Rohstoffen vor dem Kriege nur aus dem Auslande bezogen, können wir jetzt im eigenen Lande herstellen. In unsern eigenen Werkstätten sind wir ruhig und sicher an der Arbeit, stellen selbst her, was wir brauchen. Unsere Metallvorräte, besonders an Kupfer, auf dessen Mangel der Feind rechnete, reichen für eine Reihe von Jahren. Wir haben Baumwolle aus Belgien, Polen und auf der Donau hereingebracht. Wir können darauf rechnen, daß auch sonst keine Lücke entstehen wird.

Unsere wehrfähige Mannschaft ist so stark an Zahl und Tüchtigkeit, daß wir gar nicht daran denken, über eine Altersgrenze hinauszugehen, hinter der im Notfall noch viele kräftige deutsche Männer warten.

Daß unsere Lebensmittel reichen, daß es nur darauf ankommt, sie richtig zu verteilen, wissen wir. Diese Gefahr, in die der tückische Feind uns zu bringen hoffte, bestand schon zu Beginn des Jahres nicht, als Deutschland noch einer belagerten Festung glich. Sie besteht noch weniger heute, da der Ring unserer Belagerer gesprengt ist. Unsere Geldmittel reichen nicht nur aus, sie gestatten uns weit größere Freiheit als unseren Feinden.


WINTER 1915 GEDICHT VON HERMANN HESSE
MUSIK VON HANS HERMANN
Langsam.
Leid und Fin-ster-nis, wo-hin ich seh, ü-ber tau-send Grä-ber
fällt der Schnee, deckt das blu-tig star-ren-de Ge-fild still mit sei-nem
hoff-nungs-lo-sen Schild. Doch wir wer-den ei-nen
cresc.
rall.
(breit) p a tempo cresc.


Früh - ling schau - en, wer - den ei - ne rei - ne Zu - kunft bau - en,
poco a poco dim.
daß die Lie - ben, die der Schnee be - gra - ben,
nicht um - sonst für uns ge - blu - tet ha - ben.
rall.
a tempo
rit.

So steht es um uns. In unserer Rechnung ist kein schwacher Punkt, kein unsicherer Faktor, der unsere felsenfeste Zuversicht erschüttern könnte.

Das deutsche Volk ist unerschütterlich und im Vertrauen auf seine Kraft unbesiegbar. Wenn unsere Feinde sich jetzt nicht vor den Tatsachen beugen wollen, so werden sie es später tun müssen. Die weichen Regungen, die uns als falsche Sentimentalität von unseren Feinden lange genug zum Vorwurf gemacht worden sind, sind von ihnen selbst hart geschmiedet worden. Wir stehen auf einem Boden von insgesamt 440 000 Quadratkilometer feindlichen Gebietes, das wir besetzt halten. Rechnet man die Flächen zusammen an den Dardanellen, in Elsaß-Lothringen, am Isonzo und in Galizien, wo noch Feinde stehen, so kommen 8000 Quadratkilometer heraus.

Die Weltgeschichte steht an einem Wendepunkt. Wenn jetzt beim Herannahen der heiligen Nacht, in der die ganze Christenheit Herz und Hand erhebt zum Erlöser, der Ruf nach Friede auf Erden in heißer Sehnsucht klingt: wir sind es nicht, die den Frieden hindern zu kommen. Keiner von uns verleugnet die Gefühle der Menschlichkeit und Nächstenliebe, jetzt so wenig wie durch die ganze Zeit der Schrecken, die hinter uns liegt. Wenn einst die Geschichte dieser Zeit geschrieben wird, trifft uns die Schuld nicht an einer Fortsetzung des unheilvollen Völkerkrieges, denn selbst diese heilige Stunde soll in frevelhafter Gewissenlosigkeit von den gewissenlosen Urhebern aller Leiden benutzt werden, um das Ziel zu erreichen, das einer Gruppe von Ausbeutern Bereicherung und Gewinn bringen soll. Deshalb sollen wir auch jetzt noch, nachdem wir heldenmütige Opfer gebracht haben, uns vor dem Untergang zu schützen, nachdem wir einer Welt voll Haß, Verstellung und Unkenntnis siegreich die Stirn geboten haben, in Bedingungen willigen, die unseren Niedergang bedeuten?

Nie und nimmermehr kann das geschehen, es wäre ein großer Irrtum, wollten wir um diesen Preis das scheinbare Glück eines Friedens erkaufen, der auf die Dauer kein Friede sein kann. Solange diese Verstrickung von Schuld und Unkenntnis bei den feindlichen Machthabern besteht und ihre Geistesverfassung die feindlichen Völker beherrscht, wäre ein Friedensangebot von unserer Seite eine Torheit, die den Krieg nicht verkürzen, sondern verlängern würde. Wir haben niemals daran gedacht und denken auch heute nicht daran, unsern Nachbarvölkern ihr Recht zu verkürzen, und es wäre wahrlich nicht allzuschwer, auf der Grundlage der taktischen Lage mit uns einen Frieden zu vereinbaren. Aber so entfernt wir davon sind, unsern Feinden unbillige Zumutungen zu stellen, so wenig liegt es in unserer Macht, ein Ende des blutigen Ringens durch ein Friedensangebot herbeizuführen, das erbarmungslos uns zumutet, unserer Unterwerfung unter unbillige Zumutungen der Gegner zuzustimmen.

Für uns ist dieser Kampf das, was er von Anbeginn war, ein Verteidigungskampf in der Notwehr. Er kann nur mit einem Frieden beendet werden, der nach menschlichem Ermessen uns die Sicherheit gegen seine Wiederkehr bietet.

Unser Schutz ist unsere Ausdauer. Und wenn die Welt voll Teufel wär! Und wenn gegen unser reines Gewissen und gegen unsere gute Sache sich alle diese Teufel verschworen hätten, den Frieden zu verhindern und den Krieg hinzuziehen, der für sie nur ein Geschäft ist wie jedes andere und keine Gewissensache, der Sieg muß uns doch werden.

Das Licht der Wahrheit möge endlich in die Herzen der irregeleiteten Völker dringen, die noch immer nicht wissen, daß sie nicht für sich maßlose Opfer an Gut und Blut bringen, daß sie nicht leiden für eine heilige Sache, sondern geopfert werden für die Raubgier einer Menschenklasse, denen nichts heilig ist, für Geldfürsten und Blutsauger.

Bitter und weh wird in den Herzen der Christenheit das Leid der Menschheit erbeben in der geweihten Nacht dieses Jahres, aber gläubig und stark werden alle deutschen Herzen sich aufrichten in der Hoffnung auf die Erlösung aus aller Not. Und stark und mutig werden wir ins neue Jahr treten.

X.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Kühlewindt.

Verteilung von Gaben bei einer Weihnachtsfeier auf dem östlichen Kriegschauplatz.



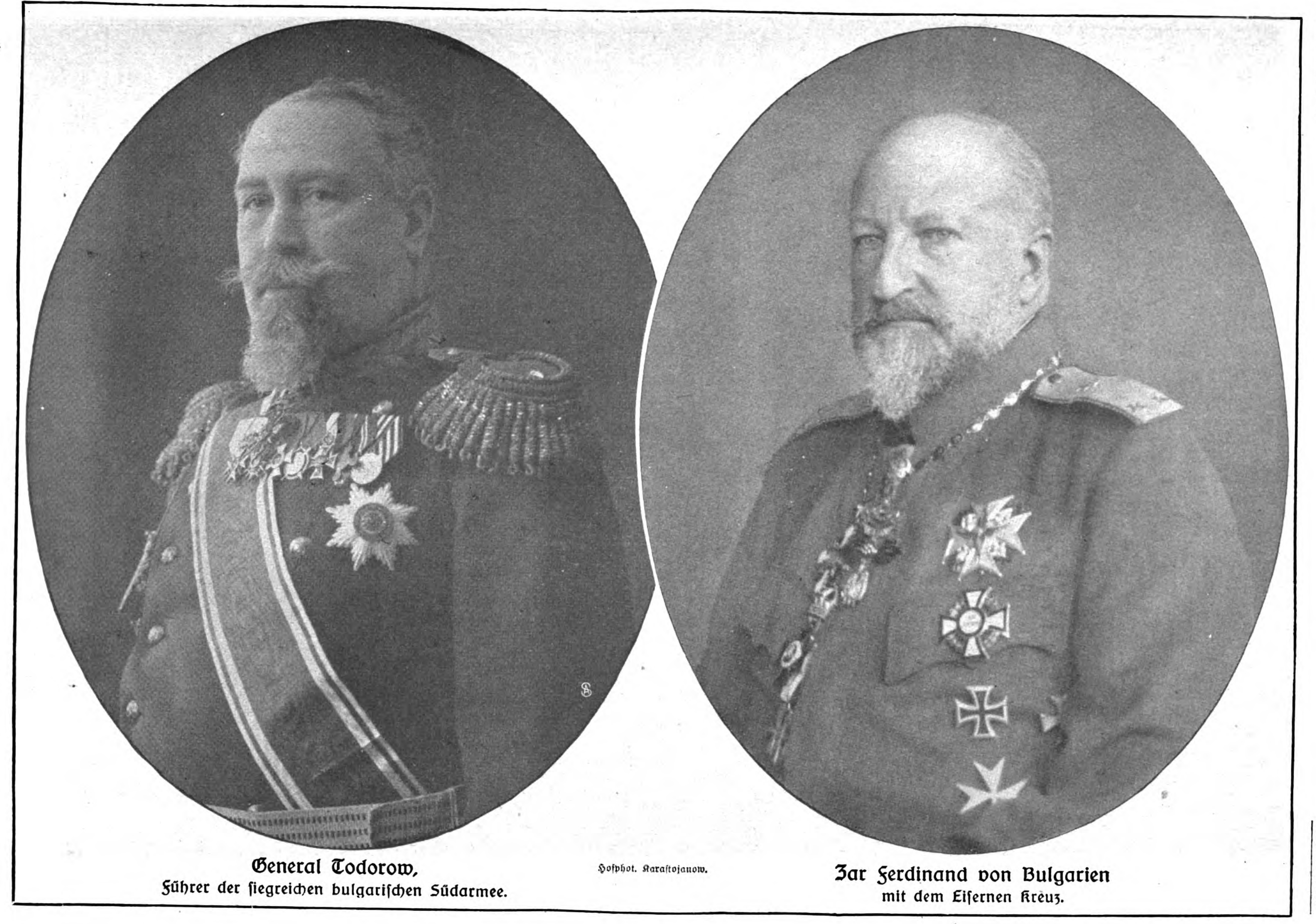
Bulgarischer Offizier in Winterausrüstung.



Bulgarische Feldküchen.

Hofphot. Karastojanow.

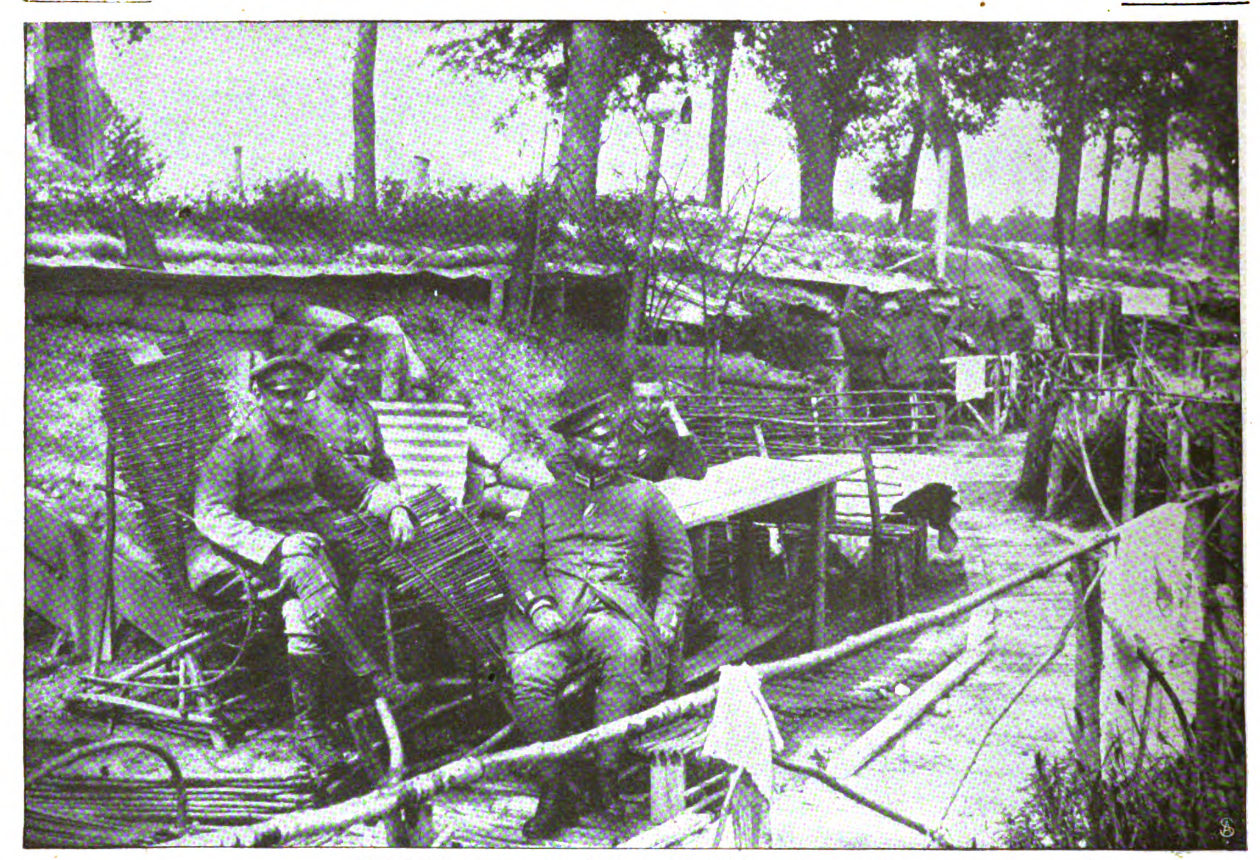
Von dem serbischen Kriegsschauplatz.



General Todorow,
Führer der siegreichen bulgarischen Südarmee.

Hofphot. Karastojanow.

Zar Ferdinand von Bulgarien
mit dem Eisernen Kreuz.



Auf selbstgezimmerten Stühlen am selbstgefertigten Tisch.



Die „Hasenhöhle". Hofphot. Oscar Tellgmann, Eschwege.

Malerische Unterstände auf dem westlichen Kriegschauplatz.



Eine Schmalspurbahn bringt Kriegsgerät zu den Schützengräben.



Eine Feldschmiede an der Front.



Ein Unterstand in den Argonnen.

Kriegsbilder aus den Argonnen.





Oberst Weimer

Oberleutnant Eber.

Hauptmann Max Schrader.

Major Schmidt.

Hauptmann Serno.

Oberleutnant Schöpf.

Oberleutnant Pfaender.

Leutnant Erich Weiß.

Phot. Renziehausen

Oberleutnant H. A. Krüger.

Leutnant Willy Typke.

Leutnant Berrang.

Oberleutnant Vaterrodt.

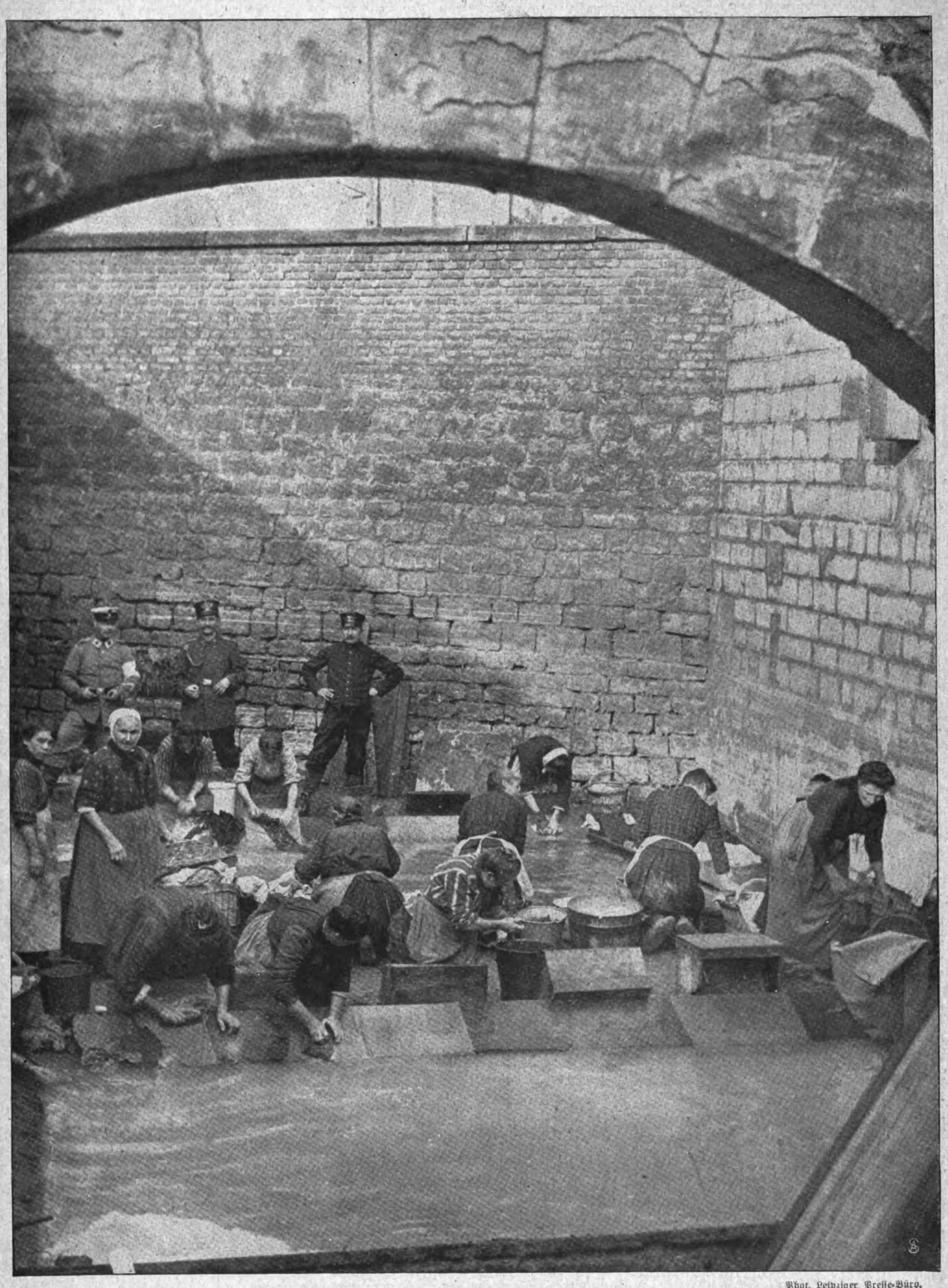
Leutnant Willi Weichardt.

Offizier-Stellvertreter Rich. Zantopp.

Offizier-Stellvertreter Ferrari.

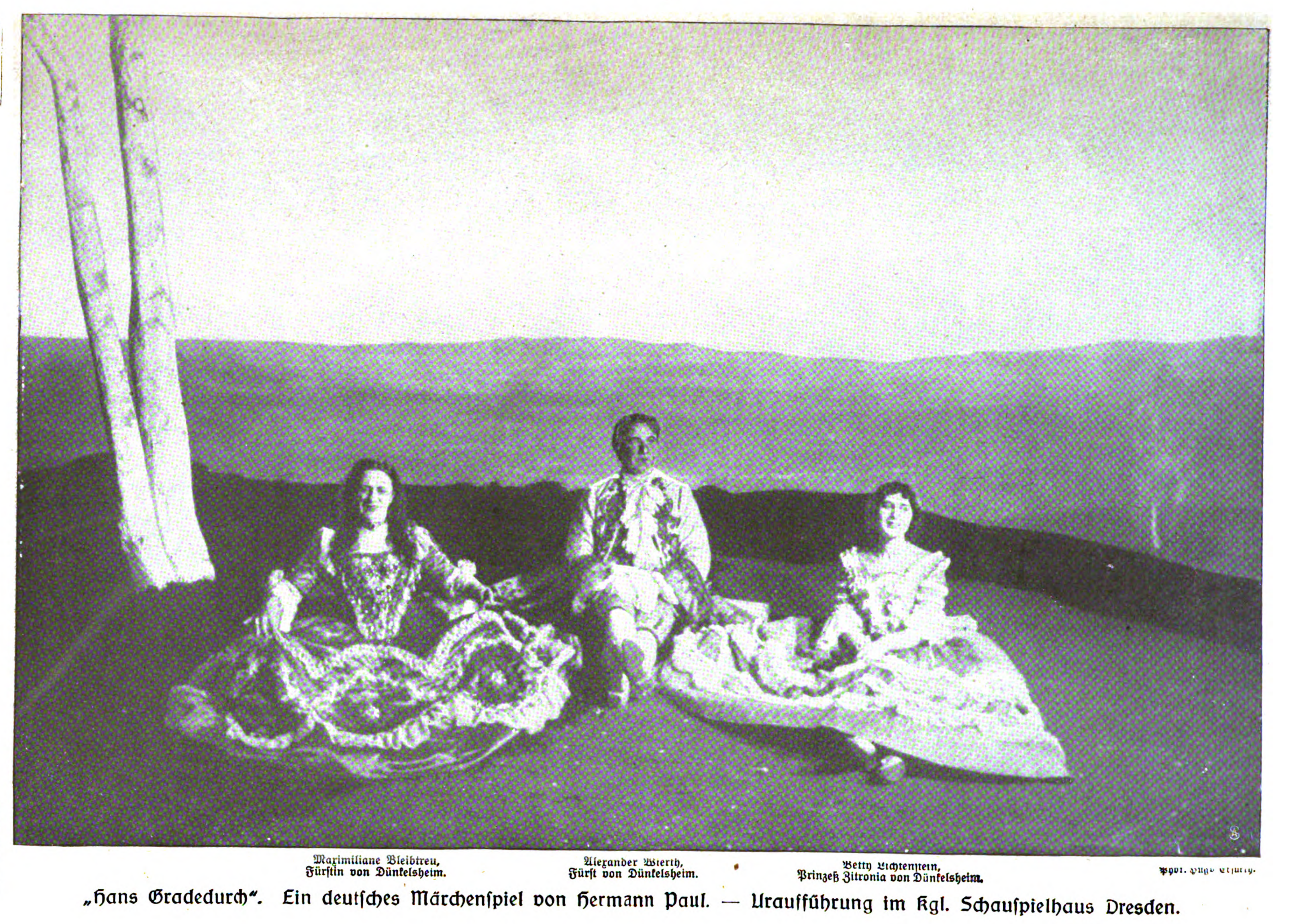
Unteroffizier St. Müller.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine französische Waschküche hinter der Front.



Maximiliane Bleibtreu, Fürstin von Dünkelsheim. — Alexander Wierth, Fürst von Dünkelsheim. — Betty Lichtenstein, Prinzeß Zitronia von Dünkelsheim.

Phot. Hugo Erfurth.

„Hans Gradedurch". Ein deutsches Märchenspiel von Hermann Paul. — Uraufführung im Kgl. Schauspielhaus Dresden.

Tätige Liebe.

Von Else von Boetticher.

Ströme tätiger Liebe durchfluten unser Vaterland! — Im Tosen der Weltstadt und in der Stille des Dorfes, im Rollen der Eisenbahnzüge und im Klange der Kirchglocken — überall spürt man ihre stützende Kraft. Jeder will dem andern helfen, seine Lasten zu tragen. Keiner steht allein. . .

Mein Weg führte durch einen winterlichen Großstadtabend. Von weihnachtlicher Kauflust getrieben, eilten die Leute in die Läden mit hell erleuchteten Schaufenstern, wo sich Berge von Liebesgaben türmten. Socken und Jacken, Feldflaschen, Würste und Schinken, Tannenreiser, mit Weihnachtslichtern und kleinen Blütenkränzen geschmückt. Sie wurden von unter dem Schutze der Kronprinzessin stehenden Heimarbeiterinnen hergestellt, um obenauf in die Weihnachtskisten gelegt zu werden, oder zogen im Feldpostbrief als Festgruß hinaus.

Wieviel Gaben wurden in dieser Zeit an die Front gesandt. Wie viele Hände regten sich, um den Tapferen draußen eine Weihnachtsfreude zu bereiten und ihnen dadurch das Ertragen der Kriegsunbilden zu erleichtern: Der Strom der Liebe zieht hinaus bis zu den Kriegsgefangenen im fernen Sibirien, bis zum Goldenen Horn und in die Gebirgstäler des Balkan. Er umschließt alle, die unseres Volkes Freunde sind. . .

Still und breit liegen die vornehmen Straßen des Berliner Westens da. Mit erleuchteten Fenstern schauen die Kunststätten in den dunklen Abend.

Scharen von Hörern, meist Frauen, strömten in ein weit geöffnetes Portal. Ein berühmter Redner will heute über die religiösen Probleme der Gegenwart sprechen. Seelische Kraft will er ihnen geben, die Schwachen stützen. Die Einsamen sollen Zuversicht gewinnen, die Verzagten Trost. Viele haben ihren inneren Frieden verloren, seitdem der Tod ihnen ihres Lebens Halt entriß. Sie sollen ihn wiederfinden im Glauben an eine höhere Welt. Sittliche Mächte sollen sie aufrichten. Hier will man ihnen den Weg dazu weisen. Tätige Liebe will ihnen helfen. . .

Das reich gegliederte Gebäude nebenan mit den zahlreichen Räumen ist zum Lazarett eingerichtet. Hunderte von verwundeten Soldaten werden dort verpflegt. Heute haben die Genesenden einen Unterhaltungsabend.

Die weißen Gipsgestalten im großen Saal sind an die Wände gerückt. Er ist voller Soldaten in Weiß und Blau gestreiften Lazarettanzügen, manche mit feldgrauen oder blauen Mützen auf dem Kopf. Sie liegen auf Liegestühlen, kauern auf niedrigen Holzschemeln und drängen sich an der Tür in Gruppen, aus denen weiß und steif die Schwesternhauben aufleuchten. Andere stehen und sitzen auf den Fensterbänken der hochgewölbten gotischen Fenster, so daß der Saal fast bis an die Decke gefüllt scheint.

Einige haben dick verbundene Glieder. Manchen sieht man an, daß sie Schmerzen leiden. Der Verband wird von Zeit zu Zeit vorsichtig zurechtgeschoben, und ein Zucken geht dabei über das bleiche Gesicht. Einige sehen müde und abgezehrt aus, während andere vom langen Stilliegen in Schützengraben und Lazarett rote, runde Backen haben. Da sind martialische Köpfe mit entschlossenen Mienen und kindlich unreife Gesichter mit einer Frage in den Augen. Gesichter, die das Grauen des Todes geschaut haben und unendliches Leid sahen . . .

Heute aber lachen sie. Es ist eine der Stunden des Vergessens, die ihnen von tätiger Liebe bereitet werden. Man will ihre Seelen vom Leid befreien und ihnen wenigstens Augenblicke der Freude schaffen.

Ein viereckiger Raum ist vorn im Saal frei gelassen. Ein Paar wiegt sich dort im Ländler. Ein dicker Tiroler mit grüner Samtweste und leuchtend grünen Wadenstrümpfen und eine zierliche Tänzerin mit bunt geblümtem Bauernrock und schweren klirrenden Silbermünzen am Mieder. Er macht drollige Sprünge, sie dreht sich anmutig um sich selbst, daß der Rock sich wie eine Glocke aufbauscht.

Ein merkwürdiger Gegensatz! Dort die vielen Leidensgesichter, hier der lustige Tanz. Über uns der große Ernst der Zeit und hier die heitere Harmlosigkeit!

In den Mienen der Tänzer liegt jedoch so viel herzlich warmes Bestreben, zu erheitern, daß man diesen Gegensatz als etwas Rührendes empfindet. Vielleicht hat der Ernst der Zeit auch sie im Innersten erschüttert. Aber sie warfen ihn heute ab, um den noch härter Betroffenen das Genesung spendende Lachen zu bringen. . .

Schnadahüpferln ertönen, von klimperndem Gitarrespiel begleitet. Jodler durchhallen den hohen Saal, ein bayrisches Heimatlied, gefühlvoll und sehr melodisch, weckt gewiß das Heimweh in manchem Bayernherzen. Dann das lustige Necklied: „Darf i's Dirndl liabn?" — Der Schlußvers: „Und der Herrgott hat g'lacht: Wegen den Buabn — hab i's Dirndl g'macht" — erregt brausenden Beifall. Die Sängerin muß sich die Ohren zuhalten.

„Der liebe Herrgott ist ein ganz vernünftiger Pädagoge. Der kann mir gefallen!" ruft einer mit verbundenem Ohr oben auf der Fensterbank.

So wird jedes vorgetragene Lied und jeder Vers ganz persönlich aufgefaßt und gibt Anlaß zu Erörterungen und Witzen. Schon der mit trockenem Humor gesprochene Titel: „Der zerstreute Professor" oder „Fritzchen" löst eine Lachsalve aus. Auch Gesichter, die anfangs schmerzverzogen waren, beginnen allmählich zu strahlen. Die Kranken geraten in einen Zustand der Losgelöstheit von ihren Leiden, der befreiend auf sie wirkt.

Tagelang geht es ihnen besser, und sie machen oft überraschend schnelle Fortschritte in der Genesung, wenn sie einmal tüchtig gelacht haben. Traurige Eindrücke aber bringen schwere Rückschläge mit sich.

Den tatgewohnten Männern wird das Stillhalten oft zur Pein. Sie grübeln über ihre Zukunft, über Genesungs- und Berufsaussichten. Man muß sie zerstreuen. Und sie sind das dankbarste Publikum, das ich jemals gesehen habe.

Eine besorgte Lazarettverwaltung ist immer bemüht, ihren Pfleglingen Unterhaltungsabende zu bieten. Wenn möglich, finden sie jede Woche statt. Es gibt Künstler und Vorleser, die im ersten Kriegswinter gegen hundert Mal in Lazaretten konzertiert oder gesprochen haben. Sie werden immer herzlich begrüßt. Ohne Fremdheit nähern sich ihnen die Soldaten, erzählen von ihren Kriegs- und Lebensschicksalen und tauchen willig ein in den Strom der Liebe, der ihnen entgegentritt.

Dem einzelnen müssen wir helfen, die Lasten tragen, die das gewaltige Kriegsschicksal ihm auferlegte. Neben



der Körperpflege muß Stärkung der seelischen Kraft einhergehen, neben dem Trost die Beratung.

Auch des praktischen Rats bedürfen viele. Sie sind plötzlich durch den Krieg in veränderte Lebensverhältnisse gestellt und wüßten nicht aus noch ein, wenn sie einander nicht beistehen würden. Unser gesamtes Wirtschaftsleben wurde schwer bedroht. Wir können die Schwierigkeiten nur überwinden, wenn der einzelne seine Kraft als Tropfen dem großen Strom helfender Kräfte zufließen läßt, der alle tragen will.

Das Lazarettkonzert ist zu Ende. Fröhlich sind die Verwundeten durch die hallenden Gänge in ihre Zimmer zurückgekehrt.

Mein Weg führt weiter zum Stadthaus mit dem schlanken Turm, in dem heute eine Hausfrauenversammlung stattfindet. Ich eile die reichgeschmückten Treppen empor in den Saal mit der bunt gemalten Decke und den hohen Fenstern.

Hier sind wohl über hundert Frauen versammelt. Sie beraten über eine sehr einfache Frage: „Was werden wir in den nächsten Wochen essen?" Auch dies ist ein Problem, das die einzelne schwer zu lösen vermag. Die erfahrenen und tüchtigen stehen den unpraktischen und ängstlichen zur Seite. Sie regen ihren hausfraulichen Erfindungsgeist an, nennen ihnen billige Einkaufsquellen und stellen ihnen den Verhältnissen angemessene Speisezettel zur Verfügung. In Ausstellungen zeigen sie ihnen, wie man Dörrobst und Dörrgemüse und Marmeladen bereitet. Ersatznahrungsmittel, Ersatzstoffe, praktische Kleiderschnitte und alle neuen Kriegserfindungen lernen sie dort kennen. Eine Anzahl neuer Hausfrauenvereine hat sich gebildet. Beratungstellen und Lehrkurse wurden eingerichtet. Die Frauen lernen nicht nur kochen und sparen, sondern auch tischlern, schneidern, und Uhren ausbessern, um selbst die nötigsten Handwerkerarbeiten in ihrem Hause zu leisten. Nur wenn sie ertüchtigt werden, können sie in der gegenwärtigen Notlage standhalten.

Seelisch, körperlich und wirtschaftlich müssen wir einander stützen, um den Sturm des Krieges zu überwinden.

Daß wir es so selbstverständlich und mit soviel Freudigkeit tun, darin liegt unsere siegende Kraft.

Wie reich sind wir geworden, seitdem jeder einzelne von uns soviel geben muß! Wieviel beglückende Herzenswärme hat der Krieg in uns aufgelöst! Leer und inhaltlos erscheint uns jetzt das Leben, das wir ehedem führten! Und wir empfinden dankbar den Segen dieser großen Zeit!

Die weiße Frau.

Die weiße Frau nimmt leis den Hermelin
Und wandert fort vom blauen Land der Träume,
Schneesamt schleppt felderweit — Christrosen blühn,
In stillen Stuben ragen Tannenbäume.

Die weiße Frau geht über Tal und Torf,
Zu lösen, was die armen Herzen quäle,
Leer und verlassen liegen Deich und Dorf,
Nur aus der Kirche tönen dumpf Choräle.

So manches Edelreis aus deutscher Flur,
Das nahm der Mäher Krieg sich stolz zur Habe
Der Schmerz riß tief und blutrot seine Spur,
Doch jedes Opfer war auch Siegesgabe!

Nun hemmt das Zeitenroß den flüchtigen Huf,
Christrosen blühen weiß als Kranz der Erde,
Denn einer weichen Glocke Weihnachtsruf
Tönt lind und süß wie sonst zu jedem Herde.

Noch wölbt der Himmel sich so wunderweit,
Es sprüht und glänzt der Sterne Goldgestiebe,
Und heilen soll und wird des Krieges Leid —
Die weiße Frau spricht sanft: „Ich bin die Liebe!"

Eugen Stangen.

In dieser Zeit . . .

In dieser Zeit vollziehen sich die Dinge,
Die manches Rätsel ferner Zukunft lösen,
Und jede Stunde fühle ich, als zwinge
Sie Totgesagte, langsam zu genesen.

In jeder Stunde kann sich aus dem Bösen
Gehäuften Leids das Gute froh befreien,
Um reifer, reicher, als es je gewesen,
Sich selbst mit vollen Händen auszustreuen.

Aus dieser Zeit der Träne und der Klage
Erwächst ein Licht, das ist von solchem Scheine,
Daß wenn ich nicht die Augen niederschlage,
Sie tief geblendet werden von der Himmelsreine.

Leo Heller.



Exz. v. Bissing, Generalgouverneur in Belgien.

Für die „Woche“ nach dem Leben gezeichnet von Fritz Wolff.




Exz. v. Sandt, Chef der Zivilverwaltung im Generalgouvernement Belgien.

Für die „Woche" nach dem Leben gezeichnet von **Fritz Wolff**

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

6.

„Meine liebe Schwester Inge!

Nun liegt Deutschland schon wieder drei Wochen hinter mir! Die alte Hanna Tillesen ist wieder einmal tot, und die höchst respektable Mistreß Higgins sitzt statt ihrer hier bei Mann und Boys auf dieser ehrenwerten Insel.

Ach, Inge . . . Seit ich wieder hier bin, ist mir etwas Gräßliches passiert! Stell Dir vor: ich finde die Engländer nicht mehr komisch! Ja, Kerlchen, Du lachst! Aber für mich ist's traurig! Ich habe die Gebrauchsanweisung für das People verloren! Nun fängt es an, mir fürchterlich zu werden . . .

Inge . . . Inge . . . Was mache ich, wenn es Krieg zwischen uns gibt? Ihr drüben denkt natürlich nicht daran. Ihr habt ein reines Gewissen wie die Waisenkinder am Samstag abend. Liebste Maus, über so was ist man hier weit erhaben. Die Gesellschaft hier ist nachgerade zu allem fähig. Es ist schamlos, wie sie gegen Euch hetzen. Namentlich mein großer Schwager Higgins in seinen Zeitungen. Dabei ist es so glorreich, einen Baronet zum Verwandten zu haben. Wir liegen vor ihm auf dem Bauch. Dafür sind wir freie Briten. Augenblicklich sitzen wir und lauern wahrhaft angstvoll, ob er uns vielleicht zum nächsten Wochenende nach London einlädt, um einen Blick in die Season zu tun. Oder gar auf seine Jacht zur Kieler Woche? Aber das wär zu viel! Der Reverend hat erst in seiner letzten Predigt vor irdischer Vermessenheit gewarnt.

. Inge — was stelle ich denn nur hier mit den Engländern an? Wenn man sie erst richtig erkannt hat, wird man an ihnen direkt elend. Drüben im College sitzt mein Mann in seinem Studienkabinett. Er hat augenblicklich eine Laus unter der Lupe, ein ganz verschmitztes Tier, das, ohne selbst dabei krank zu werden, irgendeine Unannehmlichkeit von einem Lebewesen zum andern überträgt. Du, im Vertrauen, die Engländer sind auch nicht viel anders.

Sie verhetzen die ganze Welt gegen Euch! Jeden Tag wird es schlimmer. Manchmal frag ich mich: Wo soll denn das hinaus? Warum merkt Ihr denn nichts? Sie hassen uns wie die Sünde, weil wir die Arbeit erfunden haben. Nämlich die eigene Arbeit, statt daß Nigger für einen schuften. Gegen einen Weißen, der arbeiten will, ist uns, den Christen, jede Notwehr erlaubt. Frag nur meinen Schwager Higgins. Dieses herrliche M. P. kriegt jeden Morgen das Lügen, wie ich das Nießen. Auf die Weise entsteht ein Penny-Abendblatt. Sie sind voll blödwitzigen Dünkels, und dabei haben sie vor uns eine Heidenangst. Nun reim dies mal zusammen: Sie sind eigentlich alle wie ihre alten Jungfern, die hier rudelweise herumrennen. Ganze Kerle sind nur ihre Suffragetten. Du, die hab ich gern, weil sie das People so piesacken! Neulich haben sie erst wieder unter gräßlichem Geschrei sieben Bilder in der Nationalgalerie mit Beilen kaputt gemacht. Einen Minister haben sie auch geohrfeigt! Famos! Denk dir nur: einfach so klatsch mitten in die steifleinene Visage! Hurra! Da möcht ich immer gleich mit! Aber Jerôme K. Higgins findet, das sei nicht ladylike. Er hat leider Gott sei Dank recht. Hier in Oxford weht ja noch eine mildere Luft. Hier sind wir gebildet und haben wenigstens einen schwachen Schimmer von etwas außerhalb von England und seinen Kolonien.

Aber sonst . . . ach, sag, Inge . . . Es wird doch keinen Krieg geben . . .? Sie reden hier immer ganz friedlich davon, wie



vom Wetter. Ich bin ja dann wie der Frosch zwischen den beiden Enten.

Ich mag gar nicht nach Kiel, so sehr es mich auch freuen würde, Dich da vielleicht von Lübeck aus zu treffen. Ich mag nicht mehr nach Deutschland. Es hat etwas Närrisches, wenn wir uns da verbrüdern und uns die biedere Männerrechte schütteln und dabei die linke Faust im Hosensack ballen! Inge: Sie leimen Euch! Sie kommen auch nur zu dem Zweck nach Kiel! Paß auf!"

Die Sonne schien durch das Blätterdach vor den Fenstern in goldenen Lichtern auf den Blondkopf, den Mrs. Hanna Higgins über die Tischplatte neigte, während sie den Brief an ihre Schwester Inge Tillesen vollendete: „Fertig, Inge! Und nun verbrenn den Wisch. Du brauchst mir nicht zu antworten. Schicke mir lieber endlich einmal Deine Verlobungsanzeige. Aber bleib im Lande! Verheirate Dich dort redlich. Glaub der Stimme überm Meer: Es ist besser!"

Das Higginssche Haus lag, die kleinen Fenster von wildem Grün umsponnen, mitten in den Mauerresten der mittelalterlichen Stadtumwallung von Oxford. Nach rückwärts sah man auf die saftigen Wiesengründe und hundertjährigen Eichen des Parks von St. Paul's College, an dem Professor Higgins lehrte. Zahmes weißes Damwild äste da in Rudeln inmitten der Stadt. Der riesige Angorakater des College dehnte sich süffisant wie ein Lord unter den Tieren in der Sonne. Dahinter wölbten sich die Kreuzbogengänge und Spitzfenster, hoben sich die uralten Mauern und Glockentürme, Erker, Nischen und Kapellen der einstigen Klosterschule, einer der vielen der Universität, alle im Äußern noch aus der Zeit, da die Wissenschaft sich scheu wie ein Küchlein unter die wärmenden Fittiche der Kirche duckte. Aus jeder dieser ehemaligen Mönchzellen hätte jetzt noch Dr. Faust mit seinem Famulus zum Osterspaziergang heraustreten können. Nun hauste dort in drei reichen Räumen je ein glattrasierter, jüngerer, angeblich studierender Sportathlet aus der Gentry des Vereinigten Königreichs. Den Luxus, der ihn hier umgab, war er von klein auf aus seinem elterlichen Tudorhall oder Castle auf hohem Hügel in grüner Landschaft gewohnt. Wozu gab es sonst die Hunderte von Millionen dunkelhäutiger Menschen auf der Welt als zur Fronde für dies fröhliche Altengland?

Der Higginssche Garten stieß an den Park des College. Zwei kleine Jungen von acht und neun Jahren, aber schon in schwarzen Röckchen und weißen Umlegekragen, spielten darin. Sie stürmten der Mutter entgegen. Bob, der ältere, strahlte. Er hatte Sommersprossen im Gesicht, einen breiten Mund und eine kleine Nase. Er war ein ganz verschmitzter Boy.

„Mother! Die deutsche Flotte kommt!" schrie er aus Leibeskräften auf englisch. Hanna Higgins erschrak wirklich einen Augenblick. Dann ärgerte sie sich über die Dummheit.

„Bist du denn ganz verdreht! Die deutsche Flotte! . . . Und noch dazu hier mitten im Land!"

„Die deutsche Flotte!" verkündete atemlos jetzt auch der jüngere Knirps.

„Wo denn?"

Durch den Garten floß ein Bächlein. Drei winzige Papierschiffchen schwammen auf ihm herab, und Bob wies auf sie triumphierend: „Da ist sie, Mother!"

Das Wasser spritzte. Sein kleiner Bruder versenkte mit einem wohlgezielten Gertenstreich den ersten Nachen, den zweiten, den dritten. „Päh!" sagte er dann verächtlich und spuckte hinterher in die Flut.

„Ihr Lausbuben — wer hat euch denn wieder diesen dummen Witz gelehrt?"

„Mr. Ferguson vom Corpus-Christi-College, Mother! Er gibt jedem Boy Sixpence, wenn er sein Lied kann!"

Und Bill, der kleinere, trompetete mit seiner schrillen Jungenstimme:

> „We have the men,
> We have the ships,
> We have the money too!"

„Die Kinder sind in einer Weise ungezogen!" sagte herankommend das deutsche Fräulein, eine helläugige, lebhafte junge



Rheinländerin. „Sie werden fortgesetzt von anderen Jungen und Erwachsenen aufgehetzt. Auf der Straße und überall! Wenn ich sie noch sooft deutsch anrede, sie antworten englisch! Da, bitte!"

Bob zog eine gräßliche Grimasse und streckte dabei die Zunge heraus. Bill versenkte verächtlich die Fäuste in die Hosentaschen und stand breitbeinig wie ein Matrose.

„Ich fühle mich den Aufregungen nicht mehr gewachsen. Ich bitte, gnädige Frau, mich lieber nach Deutschland zurückkehren zu lassen!"

„Nun, nun — wir werden sehen, Fräulein Rohmüller! Gehen Sie jetzt nur auf Ihr Zimmer und beruhigen Sie sich!"

Das „Fräulein" verschwand. Hanna Higgins wandte sich strafend an ihre Söhne.

„Seht ihr wohl, ihr bösen kleinen Burschen! Sie hat Tränen in den Augen!"

„Schadt nichts, Mother!"

„So? — Wie heißt der Spruch: ‚Show me, Bobby, if you can — be a little gentleman!' Bist du ein kleiner Gentleman?"

„Well, Mother!"

„Nun: Ein Gentleman bringt nie eine Lady zum Weinen!"

„Ach, das ist ja gar keine Engländerin, Mother!"

Hanna Higgins hätte ihm am liebsten eins hinter seine großen, abstehenden Ohren gegeben. Aber Professor Higgins hatte das ein für allemal verboten. Er war ein Feind jeder Gewalt des Menschen gegen den Menschen, bei seinen Söhnen wie auf der ganzen Erde . . . Es waren die Gesetze der Humanität und Kirchlichkeit, die er ehrte und bei jeder Gelegenheit öffentlich vertrat. Wenn trotzdem Wilde niedergeschossen oder zwei Boys durchgehauen werden mußten, dann hatte das wenigstens so zu geschehen, daß er es nicht zu sehen brauchte. Jetzt aber stand er drüben an einem der gotischen Fenster des großen Saals von St. Paul's College, dieses ehrwürdigen Raums, von dessen Wänden die lebensgroßen Ölbilder aller berühmten, aus dieser Schule hervorgegangenen Engländer und Schotten, Admirale, Parlamentsmitglieder, Gelehrte, auf die uralten eichenen, von Hunderten von Inschriften gekerbten Eßtische hinabschauten, und sprach mit einem der Fellows. Seine Frau ging ihm entgegen. Sie wollte sich einmal ernstlich über die Bengel beschweren. Bobs Flottenlied haftete ihr im Kopf.

„Wir haben die Männer und Schiffe
und das nötige Kleingeld dazu!"

Und wieder die Todesangst: Schließlich fangen sie wirklich an mit ihren Männern und Schiffen! . . . Was wird denn dann aus mir?

Professor Jerôme K. Higgins' wulstiges, bartloses Gesicht lächelte wohlwollend wie das eines gelehrten Mandarinen in Peking unter der goldenen Brille. Er war tief befriedigt. Er hielt einen Brief in der Hand. Die Einladung nach London war gekommen? Nein, zwei Fliegen auf einen Schlag: Auch gleich die nach Kiel.

„William schreibt, er habe gerade für uns Platz bei sich in London zum Wochenende reserviert!" versetzte er, und seine Frau dachte: Das heißt: Es hat im letzten Augenblick sonst jemand abgesagt! Ihr Mann fuhr fort: „Er hofft ernstlich, daß du zufrieden sein würdest, in Kiel wieder deutschen Boden zu betreten!" und sie sagte sich: Mit anderen Worten: Ich soll den Ladies und Gentlemen auf der Jacht als landeskundige Vermittlerin in Germany dienen! Kinder, was seid ihr verlogen! Kein wahres Wort fährt aus eurem Munde! Professor Higgins neben ihr rieb sich vergnügt die Hände. An sich hatte er, der kurzsichtige Stubengelehrte, der beim Hindernisreiten nie die Gräben vor sich sah, wenig von dem großen Jahrmarkt der Eitelkeit am Strand der Themse. Aber es war der Kitzel der Gesellschaftsheuchelei. Man gehörte zur „Society" und die „Society" zur Season.

Die Londoner Season im Mai und Juni, wenn es der Frühsommersonne gelang, selbst durch die Rauch- und Nebelmassen zwischen Hampton und Plumstead, zwischen Tottenham und Croydon zu lichten und das sonst nie in seinem ganzen Umfang geschaute steinerne Meer von Häusern und Schornsteinen



endlos bis an den fern verschwimmenden Horizont zu enthüllen — die Season zur Zeit, wenn die weiten Rasenflächen von Green Park und St. James, von Kensington Gardens und Regentspark noch frischer grünten als sonst in der feuchten Seeluft des ganzen Jahres — die Season, in der der Sturmwind, der sonst ewig das Inselreich durchbrauste, zum Mailüftchen wird und das Land rings um London bis zur Irischen See ein einziger, gepflegter Park ohne störende Getreidefelder, ohne häßliche Kartoffeläcker und Hammelherden auf friedlicher Weide unter schattigen Bäumen und darüber auf hohem Hügel das Schloß der Lords.

Die Season, das Fest der Lords. Keine Saison wie anderswo, wo gleiches Geld gleiche Rechte gab. Eine Frühjahrsparade der unterworfenen Völker, der Yankees und der Japaner, der Argentinier und der Südafrikaner, der Inder und der Portugiesen vor ihren angelsächsischen Herren. Sie kamen scheinbar als Gäste. In den Herzogschlössern von Hydepark und St. James flammten jeden Abend die hellen Scheiben, stauten sich die Automobilreihen, blendete unerhörter, seit Römerzeiten nicht gesehener Reichtum, von den Rembrandts und Rubens an der Wand bis zu den Scharen sechs Fuß langer Lakaien, die Geladenen, bot an der Schwelle des Palastes der Halbgott selbst und seine Gemahlin freimütig lächelnd linkischen Amerikanern und gelbhäutigen Asiaten den Händedruck, den sie einem der Geringeren unter ihren eigenen Landsleuten niemals gewährt hätten. Von den Zinnen des Buckingham-Palastes flatterte das königliche Banner. Mit Herzklopfen drängten sich vor den Stufen des Thrones die tiefausgeschnittenen Töchter der Schweinemetzger von Chikago und die vor einem Jahr aus der Klosterschule gekommenen schönen Frauen der dreifachen Granden Kastiliens und Navarras, stießen sich die Maharadschas vom Ganges mit dem Schwertadel Japans, stand der Minenkönig aus Transvaal mit schwarzen Goldgräbernägeln hinter dem Fabrikarbeiter und Enkel deportierter Verbrecher, den Neuseeland zum Minister ernannt, scharten sich ägyptische Prinzen und kanadische Männer des Volks, Araberscheichs und chinesische Dynasten, bestaunten das riesige Ausstattungstück und merkten nicht, daß sie es selber spielten und sich gegenseitig den Sand in die Augen streuten, den ihnen die lächelnden britischen Gastgeber lieferten.

Und draußen. auf der blauen Reede von Spithead, soweit ein Menschenauge sehen konnte, ein buntbewimpelter Kriegspanzer neben dem anderen. Die „Victory", Nelsons altes, weißgebordetes Schlachtschiff, tat den ersten Schuß des Königsaluts. Der Donner brüllte durch die ganze Linie, rollte über die ganze Erde mit dem trügerischen Lärm seiner leeren Manöverkartuschen, blendete die Menschen mit den Taschenspielerkunststücken des Inselreichs bis zu der willenlosen Hypnose: England ist groß. England ist stark. Was England sagt, ist wahr. Was England will, ist Gesetz.

Das war der Zauberspiegel der Gaukler an der Themse, im großen Völkerparnaß der Season. Sie versteckten dahinter ihre eigenen steinernen Züge, und wem sie das Trugglas vorhielten, dem Radscha und dem Emir, dem Squatter und dem Trustkönig, dem Mandarinen und dem Samurai, dem Principe und dem Woiwoden, der lächelte und sah sich in dem Spiegel frei, reich und groß und empfand sein Helotentum als Lust, sobald mit dem ersten Frühlingsgrün der Vorhang von der Fata Morgana von London emporrollte und ihren Bildern von verwirrender Buntheit und Zahl: das Tosen der Hunderttausende beim Ringen um das blaue Band auf dem grünen Rasen von Epsom, die verständnislos feierliche Stille der oberen Zehnsend, wenn Hans Richter in Coventgarden den Taktstock zum Nibelungenring hob, die Farbenpracht des Adels in den geschichtlichen Trachten seiner eigenen Vorfahren auf den abgeschlossenen Kostümbällen des Westens, das Gedränge von drei-, viertausend Gästen zugleich beim Nachmittagsgartenempfang der Herzöge im Park eines turmreichen Shakespeareschlosses, das allnachmittägliche Ge-

